

FENSE
WILHELM
RAABE



My
dear

Wilhelm Raabe

Sein Leben und seine Werke

Dargestellt von

Wilhelm Fehse

Mit 14 Federzeichnungen Wilhelm Raabes
und 3 Bildtafeln

Im Vieweg-Verlag

Die Wiedergabe des Bildmaterials erfolgte mit freundlicher
Erlaubnis von Fräulein Margarete Raabe, Braunschweig
Zum Abdruck des Bildes „Der 70 jährige Raabe“ erteilte
Herr Dr. jur. Th. Abig. Schulze, München, seine Zustimmung

Einband und Umschlag Bernd Sommermeyer, Braunschweig

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1937 by Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

Printed in Germany

Druck von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

Der Treuen, die im Wachen
Und Träumen bei mir stand,
Der Lieben, deren Lachen
Um alltagsgraue Sachen
Mir lichte, farbenbunte Schleier wand

Vorwort

Dieses Buch verdankt seine Entstehung einer Anregung des Verlages. Der Verfasser durfte sich während der Arbeit an ihm der verständnisvollsten Unterstützung seiner Leiter erfreuen. Freilich, ermöglicht wurde diese Arbeit erst durch das rückhaltlose Vertrauen der Familie Wilhelm Raabes, die dafür den gesamten Nachlaß des Dichters zur Verfügung stellte. All ihren Gliedern gilt daher der wärmste Dank. Im besonderen gilt er der treuen Hüterin des Raabehauses und seiner Schätze, der ältesten Tochter des Dichters, Fräulein Margarete Raabe. Sie hat das Werden und Wachsen des Buches mit nie ermüdender Anteilnahme begleitet und in dem Bilde, das es zeichnet, so manche Lücke ausgefüllt und so manche Dunkelheit geklärt.

Für die liebenswürdige Überlassung umfangreicherer Sammlungen von Lebensurkunden bin ich ferner Frau Regierungsrat Raabe-Wolfenbüttel, Herrn Universitätsprofessor Dr. Paul Jensen-Göttingen, Herrn Landgerichtsrat Adolf Schottelius-Braunschweig †, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Max Adler-Salzwedel †, Freiherrn Hans v. Wolzogen-Bayreuth und der G. Grote'scher Verlagsbuchhandlung verpflichtet.

Frau Sophie Reidemeister-Braunschweig stellte sich in freundlichster Bereitwilligkeit in den Dienst der Sache durch ihre den älteren Generationen der Raabe-Gippe gewidmeten Forschungen.

Herrn Professor Franz Hahne-Braunschweig und Herrn Regierungsrat Fritz Jensch-Harburg habe ich für die sorgfältige Durchsicht des Textes zu danken.

Ganz besonderen Dank aber schulde ich meiner treuen Helferin, Fräulein Frieda Bratvogel-Magdeburg, die mir neben vielem anderen die mühsame Registerarbeit abgenommen hat.

Salzwedel, den 5. Juli 1937.

Wilhelm Fehse

Albi Telford

vier

Die Grinkaps vom Mondgebirge.

für

Konuen in drei Theilen.

Nach

Milfalm Karben.

Wenn Jhr wünschet, mal in mein Haus,
Mafausd, so wünschet Jhr viel mehr
und wird wenig Kosten.

Joseph Thiel.

Monnard.

Judem ist dieses, nicht ein freies lustiges Paar,
was entsprungen aus in die Hände der Liebe gaben,
und es schon gehen lassen anlassen; drängt es die
neuf, eine gute Anweisung für den besten und
schönsten Anweisung man zu lassen und nicht
sich gegen alle Missverständnisse zu verhalten.
Ich bitte ganz gesondert, nach dem Ort Albi
zu gehen, nach dem Ländchen auf der Karte
von Africa zu sehen, und nach dem Mondgebirge
anzukommen, so nach ein jeder aber so gut als ich,
dass die Natur der Natur und nicht einig sind, ob
sie desselben wirklich unterhalb haben. Einige mal
hau an der Stelle, wo ältere Geographen es nicht
sah, einen großen Berg, Andros ein andres,
desperat Pelagos, und wieder Andros und einen die
andere Andros Bergzug gefunden haben, welches Alles
keineswegs hindert, dass es für mich wohl betrachtet
an der Stelle. —

Monnard
Nüttger, im April 1867.

Der Verfasser



Einleitung

Dieses Buch handelt von einem Menschenleben, das mit seinen Freuden und seinen Leiden, seinen Siegen und seinen Niederlagen so schlicht und unromantisch verlief wie Millionen andere. Wir werden auf diesen Blättern sehr wenig von dem zu berichten haben, was der Leser als spannend zu bezeichnen pflegt. Auch dieses Leben war voll von Müh und Arbeit, von Schaffenslust und Enttäuschung, von Kampf und Entsaugung; aber es war arm an allem, was menschliche Neugier reizen oder gar einen Romanschreiber verlocken könnte. Es war ganz und gar unpathetisch in Glück und in Not. Es hatte seine schwere Tragik gewiß, aber diese Tragik war jene undramatische, die aus tieferen Abgründen aufsteigt und lautloser sich entfaltet als die, für die des Dramatikers Illusion die Macht des Schicksals verantwortlich macht. Und der Mensch, der dieses Leben geführt hat, wußte sehr wohl darum. Er hat immer wieder den Kopf geschüttelt, wenn man ihn nach seinem Leben fragte oder ihn bat, mit seiner Feder den Freunden davon zu erzählen. Er war sich sehr wohl klar darüber, daß nicht nur unzulässige Neugier danach fragte, daß sehr viel echte Liebe zu ihm und seinem Werk daran beteiligt war. Und dennoch wehrte er ab, weil er diesen Drang nicht verstehen und höchstens Mitleid mit denen haben konnte, die nichts davon zu ahnen schienen, daß das Leben eines Menschen in seinem Werke liege. Dieses Werk lag in Breite und Tiefe allen offen und damit sein Glück und sein Weh, sein Wandern und sein Irren, sein Aufstieg und sein Rasten am Ziel. In ihm lag all das, was sein Leben von dem der anderen unterschied, die mit ihm die gleiche Wegestrecke zurückgelegt hatten. War es nicht Torheit, wenn man gerade nach dem fragte, was er mit Millionen gemeinsam hatte? Und so hat er nur mit einer Art humoristischen Grauens künftiger Biographen gedacht, die dereinst die „disiecta membra poetae“ durchforschen würden, um sich aus ihnen sein Bild zu enträtseln.

Wer sich unterfängt, das Leben Wilhelm Raabes für sich und andere wiederzuerwecken, der hat sich mit dieser Einstellung des Dichters abzu-

finden. Es geht nicht an, daß man sie mit einem Achselzucken auf sich beruhen läßt.

Ein Einwand dagegen liegt bereit: das Leben eines Dichters gehört der Geschichte seines Volkes an, und deshalb ist alles, was ihn berührte und bewegte, Angelegenheit seines Volkes. Aber dieser Einwand versagt gerade hier. Raabe hat das Leben seines Volkes wie kein anderer Dichter seiner Zeit miterlebt und miterlitten, und er hat dieses abgrundtiefe Miterleben mit seiner Qual und seinem Jubel, seiner angstvollen Sorge und seinem unverwüßlichen Glauben restlos in sein Werk gebannt. Und nicht zuletzt hatte er gerade dies im Sinn, wenn er sein Leben seinem Werke gleichsetzte.

Zwingender könnte schon ein anderer Einwand gegen seine Abwehr erscheinen. Dieser liegt in der Eigenart und Einzigartigkeit seines Werkes begründet. In nicht geringerem Maße als bei Goethe wird bei ihm die Frage nach dem Verhältnis von Erlebnis und Gestaltung wach. Je klarer sich sein Werk als Persönlichkeitsgestaltung seines Schöpfers offenbart, um so größere Berechtigung gewinnt die Frage nach seiner Lebenshaltung im Alltag als der Voraussetzung seines Schaffens. Gewiß hat das von seinem Schöpfer losgelöste Kunstwerk sein eigenes Schicksal, sein eigenes Leben und seine eigene Wirkung. Aber das Kunstwerk ist die höchste Leistung des Menschentums, und es ist doch mehr als bloße Neugier, wenn seine Wirkung auf uns die Sehnsucht erweckt, den Menschen, der in ihm steht, auch in den Verhältnissen und Bindungen zu sehen, die er mit uns gemein hat. Und in dieser Hinsicht hat Raabe seiner Abneigung gegenüber einer Durchstöberung seines persönlichen Lebens selbst Unrecht gegeben. Es gab Zeiten, wo er mit sehr wachem Blick seine Augen auf Lebensäußerungen Goethes ruhen ließ, die abseits des großen Werkes lagen, wo ihm die Tagebücher, Briefe und Gespräche dieses seines anerkannten Lebensführers nicht weniger wichtig waren als die Werke. Und mochte er auch in seiner Bescheidenheit sein eigenes schlichtes Dasein im Vergleich dazu für sehr unwichtig halten, so trägt er doch schließlich allein die Schuld daran, wenn uns der Mensch Wilhelm Raabe nicht weniger wichtig ist als der Dichter.

Denn dieser Mensch offenbart schon von seinem ersten Werke an eine Natur von beinahe rätselhafter Ursprünglichkeit. Er geht mit unbeeirrbarer Sicherheit einen Weg, der sich nur als Ausdruck eines naturnotwendigen inneren Wachstums bezeichnen läßt. Er bringt für die Auf-

gabe, sich die Welt auf seine Weise zu erobern, eine Weisheit mit, die jedes Erlernens spottet. Er ist von Anfang an der Schauende, der nicht zu suchen braucht, weil er von der Offenbarung lebt. Er braucht die Dinge nicht zur Sprache zu bringen durch die Frage: Was bist du mir wert? Auch die Kleinsten und geringsten legen ihm Zeugnis ab vom Ganzen. Und nur auf dieses Ganze ist unablässig sein gesammelter Blick gerichtet. An ihm wird alles Neue, was in seinen Kreis tritt, gemessen, und es verliert dabei die Anmaßung des „Besonderen“. So fingen seine scharfen Augen die Welt in dem zauberhaften Glanz ihrer Einfachheit und Einfachheit ein, und daß er gerade diesen Glanz widerzuspiegeln vermochte, hob sein Werk weit hinaus über das Gebiet des Ästhetischen auf eine Ebene, wo alle Kunst aufgeht in das Ringen mit der ewigen Frage nach dem Sinne des Lebens. Ein Mensch aber, der von Anfang an den Drang und die Kraft hat, sich zu dieser Ebene emporzuschwingen, um von dort aus anderen die helfende Hand zu reichen, ist mehr als ein Dichter. Er ist Seher und Priester im Tempel des Lebens. Und wie er diesen Beruf nur erfüllen kann bei restlosem Verzicht auf jeden eigenen Besitz, so verliert er damit auch das Recht, sein Erdendasein vor dem zudringlichen Blick jener edelsten Neugier gesichert zu sehen, die dankbarer Liebe entkeimt.

„Meine Bücher gewonnen, ein Leben verloren.“ — Diese Worte zeigen, daß Wilhelm Raabe sich des Opfers bewußt war. Wie er seinen Beruf auffaßte, war es unabweisbare Notwendigkeit. Wunderbar ist nur, daß sich ihm diese Erkenntnis schon so früh, mitten in seinem ersten Entfalten, aufzwang. Aber wenn je ein Verlust, dann war dieser ein Gewinn, im Bann des Ewigkeitsgedankens gesehen.

Ein solches Menschenleben aber, das sich verloren gibt, um anderen zum Gewinn zu werden, ist eine so seltene Offenbarung für das im Dunkel ringende Menschentum, daß es darauf nicht verzichten darf. Denn hier handelt es sich um mehr als um den Einsatz, den heldische Tat zur Erreichung eines nahen Zieles erfordert. Hier ist die Ichvergessenheit nicht rauscherfüllte und rauschbelohnte Hingabe an das Fordern eines großen Augenblicks, hier ist sie unendlich nüchtern und alltagsgebunden; ihre Tat zieht sich durch lange, gleichgültige Jahrzehnte des Daseins hin, und ihr Ziel liegt verschleiert in dem dunklen Wädhnen einer ringenden Menschenbrust.

Der tiefere Einblick in ein solches Menschenleben aber erweckt eine erschauernde Ehrfurcht vor den unversieglichen Kräften, die seiner schick-

salgegebenen Gebundenheit trogen. Immer gleichgültiger wird dem schauenden Auge dabei das äußere Kostüm des Daseins, die Zufallsform seines Schauplazes und das Gewirr seiner Gestalten, bis es zuletzt erschüttert und erhoben auf dem mildernsten Anklitz des ewig unänderlichen Lebens selbst ruht.

So wird und will dieses ernsthafte Buch alle enttäuschen, die in bloßer Neugier zu ihm greifen. Es wird viel eher denen gerecht werden, die bei dem Blick auf den Titel an dem Sinn seiner Aufgabe zweifeln, weil sie den Dichter nur in seinem Werke suchen. Allen aber wird es und soll es auf jeder Seite Klarheit geben über den Unterschied zwischen Dasein und Leben.

Der Verfasser muß dies um so nachdrücklicher betonen, als er der erste ist, dem für die Lösung seiner Aufgabe der gesamte Nachlaß Wilhelm Raabes mit seinen Tagebüchern, Entwürfen und vielen Hunderten von Briefen rückhaltlos zur Verfügung gestellt wurde. Er verdankt der wehmutsvollen Durchsicht dieser Lebensakten ein umfassendes Wissen von tausend bisher unbekanntem Einzelheiten und daneben gar manche hochwillkommene Bestätigung seiner aus dem Werke gewonnenen Anschauung, vor allem aber den bezwingenden Eindruck der tieferschütternden Einsamkeit des schaffenden Wilhelm Raabe. Er ist sich durchaus darüber klar, daß durch dieses Studium in keiner Weise die Skepsis erschüttert oder gar widerlegt wird, die Raabe gegenüber allen biographischen Versuchen beherrschte. Schon in seinem zweiten Roman tritt sie klar genug hervor:

„Jedes Menschenleben ist ein Tonstück, in welchem jeder einzelne Klang in der Aufeinanderfolge, dem Zusammenhange aller wurzelt. Schwer ist's, die einzelne Tat, den einzelnen Gedanken, das einzelne Gefühl mit den Wurzeln loszulösen und es zwischen Löschpapierblätter niederzulegen, wie der Pflanzensammler ein seltenes Gewächs präpariert. Die Blume des Botanikers verliert ihren Duft, ihre Farbe; höchstens vermag er ihr durch einen künstlichen Lack einen Schein ihres früheren Glanzes und Lebens wiederzugeben: die größten Dichter gelangen nur zu dem Resultat des Botanikers.“

Und sehr früh schon bestätigt sich ihm diese Skepsis aus der Erfahrung, die er mit der Spiegelung seiner eigenen Gestalt bei anderen machen muß. Zweimal finden wir in seinem Tagebuch den Satz „No man was ever written down but by himself“ — das zweitemal nach

der Lektüre der biographischen Skizze, die sein Freund Adolf Glaser ihm im Jahre 1865 in dem Braunschweiger Anzeiger gewidmet hatte. Und späterhin heißt es ganz lapidar: „Es hat noch niemals auf der Erde ein Mensch von dem andern ‚was gewußt‘.“

Der Verfasser hat sich schon vor vielen Jahren mit diesem Fragezeichen, das Raabe selbst hinter den Bemühungen seiner Biographen aufsteigen läßt, auseinandergesetzt. Den Vergleich mit der Arbeit des Botanikers, mit dem Raabe seufzend sich der Schranken seiner Kunst bewußt zu werden scheint, hält er für verfehlt. Lebendiges läßt sich niemals als Einzelnes erfassen, sondern immer nur von der Vision des Ganzen her als notwendiger Ausdruck dieses Ganzen. Und der Satz, daß ein Mensch immer nur durch sich selbst dargestellt wird, ist die einfache Grundlage jeder ernsthaften Lebensschau, wobei natürlich die schöpferische Selbstoffenbarung gemeint ist. Denn die Selbsttäuschungen des Autobiographen waren Raabe bekannt genug. Der letzte Satz aber, daß noch nie ein Mensch vom andern „was gewußt“ habe, wiederholt nur für ein Teilgebiet, was von der Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens gilt. Wir halten es demgegenüber mit Goethe, dem großen Seher des werdenden: Was fruchtbar ist, ist wahr. Was wahr in einem Menschenleben, beglaubigt sich durch seine Wirkung. Und wir wissen, daß uns erst die Wirkung von Raabes Leben die Aufgabe aufgezwungen hat, die dieses Buch zu lösen sucht.

Aber was auf uns wirkt, ist Teil unseres Schicksals allein. Es gibt uns noch nicht das Recht, damit vor andere zu treten.

Dem Verfasser erwuchs das Recht dazu, ja die unabweisbare Pflicht aus dem Erleben seiner Zeit. Er hat nicht umsonst seit einem Menschenalter unter dem starken Eindruck von Raabes deutschem Gehertum die immer verhängnisvollere Auswirkung des Materialismus und dann seinen Zusammenbruch im Weltkrieg als erwartetes Schicksal erlebt. Und er hat dabei Verständnis gewonnen für die so selten begriffene und auch schier unbegreifliche Lebenshaltung Raabes, der in der zweiten Hälfte seines Schaffens, gerade unmittelbar nach dem Anbruch des zweiten Reiches, unbeirrt durch den Widerstand seiner Zeit, Werk für Werk in die Zukunft seines Volkes warf, künftiger Ernten gewiß.

Der Glaube, daß die Zeit heute herangereift ist, an die Raabe in seinen deutschen Träumen gedacht hat, ist der Lebenskern dieses Buches. Dies darf jedoch nicht in dem Sinne verstanden werden, daß dem Leben

Raabes hier eine melancholische „Rettung“ zuteil werden soll, weil er Recht behalten hat im Kampf mit seiner Zeit. Diese Zeit ist abgetan für uns, und ihr Urteil ist gesprochen. Der Umbruch, den wir erlebt, hat sie in viel weitere Ferne zurückgedrängt, als die Zahl der Jahre aussagt. Unsere Aufgabe ist mehr als eine nur geschichtliche. Der Glaube, von dem dieses Buch getragen ist, bekennet, daß die Zeit gekommen ist, in der die Augen unseres Volkes klar werden für das, was Wilhelm Raabe Leben, d e u t s c h e s Leben nannte.

I. Werden und Reifen

Jugendentwicklung

Ahnenerbe



Wo der Brocken, der alte germanische Zauberberg, seine Ausläufer in steilen Wellen westwärts schiebt, wo seit Jahrhunderten ein fleißiges Völklein die einst so reichen Metalladern des Gebirges ausbeutet, da ist die Urheimat der Raabe-Gippe. Eine eigenartige Kulturinsel in ernster,

noch heute vielfach urweltlich anmutender Landschaft ist dieses Oberharzter Bergwerksgebiet. Im 16. Jahrhundert riefen unternehmungsfreudige Fürsten welfischen Geschlechts unter Zusicherung bedeutsamer Freiheiten Bergleute in das wilde, unerschlossene Gebirgsland, um den Bergbau, der lange Jahre vorher unter den Auswirkungen der Pest zum Erliegen gekommen war, neu zu beleben. Ein zähes, lebensstrogiges und bei allem Grimm seines Kampfes mit einer abweisenden Natur lebensfreudiges Volk siedelte sich auf den Höhen und in den engen Talzügen an und prägte die neue unwirtliche Heimat nach seinem Willen. Es war keine nach Stammesherkunft einheitliche Masse, die hier zusammenströmte; aber die Mehrzahl der Siedler scheint doch aus dem Sächsischen Erzgebirge gekommen zu sein; denn die mitteldeutsche Sprache gewann den unumstrittenen Sieg. Für die Verschmelzung der verschiedenartigen Bestandteile der Masse sorgte in der Abgeschlossenheit der eherne Zwang des Lebens, das nur durch das engste Sicheinfügen in das Ganze tragbar wurde. Überraschend schnell wuchsen betriebsame Flecken auf, die bald einen weithin klingenden Namen hatten: Clausthal, Zellerfeld, Wildemann, Grund, Lautenthal, Altenau und St. Andreasberg. Die Neuzeit hat die scharfgezogenen Grenzen dieser Insel wohl vielfach verwischt, aber erkennbar sind sie heute noch an der Sprache, der Wesensart, der Sitte und Tracht der Bevölkerung.

Das älteste Glied der Raabe-Gippe, zu dem wir vordringen können, wird uns 1567 urkundlich bezeugt. Bis zu dem im Jahre 1696 in Clausthal geborenen Johann Justus Raabe waren alle nachweisbaren

männlichen Ahnen Bergleute in Clausthal und Zellerfeld. Johann Justus gehört der vierten Generation vor Wilhelm Raabe an. Mit ihm scheint ein ruckartiger Aufstieg der Sippe einzusetzen. Er ist der erste, der die jahrhundertlange Heimat der Familie verläßt und in das benachbarte Grund zieht. Neun Kinder hatte der Berggesell und Bürger Johann Justus Raabe aus zwei Ehen mit Dorothea Elisabeth Schinke aus Grund und Katharina Elisabeth Nolte aus Seesen; aber an keinen seiner sechs Söhne gab er seinen Beruf weiter, und die unter ihnen, die das Geschlecht fortleiteten, bauten sich ihr Leben fern von der Harzheimat in der Ebene.

Der älteste von ihnen, Johann Christoph Raabe, wird Postmeister in Holzminden, und mit ihm tritt die Familie zum erstenmal in Verbindung mit der alten Weserstadt, in der Raabe zum Bewußtsein erwacht ist, und mit dem Posthaus dort, das in seiner Jugend eine bedeutsame Rolle spielte und das in seinem Werke fortlebt. Zwei seiner Brüder gründen sich in Kassel eine neue Heimat. Georg Christian Ludwig wird uns dort als Faktor der Wachsbleiche bezeugt und Martin Johann Christian als Buchhändler. Dieser, das siebente Kind des Bergmanns Johann Justus, ragte noch in Wilhelm Raabes Erinnerungen hinein. Sein Vater hatte die Verbindung mit dem Kasseler Großohm gepflegt. Auf einer seiner vielen Wanderungen in der Studentenzzeit hatte er in seinem Hause gewohnt, wie der in seinem Reisetagebuch erhaltene Paß ausweist. Und der Dichter selbst erinnerte sich in seinem hohen Alter noch, daß er mit seinen Eltern die Kasseler Verwandtschaft begrüßt hatte.

Der dritte Sohn des Bergmanns aus Grund, Rudolf Christian Heinrich, des Dichters Urgroßvater, wurde Kantor in Engelade bei Seesen, wo er als ein „treuleißiger Schulmeister“ uns gerühmt wird. Er heiratete die Witwe seines Vorgängers Münch, eine Tochter des Dannhausener Schulmeisters Frobose, und hinterließ einen Sohn und eine Tochter.

Dieser Sohn U g u st Heinrich Raabe ist der erste in der Ahnenreihe des Dichters, dessen Gestalt uns greifbar wird, der erste, an dem wir Wesen und Gewicht des Erbguts der Sippe erkennen. Er wird am 29. Dezember 1759 in Engelade geboren. Von 1776 bis 1779 besucht er die Lateinschule zu Holzminden, wo sein Oheim Postmeister sich seiner angenommen haben wird. Dann geht er nach Helmstedt und studiert dort Theologie und Philosophie. Als er sich dann bei Herzog Karl Wilhelm

Ferdinand um eine Pfarrstelle bewirbt, redet dieser ihm zu, in den Postdienst zu treten, da es doch gleich sei, ob er dem Vaterlande im schwarzen oder im blauen Rock diene. August Raabe besann sich nicht lange und stimmte zu. So wurde er im Jahre 1784 zunächst Gehilfe seines Oheims in Holzminden. Als dieser 1786 starb, verwaltete er eine Zeitlang die Postmeisterstelle. Zwei Jahre darauf wurde er zum Hofpostsekretär befördert und nach Braunschweig versetzt. 1798 heiratete er Charlotte Eleonore Schottelius, die Tochter des ehemaligen Hauptmanns Maximilian Christoph Ludwig Schottelius, der seinem Oheim im Holzmindener Postmeisteramt gefolgt war. Im Dezember 1807 wurde er Nachfolger seines Schwiegervaters in Holzminden. In der Franzosenzeit wurde er zum Westfälischen Postdirektor und Einnehmer der indirekten Steuern ernannt, und in seinem 75. Lebensjahre erhielt er zum Abschied den Titel Postrat.

August Raabe hat sich im blauen Rock des Postbeamten zweifellos sehr wohl gefühlt, um so mehr, als der neue Beruf ihn nicht zwang, auf das zu verzichten, was ihm im Blute lag. Und das war vor allem ein starker Drang nach geschichtlicher Erkenntnis und ein nicht minder starker zu erzieherischer Aufklärung und Bildung. Beides hat er auf Sohn und Enkel vererbt. August Raabe gab auch im Postdienst das angeborene Amt des Lehrers nicht preis. Blieb ihm Katheder und Kanzel versagt, so schuf ihm seine Feder Ersatz. In dem Holzmindener Wochenblatt, für dessen Inhalt er zeitweise in weitem Umfang sorgte, fand er das geeignete Organ für seinen Drang zu allgemeinerständlicher Belehrung, die nicht ziellos ins Weite streifte, sondern sich lieber an das Nahe und Gewohnte hielt und gerade dieses wirklich bekannt und vertraut zu machen sich bemühte. So machte er besonders den Lesern seines Wochenblattes die Geschichte ihres Heimatbodens lebendig, indem er sie als Schauplatz deutschen Schicksals zeigte von den Zeiten an, von denen Tacitus berichtet, bis in die Jahrhunderte der neueren Geschichte hinein. Und vielleicht ist dieser klare Blick für die Zusammenhänge des engsten Heimatschicksals mit den großen Bewegungen der deutschen Volksgeschichte das wertvollste Erbe, das er unmittelbar und durch seinen von gleichen Interessen bewegten Sohn dem Enkel vermacht hat. Im „Obfeld“, jenem Roman, in dem Raabe dem Boden seiner Jugendspiele einen Ruhmeskranz geflochten hat, hat er dem Großvater ein Denkmal gesetzt. Nach eigenem Bekenntnis hat er hier für seine Darstellung des Schauplatzes einen Aufsatz

August Raabes aus dem „Holzmindener Wochenblatt“ ausgebeutet. Und auf das Titelblatt seines Werkes hat er ein Wort des alten Postmeisters gesetzt, das einen verblüffend klaren Einblick in die Tragik der deutschen Geschichte zeigt und das in den hundert Jahren, die zwischen seiner Niederschrift und dem Werke des Enkels lagen, nichts von seiner aufrüttelnden Kraft verloren hatte:

„So ist es also das Schicksal Deutschlands immer gewesen, daß seine Bewohner, durch das Gefühl ihrer Tapferkeit hingerissen, an allen Kriegen Teil nahmen; oder, daß es selbst der Schauplatz blutiger Auftritte war. Daß, wenn über die Grenzen am Orinoco Zwist entstand, er in Deutschland mußte ausgemacht, Kanada auf unserm Boden erobert werden.

(Holzmindisches Wochenblatt, 45. Stück, den 10. Novbr. 1787.)“

Auch außerhalb seiner Zeitungsschreiberei erwies sich der unermüdlische Aufklärer als ein erfolgreicher Schriftsteller. Neben Büchern, die durch seinen Beruf angeregt wurden (Postgeheimnisse, Briefe für Kinder, Neuester und gemeinnütziger Brieffsteller, zugleich Handbuch der notwendigsten Kenntnisse für junge Leute und Ungelehrte), gab er einen „Leitfaden zur Weltgeschichte“ und „Historisch-genealogische Stammtafeln des Herzoglich Braunschweigisch-Lüneburgischen Hauses“ heraus. Die Anerkennung der praktischen Brauchbarkeit seiner Bücher wurde ihm nicht nur durch fürstliche Dankschreiben, sondern auch durch wiederholte Auflagen verbrieft. Am 31. Dezember 1800 ernannte ihn ein Diplom der Herzoglichen Deutschen Gesellschaft zu Helmstedt wegen seiner Verdienste um die deutsche Sprache und die schönen Wissenschaften zum Ehrenmitglied. Auch Gelegenheitsgedichte sind von ihm vorhanden, die von einem heiteren, lebensoffenen und sicher im eigenen Besitz ruhenden Gemüt Zeugnis ablegen.

Wir besitzen von ihm ein handschriftliches Bändchen „Collectanea“, das uns ein eindrucksvolles Bild von dem gelehrten Postmeister zeichnet. Es enthält neben eigenen Versen Abschriften von Gedichten, Exzerpte und Notizen von seiner ausgedehnten Lektüre, in der neben geschichtlichen und geographischen Werken auch solche philosophischen und psychologischen Inhalts besonders hervortreten. Es zeigt sich hier, daß August Raabe neben Lateinisch, Griechisch und Hebräisch auch Französisch, Englisch und Italienisch beherrschte. Die in den Abschriften der Gedichte sichtbare Neigung ist auf das Vaterländische und bezeichnenderweise auf satirisch

zugespizten Witz gerichtet. Als sein Enkel die im Jahre 1794 spielende Mecklenburger Revolutionskomödie der „Gänse von Büzow“ schrieb, hat er diese „Collectanea“ des Großvaters weiblich ausgebeutet, um seinem Geschichtsbilde und besonders der Belesenheit des Berichterstatters die zeit-echte Färbung zu geben. Das Scherzgedicht vom Luftballon, das der Büzower Honoratiorenkreis bei seinen Stammtischfeiern singt, stammt von August Raabe.

Leider ist gerade das von seinen Büchern, das die größte Bedeutung für uns haben würde, verschollen. Im Jahre 1797 ließ er eine Sammlung humoristischer Aufsätze unter dem Titel „Altische Morgen“ in Braunschweig drucken. Mehr als seine praktischen Bedürfnissen gewidmeten Bücher würde uns dieses von der Wesensart und Lebenshaltung des wackeren Postmeisters verraten. Und vielleicht würde es unsere Vermutung bestätigen, daß auch der Humor Wilhelm Raabes ein wichtiges Erbe vom Großvater her war.

Einzelnes, was sich an freier Schriftstellerei von ihm erhalten hat, bietet uns einen kleinen Ersatz dafür. Da ist z. B. ein Aufsatz „Der Sturm“, der ihn als glänzenden Stilisten zeigt und der zugleich ein echt „raabisches“ Thema behandelt, die grundverschiedene Wirkung eines lebensvollen Naturvorgangs auf drei verschieden gestimmte Seelen. Aber auch in einem so ganz auf die praktische Belehrung eingestellten Buch, wie sein gemeinnütziger Briefsteller es ist, bricht seine Phantasiebegabung und seine Sehnsucht nach künstlerischer Gestaltung hindurch. In einem Kapitel des Briefstellers gibt er unter dem Titel „Liebe und Pflicht“ ein Bruchstück aus einer Familiengeschichte in Briefen. Hier konnte er sich in Schicksal, Charakter und Ausdrucksform der verschiedenartigsten Personen einleben und zugleich durch Einführung in mannigfache Verhältnisse und durch Schilderung von Reisen und Darstellung fremder Städte und Länder seinem starken Belehrungsdrang Befriedigung schaffen. Die Anregung zu diesem Sprung aus der Nüchternheit seines Briefschreibebuchs in das freie Reich der Phantasie erhielt der Holzmindener Postmeister von einem Buch, das in dem gleichen Verlag wie sein eigenes erschienen war. „Merkwürdige Reisen der Gutmannschen Familie“ heißt sein Titel. 1797 erschien es in Hannover bei den Brüdern Hahn. Aus der Bibliothek des Großvaters kam es in die Wilhelm Raabes. Und im Jahre 1891 wählte dieser sich in humoristischer Laune den alten pädagogischen Reiseroman zum Paten seines Romans „Gutmanns Reisen“, wahr-

scheinlich ohne etwas davon zu ahnen, daß schon sein Großvater diesem verschollenen Buche verpflichtet war. — Habent sua fata libelli.

August Raabe starb am 4. Oktober 1841 fast 82jährig in Holzminden. Sein Enkel erinnerte sich im Alter noch gern daran, daß er das 50jährige Dienstjubiläum des alten Herrn am 22. April 1838 hatte mitfeiern dürfen.

Durch seine Heirat mit der Tochter seines Vorgängers im Holzmindener Postmeisteramte, Charlotte Schottelius, leitete August Raabe neues wesenhaftes Erbgut in die Sippe. Auf väterlicher wie mütterlicher Seite ging der Stammbaum seiner Frau auf den berühmten Wolfenbütteler Konsistorialrat Justus Georgius Schottelius zurück, der sich durch sein „Opus de lingua Germanica, Ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache“ (Braunschweig 1669) den Ruhmestitel eines „Vaters der deutschen Grammatik“ erworben hat. Er war ein eifriger Mitarbeiter an den Betätigungen der deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Unter dem Namen „Der Suchende“ war er Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“. Auch dem Pegnizischen Blumenorden zu Nürnberg gehörte er an.

Aber auch August Raabes Schwiegervater selbst, Maximilian Christoph Ludwig Schottelius, war ein Mann, der in der Ahnenreihe des Dichters mehr bedeutet als einen bloßen Namen. Er war Kapitän in dem Braunschweiger Leichten oder Jäger-Bataillon (Chasseurs). Und als im Januar 1776 Herzog Karl I. mit dem König Georg III. von England einen Subsidientraktat abschloß, „um die nur allzu wohl bekannten sehr mißlichen Landesumstände durch fremde Hilfe zu erleichtern“, da gehörte auch Maximilian Schottelius zu den 4300 Braunschweiger Landeskindern, die für die Schulden ihres Landes und für die überseeischen Interessen Englands im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege ihre Haut zu Markte zu tragen hatten. Er hat sich als tapferer Soldat drüben geschlagen. Nach dem Kriegsbericht hat sein Eingreifen das Gefecht von Hubertstown siegreich entschieden (7. Juli 1777).

Mit der Kapitulation von Saratoga am 17. Oktober desselben Jahres ging das Kriegsspiel der braunschweigischen Hilfstruppen zu Ende. Im Oktober 1783 kehrten sie in die Heimat zurück. Drei Jahre später wurde Maximilian Schottelius des 1786 gestorbenen Johann Christoph Raabe Nachfolger als Postmeister zu Holzminden.

August Raabe hatte zwei Söhne, von denen der jüngere, Karl, den Beruf des Vaters ergriff und später sein Amtsnachfolger wurde, der dritte Holzmindener Postmeister seines Namens. Durch ihn, der Wilhelm Raabes Pate war, blieb das Posthaus zu Holzminden bis zum Jahre 1856 mit der Familie verbunden.

Der älteste Sohn, *G u s t a v* Karl Maximilian Raabe, wurde am 14. Mai 1800 in Braunschweig geboren. Er besuchte wie sein Vater das Gymnasium zu Holzminden, das er mit 17 Jahren zu früh absolvierte, um sofort auf die Universität zu gehen — darin zum mindesten seinem großen Sohn ganz unähnlich. Er hörte noch ein Jahr lang auf dem Collegium Carolineum zu Braunschweig juristische und sprachgeschichtliche Vorlesungen und studierte dann in Göttingen die Rechte. Nach dem Examen entschied er sich zunächst für die Rechtsanwaltslaufbahn, trat dann aber doch in den Staatsdienst. Er war zunächst Distriktsauditor in Holzminden, wurde dann 1827 als Aktuar an das Kreisamt Eschershausen versetzt, 1832 kehrte er in gleicher Eigenschaft nach Holzminden zurück, wo er 1833 zum Assessor aufstieg. Im Jahre 1842 wurde er dann zum Justizamtmann befördert und an das Amtsgericht von Stadtdorf versetzt. Sein früher Tod endete vorzeitig eine zweifellos vielversprechende Juristenlaufbahn. Raabe äußerte einmal, daß in seinem Vater das Zeug zu einem Minister gesteckt habe.

In Gustav Raabe war die Veranlagung seines Vaters in gesteigertem Maße vorhanden. Fast alle Züge des Wesens, fast alle Neigungen, die wir bei diesem feststellen, kehren bei dem Sohne wieder. Daneben aber scheint das Bluterbe des Großvaters mütterlicherseits, des alten Kapitäns und Postmeisters Schottelius, ihm einen bedeutsamen Einschlag gegeben zu haben. Die hervorragende Energie seines Wesens, die soldatisch straffe Lebensführung mit dem Grundsatz: Jeder kann, was er will! werden aus dieser Quelle stammen, höchstwahrscheinlich auch der stark entwickelte Wandertrieb, der ihn schon von seinen Knabenjahren an in die Weite führte. Das Bild dieses Mannes, dem jede Einseitigkeit wesensfremd war, lebt klar und eindrucksvoll in dem mit Sorgfalt und Liebe geführten Tagebuch seiner Reisen. Dieses Tagebuch, das in den Studentenjahren beginnt und bis zum Tode fortgeführt wurde, ist nicht für jede Reise gleichartig in der Darstellungsform. Es wechselt je nach Neigung des Schreibers ausgeführter Bericht und stichwortartige Andeutung. Aber immer wird die sichere Feder der scharfen und vielseitigen Beobachtungs-

gabe des Schreibers gerecht, und wo sie versagen will, tritt der Zeichenschrift für sie ein. In der Tonlage des Jünglings und des Mannes zeigt sich keinerlei Unterschied. Die ruhige Sicherheit eines in sich geschlossenen und gefestigten Wesens ist von Anfang an der bestimmende Eindruck. Lyrische Sentimentalität, die so oft die Feder jugendlicher Tagebuchsreiber führt, ist Gustav Raabe durchaus fremd. Auch da, wo das Ziel der Reise von vaterländischer Begeisterung eingegeben ist, wie bei dem Besuch von Theodor Körners Grab (1818), klingt der Gefühlston in ehrfürchtigem Ernst und männlicher Verhaltenheit auf. Ein Blatt von der Eiche, die das Grab des Dichters beschattet, liegt hier zwischen den Seiten und hält die Erinnerung an die Feierstunde des jungen Wanderers fest. Oft genug taucht bei der Lektüre dieses Buches das Bild seines Sohnes vor uns auf: derselbe nüchterne Wirklichkeitsinn, dem nichts entgeht, was Wesen und Leben der Menschen eines Landstriches bestimmt und färbt, derselbe sichere Blick auch für den Wert des Kleinen, scheinbar Unbedeutenden, an dem Tausende achtlos vorübergehen, dieselbe überlegene und doch aufgeschlossene Anspruchslosigkeit im Verkehr mit den Gefährten oder zufälligen Wandergenossen, dieselbe Gelassenheit gegenüber allen Widerwärtigkeiten von Wetter und Weg, daselbe Behagen an humoristischen Bildern und Zwischenfällen.

Daß einen solchen Menschen, für den das Wort frühreif nicht Tadel sondern Adel ist, trotz seiner Freude an geselligem Verkehr, das übliche Studententreiben mit seiner nur norddürftig verkleideten Roheit nicht dauernd festhalten konnte, liegt auf der Hand. Gustav Raabe schuf sich als Ersatz dafür einen Kreis, der seiner Art angemessen war. Es war ein Wanderklub gleichgestimmter Seelen, der sich eine humoristisch an die fossilen Formen des alten Römischen Reiches angelehnte Verfassung gab und seine Protokolle in dem grotesken juristischen Kurialstil der Zeit verfaßte.

„Das Leben ist eine Reise, Reisen aber heißt leben“, steht auf dem Titelblatt des dickleibigen Reisetagebuches. Zwei Wanderfahrten des 14jährigen Knaben von Holzminnen nach Kassel und dann nach Hildesheim leiten es ein. Die anderthalb Jahre vor seinem Tode mit seiner Frau unternommene Reise in die Schweiz schließt es ab. Schon als Student hat er sich große Teile seines Vaterlandes wandernd erobert. Im Weserlande ist ihm selbstverständlich früh schon jede Höhe und jeder Ufersekt bekannt. Darüber verliert er kaum ein Wort, ebensowenig über die

mannigfachen Streifzüge in die Umgegend von Göttingen. Als er sein Studium beendet hat, da kennt er Lübeck, die Ostsee und weite Teile Mecklenburgs, den Teutoburger Wald, das Eichsfeld, Würzburg, Heidelberg, Frankfurt, Mainz, Köln, die romantischen Teile des Rheins und Westfalen. Und als er am 30. Mai 1821 in Wolfenbüttel mit wohlbestandenem Examen den Schlußstrich unter seine Studienzeit gesetzt hat, aber bis zum 8. Juni auf seine Vereidigung „qua advocatus“ warten soll, entschließt er sich rasch zu „des Burschen letzter Wanderfahrt“, die ihn durch den ganzen Harz von der Heimburg an über Blankenburg, Thale, Rübeland, Elbingerode, Glend und Schierke auf den Brocken und über Ilsenburg hinab nach Wolfenbüttel zurück führt. Im nächsten Jahre bricht der junge Advokat von Westen her in den Harz ein und durchstreift von der Bergstadt Grund aus die Heimat seiner Ahnen, um dann nach dem Besuch Goslars von Ilsenburg aus den Brocken zu ersteigen.

Dann tritt eine achtfährige Pause ein. Die Hoffnung des jungen Holzmindener Advokaten, rasch eine Praxis zu finden, scheint sich nicht bestätigt zu haben, und der Staatsdienst stellt harte Forderungen an ihn. Im Jahre 1829 verheiratet er sich mit der Schwester seines Freundes Justus Jeep, der Tochter des Stadtkämmerers zu Holzminden. Drei größere Reisen mit ihr verzeichnet das Reisetagebuch noch. Als ihnen im Jahre 1830 das erstgeborene Kind vier Monate nach der Geburt wieder entrisen wird, reißt er sich mit der trauernden Mutter von Eschershausen los und fährt mit ihr in gemietetem Wagen durch die Thüringer Berge. Zwölf Jahre später, als die inzwischen geborenen Kinder groß genug sind, der Sorge der Großmutter überlassen zu werden, bricht er mit ihr zum Rhein auf. Er fährt mit ihr zunächst auf dem Strom nach Holland hinein, das eine Woche lang rastlos durchstreift wird, um ihr dann auf der Fahrt stromaufwärts bis Wiesbaden die Herrlichkeiten zu zeigen, an denen der 19jährige Göttinger Student sich begeistert hatte. Und im folgenden Jahre wurde eine schon seit 20 Jahren gehegte Sehnsucht mit der Reise nach der Schweiz erfüllt. Sie führte über Mainz, Straßburg, Schaffhausen nach Zürich, von da nach Zug und über den Rigi zum Vierwaldstättersee. Von hier ging es das Reußthal bis zum Gotthard hinauf, dann zurück und über den Brünig ins Berner Oberland. Frau Auguste legte die Steigungen zum Rigigipfel und zu den Passhöhen des Oberlandes im Sattel zurück.

Es war die Zeit, da die Eisenbahn die ersten schüchternen Versuche machte, ihre Stränge durch die Lande zu ziehen, die Zeit, da es nicht einmal geraten war, ohne Führer über die weglosen Harzhöhen zu wandern, geschweige denn durch die Alpen. Wenn in dieser Zeit ein kleinstädtischer Justizbeamter mit geringem Einkommen von so starkem Drang nach Welterkenntnis in die Ferne getrieben wurde, dann bedeutete dies schon etwas. Es bedeutete jedoch am meisten für den Sohn, dem er jenen Drang vererbt hatte, dem aber die Parzen daneben noch Gewichtigeres in die Wiege gelegt hatten. Gustav Raabe gehörte nicht zu jenen Leuten, denen die Sehnsucht in die Weite die Enge unerträglich macht. Dazu stand er viel zu fest in der Heimat und ihrem Pflichtenkreis verwurzelt. Er war zweifellos ein sehr gewissenhafter Beamter und ein scharfsäugiger, doch niemals pedantischer Jurist. Vielleicht kennzeichnet seine Einstellung zu seinem Beruf nichts besser als das Wort, das ein Lebensfreund seiner letzten Lebensjahre, der Stadtdendendorfer Bürgermeister Seebaß, seinem Sohne mitteilte: „Ihr seliger Vater sagte oft: Die Türken schreiben unter ihre Erkenntnisse nicht ‚von Rechts wegen‘, sondern ‚Gott weiß es besser‘.“ Merkwürdig klingt dieses Lieblingszitat an seines Sohnes Leib- und Lebenspruch an: Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute!

Daß der Jurist in seiner amtlichen Tätigkeit nicht aufging, bezeugt uns seine reich ausgestattete Bibliothek, die seinem Sohne nicht nur in seiner Jugendzeit vielfache Anregungen vermittelte. Sein Lieblingschriftsteller war Tacitus, wie denn überhaupt die Beschäftigung mit der Geschichte, Völker- und Länderkunde seine liebste Erholung war. Wie sein Vater August Raabe ging er bei diesen Studien von der Heimat aus, um von hier aus Verständnis für das Fernliegende zu gewinnen. Wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen, hätten wohl auch seine Studien stärkeren schriftstellerischen Niederschlag gefunden. Die Wolfenbütteler Bibliothek bewahrt als Manuskript einen ersten Versuch „Die Geschichte der Guelfischen Lande Braunschweig und Hannover und ihrer Fürsten im Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Geschichte von Karl dem Großen an“. Es ist sehr bezeichnend, daß er damit in der Mitte zwischen seinem Vater und seinem Sohne steht: was bei August Raabe als Interesse lebt und fragmentarischen Niederschlag findet, rundet sich bei ihm zu geschlossener Gestaltung, während dann sein Sohn in farbigen bewegten Lebensbildern die Heimat zum symbolischen Schauplatz der großen deutschen Geschichte erhebt.

So zeigt Gustav Raabes geistiges Leben denselben starken Drang nach unablässiger Erweiterung seines Gesichtskreises, den uns sein Reisetagebuch bezeugte. Aber so sicher er damit in seinem engeren Lebenskreise die große Ausnahme gebildet haben wird, so wenig war er doch Zeit seines Lebens geneigt, sich diesem zu entziehen. Davor bewahrte ihn jenes Lebensgefühl, das den Gegensatz von Enge und Weite zur sieghaften Entfaltung nötig hat: der Humor.

Uns ist ein kleiner Stoß Lebensakten aus seiner Holzmindener Jungesellenzeit erhalten. Es sind die Akten der „Souveränen Republik der fidele Brüder zu Holzminden“, von denen aus ein bezeichnendes Licht auf die Stellung des Gerichtsauditors Gustav Raabe zu seiner Umwelt fällt. Sie zeigen Frau Justitia im barocken Gewande des Humors. Da ist ein in peinlichster und gründlichster Urkundensprache abgefaßter Vertrag der souveränen Republik mit dem Kaufmann und Eisenfaktor Heinrich Gerhard, der die Versorgung der Republik bei ihren Ausflügen mit Lebensmitteln und Getränken zu unveränderlich festgesetzten Preisen zum Inhalt hat. Da ist ein in dem gleichen Stile, aber in einem einzigen Satze auf fünf Folienseiten verfaßtes Reskript der Republik an denselben Kontrahenten, das eine Entschuldigung wegen einer Unzuverlässigkeit scharf zurückweist. Da findet sich ein „Lied zum Auszuge aus dem Gasthose zum goldenen Perpendikel (am 8. April 1825)“, das sich in bösen Ausfällen gegen „das Judengesindel“ ergeht, welches die biedere Republik aus dem Perpendikel vertreibt, um nun die Stätte frohen Becherklangs und lustigen Gesanges zu einer Stätte der Schacherei zu machen. Und da ist endlich ein umfangreicher Versprolog zur mimischen Vorführung der Charade „Das Faustrecht“, die zur Fastnacht 1827 im Holzmindener Klub zur Darstellung kam. Sie mußte am 11. April wiederholt werden, und diese Wiederholung gab dem Herrn Auditor den Anreiz, der Pantomime eine von satirischem Humor übersprudelnde Gerichtszene hinzuzufügen. Auch seine musikalische Begabung bekundet er hier. Ein von ihm gedichtetes und komponiertes Liedchen ruft die Gefährten zu einer fröhlichen Wasserfahrt im Maien.

Das Bild, das dieses vergnügliche Aktenbündel uns von dem jungen Auditor zeichnet, wird uns auch für den älteren Aktuar, Assessor und Justizamtmann beglaubigt. Er war in jedem gesellschaftlichen Kreise der lebensprühende Mittelpunkt, durch Witz und Laune und geistreiches Gespräch ein liebenswürdiger und beliebter Erwecker heiterer Lebensfreude.

Wir dürfen diese Seite seines Wesens um so weniger übersehen, als hier deutlich genug eine seelische Einstellung zum Dasein sich offenbart, die wir auch bei seinem Sohne wiederfinden. Um so merkwürdiger könnte eine spätere Äußerung dieses Sohnes erscheinen, die bedeutsam genug durch die Spiegelung des Vater und Sohn-Verhältnisses in seinem Werk beglaubigt wird:

„Der frühe Tod meines Vaters war mein Schicksal. Hätte er länger gelebt und mich erzogen, so wäre ich vielleicht ein mittelmäßiger Jurist geworden. — Einer von uns mußte weichen.“ Der Dichter war 14 Jahre alt, als ihm der Vater entrissen wurde, und ahnungsvolle Erinnerungen aus jener Zeit des ersten inneren Gäreus mögen zu der Schroffheit dieses Urteils beigetragen haben. Aber wie wir davon überzeugt sind, daß keine Macht der Welt Raabe von dem Schicksalsweg seiner Berufung abgelenkt hätte, ebenso sehr sind wir davon überzeugt, daß die seinem Urteil zugrunde liegenden Befürchtungen übertrieben waren. Konflikte zwischen beiden waren zweifellos unvermeidlich. Aber sie wären nicht so sehr aus der Zielsetzung erwachsen, die der Vater für seinen Sohn als die richtige erkannte, als aus der weitgehenden Übereinstimmung wesenhafter Charakterzüge bei beiden. Auch das wenige, was wir von Gustav Raabe wissen, genügt, ihm das zuzuschreiben, was jede ernsthafte Gefahr beiseite gerückt hätte: tiefgründiges Verständnis für Welt und Menschentum. Es war wohl die innige Dankbarkeit, die Raabe für das nie versagende Vertrauen seiner Mutter empfunden hat, was ihn den frühen Tod des Vaters als ein so ernsthaftes eigenes Schicksal empfinden ließ.

Das Bild von Raabes Mutter zu zeichnen, ist leicht und schwer zugleich. Der Dichter selbst scheint uns der Mühe zu überheben. Von allen Menschen, die in einem langen Leben mit ihm in Verbindung standen, ist diese Frau am reinsten und am tiefsten in sein Werk eingegangen. Mehr als einmal hat er hier ihr Bild festgehalten, und es ist jedesmal, als Klänge der leise Silberton einer Glocke mit auf, wenn er es heraufbannt. Wenige Jahre nach ihrem Tode tut er dies zum erstenmal in den „Ulten Nestern“. Es ist ihr Wesen und ihre Wirkung, was er festhält, wenn er dort Fritz Langreuter von seiner Mutter schreiben läßt:

„Schlank, zart, scheu-mutig steht sie mir vor der Erinnerung, und ein Licht geht von ihr aus, das von keiner Dunkelheit und noch viel weniger von einem anderen Licht in der Welt überwältigt werden kann. Sie trägt

ihre Freuden wie ihre bittersten, schwersten Schmerzen still und so, dem Schein nach, leicht. Ihr wurde alles zu einem Kranze, und woher sie ihre Bildung hatte, das bleibt ein Rätsel, und sie selber mußte vielleicht am allerwenigsten Rechenschaft darüber abzulegen. In der „Mädchenschule“ einer kleinen Provinzialstadt hatte sie im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Lesen, Schreiben, Rechnen und — Singen gelernt, das war alles; aber wenn wo die ersten neun Worte, mit denen ich diesen meinen Lebensbericht eröffnet habe (Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei), zur Geltung kommen, so ist das bei ihr der Fall. Sie ist dagewesen, wie das große Kunstwerk von Gottes Gnaden; sie ist vorübergegangen.“

Und noch in seinem letzten unvollendeten Werk „Altershausen“ tritt sie licht aus dem Erinnerungstraum des heimwehseligen Geheimrats Dr. Feyerabend hervor:

„Da warst du, Mütterchen! und wie laut die große Stadt ihren Sonntagmorgen begehen mochte, in der Seele des Geheimrats Feyerabend wurde es still, und die Pfeife ging ihm aus. Da warst du, schöne junge Frau aus der Welt vor sechzig Jahren, mit deinem guten Lachen, deinem klugen Lächeln, mit deiner Weltweisheit, die nicht aus dem Lehrplan „höherer Töchterschule“ stammte, aber im Lebensverdruß und -behagen, bei Sonnenschein und Regen, an der Wiege und am Sarge, unter den Pfingstmaien und unter dem Christbaum sich so weich, so lind wie deine Hand über alles legte, was dich betraf, so weit dein kleines großes Reich auf dieser Erde reichte und Menschenglück und -elend, Wohlsein und Überdruß, Jubel und Jammer umfing.“

Aber außer in diesen unverschleierten Bildnissen lebt sie noch in so mancher der wundervollen Mütter, an denen das Werk ihres Sohnes so reich ist, am deutlichsten in der lieben Frau von der Geduld in „Abu Telfan“ und in Welten Andres' Mutter in den „Akten des Vogelsangs“.

Was sie ihm war, ist nur ahnend zu erfassen. Am klarsten steht es in dem Briefe, den der Dichter vierzehn Tage nach ihrem Tode an die Freunde Wilhelm und Marie Jensen schrieb:

„Ich habe unendlich viel verloren, denn ich habe geistig ununterbrochen mit ihr gelebt, und was ich getan habe, habe ich für sie getan. Sie war ein Sonntagskind im vollen ganzen Sinne des Wortes; zart, feinfühlig und — dornehm, wie wir das Wort verstehen. Es war merkwürdig und für mich ein freudiges Wunder, wie alltäglich in Gesellschaften alle

übrigen Frauenzimmer gegen diese alte Frau erschienen; und sie ist jung geblieben bis zum Ende ihrem Alter zum Troß.“

Aber auch der Sinn dieser Sätze, so eindeutig sie scheinen, ist leicht mißzuverstehen, er wird uns erst in seiner ganzen Tiefe klar, wenn uns der entscheidende Einfluß dieser Gestalt auf Raabes gesamte Menschengestaltung verständlich geworden ist. Es ist das lichtklare Geheimnis der Ursprünglichkeit, das der Dichter in ihr verkörpert sah, jener Ursprünglichkeit von Gottes Gnaden, in der er demutsvoll auch den Lebensquell seines Schöpfertums erkannte. Die Mutter war und blieb ihm der untrügliche Maßstab im Menschentum für alles, was naturhaft echt oder unecht war. So schuf er unablässig mit ihr und für sie. Sie war der „eine“ Leser, an den er allein bei seinem Schaffen dachte. Und der hat blöde Augen für das wahre Licht in dieser Welt, der in dem Briefwechsel zwischen Mutter und Sohn nach Beweisen für jene Sätze sucht.

Eins ist uns über allen Zweifel klar, wenn wir Vater- und Muttererbe in Raabes Veranlagung gegeneinander abwägen: so deutlich und stark die hervorstechendsten geistigen Wesenszüge des Großvaters und des Vaters in ihm selbst in gesteigerter Form wieder in Erscheinung treten, so überraschend in seinem Werk sich Strebungen und Neigungen jener beiden nachweisen lassen, so bestimmend namentlich für die Dichtung des jungen Raabe wesentliches Gedankengut war, das er ihnen verdankt, das Entscheidende und Ungreifbare, was ihn zum Dichter und zum Geher machte, jene unverlierbare und unzerstörbare Kindeseinfalt in einer verworrenen Welt, jener Blick „aus den goldenen Augen der Waldeskönigin“ — ein Bild, das Marie Jensen gern auf ihn bezog —, das ist die Mitgift seiner Mutter gewesen. Und das war ihm selber wohl bewußt, und daran hat er wohl vor allem gedacht, wenn er später die Konflikte sich ausmalte — und in seiner Dichtung verschleiert gestaltete, die seine schwere, auf scheinbaren Irrwegen laufende Jugendentwicklung zwischen ihm und dem zielklaren Vater heraufgeführt hätte. Was der Vater an der Mutter verehrte, den reinen Naturadel einer unbeeinflussbaren Wesensentfaltung, das hätte er vielleicht an dem Sohne erkannt und als Hemmung auf seinem Wege ins Leben bekämpft.

Wir leben heute in einer Zeit, die geschärfte Augen für die geprägte Form eines „Dämons“ gewonnen hat als ihre Vorgängerinnen. Während das 19. Jahrhundert sich nicht genug tun konnte in dem Nachweis der

Umwelteinflüsse auf das Werden eines bedeutenden Menschen und seines Werkes, tasten wir heute mit leidenschaftlichem Eifer nach dem Geheimnis, das aller Willkür von Zeit und Raum enthoben, in dem Bluterbe des Menschen verborgen liegt. In unserer Ungeduld gestehen wir es uns nur ungern ein, daß wir hier erst an einem Anfang stehen und daß wir bei unserem Forschen über ein Ahnen nicht hinausdringen können. Und je trotziger die Eigenwüchsigkeit eines Menschen in Erscheinung tritt, je wesensloser für seine Entfaltung alles war, was ihn umgab und zu bestimmen suchte, um so stärker ist unsere Sehnsucht, dem Geraune jener Quellen zu lauschen, aus denen ihm Leben und Wesen floß. Bei Wilhelm Raabe aber können wir uns jenem Drang, so gefährlich er sein mag, um so weniger entziehen, als überall in seinem Werk, wo er die Urheimat seiner Ahnen betritt, ein seltsam mystischer Schauer uns umweht, der alles Dingliche uns noch viel unwirklicher erscheinen läßt, als das bei ihm auch sonst schon der Fall ist. Und in der Tat hat der Umstand, daß sein Stamm wie der Luthers im Bergmannstum des Harzes verwurzelt ist, für uns eine Bedeutung, die weit über das Sinnbildliche hinausgeht. Ist es ein Zufall, daß Raabe das gewaltigste Werk seiner Feder, den „Schüdderump“, der auf süddeutschem Boden entsteht, am Fuße des Harzes spielen läßt, daß er den Brocken beständig in diese Dichtung, die in die grimmigsten Tiefen des Menschentums hinabdringt, hineinragen läßt, und zwar nicht nur als eine poetische Kulisse? Ist es Zufall, daß er selbst sich einmal spiegelt in einem Findling, „einem geologischen Findling, herabgerollt vom Urgipfel des Urgebirges des Menschentums“? Es ist immer das Ursprüngliche, das einsam Wilde, Urveltliche des Harzes, was in ihm Verwandtes zum Klingen bringt. In all seinen Harzgeschichten kommt es so zwingend zum Durchbruch, daß hier die Annahme einer bloßen Einfühlung in landschaftliche Stimmung versagt und der Glaube an eine durch lange Generationen hindurch vererbte Verwandtschaft jedem zur Gewißheit wird, der einmal durch den fast bedrückenden Ernst der einsamen Bergwälder des Oberharzes besinnlich gewandert ist. Und mit diesem Blutstrom, der seine Wesenhaftigkeit einer jahrhundertelangen gleichartigen Geschlechterkette verdankt, floß nun in den jüngeren Gliedern der Raabesippe das Blut der Ebene zusammen, und zwar das Blut von Geschlechterreihen, die vor allem im Gelehrten- und Beamtentum und damit im engsten Dienste einer verfeinerten Kultur daheim waren und so einen scharfen Gegensatz zu den älteren Gliedern der Sippe aus-

prägten. Es liegt auf der Hand, daß solcher Zusammenstrom wesensbestimmenden Einfluß auswirken mußte. Vor einem mußte der Träger solchen Erbgutes jedenfalls gefeit sein: vor Einseitigkeit. Aber es ist klar, daß sich aus ihm auch mehr oder minder bedeutsame Spannungen ergeben mußten. Raabe selbst hat in jungen Jahren einmal von sich bekannt, daß eine Menge Gegensätze in ihm steckten. Sie tragen zweifellos die Hauptschuld an seiner schweren, scheinbar verworrenen Jugendentwicklung; aber sie wurden für den Dichter eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums. Sie stellten sich ihm dauernd in den Dienst seiner Menschengestaltung, und was noch viel mehr bedeutete, sie hielten ihn in beständiger innerer Bewegtheit. Der Drang nach Lebenseinheit, mit dem sich das Ringen jeder großen Persönlichkeit beglaubigt, mußte sich hier als Überwindung der inneren Gegensätzlichkeit äußern. Und daraus entkeimte Raabe jenes Lebensgefühl, das sein ganzes Werk durchdringt, der Humor. Was im Wesen des Vaters und Großvaters schon hervortrat, wurde bei ihm entscheidend, weil das mütterliche Erbe schwer in die Waagschale jener irrationalen Kräfte fiel, die ihm „zu schaffen machten“.

Wir geben uns nicht der Hoffnung hin, mit dieser Deutung des Bluterbes mehr als ein dunkles Ahnen zum Ausdruck gebracht zu haben. Aber merkwürdig ist es doch, daß uns die Untersuchung der rassistischen Bedingtheit Raabes zu einem ganz ähnlichen Ergebnis führt. Raabe, der für seine Körperlichkeit in stärkerem Maße dem mütterlichen als dem väterlichen Stamme verpflichtet ist, ist mit seiner hohen, schlanken Gestalt, deren Langbeinigkeit besonders hervortritt, seinem langschädelligen, stark nach hinten ausladenden Kopfe, der ein langes schmales Gesicht mit heller Haut und graublauen Augen und dunkelblondes Haar aufweist, eine ziemlich eindeutige Ausprägung jenes Rassetypus, den wir im besonderen Sinne den nordischen nennen. Dem widerspricht nur die Andeutung einer mehr viereckigen Gestaltung der Stirn und der unteren Gesichtshälfte und die zwar lange, aber breitgeformte Nase mit der abgesetzten Spitze. Diese Abweichungen deuten klar genug auf einen Einschlag jenes anderen nordischen Rassetypus hin, der als der dalische oder fälische bezeichnet wird.

Und so wenig wir geneigt sind, ohne weiteres die körperlichen Rassemerkmale in unmittelbarer und unlöslicher Verbindung mit den entsprechenden geistigen zu sehen — bei Raabe scheint diese Übereinstimmung ins Auge zu springen. Ja, wenn wir die von der Wissenschaft festgestellte feilische Bedingtheit des nordischen und des fälischen Menschen bei Raabe

nachprüfen, dann stoßen wir auf eine derartige Verflechtung, daß wir aus ihr fast noch klarer als bei der Deutung seines verschiedenartigen Bluterbes Verständnis für die unverrückbaren Grundlagen seines Lebens, seines Schaffens und seiner Weltanschauung gewinnen. Nordisch ist bei ihm der rücksichtslos sich durchsetzende Drang nach freier Persönlichkeitsentfaltung mit seiner überlegenen Verachtung des Gegebenen, durch die Überlieferung Gebundenen, nordisch der unbekümmerte, kühne Schöpferwille, der grüblerisch sich seine Welt nach eigenem Maße formt, nordisch jene reiche Phantasie, die sich nicht ins Uferlose verliert, sondern von einer scharfen Intelligenz gebändigt, nach straffer künstlerischer Betätigung drängt, nordisch die schroffe Betonung des Wesens gegenüber dem Schein, auch dem schönen, nordisch vor allem auch die innere Vornehmheit, die auf Abstand hält und die sich bei Raabe sogar zu einem Begriff sittlicher Lebenshaltung steigert. Fälsch dagegen ist in ihm die innere Einsamkeit, die sich immer der Schranken zwischen dem Ich und der äußeren Welt bewußt bleibt und die deshalb nicht minder Treue gegen sich selbst als Achtung vor fremder Eigenart bedeutet, fälsch die Zähigkeit, die allen möglichen Folgen zum Trotz an dem als richtig und wesenhaft Erkannten festhält, fälsch der Drang, das Leben mehr in der Tiefe als in der Breite, mehr in der Ruhe als in der Bewegtheit zu suchen, fälsch die rasche Überwindung schweifender Sehnsucht und das Bekenntnis zu dem Behagen der Enge, fälsch auch die nüchterne Sachlichkeit, die unromantisch das Entscheidende im Dasein nicht in der großen Ausnahme, sondern in der gelassenen Entfaltung sieht, fälsch vielleicht auch jene hellseherische Mystik, die hinter der Anmaßung der Erscheinungen erst das wahre Leben ahnt.

Auch dieses Neben- und Ineinander von nordischer und fälscher Bedingtheit erklärt uns die Spannungen im Wesen des Dichters, die ihm die Verfolgung eines Weges, den die Menschen als normal bezeichnen, sehr erschwerten. Und es wird uns verständlich, daß es sich hier um Spannungen handelt, die nicht mit einer einmaligen starken Entladung verschwinden konnten, weil sie sich aus den unverrückbaren Gegebenheiten des Dämons stets von neuem auffüllten. Die Überwindung der inneren Gegensätzlichkeit war deshalb keine einmalige, sondern eine sich beständig wiederholende Aufgabe. Und es war schon deshalb nicht an einen regelmäßigen Rhythmus der Entladungen in der schöpferischen Selbststoffbarung zu denken, weil die Ansprache der von außen herandrängenden Mächte bald diese, bald jene Seite der inneren Gegensätzlichkeit stärker

betraff. Die Überwindung des Gegenfäglichen, die in Raabes Schaffen das Weltgeföhl des Humors auslöst, schafft deshalb keinen dauernd wolkenfreien Himmel. Der Ausgleich wird immer von neuem angefochten und muß immer von neuem erobert werden. Aber so beklemmend schwer der damit gegebene Kampf auch sein kann, die aus dem Wachstum der Kräfte entkeimende Siegeszuversicht führt dazu, diesen Kampf zu lieben, so daß dieser selbst zum Spiel zu werden vermag.

So fällt von Raabes Herkunft und von seiner rassistischen Bedingtheit aus ein überraschend klärendes Licht nicht nur auf den Gehalt seines Werkes, sondern auch auf seine so oft mißverstandene und angefeindete Ausdrucksform. Wer sich daran stößt, stößt sich an dem ehernen Gesetz des Dämons, der, unerreichbar bedauerndem Tadel wie verständnislosem Arger, immer nur sich selbst bejagen kann:

So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen!

K i n d h e i t u n d S c h u l e

Am 8. September 1831 wurde Wilhelm Raabe in Eschershausen geboren. Sein Geburtsort, damals das kleinste Landstädtchen des Herzogtums Braunschweig, liegt zwischen Weser und Leine am Fuße der bewaldeten Höhenzüge des Ith und des Hils. Auf der höchsten Bergkuppe der Umgebung, dem Großen Sohl, wurde noch zu Lebzeiten des Dichters ihm zu Ehren ein Aussichtsturm und ein Denkmal errichtet, und es war dem Greise ein lieber Gedanke, daß seine Mutter, wenn sie mit ihm im Arme am Fenster des Geburtshauses stand, bisweilen ihren Blick zu der Höhe dieses Berges hinaufgesandt haben mochte. Aber nicht lange konnte das gewesen sein. Der Anfang des nächsten Jahres schon entführte die Familie nach Holzminden.

Die ersten elf Jahre seines Lebens hat Raabe hier am Ufer der Weser verbracht. Und wenn man sonst auch die Erfahrung macht, daß dieses Lebensalter ziemlich gleichgültig gegenüber der gewohnten Umgebung und vor allem gegenüber ihrem landschaftlichen Zauber sich zeigt — bei ihm war es anders. Immerdar, bis an sein Ende, wenn er den leisen Stimmen des Heimwehs lauscht, hört er die Weser rauschen. Und wenn sich auch sein Verständnis für dieses herrliche Stück deutschen Landes erst allmählich bei späteren Besuchen vertieft haben mag, die Innigkeit, mit der er an

ihm hing, stammt aus der Kinderzeit. Nur mit diesem Gebiet und nachher mit Stadoldendorf hat ihn Heimatgefühl verbunden, nur hier hat er auch späterhin im tiefsten Sinne seelisches Heimatrecht in Anspruch genommen. Oft genug ist er, durch den Ruf der Verwandtschaft gelockt, hierher zurückgekehrt, und mehr als einmal hat ein solcher Besuch in der Jugendheimat sein Schaffen unmittelbar beflügelt. Ja, der sonst so Verschlussene verliert seine Zurückhaltung in Sachen des Gefühls, wenn die Weser in seinen Gesichtskreis tritt. Als er 1867 zum erstenmal nach seiner Übersiedelung nach Süddeutschland zum Norden zurückkehrt, da schreibt er an die Mutter: „Gestern fuhren wir dann die Weser hinab, und ich kann wohl sagen, daß ich selten in meinem Leben so gerührt und erregt gewesen bin, als bei diesem allmählichen Auftauchen der alten Berge und Ortschaften.“ Es ist kein Wunder, daß keine andere Landschaft in Raabes Werk so lebendig geworden ist wie diese. Er singt in seiner ersten Dichtung ihr Lob, und er kehrt in der letzten, die er vollendete, noch einmal zu ihr zurück.

Was Raabe von seinen Holzmindener Jugenderinnerungen wesentlich schien, das hat er in Wolfenbüttel als junger Schriftsteller in merkwürdig offenherzigen biographischen Briefen an den Literaten Thaddäus Lau niedergelegt. Dieser hat daraus einen Aufsatz geformt, der 1863 in der Zeitschrift „Über Land und Meer“ erschien. Da finden wir vor allem eine Beschreibung des Hauses, in dem der Großvater Postmeister wohnte, jenes Hauses, das dann das Vorbild zu dem Gespensterhause des Oheims Bösenberg in den „Kindern von Finkenrode“ abgab.

„Das Familienhaus, das Posthaus am Markte, steckte voll der seltsamsten Dinge. Da gab es Bilder aus alter, grau entlegener Vorzeit, wie man sie heute nicht leicht wieder sieht, eine geheimnisvolle Bücherkammer, vor welcher der Knabe einen gewaltigen Respekt hatte, uralte Schränke ferner mit wunderlichem Schnitzwerk und Gefäße, alle angefüllt mit den heterogensten Schnurpfeifereien, welche die jugendliche Phantasie des kleinen Meisters als kostbare Reliquien bewunderte. So hing an einer Wand ein riesiges, halb zerfallenes Palmenblatt, welches ein Onkel, der im amerikanischen Freiheitskampfe mitgefochten, aus der Fremde als Erinnerungszeichen mitgebracht hatte. Auch der Degen des alten Kapitäns war noch vorhanden. Stundenlang konnte Wilhelm vor dem alten Eisen stehen, versunken in unklare Träumereien.“

Die Eltern bewohnten im „Goldenen Winkel“ ein Haus, das mit seinem Zubehör an Hof, Garten, Stall und Scheune gleichfalls einen ver-

lockenden Schauplatz für jedes ausgelassene Kinderspiel darstellte. Hier wurden ihnen im Jahre 1833 noch eine Tochter Emilie und 1835 ein zweiter Sohn Heinrich geboren. In gesunder Entwicklung wuchsen die drei Kinder heran und eroberten sich allmählich ihr Recht an Haus und Hof, Garten und Gasse, Fluß und Wald, Berg und Tal. Wahrscheinlich sind sie selbst das Urbild jenes typischen Jugenddreigespanns — zwei Knaben und ein Mädchen — dem wir so häufig in Raabes Werken begegnen.

Früher, als es heute üblich ist, trat der Ernst der Schule an den Ältesten von ihnen heran. Schon mit fünf Jahren trat er in die Bürgerschule ein, und selbst da hatte er den ersten Schritt aus dem Kinderspiel in die neue Welt des Lernens schon hinter sich. Es war dem Dichter zeit-
lebens eine liebe Erinnerung, daß die Mutter es war, die ihn mit Hilfe von Campes Robinson in die Kunst des Lesens einführte und daß alles, was er später aus der Welt der Wissenschaften sich zu eigen machte, „sich an den Lieben, seinen Finger anheftete, der ihm ums Jahr 1836 herum den Punkt über dem i wies“. Im Jahre 1840 trat er dann in das Gymnasium ein, in dem die Tradition der alten Klosterschule der Zisterzienser von Amelungsborn, die 1760 nach Holzminden verlegt wurde, fortlebt. Dürfen wir Thaddäus Lau trauen, dann hat Raabe schon für seine Holzmindener Zeit die Schwierigkeiten bezeugt, die ihm infolge Unlenksamkeit aus dem Zwang des streng geregelten Lehrbetriebes erwachsen. Gleichwohl waren seine Fortschritte normal. Als sein Vater 1842 nach Stadtoldendorf versetzt wurde, verließ er die Schule als Quartaner, und er hat ihr ein gutes Andenken bewahrt, das später vom Humor verklärt wurde. Am Anfang des „Dorfes“ hat er der alten Schule ein Denkmal gesetzt, und einer ihrer Lehrer, der Rektor Billerbeck, hat das Urbild zu dem lebensfrohen, warmherzigen Conrektor Eckerbusch im „Horacker“ abgegeben.

In Stadtoldendorf begann nun das eigentliche Schulesend des jungen Menschen. Die sogenannte „Stadtschule“, die ihn hier aufnahm, unterschied sich kaum von einer zweistufigen Landschule. Rektor, Kantor und Küster traten sich in den Unterricht. Der Quartaner kam in die Rektorklasse und erhielt außerdem vom Rektor selbst noch Privatunterricht. Das Gesamtergebnis der drei Jahre, die der Knabe auf dieser Schule zubrachte, war betrüblich. Es sollte sich zeigen, daß sie seine Schulkenntnisse in keiner Weise über den in Holzminden erreichten Stand erweitert hatten. Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn der Vater selbst sich des Jungen in dieser Zeit in stärkerem Maße hätte annehmen können. Aber der hatte

das Kreisamt, das er hier übernahm, in einem so verwahrlosten Zustande vorgefunden, daß er seine ganze Arbeitskraft brauchte, um Ordnung in den verworrenen Grundbuch- und Hypothekensachen zu schaffen.

Was die Schule schuldig blieb, gab um so reichlicher die Natur. Stadoldendorf liegt am Fuße eines bewaldeten Höhenzuges, der sich nördlich bis nach Eschershausen hinzieht und auf seiner Höhe die Ruinen der alten Homburg trägt. Leicht erreichbar sind die Waldhöhen des Ith, des Hils und des unmittelbar an der Weser sich hinziehenden Voglers. Und um diese herrliche Landschaft, die nach allen Richtungen zu wundervollen Streifzügen verlockte, hatte Sage und Geschichte ihren glitzernden Schleier gezogen, der die Phantasie eines zu grüblerischer Besinnlichkeit veranlagten Knaben mächtig beflügeln mußte. Da ragen unter den Ruinen der Homburg am Westhang des Höhenzuges seltsam weiße Felsen hoch empor, in der „hohlen Burg“, die sie schirmen, wohnt das kluge Volk der Zwerge. Es ist unheimlich hier; denn bisweilen versinkt der Boden und reißt die Waldbäume mit sich. Tiefe strauchumwachsene Erdfälle drohen hier, aus der Tiefe von dunklen Wassern gefüllt. Unweit Stadoldendorf führt die uralte Heerstraße vorüber, die vom Rhein her kommt, bei Holzminden die Weser überschreitet und über Eschershausen nach Osten zieht. Sie überquert das Döfeld. Dömsfeld haben die Gelehrten den Namen gedeutet, und der Knabe wird es ihnen ebenso gern geglaubt haben, wie sein Großvater es tat. Ein heiliger Hain des höchsten Germanengottes sei hier gewesen, raunte die Sage. Aber das Christentum habe ihn entthront und den Leuteschreck des Buzemanns aus ihm gemacht, der nun vom Buzenberg her sein boshaftes Wesen treibe. Dicht am Ith führt die alte Völkerstraße vorbei, auf der seit Urzeiten so viel deutsches Schicksal vorübergerollt ist. Auch der Ith hat sein Geheimnis. Das ist der Rote Stein, eine tief eingeschnittene Dolomithöhle, die gewiß in Notzeiten so manches Flüchtlingseleid sah. Der Ith aber — so behaupten die Gelehrten der alten Zeit — das sei der Campus Idistavicus des Tacitus, das Kampffeld, auf dem Hermann der Cherusker im Jahre 16 mit dem Römer Germanicus um die Freiheit Deutschlands focht. Cheruskerland und Heimat des Wittkeind war der Boden, auf dem der Knabe hier stand. War es ein Wunder, daß er den Sachsenherzog auf seinem weißen Roß durch die Auen sprengen sah, daß sich in ihm, wie er Lau gestand, der Sachsentroß empörte gegen den „aischen Karl“, den Sachsenschlächter, der mit dem Schwerte in der Hand auf heiligem Germanengrund das Christentum

pflanzte und den Dienst der alten Götter in Strömen edelsten Blutes erstickte? Aber die Höhen des Voglers aber führte der Wanderpfad zum alten gelben Weserfluß und nach Bodenwerder, wo die Laube noch zu sehen war, in der der alte prächtige Freiherr von Münchhausen, der „Lügenbaron“, seine so unergänglich wahren Geschichten erzählte.

Boden deutschen Schicksals und Boden niederländischer Lebensfähigkeit war diese Heimatflur. Kein anderer Winkel seines Braunschweiger Heimatlandes hätte den Blick des Knaben so zwingend aus der landschaftlichen Enge hinausweisen können auf die großen Linien der deutschen Geschichte. Und so mußte dieser Winkel auch Schicksalsboden seiner Dichtung werden. Immer wieder kehren seine Träume hierher zurück, an diesen Boden denkt er, wenn er in den „Alten Nestern“ das Heimweh die Quelle aller Poesie nennt. Ja, in einem seiner Werke, im „Döfeld“, hat er nach eigenem Zeugnis ihn zum eigentlichen Helden der Gestaltung gemacht. Und als ihm im hohen Alter die Greisensehnsucht nach dem Kindheitsglück zum letztenmal die Feder in die müde gewordene Hand zwang, da drängt es ihn, sich noch einmal in traumhafter Versunkenheit am Wellborn von Stadoldendorf — Maienborn heißt er mit rührender Symbolik in „Altershausen“ — niederzulassen und in seinem Rauschen letzte Antwort auf die ewige Frage nach dem Sinn des Lebens zu suchen.

Das Jahr 1845 riß den Knaben aus diesem Kindheitsidyll. Am 31. Januar starb sein Vater erst 44jährig nach kurzem, qualvollem Krankenlager offenbar an einer schweren Blinddarmentzündung, und seine junge Witwe sah sich mit ihren drei Kindern einer um so grimmigeren Daseinsdrohung gegenüber, als der bisherige Zuschnitt ihres Haushalts keinerlei Enge gekannt hatte. Das schmale Witwengeld machte etwa den siebenten Teil des bisherigen Einkommens des Mannes aus, und die Zinsen des von den Großeltern ererbten Vermögens waren gering. Auguste Raabe entschloß sich, nach Wolfenbüttel überzusiedeln, wo ihre beiden Brüder Justus und Christian Jeep, der erstere als Rektor, der andere als Oberlehrer an der „Großen Schule“ wirkten. Mochte die gesteigerte Innigkeit, mit der die Mutter die Kinder über den Schmerz um den Verlust des Vaters hinwegzubringen suchte, ihre Wirkung nicht verfehlen, eine tiefe Tragik machte den schweren Schicksalsschlag doch ihrem Ältesten unverlierbar und unergessen, und das war das jähe Losreißen aus der waldumwobenen Heimat, in der er, ahnungslos vielleicht, aber um so zäher sich verwurzelt fand. Zu oft und zu ernsthaft kehrt dieses Jugenderleben in

sich beständig steigender Vertiefung als Motiv in seinem Werke wieder, als daß wir daran zweifeln könnten. Und die Bitterkeit dieser Trennung mußte sogleich durch das bedeutend geschärft werden, was er in der neuen Umgebung erlebte. Es war die erste Lebensniederlage, die in Wolfenbüttel seiner wartete. Die Prüfung seiner Schulkennnisse hatte das traurige Ergebnis, daß er mit seinen 13^{1/2} Jahren in die Quarta des Gymnasiums gesetzt wurde. Die Schule sprach über die drei Stadtdendorfer Jahre, aus denen der Knabe so reiche und so saatkraftige Frucht mit in seine Zukunft nahm, ein vernichtendes Urteil. Raabe hat ihr das nicht verübelt, und auch wir haben kein Recht dazu. Aber daß sich auf der neuen Schule das alte Elend unter der besonderen Obhut seiner beiden Oheime fortsetzte, das scheint uns doch Anklage zu erheben gegen die Selbstsicherheit eines Systems, das sich durch die pedantische Schroffheit seines Forderns die Augen trüben ließ für die Hemmungen einer Jugendentwicklung, die sich nicht der Regel fügte. Uns erscheint es unerklärlich, daß Raabe, der in seinem Werk selbst auf entlegenen Gebieten eine so umfangreiche Kenntnis der klassischen Literaturen offenbart, wie sie auch bei einem Fachmann von heute selten ist, gerade im Lateinischen und Griechischen versagte. Aber auch ohne daß wir Zeugnisse davon haben, können wir uns eine sehr lebhaftere Vorstellung von den seelischen Wirkungen machen, die ein solches Versagen im Kreise weit jüngerer Mitschüler auf einen schwerblütigen Knaben ausüben mußte, der nach eigenem Bekenntnis sich „seit frühesten Jugend mit der Analyse der in ihm ruhenden Gegensätze selbstquälerisch beschäftigte“.

Was wirklich in ihm steckte, das verriet seinen Lehrern sein Zeichenstift und seine Feder überall da, wo ihm die Freiheit gegeben war, die Welt widerzuspiegeln, wie er sie sah.

Raabes hervorragende zeichnerische Begabung trat schon in Stadtdendorf hervor. Und trotz allem, was ihre Entwicklung unterrichtlicher Schulung verdanken mag, hat sie ihre verblüffende Ursprünglichkeit niemals verloren. Ja, je tiefer wir uns in ihren greifbaren Ertrag versenken, um so stärker drängt sich uns der Eindruck auf, daß sie von einem seelischen Geheimnis getragen war. So mancher, der die Schwarzweißkunst Raabes bewundert hat, ist zu dem bedauernden Urteil gekommen, daß ein großer Maler an ihm „verloren gegangen sei“, ja er hat es vielleicht als schmerzlich empfunden, daß der Dichter anscheinend selbst recht wenig von dieser seiner Kunst gehalten habe. Schon die offensichtliche Gleichgültigkeit, die

er dabei gegenüber dem Werkzeug und dem Papier an den Tag gelegt hat, scheint das zu bestätigen. War ihm doch für seine Zeichnungen jeder gleichgültige Feszen Papier, den ihm im richtigen Augenblick der Zufall in die Hand spielte, viel eher „das Rechte“, als ein Skizzenbuch, das seiner Betätigung eine Zweckhaftigkeit aufgedrängt hätte, die sie nicht besitzen sollte. Und doch ist solches Urteil irrig. Viel begründeter ist vielleicht das Urteil, daß ihm diese Kunstübung etwas Heiliges war, das sich nicht preisgeben durfte. Sie war ihm ein Mittel, unmittelbarer noch als die erzählende Feder es vermochte, drängende Gesichte aus sich herauszustellen. Denn es sind fast immer innere Gesichte, die Zeichenstift oder Feder mit hellseherischer Sicherheit in wenig Strichen hinwirft. Es fehlt dieser Kunstbetätigung der Drang, das Äußere der sichtbaren Welt nachzuschaffen oder gar ein beglückendes Farbenerlebnis festzuhalten. Diese Kunst reißt nicht an dem Bedürfnis höherer Aufgaben, sondern mit der wachsenden Schärfe und Sicherheit der Anschauung. Und deshalb drängt sie auch nicht auf selbständige Wertung. Sie begleitet dienend den Dichter durch seine Zeit, und nicht als ein müßiges Spiel, sondern immer als beruhigende Bestätigung seiner wichtigsten Befähigung, seiner Dichterberufung im eigentlichsten Sinne, innere Gesichte zur Anschauung zu bringen. Und weil dem so war, so blieb Raabe jenes typische Schwanken künstlerisch berufener Augenmenschen zwischen Malerei und Dichtung, wie es z. B. Gottfried Keller, ja selbst ein Goethe erfuhr, erspart. So sind uns Raabes Zeichnungen gewichtige Zeugnisse für die erstaunliche Eindringlichkeit seines Schauens und für das niemals ermattende Festhalten einmal gewonnener Eindrücke, die jahrelang ihre Frische in seinem Geist zu bewahren vermögen; aber sie sind kein Beweis für irgendwelche Zweisplätigkeit in seiner künstlerischen Gestalt.

Das zweite Gebiet, auf dem der Schüler der Großen Schule zu Wolfenbüttel zum Erstaunen seiner Lehrer Leistungen zutage förderte, die weit das Maß des Üblichen überstiegen, war der deutsche Aufsatz. Uns ist ein Aufsatzheft des Tertianers Wilhelm Raabe erhalten, das uns dieses Erstaunen durchaus begreiflich macht. Aber weit wichtiger als der Abstand dieser Leistungen von denen des gewöhnlichen Durchschnitts ist uns die Tatsache, daß hier schon keimhaft so manches in Erscheinung tritt, was wir im Werk dann entfaltet finden. Ja, so überraschend das erscheinen mag, es fällt von diesen Tertianerarbeiten sogar Licht auf die Grundlagen der künstlerischen Veranlagung des Dichters.

Der erste von den sechs Auffsätzen, die Geschichte von den Schwalben, die, aus dem Süden heimgekehrt, ihr Nest von einem frechen Spaz besetzt finden und ihn, da er nicht weichen will, einmauern und ersticken, erzählt uns davon am meisten. Es ist in der That staunenswert, welcher flimmernden Bilderreichtum die Phantasie des Knaben bei der Darstellung dieser einfachen Geschichte heraufbeschwört. Freiligrathsche Szenen aus dem schwarzen Erdteil blitzen auf, mit Behagen wird der deutsche Winter gemalt, in dem der Großvater hinter dem Ofen sitzt und den Enkelkindern vom Alten Fritz und vom Franzosenkaiser erzählt, anschaulich genug verkündet dann das Dahinschmelzen des grimmigen Schneemanns das Nahen des Frühlings. Die heimkehrenden Schwalben erzählen von der Pracht des tropischen Wunderlandes, aus dem sie kommen und das doch ihre Sehnsucht nach der nordischen Heimat nicht aufhalten konnte. Und dann leuchtet der erste Strahl des Humors auf, wie die ratlosen Schwalben sich an die gravitatische Weisheit des gelehrten Storchs wenden und von ihr bitter enttäuscht werden. Ein kleines Meisterstück aber ist dann der Schluß. Als die Schwalben ihr Eigentum wieder erobert haben, heißt es:

„Der Sperling aber liegt unten im Garten unter einem eben knospenden Rosenstock. Da kommen die Kinder aus dem Hause. ‚Siehe, da liegt ein niedlicher Vogel‘, sagt das eine, ‚er ist tot, kommt, laßt uns ihn begraben.‘ Und sie tun den Vogel in eine hübsche Schachtel, graben ihm ein Grab unter dem Rosenstock und senken ihn da hinein. Hier liegt er nun, während auf dem Apfelbaum, hoch über ihm, sich seine Kameraden um eine Feder zanken, die ihm beim Fall aus dem Nest entfallen ist. Die Schwalben aber sehen, trotzdem daß er ihr Feind gewesen ist, wehmütig auf die schwarze Erde hinab, unter welcher er nun liegt.“

Hier tritt der geborene Humorist in Erscheinung. Wer als Knabe die Vogelleiche unter dem knospenden Rosenstock und neben dem wehmütigen Spiel der Kinder die um die Feder des toten Kameraden sich zankenden Sperlinge zu schauen vermag, der trägt schon von Mutter Natur her den rätselhaften Drang in der Brust, die großen Gegensätze des Daseins immer wieder zu suchen, um sie zu überwinden.

Der nächste Auffsatz gibt ein freigewähltes Phantasiebild „Der Überfall in der Wüste“. Die Aufgabe bestand darin, fünfzehn vom Lehrer gegebene Wörter in einer kleinen Erzählung miteinander zu verbinden. Auch hier hat Freiligrath, der Abgott seiner Jugend, Anregung und Farben geliehet.

Das Thema der dritten Arbeit, „Einnahme Roms durch Karl von Bourbon 1527“, lag dem Tertianer noch mehr. Hier versucht er sich zum erstenmal an der Darstellung leidenschaftlich bewegten geschichtlichen Lebens, und die mit flotten Federstrichen hingeworfenen Landsknechtsszenen wirken wie Skizzen zu Ähnlichem, was er später im „Studenten von Wittenberg“, im „Junker von Denow“ und in „Unseres Herrgotts Kanzlei“ gestaltete.

Bei der Bearbeitung der beiden nächsten Aufgaben, „Verschiedene Benutzung des Holzes“ und „Erklärung des Begriffes Garten“, war Phantasie und belebende Gestaltung ausgeschaltet, und so fand sich der gelangweilte Schüler nur schlecht und recht mit diesen Pedanterien ab.

Aber das letzte Thema, „An der Landstraße“, gab wieder Freiheit. Hier konnte wieder Geschautes zu Bildern werden. Doch seltsam, mitten dazwischen klingt ein Ton auf, den wir hier am wenigsten erwarten:

„Die Landstraße liegt wieder öde vor mir, ich aber schaue den Blättern und Blüten nach, die der Wind im Kreise umherwirbelt und endlich in den Graben treibt. Das ist das menschliche Leben. Das Leben wallt hin und her; der Erdenbewohner wird in seinen Strudel hineingerissen, schwebt auf seinen Wogen, steigt und fällt, und sinkt endlich in die Gewalt des Todes, wie die Blüten in den Graben.“

Schon dem Tertianer werden seine Gesichte zu Sinnbildern des Lebens. Er schon läßt den Blick durch die schillernde Oberfläche hindurch in die Tiefen dringen, wo das Geheimnis vom Sinn des Lebens ruht. So klar meldet sich in dem Sechzehnjährigen schon das Gesetz, nach dem er angetreten.

Ist es da ein Wunder, daß er seine bunte Symphonie von der Landstraße in eine Melodie ausklingen läßt, die dann sein gesamtes Leben und Schaffen durchtönen sollte?

„Wieder bin ich allein, aber nicht lange. Dort zieht ein Trupp junger Leute her: Freischärler sind's, die das Vaterhaus oder die Schulen verlassen haben, im fernen Norden für die deutschen Brüder gegen die Dänen zu kämpfen. Das deutsche Vaterlandslied des alten Arndt ertönt, die Federn nickten von den Hüten, die Waffen blitzen, und aus der Ferne klingen wieder feierlich die Orgelklänge herüber. Und darüber scheint Gottes herrliche Sonne; ich aber sitze an der sprudelnden Quelle und denke, wie es doch so herrlich im deutschen Vaterlande sei und wie es trotz seiner Zerrissenheit mächtig und groß werden könne; denn der alte Geist schreitet noch mächtig durch die deutschen Gaue, und die Bewohner sind noch treu und tapfer wie die Helden der Hermannsschlacht.“

Wir haben dieses Aufsatzeheft des jungen Raabe wahrlich nicht durchblättert, nur um festzustellen, wie es in seinem vorletzten Schuljahr in ihm aussah. Dieses Heft ist die letzte Urkunde, die wir von ihm auf mehr als sechs Jahre hinaus besitzen. Und die nächste ist sein Erstlingswerk, „Die Chronik der Sperlingsgasse“. Dazwischen liegt die entscheidende Zeit seines Werdens, und aus ihr ist uns kein Brief von seiner Hand, kein Vers, keine Prosazeile erhalten. Das ist etwas sehr Merkwürdiges. Die Verheißungen, die jenes Heft so deutlich bezeugte und die auch von seinen Lehrern klar genug erkannt wurden, haben auch nicht den kleinsten Lastversuch gezeitigt bis zu dem Zeitpunkt hin, da dem Dichter die erste reife Frucht vom Baum des Lebens fiel.

Das „tolle Jahr“ 1848 war angebrochen. Die Einheitslehnsucht entrollte das schwarzrotgoldene Banner. Auch in das stille Wolfenbüttel hinein schlugen die Wogen der Zeit. Neidvoll sah Raabe eine Reihe seiner kräftigeren Mitschüler in die Bürgerwehr eintreten. Aber einen anderen Wunsch brachte die Verworrenheit der Zeit der Erfüllung näher. Wenn seinen Erziehern, wie es ja nur natürlich war, für ihren Zögling die Laufbahn des Vaters als erwünschtes Ziel vor den Augen schwebte, dann ließen die politischen Wirren gerade dahinter mehr als ein Fragezeichen aufsteigen. Und solche Zweifel mochten den Widerstand lähmen, der sich Raabes Wünschen entgegenstellte. Der nahezu 18jährige Sekundaner hatte genug von der Schule. Eine Neigung des jungen Menschen, in der man einen Fingerzeig für die schwierige Berufswahl zu sehen vermeinte, war klar genug hervorgetreten: die Neigung zu Büchern. So entschied man sich im Familienrate für den Buchhandel. Daß man sich gerade den Handel mit Büchern als Erfüllung der jugendlichen Sehnsucht vorstellte, erscheint uns heute komisch, da wir leider nur zu gut wissen, daß selbst der ihm vom Schicksal aufgezwungene Handel mit seinen eigenen Büchern ihm viel mehr Dual als Befriedigung schuf.

Buchhändlerlehrzeit in Magdeburg

Ostern 1849 trat Raabe als Lehrling in die Kreuzsche Buchhandlung zu Magdeburg ein. Das Haus, das ihm nun für vier Jahre Arbeitsstätte und Heim zugleich wurde, trägt seit alten Zeiten den Namen „Goldenes Weinsäß“. Es liegt am Breitenwege, der Hauptgeschäftsstraße der

Stadt, die damals noch ziemlich lückenlos von jenen vornehmen Barockhäusern eingerahmt war, die sie — nach Moltkes Wort — zu einer der schönsten Europas machten. Das Goldene Weinsäß wendet freilich nur eine recht schmale Giebelfront dem Breitenwege zu, während sich die Seitenfassade in das enge nach ihm benannte Weinsäßgäßchen hineinzieht. In einem Stübchen des zweiten Stockwerks, das auf die Gasse hinaus sieht, hauste der junge Lehrling; denn nach guter, alter Sitte wurde er mit seinem Eintritt in das Geschäft Mitglied der Familie seines Lehrherrn Karl Gottfried Kretschmann. Wenn er diesem Hause zuerst in den „Kindern von Finckenrode“ und sodann in „Unseres Herrgotts Kanzlei“ ein Denkmal gesetzt hat, dann dürfen wir darin getrost ein Zeugnis dafür sehen, daß er sich in diesem Hause und in der Familie seines Lehrherrn sehr wohl gefühlt hat, und alles, was wir von seiner Magdeburger Zeit erfahren, steht damit durchaus im Einklang. Er hatte viel Leid mit der Familie Kretschmann zu teilen. In der Mitte der Lehrzeit starb Karl Gottfried Kretschmann, und sein Sohn Reinhold übernahm die Leitung der Firma. Ein Jahr darauf erschloß sich ein Bruder dieses zweiten Lehrherrn, ein junger, hochbegabter Oberlehrer, beim Gewehrreinigen, wie die Verwandten annahmen. Raabe, der diesem jungen Mann besonders zugetan war, hat immer an einen Selbstmord geglaubt. Die grausigen Umstände, die für ihn mit diesem jähen Todesfall verbunden waren, sind bis in sein hohes Alter hinein in ihm unheimlich lebendig geblieben. Und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir es dieser tiefen Erschütterung zuschreiben, daß er, der in der Darstellung des Sterbens einen sehr bedeutsamen Prüfstein für die Kunst des Erzählens sah, in seiner Gestaltung an dem Selbstmord grundsätzlich vorübergegangen ist. Seiner Freundschaft mit dem jungen Oberlehrer aber verdanken wir das einzige Lebenszeichen aus seiner Magdeburger Zeit in Gestalt einer Handzeichnung, die er dem Freunde als Widmungsblatt zu einem handschriftlichen Gedichtbände gefertigt hatte, den dieser seiner Braut zum Geschenk machte. In dieser Federzeichnung besitzn wir ein kleines Kunstwerk Raabes — das erste, das wir von ihm kennen.

Wir wissen wenig von den vier Magdeburger Jahren des Dichters, und dieses Wenige sehen wir nur in der Spiegelung des Greises, den ein halbes Jahrhundert davon trennte. Als ein „Faulenzen mit Hindernissen“ hat er die Tätigkeit des Buchhändlers auf Grund eigener Erfahrung wiederholt bezeichnet. Dem stehen andere Äußerungen gegenüber, die dem

Ernst der Lehrzeit gerechter werden. Eins ist aber gewiß: wenn der junge Mensch den Beruf des Buchhändlers erwählt hatte, um seiner frühentwickelten Lesewut möglichst ungehemmte Befriedigung zu schaffen, dann wurde er nicht enttäuscht. Es ist zweifellos, daß er hier zuerst die Grundlagen zu seiner umfassenden Kenntnis der europäischen Literaturen gelegt hat. Bis tief in die Nacht hinein brannte die Lampe in seinem Stübchen, und sein Lehrherr hatte guten Grund, über den übermäßigen Overbrauch seines Lehrlings zu murren. Raabe hat jederzeit der Lesewut der Jugend das Wort geredet, ja er hat jenen leidenschaftlich verschlungenen Tröstern seiner Jugend, die seine Phantasie zum Mitschwingen zu bringen verstanden, wie z. B. den großen Romanen des älteren Dumas, bis in sein Alter hinein die Treue bewahrt. Das könnte um so merkwürdiger erscheinen, als seine eigene Dichtung je länger je mehr sich von allem entfernte, was jene Werke der spannenden Kinderromantik auszeichnete. Aber es liegt kein Widerspruch darin. Mußte er der Welt auf seine Weise dienen, so verkannte er deshalb niemals den Wert jenes buntschillernden Schleiers, den die Zeustochter Phantasie um das grämliche Grau des Alltags zu schlingen vermag. Und der Mann, der seinen Segen sprach über die trostvolle Wirkung aller Selbsttäuschung, hat immer ein mitleidsvolles Verständnis für jene wundersame Flucht aus dem harten Geschiebe der Wirklichkeitsdinge gehabt, die ihr flimmernder Zauber mantel der gequälten Menschheit für Stunden seligen Vergessens gewährt. Aber es ist selbstverständlich, daß Raabes Lektüre schon in Magdeburg in steigendem Maße kritische Beobachtung entwickeln und dauernd schärfen mußte. Und je länger er die schon auf der Schule klar zutage getretene schriftstellerische Begabung von voreiliger Betätigung zurückhielt, um so stärker mußte sich bei seiner Lektüre der Blick von dem Stofflichen abwenden und der künstlerischen Gestaltung zuwenden. Und es ist bezeichnend, daß ihm bei dem Rückblick auf diese Zeit in Magdeburg die beiden Namen Balzac und Thackeray besonders deutlich wurden. Sie bezeichnen die Richtung, in der er sich selbst unbewußt bewegte, sie gaben das Gebiet an, das seine eigene Sehnsucht lockte, und sie deuteten ihm auch die Art an, die er für seine Gestaltung als die verwandteste erkannte. Daß sich dem Niedersachsen der Engländer dabei als die stärkere Kraft erwies, ist leicht erklärlich. Wir besitzen sein eigenes Zeugnis dafür, daß ihn der „Pendennis“ Thackerays veranlaßt habe, Englisch zu lernen. Wir über schätzen diese Angaben nicht. Aber schon der Nachweis der über sein

Gesamtwerk ausgestreuten Zitate legt Zeugnis von einer kaum übersehbaren Lektüre ab. Und doch ist damit natürlich nur ein kleiner Bruchteil ihres wirklichen Umfangs aufgewiesen. Bei der besinnlichen Art, mit der Raabe zu lesen pflegte, wirkte auf ihn alles auf seine Weise, es ging ihm nichts verloren. Doch auf Grund peinlichster Nachprüfung dürfen wir auch ruhig feststellen, daß so gut wie nichts von allem ihm Vorbild bei seinem Schaffen wurde, selbst da nicht, wo er nachweisbar Motive entlehnte. Es ist keine Übertreibung, sondern im nüchternsten Wortsinne zu nehmen, was er einmal bekannt hat: „Ich habe einige Male von einem Stück Makulatur, das mir der Zufall in die Hände wehte, mehr Unregung gehabt als von jahrelangem Studio sämtlicher Klassiker aller Nationen, so weit meine Sprachenkenntnis reicht.“ Schon für seine Magdeburger Zeit hatte das Geltung. Er erinnerte sich gern der antiquarischen Bücherschätze aus dem 18. Jahrhundert, die ein Glücksfall in den Lagern der Kreuzschen Buchhandlung bis in seine Zeit aufgespeichert hielt und die erst damals den Weg aller wertlos gewordenen Makulatur gehen sollten. Seinem für das Leben und Empfinden der Vergangenheit erstaunlich aufgeschlossenen Sinne gab die dem Bewußtsein der Gegenwart längst versunkene Welt, die sich darin aussprach, unschätzbare Anregungen, und er legte in der Beschäftigung damit den Grund zu seiner oft bestaunten Kenntnis auch abgelegener Literatur. Er hat sein ganzes Leben hindurch gern nach Büchern gegriffen, die längst vom Staub der Zeiten verschüttet und in keiner Literaturgeschichte, in keinem Bücherkatalog mehr zu finden waren. Er hatte früh die Erfahrung gemacht, daß sie ihm oft genug tiefere Einblicke in das Wähnen und Sehnen einer Zeit gewährten als ihre großen Hauptwerke, die auf allen Bücherbrettern paradierten. Denn er fand in ihnen naiver und ungekünstelter die Lebensstimmung der Durchschnittsmenschen eines Zeitalters zum Ausdruck gebracht. Sie redeten klarer und eindringlicher von der schicksalsmäßigen Gebundenheit versunkener Geschlechter als die Werke jener Großen, die im Durchbruch zum Eigenen diese Fesseln abstreifen. Dabei kam es recht wenig auf den Inhalt selbst an. Viel wichtiger war das Ringen des Schreibers mit ihm, seine seelische Bedingtheit und Befangenheit, die er dabei offenbarte. Er lernte dabei die hohe Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, jene Kunst, die er ein Leben lang mit untrüglichem Scharfsinn an allem geübt hat, was er las. Wenn wir die früh entwickelte Fähigkeit Raabes, ein Zeitbild von überraschender Anschaulichkeit zu entwerfen, bestaunen, so haben wir hier

die Erklärung. Und so ist es wahrscheinlich nicht zu viel behauptet, wenn wir den für den Handel des Tages wertlos gewordenen Scharteken aus der literarischen Kumpelkammer der Kreuzschen Buchhandlung einen größeren und nachdrücklicheren Einfluß auf die Erweckung des jungen Dichters zuschreiben als den hochberühmten Werken der Gegenwartsliteratur, die er verschlang. Seine erste geschichtliche Novelle, deren Konzeption sehr wahrscheinlich in seine Magdeburger Zeit fällt, bestätigt uns das klar genug. Sie zeigt wie an einem Musterbeispiel, daß ein literarisches Machwerk der erbarmungswürdigsten Art ein lebensvolles Geschichtsbild in seiner Phantasie aufsteigen lassen konnte, weil es ihn als Kulturzeugnis ansprach. Das war aber nur möglich, wenn ihm ein langer, besinnlicher Umgang mit der Makulatur des Daseins die Augen geschärft hatte für die geschichtliche und geistige Atmosphäre des Menschentums, von dem sie kam und zu dem sie sprach.

Aber so fruchtbar dem jungen Buchhändlerlehrling seine wunderlichen, von keinem Wegweiser gelenkten Streifzüge durch die Welt der Bücher für die Erweckung und Lockerung der in ihm ruhenden Kräfte auch sein mochten, wir sind dennoch nicht gewillt, in ihnen das Wertvollste und Entscheidende zu sehen, das Magdeburg ihm gab. Das papierne Leben hat noch niemals einen wirklichen Dichter erweckt. Diese Binsenwahrheit muß um so stärker betont werden, als das ausgebreitete Bildungserlebnis des Dichters in seiner Auswirkung auf sein Schaffen nur zu oft auf Kosten dessen überschätzt wird, was ihm im tiefsten Sinne Leben war.

Aber den Marktplatz zu schweifen,
Durch die Gassen zu streifen,
Licht aus Schatten zu greifen,
Das ist Dichterberuf.

Dieses Bekenntnis des jungen Raabe, das nichts von Büchern sagt und weiß, muß uns warnen und soll uns weisen. Er hat dieses Bekenntnis mehr als einmal wiederholt. Denn ein solches liegt vor, wenn er in seinem Erstlingswerk zeigt, wie dem jungen Maler Gustav Berg die Gesichte aufsteigen, die er dann mit dem Stift auf das Papier wirft:

„Die scharfen Schatten auf dem Pflaster und an den Häuserwänden, das Gligern der Fensterscheiben, die ziehenden, beleuchteten Wolken am dunklen Nachthimmel, die flüsternden Gruppen in den Haustüren und an den Straßenecken, alles wird zu einem Bilde für Gustav, zu einem Märchen

für Elise. Da beleben sich die Straßen, Gassen und Plätze mit den wunderbarsten Gestalten; auf den Ecksteinen lauern, zusammengekauert, grimmbärtige Kobolde; aus den dunkeln Torwegen der alten Patrizierhäuser treten seltsame Gestalten mit nickenden Federn und weiten Mänteln, und schöne Damen besteigen weiße Zelter, in die Nacht davonreitend; Söldner im Harnisch, die Partisanen auf den Schultern, ziehen über den Markt; Prozessionen verummter Mönche winden sich langsam aus dem Domportal, und alles liegt morgen, in den hübschesten Skizzen festgebannt, auf Elisens Nähtischchen oder treibt sich auf dem Fußboden umher.“

Es gehört schon ein gotischer Dom zu der Vision der verummten Mönche, und so gehen wir schwerlich irre, wenn wir in dem alten Magdeburg und nicht in dem viel moderneren Berlin den Ursprungsort dieser mittelalterlichen Bilder sehen. Und so ist es denn auch kein Zufall, wenn der Dichter viel später noch in der Erinnerung an das erste Aufstachen seiner Phantasiegestalten auf dem Boden des alten Magdeburg mit ganz ähnlichen Worten sein Erleben schildert:

„Es sind nun gerade vierzig Jahre her, seit, so um die Ostern 1849 herum, das, was in diesem Buche zu lesen ist, zuerst Figur und Farbe gewann. Damals zog auch der Autor nächstlicher Weile vom ‚Güldenem Weinsäß‘ aus, wie der Fähndrich des reisigen Zeugs, Christof Almann, und Herr Markus der Rottmeister; und wenn er auch nicht im ‚Zsifeksbauer‘ für die gute alte Stadt Magdeburg warb, so holte er sich doch für sie aus ihren Gassen und von ihren Märkten, im Schatten und im Mondlicht, allerlei Gestalten und Bilder zusammen, die späterhin in den lauten Hörsälen zu Berlin und auf der stillen Bibliothek in Wolfenbüttel sich ihm zu dem vorliegenden Bilderbuche verdichteten.“

Diese drei Zeugnisse aus verschiedenen Zeitstufen, die sich aus anderen Werken, und zwar nicht nur aus den geschichtlichen Erzählungen, beliebig vermehren lassen, sprechen eine eigenartige Gebundenheit des Dichters an die Stimmung einer bestimmten Örtlichkeit aus. Es hängt dies mit der organischen Entfaltung seiner dichterischen Anschauung zusammen, die immer raumgebunden ist. Seine Gestalten würden ihm zu blutlosen Schemen werden, wenn sie nicht aus dem Boden herauswüchsen, auf dem ihnen zu wandeln bestimmt ist. Wir wissen, daß bisweilen Motive jahrelang in ihm schlummerten, bis sie durch das Stimmungserlebnis einer bestimmten Örtlichkeit zum Reimen erweckt wurden.

Es ist uns insofgedessen nicht verwunderlich, daß die Nachwirkung Magdeburgs im Werke Raabes sehr stark ist. Hier hatte er ja zum erstenmal „Licht aus Schatten gegriffen“ und dabei eine Ahnung gewonnen von dem Wege, zu dem er berufen war. Freilich war es notwendig dazu, daß aus den Gassen und Märkten der Stadt ein Zauber ihn ansprach, der nicht alltäglich war.

Nichts kann uns über die gewaltigen Veränderungen, die die letzten sechzig Jahre uns gebracht haben, nachdenklicher stimmen als die Entwicklung einer größeren Stadt innerhalb dieser Zeitspanne. Was das Leben von mehr als einem halben Jahrtausend, das doch auch von leidenschaftlich wilden Kämpfen durchtost war, wohl allmählich gemodelt, aber in den Grundlagen unangetastet gelassen hatte, das hat der rücksichtslose Lebenswille unserer Gegenwart im Laufe weniger Jahre über den Haufen geworfen. Das Magdeburg, das Wilhelm Raabe im Jahre 1849 vorfand, ist nicht mehr, und es gehört schon eine sehr bewegliche, von ernstem Forschergeist geleitete Phantasie dazu, das Bild, das auf ihn wirkte, sich wiederherzustellen. Das Magdeburg von 1849 trug im Gegensatz zu dem von heute einen durchaus mittelalterlichen Charakter. Die Zerstörung der Stadt im Jahre 1631, die nur wenige Häuser verschonte, änderte nichts daran. Wohl verschwanden die malerisch bunten niederländischen Fachwerkhäuser mit den stufenweise vorkragenden Giebeln, die noch so mancher niederdeutschen Stadt ihren anheimelnden Charakter geben, damals für immer. Verputzte Backsteinhäuser in den anspruchsvollen Formen des Barock traten an ihre Stelle. Aber das Gesamtbild der Stadt veränderten sie doch nur unwesentlich; unwesentlicher jedenfalls als das Drängen und Jagen des modernen Verkehrs und der laute Reklameschrei des heutigen Handels. Der Charakter einer Stadt wird viel weniger durch den mehr oder minder sich hervordrängenden Stil der Häuser bestimmt als durch die Eigenart der Raumverhältnisse und der Straßenführung. Daran aber hatte der Brand von 1631 in Magdeburg nichts geändert. Wohl ist noch heute der geniale Plan Otto von Guericques vorhanden, der damals die unbequeme, aber malerische Willkür krummgezogener, enger Gassen und den verkehrseindlichen Troß hemmender Häuserblocks zugunsten einer lustigeren, gesünderen Entwicklung brechen wollte. Aber wie so oft, scheiterte auch hier die klare Erkenntnis eines richtigen Zielgedankens an dem zähen Widerstand des Allzugestrigen. Die Durchführung des Planes war nur möglich bei einem großzügigen und opferwilligen Aus-

gleich der Verhältnisse des städtischen Grundbesizes, und an der Unmöglichkeit, zu einem solchen zu gelangen, scheiterte er. Die neuen Häuser erhoben sich auf den Fundamenten der alten im Brande gesunkenen. Jede übermütig vorlugende Ecke, jeder dunkle Winkel, jedes Gackgäßchen, jeder enge Gang erstand von neuem. Wenn Raabe in „Unseres Herrgotts Kanzlei“ die Schankräume des Goldenen Weinfasses genau nach den noch heute vorhandenen Kellerräumen gezeichnet hat, so ist er dabei durchaus historisch verfahren. Denn wenn alles andere neu wurde, diese blieben fast in der ganzen Stadt die alten.

Noch wichtiger aber vielleicht war, daß der Umfang der Altstadt vom Mittelalter bis in Raabes Zeit und noch zwei Jahrzehnte darüber hinaus der gleiche blieb. Wollen wir uns ein Bild von dem Magdeburg des Jahres 1849 machen, so müssen wir den Gürtel, der sich heute in den Resten der alten Stadtbefestigung ausprägt, noch bedeutend enger ziehen. Wir müssen uns vor allem den Stadtteil südlich des Domes, die Otto-von-Guericke-Straße und die Nordfront fortdenken und die Tore im Süden und Westen viel näher an den Kern der Altstadt herandrücken. Was dann übrig bleibt, trug damals noch einen viel einheitlicheren und geschlosseneren Charakter als heute. Der Breitweg mit seinen stolzen Patrizierhäusern gab dem Ganzen noch in ganz anderer Weise die beherrschende Note als jetzt. Und wichtiger traten in dem engeren Ringe die Steinmassen der alten Kirchen hervor, an denen die Zerstörung vorübergegangen war.

So kam Raabe in eine Stadt, in der die Romantik einer tausendjährigen Geschichte einem aufgeschlossenen Sinn nicht stumm bleiben konnte. Und es war kein Wunder, daß die Gestalten, die ihm aus dem Mondscheinschatten der Gassen und Märkte hervortraten, der Vergangenheit angehörten. Der Forschungstrieb erwachte, und Raabe ärgerte sich, daß er in dem Kreise, in dem er lebte, so geringe Kenntnis von den großen Zeiten der Magdeburgischen Geschichte fand. Da fiel ihm unter den verstaubten Schätzen seiner Buchhandlung ein Schweinslederener Band in die Hände:

„Warhafftige / Grundliche vnnnd Egentliche Beschreibung der ober Järigen Belagerunge der Kayserlichen freyen Reichs Stadt Magdeburg / wie und wannenhero dieselbe bey Regierunge / Weylandt Caroli des fünfften erwählten Röm: Kayfers Hochlöblichster vnnnd Christlicher Gedächtniß sich entsponnen / was vnter Wehrunge derselben allerseits Inner- vnnnd ausserthalb der Stadt sich begeben vnd zugetragen / wie hernacher die

Sachen zu vertrage kommen vnd endlich bey Ray: May: die Stadt auß-
gesöhnet worden mit allem Fleiß verfasst vnd in den Druck verfertigt /
durch Eliam Pomarium Pfarrherrn zu S. Peter in Magdeburg. Zu
Magdeburg bey Johann Francken / Buchhändlern / Anno 1622."

Die Lektüre dieses Buches wurde für Raabe von entscheidender Be-
deutung. Zu der Stimmung der Ortlichkeit gesellte sich mit ihr die Zeit-
stimmung. Künftig gehörten die schattenhaften Gestalten, die ihm auf den
nächtlichen Gassen Magdeburgs begegneten, dem Kampfesfreudigen Zeit-
alter der deutschen Reformation an.

Es ist möglich, daß Raabe beim Lesen dieser Chronik die Umrißlinien
seiner späteren Erzählung aufgestiegen sind: der Doppelkampf von Unseres
Hergotts Kanzlei mit dem mächtigen Vollstrecker der Reichsacht draußen
vor den Wällen und dem heimlichen Wühlen der Meuterei drinnen in
der Stadt. Die verdächtige Gestalt des Hauptmanns Springer, die in der
Chronik besonders hell beleuchtet wird, hat den Dichter nach eigener An-
gabe damals schon gefesselt. Aber daß er, wenn auch nur tastend, seine
Feder mit einem Festhalten seiner Phantasiebilder befaßt hat, ist abzu-
lehnen. Er ließ sie nach seiner Art gelassen wachsen und reifen, bis er sich
stark genug fühlte, sie vor dem großen Hintergrund eines weitgespannten
Geschichtsbildes handeln zu lassen. Aber daran konnte er sie nicht hindern,
daß sie recht wirksam daran mithalfen, die große Krisis herbeizuführen, mit
der seine Magdeburger Lehrzeit abschließt.

Diese Krisis wurde durch keinerlei äußere Mißhelligkeiten herauf-
geführt. Mochte sein Lehrherr vielleicht auch erkannt haben, daß in dem
merkwürdigsten Lehrling, den er jemals herangebildet hatte, kein Kauf-
mann stecke, das herzliche Vertrauensverhältnis, in dem der Dichter lange
Jahrzehnte hindurch mit den Bewohnern des „Goldenen Weinfasses“ ver-
blieb, bezeugt uns, daß er aus dem Hause mit Gefühlen ungetrübter
Freundschaft schied. Noch klarer bezeugt uns dies die Spiegelung, die die
Stadt Magdeburg wiederholt in seinen Werken erfuhr. Auch da, wo er
Kampf und Aufruhr durch ihre Gassen toben läßt, fehlt nie das Bild
einer heiteren, friedvollen Behaglichkeit, in der ein kampffrohes, mann-
haftes Bürgertum, das sich rückhaltlos für hohe Ziele einsetzt, den Aus-
gleich des Lebens findet. Und wenn er in seiner ersten Novelle den Lob-
spruch des Froschmeuseler-Dichters auf Magdeburg wiedergibt, dann hat
er es sicherlich mit freudigster Zustimmung getan:

„Glaubet mir, es ist gar gut sein sub serto virgineo, unter dem magdeburgischen jungfräulichen Kranz; besser als unter den Löwen und Bären; denn eine Jungfrau, wenn sie auch etwas erzürnet, läßt sich doch leichter wieder erbitten und versöhnen, als das stolze Wappengetier der Löwen und Bären.“

Bis an sein Lebensende hat sich Raabe die dankbare Erinnerung an die vier Jahre ungehemmten Werdens, in denen er sich über seinen Weg klarwurde und seine Kräfte dafür sammelte, bewahrt. Drei Jahre vor seinem Tode schrieb der Greis in einer kurzen Lebensskizze, die von ihm erbeten wurde:

„Wie mich danach Unseres Herrgotts Kanzlei, die brave Stadt Magdeburg, davor bewahrte, ein mittelmäßiger Jurist, Schulmeister, Arzt oder gar Pastor zu werden, halte ich für eine Fügung, für die ich nicht dankbar genug sein kann.“

Aber freilich, die äußere Geruhigkeit dieser Jahre bei zukunftsrohem inneren Wachsen konnte es nicht hindern, daß er hier gerade an sich jene lautlose, so ganz unpathetische Entfaltung grimmiger Lebensnot kennenlernte, die er später so oft in seinem Werk gestaltet hat. Am Ende dieser Jahre war er sich unerbittlich darüber klargeworden, daß er den beschrittenen Weg nicht fortsetzen konnte. Aber zwischen dieser Erkenntnis und dem entscheidenden Entschluß lag ein Kampf, der mit so schwerer Verantwortung belastet war, daß er jeden anderen zum Aufschub veranlaßt hätte. Der Gedanke an die Mutter, die noch für zwei andere unversorgte Kinder sich zu mühen hatte, mußte zentnerschwer in die Waagschale fallen. Wie leicht wogen dagegen Zukunftsträume, die von nichts getragen waren als von dem Glauben an den eigenen Dämon! Wenn Raabe gleichwohl jede halbe Lösung ablehnte, wenn er rücksichtslos den Bruch mit der Vergangenheit vollzog, dann spricht sich darin zweifellos neben einer unheimlich scharfen Selbsterkenntnis auch jenes Hellsehertum aus, das schon in dem Keime die Frucht zu sehen vermag, vor allem aber auch jene entschlossene Bejahung der Schicksalsnotwendigkeit, die das unverlierbare Erbteil germanischen Lebensgefühls ist. Raabes Entscheidung in seinem ersten großen Lebenskampf war kein Nachgeben lockenden Wünschen und Neigungen gegenüber, es war noch viel weniger Trost gegen aufgezwungenes Fordern, es war viel eher demütige Unterwerfung unter das Gesetz, das qualvoll herrisch über ihm waltete.

Die erste Heimkehr

Des jungen Buchhändlerlehrlings Heimkehr nach Wolfenbüttel, seine Flucht aus dem erwählten Beruf bedeutete seinen Bruch mit der bürgerlichen Welt, aus der er hervorgegangen war. Sicherlich hat er damals nichts davon geahnt. Daß er sich aber später sehr klar darüber wurde, zeigt die Spiegelung, die diese Rückkehr mehr als einmal in seinem Werke fand. Und wir müssen dies mit um so stärkerem Nachdruck betonen, weil Raabe noch heute in den Vorstellungen vieler, die kindlicherweise Lebensbilder mit dem Bilde des Lebens verwechseln, der Dichter des deutschen Bürgertums schlechthin ist.

Die Heimkehr — es gibt keinen Dichter, der mit diesem Thema bis in die abendlichen Schatten seines Lebens hinein so unablässig gerungen hat wie Raabe, und es gibt unter all seinen mannigfachen Motiven keines, das so wie dieses immer wieder die tiefen Erschütterungen des ersten Erlebens mit heraufbannt.

Raabe stand in der Mitte seines zweiundzwanzigsten Lebensjahres, als er vor die Mutter und seine beiden Oheime mit dem schweren Bekenntnis treten mußte, daß er bei seiner ersten Fahrt in das Leben hoffnungslos gescheitert war. Und was noch schlimmer war, er konnte nichts über einen künftigen Weg und ein künftiges Ziel aussagen. Daß die Mutter trotz der Sorgenlast, die ihr Ältester ihr heimbrachte, nicht das Vertrauen zu ihm verlor, das hat ihr dieser nie vergessen, und er hat es ihr mit jener keuschen Sanftigkeit gelohnt, die überall aufklingt, wo ihr Bild ihm vor der Seele steht. Ahnte die seltene Frau, daß es hier nur eins gab, was helfen konnte: gewähren lassen? Da keine andere Richtung aus der Ratlosigkeit sichtbar war, blieb nur die Rückkehr zu dem Allheilmittel jugendlicher Verwirrenheit, zur Schulweisheit. Das Ziel wurde aufgestellt, daß der junge Mensch nach einem Jahre selbständiger Vorbereitung die Reifeprüfung ablegen sollte, um sich doch noch den Weg zur Universität zu bahnen. Ob es diesem selbst ernst damit war, müssen wir füglich bezweifeln. „Lief dort ein volles Jahr anscheinend zwecklos spazieren“, so lautet die lapidare Kritik über diese Zeit in den biographischen Briefen an Thaddäus Lau. Der Erfolg entsprach dem durchaus: der Versuch, das Reisezeugnis zu erringen, mißlang.

Und doch ist dieses Jahr in Raabes Entwicklung vielleicht das entscheidendste von allen gewesen. Grimmiger, als dies in Magdeburg der

Fall gewesen war, stand er in dieser Spanne den unerbittlichen Forderungen des Lebens gegenüber. Dort hatte ihn der Beruf und gesellige Gemeinschaft mancher Art darüber hinweggetäuscht, hier stand er allein, und einer Antwort war nicht auszuweichen. Mit dem Nein der Magdeburger Krisis war es nicht getan. Wem galt das Ja? Die Antwort, die er fand, steht klar ausgesprochen an vielen Stellen seines Werkes, und wir erkennen daraus, daß sich jetzt auf seinen einsamen Spaziergängen seine Selbstkritik zur Lebenskritik erweiterte.

Wer die Kleinstadt kennt, braucht nicht viel Phantasie dazu, sich die Lage auszumalen, in der sich der Jüngling damals in der Heimat fand. Wolfenbüttel aber war zu jener Zeit eine Kleinstadt ganz besonderer Art. Es war der Sitz der höchsten Behörden des Ländchens. Es war der Sitz eines ausgedehnten Honoratiorentums, das in patriarchalischer Gemütlichkeit sich von alters her gut zu den unteren Schichten der Bevölkerung zu stellen wußte, das aber um so argwöhnischer die feinen Scheidelinien beachtete, die Stand- und Rangverhältnisse im Beamtentum gezogen hatten. Wolfenbüttel war das hohe Ziel jeder erfolgreichen Beamtenlaufbahn, hier winkte die letzte Erfüllung jedes Ehrgeizes. Die höhere Beamtenerschaft des Landes aber bildete eine Kaste, in der es kaum eine unbekannte Größe gab. Man kannte einander mit allen Einzelheiten der persönlichen Verhältnisse; denn irgendwo hatte jeder beim Aufstieg den Weg des anderen gekreuzt, und war das nicht der Fall, dann hatte das enggespannte Netz der Frau Fama dafür gesorgt. Dieser Kaste sollte Raabe durch seine Herkunft und durch seine Verwandtschaft angehören. Die ziemlich einheitlichen Lebensideale dieser Kreise hatte er schon in dem Augenblick enttäuscht, als er Buchhändlerlehrling wurde. Damals war er ein aus der Art Geschlagener, jetzt war er ein Gescheiterter. Seine Altersgenossen aus diesem Kreise waren längst auf der Hochschule und standen zum Teil schon vor der abschließenden Prüfung, die die Pforte zu den aussichtsreichsten Lebenswegen aufschloß.

Dieser Welt und ihrem Urteil über ihn stand Raabe hier bei jedem Schritt und Tritt gegenüber. Hier gab es kein Ausweichen. Die Auseinandersetzung mit ihr war unabweislich, mußte es auch dann sein, wenn das Achselzucken und Getuschel um ihn herum ihn kühl ließ. Die Gründe seines Fremdseins in dieser Welt, seines Versagens in ihr rückten ganz von selbst in den Brennpunkt seines grüblerischen Lebensinnens. Die Tatsache, daß sie ihn nicht lockte, mußte ihn zum erstenmal zur Kritik

ihrer Ideale führen. Ihre Fragwürdigkeit mußte ihm klarwerden. Es waren Ideale, die durch die Überlieferung vieler Generationen geheiligt waren. Ihre Geltung war um so unbestrittener, als sie mit ihrem Glanz eine Lebenshöhe deckten, die vielen unerreichbar war. Aber bei näherer Nachprüfung ergab sich, daß sie blutwenig mit dem Persönlichkeitskern jener zu tun hatten, die ihre Träger waren. Gewiß verlangten sie von diesen ein Verhalten, das vor den scharfen Augen der Öffentlichkeit keinen Anstoß erregte. Aber innerhalb dieser Schranken des äußeren Anstands blieb gar manches erlaubt, was naive Gemüter für verboten erachteten. Der Glanz des gesellschaftlichen Ansehens war ein Schutzschild vor möglichen Angriffen, auf dessen Wirksamkeit man sich schon verlassen durfte. Und unter dieser blendenden Oberfläche wucherte in der Verkleidung glatter Höflichkeit Eifersucht, Neid und hämische Klatschsucht. Das Entscheidende aber war, daß in dieser Welt kein Raum war für eine freie, ungehemmte allseitige Entfaltung der Persönlichkeit. Sie erkannte nur die Tugenden und Leistungen an, die zu gleichmäßig sicherer Ersteigung ihrer Rangleiter befähigten. Alles andere wurde mißtrauisch oder ironisch angesehen. Es war eine Welt streng gesetlicher Kultur, die keine Ausnahmen zuließ, und die Gaben, die Mutter Natur ihren besonderen Lieblingen verleiht, standen bei ihr sehr gering im Kurs. Diese Gaben ließen sich eben nicht aktenmäßig erfassen, ja sie schienen nur zu sehr geeignet, Unordnung auch in das durchdachteste Aktensystem zu bringen. Wer sich daher ohne inneren Vorbehalt der straffen Ordnung dieser Welt auslieferte, um ihrer Belohnungen teilhaftig zu werden, der verstümmelte hoffnungslos sein gottgegebenes Ich. „Was in dem deutschen Honoratiorentum versinkt, ist für alle Zeit verloren“ — in diesen harten Satz hat Raabe sehr viel später seine Kritik an dieser Welt zusammengepreßt. Daß er schon in dem Wolfenbütteler Zwischenjahr dazu gelangte, ist zweifellos, auch wenn wir keine Äußerung von ihm dafür zum Zeugnis anführen können. Denn in dem Augenblick, da er die Feder ansetzt, zeigt sich unmittelbar der eisig kühle Abstand, den er von dieser Welt gewonnen hat. Und noch deutlicher spricht die Tatsache, daß überall, wo in seiner Dichtung seine Heimkehr nach Wolfenbüttel die Keimzelle der Gestaltung bildet, auch ein unerbittlicher Kampf mit dieser Welt geführt wird.

Das darf freilich nicht falsch gedeutet werden. Es ist ein Kampf, der niemals mit Haß, sondern immer mit mitleidsvollem Verständnis

geführt wird. Raabe weiß wohl, daß auch in jener Welt, die nicht die seine war, wertvolle und für das Wohl des Ganzen unentbehrliche Kräfte wirksam sind. Er hat so manchem, der in dieser Welt verwurzelt war und sie rückhaltlos bejahte, die Freundeshand gereicht. Er wußte, daß es schlimm um die Ordnung in diesem verworrenen Dasein bestellt sein würde, wenn immer nur schöpferische Menschen die Gesetze des Alltags bestimmten. Aber das änderte nichts daran, daß sein Werturteil unbeirrbar war und blieb. Der Gegensatz, in dem er sich zu jener Welt sah, war der der Naturgebundenheit und der Kulturfesselung, der frei entfalteten Ganzheit und der zweckgebotenen Einseitigkeit, der Ursprünglichkeit von Gottes Gnaden und der Verstrickung in den engen Maschen einer zähen Überlieferung. Dieser Gegensatz aber wurde schon dem jungen Dichter ein Prüfstein bei seiner Erkenntnis des Menschentums und dann vielleicht der wichtigste Grundstein seiner Gestaltung.

Das Wolfenbütteler Jahr ging zu Ende. Die Schule mußte erklären, daß die von dem jungen Menschen in diesem Jahr gewonnene Reise nicht ihrem Maßstab entsprach, und wir glauben das ihr gern. Raabe aber sprach sie sich selber zu und bezog als Hörer die Universität Berlin. Es war von vornherein klar, was er dort studieren würde, es konnte nur eins sein: das Leben.



Idyll und Romantik

Berliner Studienjahre. Die Chronik der Sperlingsgasse

In Berlin bezog Raabe ein Stübchen im ersten Stock eines sehr nüchternen Hauses in der dunklen, engen Spreegasse, die damals sicherlich ebensowenig anziehend und ebensowenig poetisch ausah wie heute, wo sie auf Grund dessen, was im Jahre 1854 in ihr vorging, den Namen Sperlingsgasse führt. Das Haus trägt auch heute noch die Nummer 11. Das Stübchen gehörte zur Wohnung des Schneiders Wuttke, der zugleich das hohe Amt eines königlichen Hofstafeldeckers bekleidete.

Daß der ernsthafteste, längst an einsiedlerisches Alleingehen gewöhnte Lebensstudent sich in den Wirbel des studentischen Lebens stürzen würde, war nicht zu erwarten. Er hat in der That in den beiden Berliner Jahren so gut wie keinen Verkehr gepflegt. Ebenso ist es verständlich, daß seiner Auswahl der Vorlesungen keinerlei Plan zugrunde lag. Es kam ja nicht darauf an, in irgendeinem Fach sichere Grundlagen zu legen, sondern es galt, Ordnung in den bisher wahllos aufgenommenen Bildungstoff zu bringen. Dazu genügte der Einblick in den wissenschaftlichen Betrieb für einen Menschen, der scharfe Augen für das Wesenhafte besaß, durchaus. Auch an einen irgendwie regelmäßigen Besuch der Vorlesungen werden wir nicht zu denken haben. Nur eins wird ihn dabei geleitet haben, das sichere Gefühl für alles, was fruchtbar für ihn sein konnte. Im übrigen wird er das Leben viel mehr auf den Gassen gesucht haben als in den Hörsälen, so mannigfach auch die Dinge waren, die in ihnen auf ihn eindrangen.

„Ich war ein Student und studierte in Berlin die schönen Wissenschaften und die häßlichen für das Vergnügen und ums liebe Brot. Ich studierte aber auch das Leben, und in ihm das Schöne und das Häßliche von demselben Blatt; — o großer Gott, was studierte ich alles! Es ist mir heute noch ein Mirakel, daß ich nicht mit einem Riß, einem Sprung

im Hirnkasten oder einem darumgelegten eisernen Bande herumlaufe; die Gehirnerweiterung war zu mächtig!"

So hat der Dichter im Jahre 1865 in der kleinen Grotteske „Theklas Erbschaft“, die das Haus Nr. 11 in der Spreegasse zum Schauplatz hat, sein Studententum geschildert. Als Greis hat er sich nur an drei Vorlesungen erinnert, die er einigermaßen regelmäßig besucht, das waren die des Ägyptologen Lepsius, des Geographen Ritter und des Philosophen Michelet, von dem er sich das übliche Quantum Hegel in die Feder diktieren ließ. Bezeichnend ist dabei, daß Vorlesungen, die mit seinem künftigen Schriftstellerberuf irgendwie in Verbindung standen, also solche ästhetischer und literarhistorischer Art, ihn nicht zu fesseln wußten.

Die eigentliche Lehrmeisterin dieser zwei Jahre aber war und blieb die Stadt selbst, auf deren Gassen und Plätzen er jetzt fortfuhr, „Licht aus Schatten zu greifen“. Es war hier durchaus nicht das gleiche wie in Magdeburg. Dort trugen die Gestalten, die aus dem Dunkel hervortraten, die Tracht des 16. oder 17. Jahrhunderts, hier aber handelte es sich um das ewig wechselvolle Gesicht der Gegenwart. Berlin war damals noch eine verhältnismäßig kleine und ruhige Stadt, die noch nicht von der Repräsentationspflicht für ein Volk von vielen Millionen träumte. Dafür war sein besonderer Charakter noch nicht verwischt von jener fatalen Lünche, die die Großmannsucht der folgenden Jahrzehnte mit höhnischer Verachtung über alles strich, was Ausdruck ruhigen Wachstums war. Und vor allem gab es noch ein bodenständiges und darum wesensechtes Berlinertum, dessen fecker Witz und unerschütterliche Nüchternheit noch nicht zu bloßer Schnodderigkeit entartet waren. Diesem Volkstum aber galt jetzt das wichtigste Studium Raabes. Die reiche Frucht, die er in dieser Zeit von seinen Streifzügen durch die Gassen heimbrachte, ist schwer abzuschätzen. Er hat sie nur zu einem kleinen Teil für seine beiden ersten Erzählungen, die auf dem Boden Berlins spielen, ausgeschöpft. Bis in seine letzten Schaffensjahre hinein ist die Nachwirkung davon zu verspüren.

Es war am 15. November 1854. Ein trüber Spätherbsthimmel spannte sich über die Spreegasse. Der Student stand am Fenster seines Stübchens und starrte hinaus. Da lösten sich aus dem dunklen Gewölk die ersten Flocken des Jahres, und bald wirbelte es im lustigen weißen Tanz. Mit einem Schlage erhielt die trübselige Gasse — nein, die ganze Welt erhielt ein anderes Gesicht. Und dieser plötzliche Wandel, sowenig

er von einem Wunder an sich hatte, wirkte auf das reizbare Empfinden des jungen Menschen wie ein solches. Blißartig stand die Vision seines ersten Werkes vor ihm. Eine Chronik der Gasse da unten sollte es werden, mit all dem Wechsel von Schatten und Licht, von Alltagsgrau und flatterndem Sternengeglitzer, wie dieser Novembertag ihn zeigte. Atemlos fast kramte er auf seinem Tisch nach Papier. Aber zum Suchen fehlte die Geduld. Da riß er das Schutzblatt von einer leeren Zigarrenkiste ab und schrieb das Datum des Tages und die ersten Sätze nieder. Wir haben keinen Grund, an dieser Entstehung der „Chronik der Sperlingsgasse“, wie sie uns auf ihren ersten Seiten dargestellt wird, zu zweifeln. Raabe hat sie uns oft genug bestätigt. Er hat im Kreise seiner Freunde wiederholt den 15. November 1854 als seinen „Feierabendtag“ gefeiert. Aber wir haben noch ein anderes gewichtiges Zeugnis. Als der 15. November des Jahres 1879 den Dichter auf ein Vierteljahrhundert seines Schriftstellertums zurücksehen ließ, da ergriff die Erinnerung an den ersten Schnee des Jahres 1854 und die wunderbare Wirkung, die er ausgelöst hatte, wieder machtvoll sein Gefühl. Und sie wurde die Keimzelle zu der neuen Dichtung, die er fast unmittelbar darauf begann: „Fabian und Sebastian.“ Und der Wandel, den der Zauber des ersten Flockenfalles im Bilde der Welt hervorbringt, wurde hier zum Ausgangspunkt der gesamten Gestaltung und mehr noch, zum Kern einer tief sinnigen Symbolik. Ja, der Dichter macht hier den Leser selbst auf den geheimen Zusammenhang aufmerksam:

„Wir aber, wir haben schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert, als wir unsere erste Geschichte den Leuten in die Hand gaben, es ihnen und uns beschrieben, welch ein ander Gesicht diese nordische Welt annimmt, wenn der erste Schnee herunterkommt.“

Bei jedem anderen Dichter würde uns eine solche Konzeption seines ersten Kunstwerks vielleicht rätselhaft erscheinen. Bei Raabe ist sie es nicht. Dem geborenen Humoristen mußte die erste große Vision, die Schicksalsgewalt über ihn gewann, aus dem Gegensatz entkeimen.

Für den Winter und den kommenden Frühling war nun gesorgt. Blatt auf Blatt füllte sich. Die kleinen Nöte des Alltags hatten keinen Zugriff mehr. Was tat es, wenn das Geld für den Heizvorrat knapp wurde. Die warmen Hörsäle standen ja offen. Und mancher Professor würde sich sehr verwundert haben, wenn er geahnt hätte, in welche Fernen

von ihm und seiner Weisheit der so eifrig schreibende Studiosus entrückt war.

Die wirkliche Not aber begann, als die Arbeit vollendet war. Underthhalb Jahr hat Raabes Erstlingswerk gebraucht, bis es ans Licht der Öffentlichkeit trat. Einen treuen Helfer fand er in dem Buchhändler Stülpnagel, in dessen Leihbibliothek er ein ständiger Gast war. Dieser legte das Manuskript dem Dichter der Mark Willibald Alexis vor und erhielt von diesem ein sehr wohlwollendes Urteil. So beruhigend dies sein mochte, einen wagemutigen Verleger zauberte es nicht herbei. Im Frühjahr 1856 wandte er sich an seinen ehemaligen Lehrherrn Kretschmann in Magdeburg. Aber der Zeitpunkt mochte ungünstig gewesen sein. Familien- und Geschäftsforgen lasteten schwer auf diesem. Wir erfahren nichts weiter von dem Plan. Schließlich gelang es Stülpnagel, in Franz Stage einen Berliner Verleger ausfindig zu machen, der das Wagnis unternehmen wollte, freilich auch nur unter der Bedingung, daß der Verfasser mit 50 Talern den Druck bezahlte. Am 19. Juli sandte Raabe die Summe von Wolfenbüttel ab. Der Posteinlieferungsschein liegt noch heute bei des Dichters Lebensakten — ein melancholisches Zeugnis für ein typisch deutsches Dichterschicksal. Ende Oktober erhielt er dann die ersten Exemplare seines Werkes.

Aber dem zweiten Jahr von Raabes Berliner Aufenthalt liegt völliges Dunkel. Wir wissen nur, daß er sein Quartier wechselte und aus der Spreegasse in die Oberwallstraße wieder zu einem Schneider zog. Und hier wohnte er nun wirklich in einer jener Dachkammern, deren Eignung zur Erweckung von Dichterträumen er in seiner „Chronik“ preist. Aber seine Feder scheint in diesem Jahre geruht zu haben.

Ostern 1856 kehrte er heim nach Wolfenbüttel, in den Augen der Welt als ein von neuem Gescheiterter. Was er heimbrachte, konnte er ja nur den Allernächsten anvertrauen, und auch für diese mußte es schwer sein, mehr als zaghafte Hoffnungen daran zu knüpfen. Für alle übrigen aber war er der verpfuschte Student, der verlorene Sohn, der mit fünf- undzwanzig Jahren seiner Mutter auf der Tasche lag, der Vagabund, der ziellos durch die Gegend streifte, um dem beschämenden Anblick derer zu entgehen, die in harter Arbeit an ihrem Leben bauten. So wird diese Frist ungeduldigen Harrens für den jungen Dichter eine Zeit gewesen sein, die seiner Menschenkenntnis eine gesteigerte Tiefe und Unerbittlichkeit gab. Inzwischen aber spann er gelassen und siegesgewiß an den

Gesichten seines zweiten Werkes. Erst sie gaben ihm die Sicherheit, daß der Quell, den er angeschlagen hatte, unversiegbar war. Das Ende des Jahres rückte ihn dann mit einem Schlage aus dem Dunkel der Verkennung ins Licht. Die erstaunten Philister erfuhren, was in Wahrheit in dem sonderbaren Kostgänger steckte, der sich nicht ihren so bewährten Regeln hatte fügen wollen. „Die Chronik der Sperlingsgasse“ hatte ihren Siegeszug angetreten, und selbst anerkannte Urteilsfinder der literarischen Welt waren verblüfft über das Rätsel, daß ein ganz unbekannter Anfänger mit den unbestreitbaren Ansprüchen des berufenen Meisters in diese Welt eingetreten war. Was steckte in dem Kleinen, unscheinbar ausgestatteten Büchlein, das solche Ansprüche zu beglaubigen vermochte?

„Die Chronik der Sperlingsgasse“ will nicht mehr sein als ein Bilderbuch, das uns das Leben einer dunklen, engen Großstadtgasse mit all seinen beständig wechselnden Farbenstimmungen einfängt, das von Lust und Leid ihrer schlichten, armen Bewohner erzählt, die, so verschiedenartig sich auch ihr Dasein spinn und verwebt, doch in keiner Weise etwas Besonderes darstellen. Vom hellsten Kinderjubiläum bis zur dunkelsten Lebensverzweiflung klingen hier alle Töne auf, die des Schicksals Hand der Harfe der Menschenseele entreißt; aber es sind alltägliche Freuden und alltägliche Schmerzen, die hier Klang werden. Es ist nirgends ein außergewöhnliches Geschehen, das die Bilder dieses Buches festhalten, mag Erinnerungswehmut traumhaft sie malen oder lebenswacher Gegenwartsinn mit festen, sicheren Strichen sie umreißen. Der junge Dichter hat ein tiefes Recht, wenn er behauptet, daß er keinen Roman schreibe. Aber gerade deshalb gibt er in seinem träumerischen Bilderbuch mehr, als mancher Roman gibt: nicht Bilder des Lebens nur, sondern ein Bild des Lebens schlechthin.

Johannes Wachholder, ein Mann, dem schon längst in lächelndem Verzicht die Erinnerung an die Stelle der Hoffnung getreten ist, schreibt ein Tagebuch. An einem 15. November beginnt er, am 1. Mai des folgenden Jahres schließt er es ab. Aber es ist ein sonderbares Tagebuch. Von den fünfundeneinhalb Monaten, über die es läuft, lassen nur neunzehn Tage hier ihre Spur zurück. Und auch in diesen neunzehn Tagen verschwindet das Augenblicksgeschehen häufig fast ganz hinter den Bildern der Vergangenheit. Ja, unbekümmert um alle Einheitlichkeit, fügt der Schreiber mitunter Blätter aus früher geschriebenen Erinnerungsmappen

bei, legt Briefe ein und drückt schließlich gar einem anderen Sohn der Gasse die Feder zur Mitarbeit an seinem Manuskript in die Hand. Als roter Faden aber zieht sich durch das Ganze Wachholders beglücktes Miterleben der Entwicklung zweier Kinder der Sperlingsgasse, die am Ende mit ihrem Liebesbunde dem dunklen Schicksal ihrer Voreltern den versöhnenden Abschluß geben.

Der frühe Tod seiner heimlich Geliebten und ihres Gatten, seines Jugendfreundes, hatte Wachholder als kostbares Erbe die Sorge um ihr Kind hinterlassen, und dem vereinsamten Literaten war diese Aufgabe zum wertvollsten Lebensinhalt geworden. Nun ist sie abgeschlossen. Elise Raffl weilt mit ihrem Gatten, dem jungen Maler Gustav Berg im fernen Italien. Schwer liegt der Druck der Einsamkeit an jenem düsteren Novembertage auf dem Alleingelassenen. Da löst der erste Schnee des Jahres, der in schweren Flocken vor den Fenstern seiner Dachkammer herniederfällt, den schweren Druck. Wie mit einem Schlage hat der weiße Wirbel die Stimmung da draußen verändert, und er reißt auch ihn aus seinem Bann. Und der Gedanke schießt ihm aufs Herz, eine Chronik der Sperlingsgasse zu schreiben und mit ihr den Grillen der Einsamkeit und den sorgenschweren Gedanken an die böse Zeit, in der das Lachen so teuer geworden ist, Einhalt zu gebieten.

Und nun reiht sich Bild an Bild. Wie Immergrün rankt sich Vergangenes um Gegenwärtiges, Traum um die Wirklichkeit. Unablässig wechseln die Farben. Die Leute der Gasse werden uns lebendig, allen voran der behäbige Dr. Wimmer, Verfertiger guter Leitartikel und schlechter Romane, der Karikaturenzeichner Strobels, Raabes erster Humorist, dessen Lustigkeit auf melancholischem Boden keimt, der Lehrer Koder, dem schöner Idealismus die Lebensnot besiegen hilft, die Großmutter Karsten, die mit ihrer Erzählung aus der Franzosenzeit und von dem, was nachher kam, das deutsche Elend der Zeit lebendig werden läßt, die arme Längerin, die tanzen muß, während sie ihr Kind im tödlichen Fieberkrampfe weiß, wackere Handwerker, augenblickstolle Theatermenschen, lebensfrohe Künstler, besinnliche Gelehrte und vor allem natürlich die Kinder der Gasse mit ihren Trabanten, dem würdigen Pudel Rezensent, der Raze Miez und dem Kanarienvogel Flämmchen, das einen lustigen Postdienst besorgt. Und um sie alle schlingen sich die bunten und schwarzen Fäden von Erdenlust und -weh. Dicht nebeneinander stehen Wiege und Sarg, knospende Liebe und

wehvolle Entsaugung, überschäumender Lebensjubil und erschütternde Verzweiflung.

Es ist kein Zweifel, der Student des Lebens, der mit diesem Buch sein Studium beglaubigt, hat seine Aufgabe bitter ernst genommen. Er hat bei seinem Schauen sich nicht mit der bunten Oberfläche begnügt, und er hat bei seinem Malen keine Farbe seiner Palette mißachtet. Und wenn es so scheint, als habe er es bei seiner Malerei auf die Herausarbeitung der Kontraste des Einzelnen abgelegt, so täuscht uns das nicht. Er ist ein sehr besinnlicher Maler, dessen Augen auch bei dem buntesten Wirbel der Erscheinungen wie gebannt auf dem Geheimnis des Ganzen ruhen, dem alles Geschehen, ob hell oder dunkel, ob lachend oder weinend, ob erhebend oder zerschmetternd, in die eine große Frage nach dem Sinn des Lebens mündet. Und damit wird unabwendbar unser Fragen rege nach dem Bilde, das mit diesem Lebensbilderbuche der Maler von sich selber malt. Und wir erwarten nicht wenig. Dem verstehenden Blick sind Erstlingswerke, die nach dem entscheidenden Durchbruch zum Eigenen entstanden sind, viel aufschlußreicher für die Erkenntnis des Seins und Wesens ihres Künstlers als die Meisterwerke, hinter denen er meist ungreifbar und unnahbar wie ein Gott thront. Erstlingswerke sind offenerherzig. Sie verraten in Harmlosigkeit alles, was das Herz des jungen Menschen erfüllt und was seine Sehnsucht bewegt. Erstlingswerke sind verschwenderisch. Sie wissen noch nichts von den häuslicherischen Bedenken des gereiften Künstlers, der mit seinem Gehalt und seinen Mitteln Rat zu halten versteht. Erstlingswerke sind naiv. Sie sind noch nicht gebändigt von jener künstlerischen Weisheit, die auf einer vollendeten Beherrschung der Ausdrucksmittel beruht. Sie lassen noch deutlich hinter dem Gestalteten das Gewachsene hindurchschimmern. Erstlingswerke sind liebenswürdig. Sie wollen ja gewinnen. Und sie geben darum zu erkennen, welcher Art Leute sie gewinnen wollen.

Für die „Chronik der Sperlingsgasse“ aber gilt das noch in ganz besonderem Sinne. Sie ist in so absoluter Wortbedeutung ein Erstling wie selten das erste Werk eines Dichters. Nicht der kleinste tastende Versuch ist ihr vorausgegangen. Selbst seinen ersten Vers hat Raabe erst geraume Zeit nach ihrer Vollendung geschrieben. Er selbst hat das scherzend eine pathologische Merkwürdigkeit genannt. Pflegt doch der werdende Dichter sich erst auf lyrischen Schwingen über die Dinge zu erheben, bevor er den Weg zur Epik findet.

Der Dichter der „Chronik der Sperlingsgasse“ aber bannt sogleich die nicht unerhebliche Gefahr, die seinem epischen Bericht von seinem lyrischen Gehalt her droht, dadurch, daß er Johannes Wachholder, seinem Scherzähler, die Züge und die Lebenserfahrung eines Greises leiht. Dem gleichen Zweck dient eine kleine Vertauschung im Ortslichen, die meist übersehen wird. Es ist nicht das historische Haus Nr. 11 der Spreegasse, die jetzt wirklich Sperlingsgasse heißt, in dem Wachholder sein träumerisches Tagebuch schreibt, sondern das Haus gegenüber Nr. 7. In Raabes Studentensübchen aber treibt erst Dr. Wimmer, dann Strobels sein Wesen. Auch darin offenbart sich, daß der junge Epiker sich der Notwendigkeit des Abstandes bewußt war. Und zugleich wird uns damit ein leiser Hinweis gegeben, daß wir viel mehr in dem Karikaturenmalers als in dem wehmütigen Schreiber der Chronik die Gestalt sehen müssen, durch die uns Raabe Einblick in sein Wesen gestattet.

Und in der Tat ist es denn auch Strobels, durch den wir darüber klarwerden, daß schon Raabes erstes Buch zu einem gut Teil wirkliche Erlebnisdichtung ist nicht nur mit der kühnen Übernahme seiner augenblicklichen Lebensstimmung und seines augenblicklichen Lebensraumes in sein Werk. Wir belauschen ein Zwiegespräch zwischen Strobels und Wachholder:

„Sie sind wirklich ein echtes Kind unserer Zeit, die durch zu viele und zu verschiedenartige Anspannungen im ganzen bei dem einzelnen das Sehenlassen, die Athaumase, die Apathie zur Gottheit gemacht hat.“

„Puh“, sagte der Zeichner, eine gewaltige Dampf Wolke fortblasend, „ich konnte's mir denken, da sind wir schon in einem solchen Gespräche, wie sie alles Zusammenleben jetzt verbittern; übrigens ist unsere Zeit durchaus nicht apathisch, aber der einzelne fängt an, das wahre Prinzip herauszufinden, daß nämlich die Sache durch die Sache gehen muß. — Nicht jeder erste und taliter qualiter beste soll sich fähig glauben, den Wegweiser spielen zu können, den Arm ausstrecken und schreien: Holla, da lauft, dort geht der rechte Weg, dorthin liegt das Ziel!“

„Und die seitwärts abführenden Holzwege? . . .“

„Laufen alle der großen Straße wieder zu, nachdem sie an irgend-einer schönen, merkwürdigen, lehrreichen Stelle vorübergeführt haben. Ich, der Fußwanderer, habe nie so viel Erfahrungen für den Geist, so viel Skizzen für meine Karte heimgebracht, als wenn ich mich verirrt hatte.“

Das sind recht besinnliche Sätze, über die kein Leser schnellfertig hinweggleiten sollte, denn in ihnen liegt die vom Dichter oft wiederholte Verteidigung seiner Jugendentwicklung, zugleich aber auch seine bleibende Einschätzung der im Menschentum sich auswirkenden Kräfte. Sie sind eine Kritik jener normalen Erziehung, die ihre Einwirkungsmittel überschätzt, die Ziele setzt, ohne viel daran zu denken, daß die naturgegebene Veranlagung und ihre organische Entfaltung das Entscheidende ist. Sie sind ein Bekenntnis zu jenem Eigengesetz, das sich in jedem Menschentum über alle Widerstände hinweg auswirkt. Zum erstenmal segnet hier Raabe die Irrwege seiner Jugend, die ihm Geist und „Mappe“ bereichert haben. Er hat das oft getan, und er hat aus dieser Erkenntnis heraus nicht nur für seine Anschauung von Schule und Erziehung Bleibendes gewonnen, er hat sie auch zu einer unverrückbaren Grundlage seiner Menschengestaltung gemacht. Wir nennen sie Ehrfurcht vor dem Dämon und seinem Gesetz. Alle seine Erziehungsromane beruhen darauf.

Eine Vorstellung aber von dem eigenen Dämon des Dichters und seinem Gesetz steigt uns auf, wenn wir die Fortsetzung des Gesprächs hören:

„Sie müssen ein eigentümliches Leben geführt haben und führen!“ sagte ich, den sonderbaren Menschen vor mir ansehend. Er strich mit der Hand über das sonnenverbrannte, verschrumpfte Gesicht und lächelte.

„Ein Leben, das gern auf Irrwegen geht, ist stets eigentümlich!“ sagte er. „Übrigens wird jeder Mensch mit irgendeiner Eigentümlichkeit geboren, die, wenn man sie gewähren läßt — was gewöhnlich nicht geschieht — sich durch das ganze Leben zu ranken vermag, hier Blüten treibend, dort Stacheln ansetzend, dort — von außen gestochen — Gall-äpfel. Was mich betrifft, so bin ich von frühester Jugend auf mit der unwiderstehlichsten Neigung behaftet gewesen, mein Leben auf dem Rücken liegend hinzubringen und im Stehen und Gehen die Hände in die Hosentaschen zu stecken. Sie lächeln — aber was ich bin, bin ich dadurch geworden.“

„Ich lächelte nur über die Richtigkeit Ihrer Bemerkung. Wir alle sind Sonntagskinder, in jedem liegt ein Keim der Fähigkeit, das Geistervolk zu belauschen, aber es ist freilich ein zarter Keim, und das Pflänzchen kommt nicht gut fort unter dem Staub der Heerstraße und dem Lärm des Marktes.“

Die Bedeutsamkeit dieser Sätze wird uns klar, wenn wir wissen, daß Raabes ganzes Schaffen ein Suchen und Grüßen jener Sonntags-

Kinder war, die die Fähigkeit, das Geistervolk zu belauschen, niemals verlieren können und die darum durch alles Verworrene, was Menschen denken und Menschenwollen heraufbeschwört, mit nachtwandlerischer Sicherheit hindurchschreiten und so durch ihr bloßes Da-sein allein, durch ihr unbewußtes Gehen und Handeln, den anderen eine Ahnung geben von der Wesenlosigkeit so vieler Bindungen, die ihnen selbst unlösbar scheinen. Diese Sonntagskinder sind nicht gefeit wie die des Märchens, sie sind dem Wechsel von Erdenlust und Erdennot ebenso unterworfen wie alle anderen, aber auch das Dunkelste, das sie zu überschatten droht, dient nur dazu, den Glanz ihres Wesens um so heller erstrahlen zu lassen. Und deshalb tragen sie doch etwas von dem Zauber und dem Sonnenschein des Märchens an sich.

Wer aber da glaubt, daß Strobil mit seinem Lebensbekenntnis ein Loblied auf die Trägheit singen wolle, gibt sich einem grimmigen Irrtum hin. Gerade diese Menschen, deren Lebenshaltung er verteidigt, sind unablässig im Innersten beschäftigt. Sie leben im Ganzen und sind deshalb an allem beteiligt, was um sie herum geschieht. Aber freilich ist ihr Tun oft genug eine stille, mitleidvolle Kritik an dem, was die anderen Mühe und Arbeit oder gar Geschäfte nennen.

Wir sehen: schon der junge Raabe kennt den grundlegenden Unterschied zwischen den naturgebundenen und den kulturgefesselten Menschen, der wie ein roter Faden sich durch sein gesamtes Lebenswerk hindurchzieht.

Aus diesem Wissen heraus aber ist auch jene große Menschheitsvision des Dichters herausgeboren, die Johannes Wachholder aus der Erinnerung seines großen Schmerzes aufsteigt:

„Wunderliches Menschenvolk, so groß und so klein in demselben Augenblick! Welch eine Tragödie, welch ein Kampf, welch ein – Puppenspiel jedes Leben; von dem des Kindes, welches vergeblich nach der glänzenden Mondscheibe verlangt und verwelkt, ehe es das Wort ‚ich‘ aussprechen kann, bis zu dem des grübelnden Philosophen, welcher in dasselbe Wörtchen ‚ich‘ das Universum legt und zusammenbricht, ein Körper- und geisteschwacher Greis, der kaum noch das Gefühl für Wärme und Kälte behalten hat.

Sieh um dich, Johannes: Verkehrt auf dem grauen Esel ‚Zeit‘ sitzend, reitet die Menschheit ihrem Ziele zu. Horch, wie lustig die Schellen und Glöckchen am Sattelschmuck klingen, den Kronen, Tiaren, phrygische Mützen – Männer- und Weiberkappen bilden. Welchem Ziel schleicht

das graue Tier entgegen? Ist's das wiedergewonnene Paradies; ist's das Schafott? Die Reiterin kennt es nicht; sie — will es nicht kennen! Das Gesicht dem zurückgelegten Wege, der dunkeln Vergangenheit zugewandt, lauscht sie den Glöckchen, mag das Tier über blumige Friedensaunen traben oder durch das Blut der Schlachtfelder waten — sie lauscht und träumt! Ja, sie träumt. Ein Traum ist das Leben der Menschheit, ein Traum ist das Leben des Individuums. Wie und wo wird das Erwachen sein?“

Zehn Jahre bevor Raabe Schopenhauers Lehre kennenlernte, ballt sich diese Vision als eine gewaltige Drohung vor ihm auf. Ahnte der junge Dichter damals schon, daß er ein langes Leben hindurch hart mit ihr werde ringen müssen, bis er sie endgültig bannen konnte? Er ist auch hier in seinem Erstlingswerke nicht vor ihr zurückgewichen, denn er hätte sich selbst verneint, wenn er der Frage nach dem Sinn des Lebens mit diesem Bilde aus dem Wege gegangen wäre. Wunderbar aber ist sein Gehertum, das in der Lösung von jener Vision seinen Ausdruck findet. Scheinbar unermittelt zitiert Wachholder auf die bange Frage nach dem Erwachen der träumenden Menschheit die Verse, die auf Lörzings Grabstein stehen:

Sein Lied war deutsch und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Not und Neid.
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus — das Lied tönt fort!

Sie geben eine Antwort, vor der die dunklen Gespenster weichen. Auch das verworrene Träumen der Menschheit vermag sich zum Ewigen emporzuschwingen, und der Sinn ihres Lebens ruht in dem, was von ihrem Werk in diese Höhen reicht. Das Grauen, das der Einblick in die Dunkelheit der menschlichen Existenz erweckt, versinkt vor dem ahnungsvollen Wissen, daß die große schaffende Gewalt, welche die ewige Liebe ist, auch im Menschentum sich offenbart.

Es ist selbstverständlich, daß wir von der „Chronik der Sperlingsgasse“ auch Klarheit über Raabes Einstellung zu seiner Zeit erwarten. Daß eine geniale Persönlichkeit nach ihrem Durchbruch zur Wesenhaftigkeit, nach der Abschüttelung all dessen, was ihr nur anezogen oder angefliegen war, sich naturnotwendig in Kampfstellung zu dem Gewordenen und Erstarrten findet, haben wir gesehen. Wir wundern uns insolgedessen

auch nicht über die scharfe Kritik, die die Chronik an den bestehenden Verhältnissen übt. Sie ist vielfach humoristisch verkleidet, aber oft genug auch von einer sehr bitteren Offenheit, und sie beginnt mit dem ersten Satze der Dichtung: „Es ist eigentlich eine böse Zeit.“ Aber es ist bezeichnend, daß diese Kritik nicht herausgeboren wurde aus dem grimmen Aufwallen einer sich selbst bewußt gewordenen Seele, die gegen die ihr gezogenen Schranken anrennt, wie z. B. bei Schiller. Sie erwächst bei Raabe ausschließlich aus dem wehen Einblick in die erschütternde Not seines Volkes. Und so ist sie eine einzigartige Ausdeutung des Verses: „Sein Lied war deutsch und deutsch sein Leid.“ Und damit bleibt diese Kritik auch nicht an der Gegenwart haften. Die Not, deren Zeugen wir hier werden, hat eine gar tiefe Verwurzelung in der Vergangenheit.

So leicht sich die Erzählung der Großmutter Karsten aus dem Zusammenhang lösen läßt, sie ist doch keine Episode. Sie ist zweifellos ein kleines Meisterwerk für sich. Wie hier eine einfache alte Frau in ihrem schlichten Bericht vom Leben ihres Mannes, eines wackeren Berliner Handwerksmeisters, den ganzen Ablauf des deutschen Schicksals von dem Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806 über die Franzosenzeit und den völkischen Aufbruch der Freiheitskriege bis zur bitteren Enttäuschung der deutschen Hoffnungen in der Reaktionszeit lebendig werden läßt, das ist eine schwer zu übertreffende Leistung. Der darin gegebene geschichtliche Überblick aber ist notwendig. Aus ihm erst wird die kleinere Stimmung verständlich, die über dem politischen Horizont der Zeit lastet. Das Mißtrauen, mit dem die Selbstsucht der Fürsten die rückhaltlose Hingabe des Volkes bei der Abschüttelung des fremden Joches belohnt hat, hat bittere Früchte gezeitigt. Der Glaube an eine deutsche Zukunft, der in dem „tollen“ Jahr 1848 noch einmal leidenschaftlich aufgeflammt war, ist zur Hoffnungslosigkeit geworden. Die großen Ideale der Volksbewegung, Freiheit und Einheit, sind zum Gegenstande journalistischen Kleinkriegs herabgesunken. Fern auf der Krim schlagen die Völker zusammen, Franzosen, Engländer, Türken, Russen. Wird wieder einmal wie so oft das deutsche Volk ungefragt und wider Willen in den Strudel hineingezogen werden? Niemand weiß es. Aber jeder empfindet schwer den Druck der wirtschaftlichen Not, am schärfsten der kleine Mann, der vergebens nach einem Helfer Umschau hält.

An demselben Weserufer, an dem in unserer Zeit Hans Grimm die quälende Sorge aufstieg, daß die Deutschen ein Volk ohne Raum seien,

wird Strobel die gleiche Erkenntnis auf die Seele gelegt, wenn er auf dem Strome die Auswanderer abwärts treiben sieht einem ungewissen Schicksal jenseits des Ozeans entgegen, wenn er vom Dampfer das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?“ herüberklingen hört, das einst ein trotziger Hochgesang war und jetzt zur Anklage müder Verzweiflung geworden ist. Und zermalmend wird der Hohn auf die „Deutsche Größe“, wenn Strobel, ergriffen von der großen Vergangenheit des Weserlandes, wo Hermann der Cherusker einst der römischen Eroberungssucht Halt gebot, vergebens Ausschau hält nach dem immer noch nicht aufgerichteten Standbild des Befreiers auf der Höhe des Teutoburger Waldes und statt dessen die große Herkulesstatue auf Wilhelmshöhe bei Kassel erblickt, die ein deutscher Landesvater mit dem verschachtelten Blute seiner Landeskinder bezahlt hat.

Die tiefe Erschütterung durch die Tragik seines Volkes, die der junge Dichter hier offenbart, ist der Keimboden seines deutschen Gebertums geworden. Durch dieses bittere Erleben seiner Zeit wurde sein fragender Blick in die Vergangenheit geleitet, aus ihm erwuchs ihm der Maßstab für alles deutsche Streben und Wollen, aus ihm die große Sehnsucht nach dem Tage, wo vielleicht unter dem Druck seelentiefer Not aus hadernnden Stämmen und Staaten, aus engstirnigen Parteien und Bündeln, aus selbstsüchtigen Strebern und weltfremden Träumern ein an sich selbst glaubendes Volk geboren werden würde.

Die Erfüllung dieser Sehnsucht konnte nur in einer fernen Zukunft liegen. Aber selbst das Träumen davon war nur möglich im Banne eines unerschütterlichen Glaubens, des Glaubens an den deutschen Menschen.

Strafen aber die Gestalten der „Chronik“, so mannigfaltig sie sind, diesen Glauben nicht Lügen? Sind nicht die meisten von ihnen deutsche Träumer, die das Glend ihres Volkes wohl erkennen, aber keinen Weg zur befreienden Tat finden? Raabe erkannte hier schon, daß befreiende Taten im völkischen Leben nur möglich sind auf dem Boden einer innerlich gefestigten Volksgemeinschaft. Und an ihr sehen wir alle seine Träume unablässig arbeiten. Ja, das Lebensbild des deutschen Volkes, daß er hier zeichnet, scheint sogar einen Mangel darin zu haben, daß die gesellschaftlichen Schranken, die das Volksganze durchziehen, gar nicht gesehen worden sind. Ein liebenswürdiges Wunschbild scheint hier an die Stelle des Realismus getreten zu sein. Es ist der Glaube an die Macht des organischen Wachstums und Zusammenwachstums, der sich darin ausprägt.

Der Weg zur Volkwerdung, wie Raabe ihn sah, ging von innen nach außen. Unbeirrbar hat er an dieser Erkenntnis festgehalten, auch als auf dem Wege der Machtpolitik die äußere Einheit geschaffen worden war. Und er kennt seine deutschen Träumer genau genug. Er weiß, daß die schwere Besinnlichkeit, mit der sie das Leben tragen, das rechte Handeln, wenn es zur Not wird, nicht hemmen, sondern zäh machen wird. Auch dafür gibt uns Strobels in seinem Beitrag zu Wachholders Chronik ein Beispiel:

„Da höre ich eben unten in der Gasse eine merkwürdige Redensart aus dem Munde eines Tagelöhners, der einen anderen, sehr übelgelaunt Aussehenden mit den Worten auf die Schulter klopft: ‚Man muß nie verzweifeln; kommt’s nicht gut, so kommt’s doch schlecht heraus!‘ In demselben Augenblick öffnet sich nebenan ein Fenster. Eine beschmierte rote Sammetmütze auf einem Wald schwarzer Haare beugt sich hervor; es ist mein würdiger Freund Monsieur Anastase Tourbillon, seines Zeichens ein französischer Sprachlehrer. — Er scheint die Redensart drunten auch gehört und — verstanden zu haben und gähnt: ‚Ah, ouf, quelle bête allemande! Eh vogue la galère, jusqu’à la mort tout est vie!‘

Da habt ihr die beiden Nationen . . .“

Klarer als alles andere zeigt uns dieses Wort des Tagelöhners die Begründung für Raabes Glauben an den deutschen Menschen, dem ein Schrecken, dem man ins Auge sehen kann, kein Schrecken mehr ist, weil er die Kraft zur Überwindung frei macht. Ebenso wie das Wort der alten Bäuerin, das Strobels als dauernden Gewinn von seiner Weserwanderung mit heimbringt, „Kinderschreien is of een Gesangbauksversch“, ist es eine Predigt, die nur aus einer deutschen Seele aufklingen kann.

„Das Volkstümliche fasse ich instinktiv auf“, bekannte der junge Raabe einmal von sich. Hier haben wir den Beweis für diese Veranlagung, die eine der wichtigsten für seine Berufung sein mußte. Denn klar spricht schon sein Erstlingswerk das Bekenntnis zur Dienstverpflichtung an seinem Volke aus. Von Anfang an sieht er in seinem Dichten nicht ein selbstherrliches Spiel, das nur sich selbst verantwortlich ist, sondern eine sehr verpflichtende Aufgabe zur Erziehung und Erhebung seines Volkes. Es klingt kühn von einem noch namenlosen Anfänger im Schrifttum, aber es ist um so ernster zu nehmen, wenn er seine Berufsgenossen am Ende seines Buches ermahnt:

„O, ihr Dichter und Schriftsteller Deutschlands, sagt und schreibt nichts, euer Volk zu entmutigen, wie es leider von euch, die ihr die stolzesten Namen in Poesie und Wissenschaften führt, so oft geschieht! Scheltet, spottet, geißelt, aber hütet euch, jene schwächliche Resignation, von welcher der nächste Schritt zur Gleichgültigkeit führt, zu befördern oder gar sie hervorrufen zu wollen.“

Wie sah nun dieser junge Schriftsteller selbst aus, der sich ein solches Recht herausnahm?

Der bezwingende Eindruck ist der, daß die künstlerische Reife des Dichters in keiner Weise hinter der Reife seiner Welterfassung und seiner Zielsetzung zurückbleibt. Die scheinbar planlose Lässigkeit in der Entstehung des Tagebuches, auf die sein Schreiber Wachholder selbst immer wieder mit lächelnder Selbstironie hinweist, darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir es hier mit einem sehr kunstvollen und wohl-durchdachten Aufbau zu tun haben, dessen Durchführung der Dichter selbst sich durch das Ineinanderweben von Vergangenheit und Gegenwart, von Erinnerungstraum und Augenblicksstimmung absichtlich sehr erschwert hat. Gleichwohl steht Klarheit und Zielsicherheit niemals in Frage. Gewiß bedeutete die Wahl der Scherzählung für ihn zunächst eine Erleichterung, weil sie ihm gestattete, seinen starken lyrischen Gehalt in Stimmungsmalerei und Reflexionen zur Geltung zu bringen. Aber die wohlbedachte Hemmung, die er sich damit schuf, daß er einen Greis zum Chronisten machte, erforderte wieder eine große Bedachtsamkeit. In der Menschengestaltung hat Raabe die gefährlichste Klippe, an der ein junger Darsteller nur zu leicht scheitert, schon in der Auswahl vermieden. Er räumt Kindern und kindesnahen Menschen den bedeutendsten und bedeutsamsten Raum in seiner Erzählung ein und gewinnt dadurch die Möglichkeit, vor allem aus dem Born der inneren Wesensverwandtschaft zu schöpfen. Die unbewußte Naturnähe, die seine Kindergestalten, aber auch die Männer wie Johannes Wachholder, Strobel, Dr. Wimmer und der Lehrer Roder aufweisen, ist die Grundlage ihrer Lebenssicherheit, weil sie aus dem Wesen des Dichters stammt. Sie sind gewachsen wie ihr Schöpfer selbst.

Raabe hat sich schon für sein Erstlingswerk gegen die Annahme gewehrt, daß seine Gestalten realistische Abzeichnungen der Wirklichkeit seien. Er wußte, daß diese Art, das Leben einzufangen, von der Gefahr psychologischer Unmöglichkeiten unwittert war, wie sich dies z. B. klar

genug im Werk Dickens' zeigt. Die gleiche Gefahr aber lauerte bei einer reinen Phantasiegestaltung. Schon der junge Raabe begriff, was er später in aller Schärfe aussprach, daß der Lebensodem einer Gestalt nur aus der Seele ihres Schöpfers stammen könne, daß die Mannigfaltigkeit des Menschentums aber, das er darzustellen habe, nur aus der Zerlegung der eigenen Natur in ihre Bestandteile — und damit in Lebenskeime neuer Menschen — sich ergeben konnte.

Selbstverständlich ist auch Raabes Erstlingswerk nicht frei von psychologischen Verzeichnungen, vor allem in den altklugen, von satirischer Symbolik durchzogenen Träumen Elises. Aber es ist bezeichnend, daß wir gerade hier die Auswirkung des einzigen literarischen Musters, das sich mit wirklicher Sicherheit nachweisen läßt (Anderßen), feststellen können.

Wenn der Dichter hier in der „Chronik der Sperlingsgasse“ noch darauf verzichtete, die vielen Gegensätze, die er in seinem Wesen vereinigt sah, für seine Menschengestaltung auszubenten, wenn er seine Hauptpersonen, ob jung, ob alt, einig sein läßt in der gleichen innigen Natureinfalt ihres Wesens, dann lag darin freilich von vornherein ein Verzicht auf dramatische Spannung oder gar tragische Vertiefung. Die unerbittelich grimmige Lebensschau, die nicht allein in der Reflexion sich offenbart, steht in einem so merkwürdigen Widerspruch zu dem ganz vorwiegend idyllischen Charakter der Dichtung, daß sie dadurch fragwürdig wird, jedenfalls ins Unrecht versetzt wird. Die Ausweisung Wimmers infolge seines Konfliktes mit der Polizei wird in die Sphäre des Humors erhoben, die Verbannung Roders nur eben erwähnt. Und das Schicksal Strobels, dessen innere Tragik nicht verhüllt bleibt, wird ungelöst gelassen. Er zieht am Schluß als Helfer und Tröster der unglücklichen Auswanderer in die Welt. Raabe hat in seine Gestalt das Tiefste und Zukunftsträchtigste von dem, was in ihm selbst waltete, gelegt: den Humor. Noch zeigt sich in dieser Gestalt seine Leuchtkraft nur episodenhaft. Aber ein Wissen ihres Schöpfers verrät sie uns klar: nur aus dem dunklen Grunde eines Gemütes, das allem Erdenleid wehrlos offen steht, entkeimt sein Lachen. Wir werden diesem ersten Humoristen Raabes noch einmal in seinem Werke begegnen und dann ein deutendes Bekenntnis zu der tragenden Kraft seines Wesens vernehmen.

So legt uns Raabes Erstling nicht nur Zeugnis ab von dem reichen und tiefen Gehalt seines Schöpfers, sondern auch von der vorsichtigen

Weisheit, mit der er die Grenzen des ihm im Augenblick Möglichen einhält. Daß er sich dieser Grenzen bewußt war, zeigt uns die scherzhafteste Selbstkritik, die in Strobel's neckenden Worten an Wachholber liegt. „Nehmen Sie es mir nicht übel, aber manchmal gleicht Ihre Chronik doch dem Nachwerk eines angehenden literarischen Lichtes, das sich mit Rousseau getröstet hat: Avec quelque talent qu'on puisse être né, l'art d'écrire ne s'apprend pas tout d'un coup.“ Die „Chronik“ offenbart uns die Einsicht des jungen Menschen in die Dämonie des Lebens; aber sie verzichtet bewußt noch auf den Kamp mit ihr. Das ist es vor allem, was ihr den Zug einer innigen Lebenswürdigkeit gibt.

Und dem entsprach durchaus die Wirkung. Es ist zuviel gesagt, daß sie ihn mit einem Schlage berühmt machte; aber sie machte ihn in einem sehr weiten Umkreis bei den Männern der Junft bekannt und — begehrt. Ihr ist es zuzuschreiben, wenn der Name Jakob Corvinus, der auf ihrem Titelblatte stand, auf Jahre hinaus bei Verlegern und Herausgebern von schöngeistigen Zeitschriften, die damals in weit stärkerem Maße als heute das literarische Urteil bestimmten, einen guten Klang hatte.

Freundlich genug zeigte sich auch die literarische Kritik. Wenn sie auch hier und da zu Unrecht die Verwandtschaft mit Jean Paul zu stark betonte, so wurde sie der unangreifbaren Selbstständigkeit des Dichters vollauf gerecht. Der berühmteste von allen Kritikern der „Chronik“ war Friedrich Hebbel, der scharfsichtig die Begrenztheit des Erstlingswerkes erkannte, während andere unter dem Decknamen des Dichters einen längst auf dem Boden des Schrifttums Bewährten vermuten mochten. „Eine vortreffliche Duvertüre! Aber wo bleibt die Oper?“ so fragte Hebbel. „Wir haben gar nichts dagegen, daß auch die Söhne Jean Pauls und Hoffmanns einmal wieder angeschlagen werden, aber es muß nicht bei Gefühlsergüssen und Phantasmagorien bleiben, es muß auch zu Gestalten kommen, wenn auch nur zu solchen, wie sie der Traum erzeugt.“ Das war das Muster einer fruchtbaren Kritik, deren Wirkung die nachfolgende „Oper“ Raabes, die Hebbel nicht mehr erlebte, bekräftigen sollte.

Für des jungen Dichters Ansehen war das Urteil das wirkungsvollste, das Berlins bedeutendster Kritiker Ludwig Kellstab für die „Vossische Zeitung“ am 29. Oktober 1856, also unmittelbar nach dem Erscheinen des Werkes, abgab. Er nannte die „Chronik“ „ein reizendes Buch, warm wie die Märzensonne, die uns über die Blumenbretter ins Fenster schaut,

heiter wie der Frühlingshimmel, doch zugleich sinnvoll ernst, mild melancholisch wie ein Herbstsonnenuntergang." Und er bestätigte dem Dichter, daß er trotz seiner Verwandten in der Literaturfamilie „vollständig sein eigen Haus und Hof hat und nicht von seinen Verwandten lebt."

Ein solches Urteil an weit beachteter Stelle konnte auch in dem Honoratiorentum von Raabes heimischer Welt nicht ohne Wirkung bleiben, wenn auch dort die Verständnischranken hoch genug geblieben sein werden. Nicht mit einem Schläge scheint das Werk bei seinen beiden Oheimen, den berufenen Hütern seiner Jugend, die Bedenken beseitigt zu haben, mit denen sie den Weg des aus der Bahn Gebrochenen verfolgten. Der selbst in schöngeistigen Interessen lebende Lieblingsoheim Christian Jeep soll den jungen Dichter sogar gebeten haben, nicht zu verraten, daß er bei ihm deutschen Unterricht genossen habe. Und der ernste, gelehrte Rektor Justus sah in der Dichtung nur einen fragwürdigen Ersatz für gründlichere und fruchtbarere Kenntnisse, die er von dem Studium des Neffen erwartet haben mochte. Der letztere wenigstens hat sein Urteil später gemildert. Ein Vetter Raabes teilte diesem ein von ihm belauschtes Gespräch mit, das die rühmende Besprechung der „Chronik“ von seiten des „nicht leicht lobenden“ Scholarchen im Unterrichte zum Gegenstand hatte. Der Rektor hatte seinem Stolz darüber Ausdruck gegeben, daß der Verfasser ein Zögling seiner Schule gewesen sei.

Ein Frühling

Der Erfolg der „Chronik der Sperlingsgasse“ zeitigte eine Nebenwirkung, die dem jungen Dichter nach seiner Rückkehr in die Heimatstadt nicht unwesentlich war: er erleichterte ihm seinen Eintritt in die Gesellschaft. Es konnte nicht in seiner Absicht liegen, in Wolfenbüttel das Berliner Einsiedlerdasein fortzusetzen. Die Aufgaben, die ihm seine künstlerische Berufung stellte, drängten ihn mit Notwendigkeit dazu, nunmehr auch am gesellschaftlichen Leben gebührenden Anteil zu nehmen, so wenig persönliche Neigung dabei mitsprechen mochte. Um die Darstellung gerade dieses Gebietes kam er in seiner Dichtung nicht herum, und ohne eigene Erfahrung konnte er nicht hoffen, die unbedingte Sicherheit darin zu gewinnen. So sehen wir ihn denn bald im „Namenlosen Club“, der die Wolfenbütteler Honoratiorenwelt zusammenschloß, bei Unterhaltung und

Tanz seinen Mann stehen. Dieser Club tagte natürlich im vornehmsten Hotel der Stadt, dem „Goldenen Löwen“, und zwar nach alter Väter-sitte nur an Sonntagen. Im Jahre 1860 hat sich Raabe sogar als Dichter in seinen Dienst gestellt. Uns ist der launige Prolog erhalten, den er zur Eröffnung des Vergnügungswinters damals im Auftrage eines weiblichen Mitgliedes der Gesellschaft gedichtet hat. Da dieses am Festabend durch Krankheit ferngehalten wurde, mußte er seine Verse selbst zu Gehör bringen. Es ist sicher das erste, aber ebenso sicher das letzte Mal gewesen, daß er als Dichter vor die Öffentlichkeit hintrat. Wenn der Prolog nicht wie so manches andere Lyrische der späteren Feuerkritik des Verfassers zum Opfer fiel, dann hätte das einen guten Grund. Raabe überreichte die Handschrift des Gedichtes, nachdem es seine Pflicht getan hatte, an jenem Abend einer jungen Dame, mit der er den Kotillon getanzt hatte. Und da diese fünf Monate später seine Braut wurde, so gewann es die Würde eines heiligen Vermächtnisses und widerstand allen Anfechtungen der Vergänglichkeit.

Noch bevor Raabe sich in den Strudel der kleinstädtischen Geselligkeit stürzte, war er Glied eines engeren Kreises geworden, der bis zu seinem Scheiden aus der Heimat treu zusammenhielt. Das war der „Kaffee“. Er bestand aus fünf jungen Leuten, die nicht gleichaltrig waren, aber doch einander noch von der Schule her kannten. Die vier anderen waren sämtlich Juristen. Drei von diesen, die Brüder Wilhelm und Gustav Spieß und Karl von Schmidt-Phiseldeck, brachten es auf der heimischen Verwaltungslaufbahn zu den höchsten Stellen, die da zur Verfügung standen, der vierte, Karl Schrader, der schon als Assessor tatkräftig für den Ausbau der Braunschweigischen Eisenbahnen gewirkt hatte, stieg zum Direktor der Berlin-Anhalter Eisenbahn und zum bekannten Politiker und Parteiführer auf. Es waren also keine Durchschnittsmenschen, die der Zufall zusammengeführt hatte, und es ergab sich deshalb von selbst, daß bei ihren sonntäglichen Zusammenkünften, die abwechselnd in den Wohnungen der Mitglieder stattfanden, ernsthafte Auseinandersetzungen über alle Fragen des Lebens den Inhalt bildeten, wobei für die geheimnisvollen Seiten des Daseins eine besondere Vorliebe sich geltend gemacht zu haben scheint. Der Name „Kaffee“, den sich dieser Bund gab, darf nicht allzu eng verstanden werden. Uns ist eine Federzeichnung Raabes erhalten, die aus Stuttgart an Schmidt-Phiseldeck gesandt wurde. Sie stellt den Abschied Raabes von den Freunden dar. Die Flaschenbatterien verschiedensten Ge-

haltes, die im Verein mit den aufgehäuften Zigarrenkisten die riesige Kaffeekanne auf diesem Bild umgeben, verraten, daß nach dem Kaffee auch kräftigere Getränke zugelassen wurden.

Noch eine andere Gestalt aus Raabes näherem Umgang in seiner Wolfenbütteler Zeit müssen wir hervorheben. Das ist Albert Baumgarten, auch ein Jurist, aber wesentlich anderer Art als die zielklaren Mitglieder des „Kaffees“. Vielleicht war es gerade das Widerspiel, das er zu diesen darstellte, was Raabe zu ihm hinzog. Er war ein Mensch, der sich eine kindlich treue und empfindsame Seele sein ganzes Leben hindurch wahrte und deshalb leicht den Eindruck der Weltfremdheit machte. Neben literarischen Neigungen war es vor allem die Politik, die das verbindende Glied zwischen ihm und Raabe bildete. Wir finden ihn sehr häufig als Begleiter des Dichters bei seinen Wanderungen in die Umgebung Wolfenbüttels, und er ist der einzige aus seinem engeren Lebenskreise, dessen Schicksal in seinem Werk eine Spur hinterlassen hat.

Von dem wichtigsten und folgenreichsten Freundschaftsbund, den Raabe in Wolfenbüttel schloß, dem mit Adolf Glaser, wird später die Rede sein.

Sehr starke Anziehungskraft hatte für den jungen Dichter, der ja, eben erst am Gestade der Dichtung gelandet, das ganze weite Gebiet als sein künftiges Reich noch vor sich sehen durfte, das Braunschweiger Hoftheater. Meist wurde der Weg dahin zu Fuß zurückgelegt, oft genug auch der Rückweg durch die schweigende Nacht. Ja, die Auseinandersetzung mit den empfangenen Eindrücken auf dem weiten Marsch nach Hause scheint einen besonderen Reiz für ihn gehabt zu haben.

Alles jedoch, was ihn lockte und fesselte, trat jetzt zurück hinter dem starken Drang zur Entfaltung seiner Kräfte. Wenn bei seinen Erziehern auch jetzt noch ein Rest des Zweifels lebendig geblieben sein mochte, so besiegte er ihn jetzt durch Offenbarung eines erstaunlichen Fleißes.

Raabe wartete die Wirkung seines Erstlingswerkes nicht ab, um daraus Schlußfolgerungen für seinen weiteren Lebensweg zu ziehen. Ihm genügte dazu das Bewußtsein der Leistung. Der Sommer 1856, der ihn über der Arbeit an seinem zweiten Roman sah, leitete eine Schaffensperiode ein, die über vierzig Jahre lang währte und niemals wieder eine so lange Pause aufweist, wie sie zwischen dem ersten und dem zweiten Werke liegt. Wohl dehnt sich in den letzten Arbeitsjahren die Spanne zwischen Beginn und Vollendung, aber die Lücken zwischen dem Abschluß eines Werkes und dem Ansatze eines neuen sind, wo sie nicht durch Reisen be-

dingt sind, von Anfang bis zu Ende so merkwürdig kurz, daß man das Leben Raabes als ein unablässiges Quellen und Drängen innerer Gesichte bezeichnen muß. Einen unübersehbaren Reichtum an Motiven aller Art muß er schon als junger Mensch auf seinem scheinbar so ziellosen Erdwallen mit untrüglichem Scharfblick eingefangen und als einen Schatz unverwischbarer Bilder in sich aufgespeichert haben. Wir Durchschnittsmenschen machen uns viel zu selten klar, daß für einen genialen, mit unendlich verfeinerten Aufnahmeorganen ausgestatteten Menschen Leben ganz etwas anderes bedeutet als für uns. Tausend Dinge um uns herum, deren Fordern kaum über die Schwelle unseres Bewußtseins dringt, zerren an den empfindlichen Nervensträngen dieser Menschen und geben keine Ruhe, bis sie mit all ihren Zufälligkeiten in jenes feinmaschige Netz der Assoziationen eingeordnet sind, die dann, jedem Schaffensruf bereit, auch dem Phantasiebild den zwingenden Glanz der Ursprünglichkeit leihen. Und immer wieder staunen wir über die Unmittelbarkeit, mit der Raabe über diesen Schatz verfügt. Diese zeigt sich schon bei der Entstehung der Skizze „Der Weg zum Lachen“, die mitten in der Arbeit an dem zweiten Roman geschrieben wurde. Am 5. März 1857 wandte sich der Herausgeber des „Bazar“ an den Dichter der „Chronik der Sperlingsgasse“ um einen Beitrag. Neun Tage später kann er schon den ersten Teil der frisch hingeworfenen Skizze in den Druck geben. Und dies ist nur ein Beispiel von vielen. Und von Anfang an handelt es sich in solchen Fällen niemals um leichtfertiges Geschreibsel, das heute dem Papier anvertraut wird, um morgen vergessen zu werden.

„Der Weg zum Lachen“ ist sogar als Selbstzeugnis des Dichters nicht weniger bedeutungsvoll als sein Erstlingswerk. Die Skizze zeigt uns, daß er schon am Anfang seiner Bahn überraschende Klarheit über das Wesen jenes Weltgefühls gewonnen hatte, das sein ganzes Werk erfüllen sollte.

Dem alten, verknöcherten Professor der Astronomie, dem in langen Jahren einsamer Arbeit sein Studierzimmer zur Welt geworden ist, wird die Verkrüftung seiner Seele zur Qual. Er leidet und weiß nicht, woran. „Lache oder stirb!“ Das ist das Rezept, das ihm sein Arzt, ein Jugendfreund, der Bescheid über ihn weiß, verschreibt. Er weiß damit nichts anzufangen; aber er wird es nicht los. Es treibt ihn zu ruhelosem Gang durch sein Zimmer, und es treibt ihn ans Fenster. Er trommelt an die Scheiben, und wider alle Gewohnheit blickt er hinunter auf den trübseiligen

Hof. Da sieht er ein weinendes Dienstmädchen an dem kreischenden Brunnen stehen, der ihn so oft geärgert hat. Und dann wird er Zeuge des schmerzlichen Abschiedes zweier Liebenden. Das Mitleid mit fremdem Leid legt die erste Bresche in den Wall, den er zwischen sich und dem Leben da draußen hat aufwachsen lassen. Und dann geht der Alte, dem ein Spaziergang längst zur Sinnlosigkeit geworden ist, zum erstenmal wieder seit langer Zeit in den lachenden Sonnenschein hinaus. Es ist ihm nicht ganz wohl dabei, und er ist froh, daß er seinen Horaz als Tröster in der Tasche findet. Es ist ein Buch aus seiner Schülerzeit, das er nie anders als mit gleichgültigen Augen angesehen. Heute wird es zum Zauberbuch. Aus den verfleckten und mit Namen bekritzelten Blättern steigen die Gestalten seiner Jugend auf, die Schulfreunde, die früh verstorbene Schwester. Und dann stößt er auf den Namen der Jugendgeliebten, die er sich vor langen Jahren hat entgleiten lassen. Die Wehmut steigert sich zum Schmerz um verlorenes Glück. Eine erste Träne quillt herauf. Die Kruste ist abgefallen, der Weg zum Lachen ist frei. Was dann kommt, das Wiedersehen mit der Jugendgeliebten, die ihn in ihren Kreis von Kindern und Kindeskindern hineinzieht, ist nur krönender Abschluß.

Dies ist alles; aber es ist nicht wenig. Philosophen, Psychologen und Ästhetiker haben dicke, gedankenschwere Bücher über den Humor geschrieben. Einfacher und tiefer zugleich ist nie über sein Wesen ausgesagt worden als hier. Daß der Weg seines Lachens durch das Weinen führt, daß nur der den Weg zu diesem Lachen finden kann, der sein Kindesverhältnis zur Welt wiedergewinnt, das sind Weisheiten, die man in jenen Büchern vergebens sucht. Mit der Offenbarung solchen Wissens allein schon bildet die kleine Skizze nicht weniger als die „Chronik“ die verheißungsvolle Duvertüre zu einer Oper, die alle Lebensabgründe klingend überbrückt.

Inzwischen aber sehen wir den jungen Dichter recht ernsthaft dabei, die grimmigen Gegensätze des Daseins, an deren Überwindung jenes Weltgefühl seine Kraft entfaltet, mit steigender Erbarmungslosigkeit ins Auge zu fassen. Aus der lächelnden Wehmut seines Erstlingswerkes schreitet er in seinem zweiten Roman weiter zu der Tragik, in der es um Sein und Nichtsein geht.

„E i n F r ü h l i n g“ erweist sich auch einem oberflächlichen Betrachter deutlich genug als eine Fortsetzung der „Chronik der Sperlingsgasse“. Zeitlich ist der Zusammenhang fast auf den Tag genau gewahrt. Die „Chronik“ endet mit dem 1. Mai, „Ein Frühling“ beginnt am 30. April.

Der Schauplatz hat sich nicht gewandelt. Wieder sind wir in Berlin, das hier sogar noch deutlicher durch seine Namenlosigkeit hindurchschimmert, und wieder führt uns der Dichter in jene Gegend der Residenzstadt, wo die Straßen eng und dunkel sind und die Menschen, die dort wohnen, derselben armen Gesellschaftsschicht angehören wie die der Sperlingsgasse. Die Menschenkreise aber, in denen die Handlung sich abspielt, weisen eine durchaus ähnliche Bedingtheit auf. Die Personen, die im Vordergrund stehen, haben eine künstlerische oder wissenschaftliche Beschäftigung, die eine kaum erkennbare Alltagsbindung darstellt. Auch in der Wiederkehr der Motive zeigt sich die nahe Verwandtschaft. Die Heldin selbst, Klärchen Udeß, scheint aus der Sperlingsgasse zu stammen. Auch dort liebte ein junger Student – Wachholder – ein früh verwaistes Mädchen, eine Puzmacherin – Marie – „Ich sehe noch immer die junge Witwe in ihrem kleinen Stübchen unter Blumen arbeiten,“ schreibt Wachholder in seinem Tagebuch. Auch diese Marie war schon wie Klärchen eine Caritas der Gassen. „Hatte sie nicht für jeden fremden Schmerz eine Träne, für jede Freude ein teilnehmendes Lächeln? War sie nicht in der dunklen Sperlingsgasse wie jene sonnige, gute, kleine Fee, die überall, wo sie hintrat, eine Blume aus dem Boden hervorrief?“ Und wie in der „Chronik“, so entkeimt auch in dem zweiten Roman dem Idyll eines Kinderkleeblattes im Hause eines lateinischen Schulmeisters in einer waldumwobenen Kleinstadt die Lebenstragik, die sich dann in der Residenzstadt wehvoll entfaltet. Auch die Technik scheint die gleiche geblieben zu sein. Besonders in dem Kapitel „Walpurgisnacht“ ist das Bilderbuch der Gasse deutlich genug das Vorbild.

Eine so weitgehende Übereinstimmung könnte recht bedenklich erscheinen, wenn sie hier mehr bedeutete als nur das Zeugnis dafür, daß des Dichters Gestaltung an sein Erleben gebunden war. Aber wir sehen hier nur zum erstenmal, was wir immer wieder in Raabes Werk verfolgen können, daß auch seine Motive ein organisches Wachstum haben, daß, was bei ihm keimhaft in einer Dichtung lebt, an anderer Stelle Blüten treibt. Und immer sehen wir dann auch, wie sein Künstlertum mit der wachsenden Lebensreife Schritt hält.

In der Tat offenbart denn auch schon „Ein Frühling“ ein klares und zielsicheres Fortschreiten des Dichters auf dem Boden, den er mit der „Chronik“ gewonnen hatte. Der Reichtum des Blütenflors, den er den Reimen entlockt, läßt diese vergessen.

Es scheint, daß der Widerspruch zwischen der harmlos idyllischen Stimmung und der bitterernsten Lebensschau, den die Kritik in der „Chronik der Sperlingsgasse“ aufdeckte, ihre Wirkung auf den jungen Dichter nicht verfehlt hatte. Wohl gibt er das Idyll nicht preis. Es hat auch in der zweiten Erzählung seine ganze Liebe. Aber er umhegt es nicht mehr mit allzu väterlicher Sorge vor dem Eingriff des wilden Lebens. Er gibt der Tragik, die aus ihm hervordrückt, entschlossenen Raum zur verheerenden Entfaltung. Er drängt die bloßen Gefühlsergüsse kraftvoll zurück und sucht nach Gestalten. Und eine neue Lebensmacht tritt in sein Gesichtsfeld: die Leidenschaft.

Ein schlichtes, frohes Menschenkind, das seinen lachenden Jugendsonnenschein zum Segen für alle in ihrem engen Lebenskreis ausstrahlen läßt, das im Reichtum seiner jungen Liebe die sichere Abwehr aller Erden-trübsal in sich trägt, lernt die grimmige Seelennot kennen, die es an den Rand des Grabes bringt. Sie hat ihr Herz an einen jungen, noch lebensunfertigen Studenten, Georg Leiding, verloren und ist ihm ein neckisches, übermütiges Bräutchen, seiner blinden Schwester Eugenie aber ein guter Engel und ein lieber Trost in ihrem engen, schweren Erdenlos. Ihr leichtbeschwingtes, mitleidiges Herz, dem jede menschliche Wirrnis lösbar scheint, führt das eigene Verhängnis herauf. In ihrer Kindheitsheimat haben Georg und Eugenie Leiding eine Jugendgefährtin in der leidenschaftlichen Lida Mayer gehabt, deren glänzende Stimmittel von einem reisenden Meister entdeckt und ausgebildet worden sind. Zauchzend ist sie der Verheißung des Lehrers, der sie zu einer Königin der Geister zu machen versprach, gefolgt. Schnell sind die Kinderträume und mit ihr die Erinnerung an die treuen Jugendgespielen hinter ihr versunken. Vom Erfolg getragen, zieht sie zuerst mit ihrem Entdecker, dann allein wie ein glänzendes Meteor durch die Hauptstädte Europas. Hemmungslos gibt sie sich dem Rausch des Lebens hin, auch wo es die Hände der Bier nach ihr ausstreckt. Sie ist eine bejubelte Opersängerin geworden, aber auch eine verschwenderisch verwöhnte, launenhafte Göttin in dem genußlüchtigen Kreise der großstädtischen Lebewelt. Doch der Glanz des Ruhmes und des Reichtums, der Saumel der Lust haben die Anklage der Schuld nie ganz ersticken können. Die gefeierte Sängerin verbirgt eine zerrissene Seele, die Stunden kennt, wo sie sich selber haßt. Georg Leiding weiß, daß die ihm und der Schwester Verlorene jetzt in der Residenz ihre Triumphe feiert, er weiß von der schwülen Atmosphäre, in der sie atmet, und er verhehlt sein

Wissen der Schwester, aber nicht seiner Braut. Der Zufall bringt diese in die prunkvolle Wohnung der Sängerin, und in dem gutherzigen Glauben, daß sie zur Vermittlerin der Versöhnung berufen sei, führt sie Alida den Geschwistern zu. Es ist ihr eigenes Schicksal, dem sie den Weg weist. Denn bald verfällt ihr haltloser, lebensfremder Bräutigam dem fremdartigen Zauber, der von der Sängerin ausstrahlt, und in dieser selbst flammt die einst verratene Liebe zu Georg leidenschaftlich auf. Tagelang legt sich eine ahnungsschwere Stimmung dumpfer Erwartung auf alle Beteiligten. Dann zerreißt eine männliche Hand den lastenden Schleier, und sie schrecken jäh vor dem Anblick einer verwandelten Welt zurück.

Diese Hand gehört Dr. Hagen an. Klärchen kennt ihn von ihren Gassengängen als einen Arzt, der ein seltsames, zurückgezogenes Leben führt, aber überall zu finden ist, wo es zu helfen gibt. Ein tragisches Geschick, das ihn aus seinem Lebenskreise geschleudert hat, hat ihn mit dem Schicksal der Sängerin verbunden. Er ist ein Sohn des ehemaligen Ministers Graf Hagenheim. Eine gemeinsame Leidenschaft zu dem berühmten Bühnenstern Angela Viti, einer gefeierten Tänzerin, hat ihn vor langen Jahren in Streit mit dem ihm wesensfremden Bruder gebracht, und er ist an dessen Tode schuldig geworden. Vom Vater verflucht, ist er in die Welt hinausgestürmt, hat sich an den wilden Kämpfen der Zeit beteiligt und ist schließlich aus ihnen hervorgegangen als ein ernster, entsagender, welt- und lebenserfahrener Mann. In Rom hat er, durch eine Italienerin zu Hilfe gerufen, Alida aus einer verhängnisvollen Lage, in die sie der Leichtsinns geführt, errettet. Und seitdem begleitet er sie auf ihren Fahrten durch die Welt als ihr verborgener Hüter. Denn er weiß, daß sie die Tochter Angelas und seines Bruders ist. So ist er mit ihr in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Klar liegen vor seinem scharfen Auge alle Bindungen in dem kleinen Lebenskreise, dem er durch sie nahetritt. Und nun sieht er die schwere Drohung, die sein leidenschaftlicher Schützling in das stille Idyll ihrer Jugendspielen hineingetragen hat, aber er weiß auch, ihr zu begegnen. Georg, Eugenie, Klärchen, Alida und der alte Dr. Ostermeier sind im Zimmer der Geschwister vereint. Da erzählt Hagen das Märchen von der Fee Labe, deren Zauber dem Jüngling Omar die Sinne verwirrt und ihn untreu werden läßt an Dilaram, seiner Geliebten, und der dann den kurzen Rausch mit dem Todesdolch in der Brust bezahlt. Dieses Märchen reißt den beiden Verstrickten den Nebel von den Augen; aber er läßt auch Klärchen und die Blinde klar sehen.

Hagen kann es nicht hindern, daß Klärchen Udeck unter der Erschütterung ihres Liebesglücks zusammenbricht. In der Kirche, wo sie Trost sucht, sieht sie der alte Graf Hagenheim ohnmächtig, und er läßt die Fieberkranke in sein einsames Haus bringen. Doch den Bann, der Ulida und Georg gefangen hält, weiß Hagen zu lösen. Er führt beide an das Sterbebett Angelas und erzählt ihnen nach deren Erlöschen das Schicksal der Sänglerin. Zum ersten Mal starren beide in das nackte, verzerrte Angesicht der Leidenschaft. Und unter dem Eindruck dieses Grauens nehmen sie Abschied voneinander. Georg aber büßt seine Schuld durch die verzehrende Sorge um das mit dem Tode ringende Klärchen. Ihr Krankenlager im Hause des Grafen führt schließlich auch eine versöhnliche Aussprache Hagens mit seinem Vater herbei, die freilich an seiner Lebenshaltung nichts ändert. Während Klärchen langsam wieder zum Bewußtsein erwacht und nach dem Abzug des bedrohlichen Frühlingsgewitters die Hand wieder zaghaft nach ihrem alten Glück ausstreckt, folgt er der Sängerin über den St. Gotthard nach Italien.

Wenn wir vorher nachdrücklich die motivische Anlehnung der zweiten Erzählung an die erste betont haben, so scheint diese Skizze ihres Inhalts dies Lügen zu strafen. Wir empfinden, ganz etwas anderes ist hier das Beherrschende. Die Ruhe des Idylls ist gewichen, leidenschaftliche Bewegtheit erfüllt die Handlung wie die Vorgeschichte.

In der Tat stehen wir hier vor dem Kern des Erlebnismotivs, das sich dem Dichter wahrscheinlich schon bei der Arbeit an der „Chronik“, sicherlich aber im Anschluß an ihre Kritik aufgedrängt hatte. Dieses Motiv war ursprünglich wohl ein rein künstlerisches, wirkte sich jedoch viel tiefer aus. Es lag in der Frage nach dem Wege zum großen Roman. Daß dieser Weg aus dem Idyll herausführen mußte, war dem Dichter klar. Die „Chronik“ war im Idyll steckengeblieben, und sie war deshalb kein Roman. Es fehlte ihr zu sehr an dem, was Raabe später selbst bei der Arbeit an seinen geschichtlichen Romanen als „die Romantik“ bezeichnete. Die „Romantik“ sah das Leben in der Bewegtheit, während das Idyll das Leben in der Ruhe sah. Eine bewegte, verwickelte Handlung, die von starken, seelischen Impulsen erregt wurde, das mußte das Ziel sein. Und gerade hier wurde dem jungen Dichter seine Lebensstimmung und Lebenshaltung, ja auch seine künstlerische Bedingtheit zur Not. Er konnte nur sich selbst offenbaren. Gewiß hatte er genug erlebt. Die neue Welt- und Lebensschau, die er sich auf seinen Jugendirrwegen und in der Auseinander-

setzung mit den herrischen Anschauungen seines Lebenskreises gewonnen hatte, war nichts Geringes. Träumend und sinnend hatte er sie in der „Chronik“ ausgebreitet. Aber wie sollte er dies tief innerliche Erleben, das sich durch verworrene Jahre des Werdens hingezogen hatte, in äußere Bewegtheit umsetzen? Diese Frage aber ließ eine neue in ihm aufsteigen. War das Leben, das er bisher geführt hatte, wirklich das ganze Leben? Als ein ernster, besinnlicher Betrachter war er mit offenem Auge und offenem Herzen durch seine Zeit gegangen. Aber genügte das? Konnte ein Dichter die in wirbelnder Bewegtheit sich äuffernden Lebenskräfte darstellen, der nicht selbst in solchem Wirbel gestanden hatte? Die „Chronik der Sperlingsgasse“ verrät an einigen Stellen deutlich das Studium von „Werthers Leiden“. Welch einem Seelensturm seines Dichters war dieser erste bürgerliche Roman des deutschen Schrifttums entsprungen! War nicht dieser Roman wie alles Große aus der Erschütterung eines zermalmenden Schmerzes herausgewachsen?

Das Ringen mit diesen Fragen wurde das Erlebnisthema des zweiten Romans. Das Reifen des Menschen im Kampf mit der Leidenschaft und verzehrendem Schmerz sucht Raabe an Hagen, Ulida, Georg und Klärchen zu zeigen. Für Hagen und Ulida wird es deutlich genug ausgesprochen. Von Hagen heißt es: „Er hatte bisher die Krankheiten der Menschen nur am Körper gesucht, er sollte nun auch die Krankheiten der Seele kennenlernen. Das konnte er nicht anders als im e i g e n e n Weh!“

Und er selbst ist es, der Ulida am Lager der toten Mutter diesen Sinn ihres Erlebens deutet:

„Ich töte dich nicht, Weib; ich bringe dir das Leben. Sieh, wie ich dieses Tuch hier über das Gesicht der toten Frau, welche deine Mutter hätte sein können, fallen lasse, so soll sich in deinem künftigen Leben alles in Nebel und Dunkelheit hüllen, was dich von dem einzigen Zweck deines Daseins, der Kunst, abziehen will. Was die kleinlichen Krämerseelen deine schöne Gestalt, deine schöne Stimme, dein schönes Spiel nennen, ist mehr als das; es ist das Siegel, welches dir die Gottheit aufgedrückt hat, daß du zu jenen Boten gehörst, die sie ausendet durch die Völker, das Evangelium vom höchsten Menschthum zu verkünden! Deshalb hat sie dich freigemacht von allen Lebensbänden, von aller Lebensnot, deshalb hat sie dich den Schmerz, die Leidenschaft, die Furcht, die Hoffnung und die — Liebe kennen gelehrt! — Eine große Künstlerin, Lida! hörst du! — Horch, wie da das Leben der Hunderttausende erwacht zu Leid und Freude — leid-

und freudlos sollst du unter ihnen wandeln, Leid und Freude kennend, deine Mission unter ihnen vollenden — eine große Künstlerin!“

Aber diese Antwort, die dem Dichter auf sein Fragen zuteil wurde, ist nur eine, und wie wir sehen werden, eine recht einseitige. Eine andere viel gewichtigere liegt in dem Märchen von der Zauberkönigin Labe verborgen. Dieses steht ziemlich genau in der Mitte des Romans, und diese Stelle behält Raabes Technik zumeist der entscheidenden Sinndeutung vor. Das Wesentliche ist, daß es sich in diesem Märchen um mehr handelt als um eine Liebesleidenschaft.

Der Jüngling Omar sitzt in seinem Stübchen in Bagdad und liest in einer alten Handschrift von den Taten des Dulders Odysseus. Das hinreißende Lied weckt in ihm alles, was ihn aus der Enge seiner Lebensgebundenheit hinausdrängt. Leidenschaftlich ruft ihn seine Sehnsucht in die Weite, wo die Tat den Mann vollendet. An die Siegeszüge seines eigenen Volkes im fernen Westen denkt er. „O, hier sitzen zu müssen und verkümmern wie ein Weib im Harem!“ Seine Geliebte Dilaram (das heißt Herzensruhe) tritt zu ihm und versucht vergeblich, ihm seine schmerzliche Stimmung zu vertreiben. Das Lied, das sie von den Kämpfern des Propheten singt, verschärft nur die Sehnsucht des Geliebten. Dilaram verläßt ihn, und Omar sinkt in Schlaf. In der Nacht fährt er plötzlich auf. Ein Lautenschlag klingt auf. Er kennt ihn nur zu gut. Willenlos wird er an sein Fenster gebannt. Auf dem Flusse drunten steht regungslos eine Barke. Aus ihr hebt eine verschleierte Frau ihre schwarzfunkelnden Augen zu seinem Fenster empor. Zwischen Grauen und Sehnen ringt Omar mit sich. Er fragt und erhält keine Antwort. Aber als die Barke langsam abdrehen will, siegt der Zauber der Fremden, und er stürzt sich hinunter. Willenlos unterliegt er ihrer Macht, auch als sie fordert, Herzensruhe aus seinem Herzen zu verbannen. Das Haupt in ihren Schoß gebettet, vergift er alles. Und er braucht nicht mehr zu fragen.

„Ich kenne dich jetzt!“ sagte er. „Du bist die Zauberkönigin Labe, die Königin der Geister! Du bist das Leben, du bist die Freiheit, du bist . . . ah, du wirst mich töten, ich weiß es, aber du liebst mich — eine Nacht — eine Stunde —“

Fern von Bagdad zieht ein Fischer am Ufer des Tigris den Leichnam des Jünglings an das Land. Der grause Fund ist ihm nichts Neues. Der prächtige Dolch im Herzen des Jünglings sagt ihm genug. Er zieht ihn heraus und stößt den Leichnam zurück in den Strom.

Die Deutung des Märchens liegt in den Worten der Fee Labe:

„Du hast dich hinausgesehnt aus deiner Enge. Du kennst mich nicht — denke ich sei die Welt — das Leben . . .“

In der späteren Umarbeitung werden die Sätze noch erweitert. Da heißt es:

„Denke, ich sei das Leben, das du dir wünschtest, denke, ich sei die Welt, welche du dir in deinen Träumen aufbaute!“

Diese Sätze reden deutlich genug. Nicht von Liebe allein ist hier mehr die Rede. Wir ahnen, daß sich Raabes Ringen zwischen Idyll und Romantik gesteigert hat zu einem Ringen um die Anschauung des Lebens selbst. Ein neuer Begriff ist in sein Blickfeld getreten: die Lebensillusion. Er sollte eine bleibende Rolle in seiner Welterkenntnis und damit in seinem Werke spielen.

Diese Illusion ist ein täuschender Zauberspiegel, der das Idyll, die Herzensruhe, entwertet und alles Große, Lockende, Erhabene draußen außerhalb der engen Grenzen des eigenen Daseins zeigt. In der Täuschung dieses Spiegels sieht Alida, sieht auch Georg das Leben. Und Hagens Aufgabe ist es, diese Täuschung zu zerstören. Er tut es, indem er erbarmungslos an Angelas Schicksal zeigt, wie es in Wahrheit in jener ersehnten Welt der Größe, der Weite, der Freiheit, der Leidenschaft usw. aussteht. Ein einst von ihr grimmig Getäuschter entlarvt die Lebensillusion. Daß Georgs Leidenschaft für Alida nur Selbsttäuschung ist, wird vom Dichter damit besonders betont, daß sie ihn seine Liebe zu Klärchen nicht vergessen läßt.

Es liegt nahe, in Georg ein Sinnbild für den Dichter zu sehen. Die Gleichheit der Lebenssituation läßt dies wahrscheinlich erscheinen. Beide sind aus einer Kleinstadt in die Residenz verschlagen. Beide treiben ein Studium, das kein festumrissenes Ziel zu haben scheint. Auch bei Georg haben wir nicht den Eindruck, daß er einen bestimmten bürgerlichen Beruf dabei im Auge hat. Dürfen wir aber auch die Lockung, die ihn aus seiner Bahn zu schleudern sucht, Raabes Erleben zuschreiben? „Ein Frühling“ allein gibt keine Antwort darauf. Und die Frage selbst wird uns auch nur deshalb wesentlich, weil das Gesamtwerk des Dichters sie zweifellos bejaht. Das Motiv, daß ein Student dem fremdartigen Zauber eines weiblichen Wesens, das „aus einer anderen Welt stammt“, zum Opfer

fällt, ist zu häufig bei Raabe und wird zu vielseitig von ihm abgewandelt, als daß es nur der Phantasie oder zufälliger Anregung seine Entstehung verdanken könnte. Schon in seiner ersten Novelle finden wir es wieder. Mit der Überzeugung, daß hier ein Erlebnismotiv vorliegt, lassen wir es uns freilich genügen. Ein Dichter vermag auch einen winzigen Lebenskeim in seiner Seele zu Blüte und Frucht werden zu lassen. Und gerade Raabes Werk gibt uns dafür Beispiele die Fülle.

Mit viel größerer Sicherheit können wir die Entfaltung eines anderen Motivs in der Erzählung nachweisen: jene „Romantik“, die an die Namen der beiden jungen Grafen Hagenheim und an den Angelas geknüpft ist. Diese verdankt Raabe E. T. A. Hoffmann, dessen Werke er in seiner Berliner Zeit sich zu eigen gemacht haben wird. Schon die „Chronik der Sperlingsgasse“ enthält eine leise Anspielung auf diesen Berliner Dichter, Komponisten und Zeichner, dessen einzigartige Gestalt ihre Anziehungskraft auf Raabe nicht verfehlt haben wird. Wir sehen dort Dr. Wimmer mit seinem Pudel zu „Butter und Wagener am Gänsemarkt“ gehen. Wer da weiß, daß damit die Weinstube von Lutter und Wegener am Gensdarmenmarkt gemeint ist, in der Hoffmann und sein Freund Devrient nach dem Theater sich geistvolle Stellbischein gaben, der versteht den heiteren Humor, der darin liegt, daß Dr. Wimmer geradewegs aus einer Hunde- und Affenkomödie kommt.

In Hoffmanns Meisterwerk „Kater Murr“ findet sich eine Episode, die alle Elemente zu der Tragödie im Hause Hagenheim enthält: die feindlichen Brüder, die leidenschaftlich die gleiche Frau lieben und deren vornehme Abkunft eine offene Verbindung mit ihr verbietet, die sinnlose Leidenschaft, die beide ins Verderben stürzt, die Überraschung des Verrats, den Lotschlag des Eifersüchtigen. Bei Hoffmann wie bei Raabe führt die Geliebte den Namen Angela. Mit dieser Gestalt hat Raabe noch eine andere Hoffmanns gleichen Namens verschmolzen. Im „Rat Krespel“ heißt die launenhafte Mutter der jungen Sängerin Angela — i. Gleich Ulidas Mutter ist sie Italienerin und ein Bühnenstern von europäischem Ruf. Krespel wie Hagen geraten in Venedig in den Bann ihrer Angela. Beider Schicksal erfüllt sich auf deutschem Boden. Daß hier kein zufälliger Gleichlauf vorliegt, zeigt sich darin, daß Raabe den bei Hoffmann angedeuteten Namen Angela — i in Angela Viti (mit symbolischem Anklang an Veit — Veitstanz) auflöst. Aus Hoffmanns Sängerin ist bei ihm eine Tänzerin geworden.

Vielleicht ist es Raabes Vertiefung in Hoffmanns Werke zuzuschreiben, daß er in seiner Erzählung das Problem des Künstlerturns gerade an einer Sängerin entwickelt. Nirgends sonst wie bei diesem spielt der Gesang und die Musik als Schicksalsmacht eine so bedeutende Rolle. Jedenfalls hat auch Ulidas Entdecker, der Maestro, seine Vorbilder in Hoffmanns musikalischen Novellen.

Diese weitgehende Benützung von außen überkommener Motive für die Schürzung des Knotens seiner Handlung ist sehr bezeichnend für den jungen Dichter. Es kommt darin eine bewußte Fremdheit gegenüber der als notwendig erkannten „Romantik“ zum Ausdruck. Natürlich wäre es ihm wie jedem anderen ein Leichtes gewesen, die Motiventlehnung so zu verwischen, daß niemand den Zusammenhang auch nur zu ahnen vermochte. Wenn er es nicht tat, wenn er sogar den Namen Angela beibehielt, dann kommt darin ein gewisser Trotz gegenüber der aufgezwungenen, innerlich nicht voll anerkannten Forderung nach einer „bewegten Handlung“ zum Ausdruck. Zweifellos war ihm nicht wohl bei ihrer Erfüllung, die ihn vom Eigenen entfernte. Es ist Raabes Stoßseufzer beim Überblick über das Ergebnis, was Hagen als seine Empfindung ausspricht:

„Woher kommt mir, solange ich in dieser Stadt bin, dieses Gefühl, welches man gegen das Ende eines schlechten Dramas hat? Man fühlt, daß alle die verworrenen Fäden sich lösen müssen, wenn man zur Beruhigung kommen soll, und weiß doch zugleich, daß ein greller Diskord das Ende sein wird.“

Und wieder ist es Hagen, der den Gegensatz zwischen dem wirklichen Leben und dem Roman feststellt:

„Mein Kind, das Leben löst manches nicht, was die dramatischen Dichter oder die Romanschreiber in einem harmonischen Schluß verklingen lassen müssen, wenn ihr Werk das Gemüt befriedigen soll.“

Dieses merkwürdige Unbehagen, das in Raabe sein erster Versuch, den geltenden Anforderungen an eine Romandichtung gerecht zu werden, zurückließ, ist ihm dauernd verblieben. Es ist auch dann nicht gewichen, als er den Roman einer Umarbeitung unterzogen hatte, die ihm mehr nahm als gab.

Es ist das gute Recht des Künstlers, das Erreichte an der Höhe seines Zieles zu messen, und es ist unvermeidlich, daß er dabei die Bedeutung der zurückgelegten Wegstrecke verkennet. Wir halten gewiß nicht das Lebensbild, das uns die Romantik des zweiten Romans entrollt, für neu oder für

besonders anziehend; aber wir übersehen doch nicht die Eroberungen, die der Dichter bei dem Taften aus der Enge des Idylls heraus gemacht hat. Sein Schauplatz hat sich ihm bedeutsam erweitert. Er führt uns in die Trümmerwelt des römischen Forums, in das Gassengewirr der ewigen Stadt und läßt uns auf den Höhen von Tivoli auf den rauschenden Sturz des Teverone lauschen. Er dringt in das gräßliche Stadtschloß und in das prunkvolle Heim der Diva ebenso selbstverständlich ein wie in die Pugmacherinnenwerkstatt, den Kolonialwarenladen und den dumpfen Keller des Kleiderjuden. Seine Gestaltung erprobt sich an Menschen, für die ihm der eigene Lebenskreis keine Vorbilder bot. Der Farbenreichtum seiner Palette ist ganz zweifellos ebenso gewachsen wie die Sicherheit seines Pinselstrichs. Aber eins ist gleichwohl klar: die Vertiefung seines Lebensbildes gibt er uns nicht in der Handlung, von der Abwehr der Illusion abgesehen, sondern im Episodischen und der daran geknüpften Reflexion.

Das Wichtigste dabei ist die starke Steigerung, die die Darstellung der sozialen Not hier erfährt und der scharfe Angriff auf die Blindheit und Heuchelei, mit der die Zeit vor dieser Not steht. Nicht nur, daß in Klärchen Udeck die Caritas der Gassen dem parfümierten Wohltätigkeitssport der Gesellschaft gegenübergestellt wird. Der unerschleierte Einblick in dieses Elend erweckt zum erstenmal den Seher in dem Dichter.

Nachdem er uns in dem vornehmen großstädtischen Modeatelier der Madame Adelaide Mecker eine junge schwindstüchtige Modistin vorgeführt hat, die feuzend ihren freien Sonntag dem Pug einer wohlbekannten Wohltätigkeitsdame opfern muß, läßt er seine Vision aufsteigen:

„Im Märchen liegt unten auf dem Grunde des Zauberbrunnens ein Unheimliches, Schreckliches, Unerkennbares, das herauf will und geheime, unbestimmte Schauer verursacht. Oben glitzern und funkeln die Bläschen und Wellchen im Sonnenlicht; und kocht die Oberfläche des Wassers auch einmal stärker auf, so haben die Wächter duftiges, farbiges Öl bereit, die Aufregung zu besänftigen. Aber unten, tief unten . . .

Wachet, wachet, ihr Wächter! Betet, betet, ihr Beter! Es ist da — es steigt empor! Ihr könnt es nicht weglachen, nicht weglegen. Ihr wißt nicht, wann und wie es kommen wird, aber ihr wißt, daß es kommen wird! Könige, Adel, Bürger, Bauern, Arbeiter; Stände, Zünfte, Vereine; Staatsreligionen, Sekten und Untersekten; Gläubige

und Zweifler; Gelehrte und Ungelehrte; Reiche und Arme — was drückt und ängstigt euch, und läßt euch auf jedes ferne Rollen in der Gewitternacht der Zeit erschreckt hinhorchen?

Zwei Sintfluten hat das Geschlecht der Menschen erlebt, vor der dritten steht es.

Die erste kennen die Urkunden aller Völker: das rohe Element besiegte die junge Menschheit und ihre Kultur!

Die zweite nennt die Geschichte: Völkerwanderung. Und die dritte? —

Sie kommt, sie kommt! Wachtet, wachtet! Betet, betet, daß — der Geist Gottes über den — Wassern schweben möge!“ . . .

Wir haben die Erfüllung dieser Vision in unserer Zeit erlebt und vergessen nur zu leicht, was im Jahre 1856 dazu gehörte, sie aus der geheimsten Saat der Dinge zu erlauschen. Aber wir haben, Gott sei Dank, auch aus jüngstem Erleben heraus Verständnis für den Trost gewonnen, mit dem Raabe die furchtbare Drohung der Zukunft zu bannen mußte.

Als Ulida in hastigster Erregung all ihren Schmuck, der ihr qualvoll verächtlich geworden ist, von sich gestreift und auf dem Boden zerstreut hat, um Klärchen zu den Jugendspielen zu folgen, dringen zwei Kinder des Volkes, die Maiblumen verkaufen wollen, in das offen gebliebene Zimmer ein. Das kleine Mädchen möchte gern einen der glänzenden Steine, die auf dem Teppich herumliegen und die sie für Glas hält, sich aneignen; aber ihr Bruder weist sie, mit Hindeutung darauf, daß die Mutter sehr böse sein würde, ernst zurecht.

Da unterbricht der Dichter den Bericht und fährt unvermittelt fort:

„Wer sagt, daß die neue Sintflut nur Verwüstung, Vernichtung, Untergang sein werde? Wer zweifelt, daß der ‚Geist Gottes‘ in und über den Wassern sein werde?“

Wir sehen: der Glaube an die Ursprünglichkeit, die aus den Tiefen des Volkstums immer wieder zukunftsfröh empornwächst und die verfilzte Schicht, die Menschenwahn und Menschenelbstsucht geschaffen haben, durchdringt, ist dem Dichter auch ein Glaube an die Unverwüßlichkeit der im Volke wohnenden sittlichen Kraft.

Eine weitere Vertiefung seines Lebensinnens zeigt der Dichter in der größeren Klarheit, die er hier über das Wesen des Humors gewonnen hat.

Sie kommt viel weniger in der launigen Mitwirkung des Komischen und Grotesken, das hier mit Gestalten wie Schollenberger und seiner Laura Sauer, mit Annchen und Papphoff, zum Teil auch mit dem Privatdozenten Dr. Ostermeier größeren Spielraum gewinnt, zum Ausdruck, als in dem tiefsten Tasagen zu Gottes Schöpfung, wie widerspruchsvoll sie dem menschlichen Auge auch erscheint.

Im zweiten Kapitel läßt Ostermeier Klärchen durch sein Mikroskop sehen, und das Mädchen ist entzückt von dem Wundersamem, das sie dort erblickt. Und der Gelehrte erklärt: „Das ist die Schönheit der kleinsten Kleinheit. Es ist nur Schimmel, Klärchen.“ Das Bild wird unmittelbar darauf auf das im Dunkel mehr vegetierende als lebende Menschentum der Großstadtgasse angewendet:

„Wahrlich, wie die phantastischsten aller Gebilde, wie das unübersehbare, unberechenbare Geschlecht der Pilze — das Proletariat der Pflanzenwelt! — schießt es hier empor, das — Proletariat der Menschenwelt, in der Feuchte und im Dunkel, ungepflegt und ungehegt, vergehend im Sonnenlicht, massenhaft aneinandergedrängt, rätselhaft dem Auge des Forschers, ein Schrecknis dem Auge des Verwaltungskünstlers: dem Auge Gottes weder ein Rätsel noch ein Schreckbild!“

Das scheint gar wenig mit dem zu tun zu haben, was wir Humor nennen, und doch hat Raabe mit dieser Erkenntnis vom Auge Gottes, das ihm auch für sein eigenes Schauen das Vorbild wird, die wichtigste Grundlage seiner humoristischen Weltanschauung gewonnen. Es ist hier nur wie ein Keim; aber die machtvolle Entfaltung dieses Keimes wird einen sehr wesentlichen Anteil an diesem Buche haben.

Sehr bedeutsam ist auch, daß „Ein Frühling“ uns zum erstenmal eine Hindeutung auf die Lebenshaltung des Humoristen gibt. Dr. Ostermeier, der ewige Privatdozent, der durch seinen Freimuth sich die Nichtbeachtung seiner Behörde zugezogen hat, der aber sein armes Leben mit einem Gemisch von lächelnder Entsagung und frohgemuter Tapferkeit trägt, ist der zweite Humorist in Raabes Werk. Seine komischen Züge sind inniger in seinem warmen Herzen verwurzelt, als das bei Strobel der Fall war, und er ist viel plastischer gesehen als dieser. So herzlich aber Raabe uns auch über den alten Burschen lachen läßt, er macht dennoch ihn, nicht den vom Schicksal gehämmerten Hagen, zum Propheten seiner eigenen Lebenshaltung. Bleibt Hagen bei der Erziehung Georgs die Zer-

störung der Illusion vorbehalten, so zeigt Ostermeier ihm den positiven Weg und nicht ohne Grund mit ablehnendem Hinweis auf Hagen:

„Georg Leiding, suche nicht über die Pfütze des Lebens auf die Weise zu gelangen, wie jener Mann, der da drüben ausgezogen ist! Es ist nicht das Wahre, durch den Kot zu waten und unterwegs das quarfbesprügte Ich auf die eine oder die andere Weise aufzublasen und zu rufen: Wehe über mich, über euch, seht das Unglück, den Schmerz des Daseins! oder was der anmutigen Lebensarten mehr sind. Ich will dir drei Steine zeigen, Georg Leiding, die wirf in den Sumpf und schreite von einem zum andern, so wirst du trockenen Fußes an das andere Ufer kommen. Der erste Stein heißt Selbstachtung, — der zweite Selbstironie, — der dritte Selbsttat! — Was dich drüben erwartet, ist gleichgültig! — Verstanden?“

Auch der letzte Satz ist wichtig. Das Zafagen des Humors zu dem Ganzen der Welt ist auch ein entschlossenes Bekenntnis zu den schicksalgegebenen Erkenntnisshranken der irdischen Existenz.

Eins fehlt hier noch: die Haltung des Humoristen zu seiner Umwelt. Auch darauf bleibt uns Ostermeier die Antwort nicht schuldig. Zum letzten Male trifft er mit Hagen und Ulida auf dem Kirchhof an dem Grabe des Karikaturenzeichners Ulrich Strobels zusammen. Durch die Nachricht von ihrer bevorstehenden Abreise rasch versöhnt, gibt er Hagen als Abschiedsgeschenk einen von seinen Rockknöpfen, auf denen sechs unverständliche Buchstaben eingeritzt sind. Es sind die Anfangsbuchstaben des Spruches, der auf Strobels Grabstein steht: *Securus adversus homines, securus adversus deos* — Unbefangen gegen die Menschen, unbefangen gegen Gott. Das Wort ist ein Zitat aus dem letzten Kapitel von Tacitus' *Germania*. Und Ostermeier fügt hinzu: „Ich habe diesen Mann wohl gekannt, Medikus! In diesem Spruche hängen doch viele im grünen Deutschland miteinander zusammen, die da glauben, sich nicht verstehen zu können.“

Unbefangen gegen die Menschen, unbefangen gegen Gott — das ist das Lösungswort der inneren Freiheit, zu der sich der Humor bekennt. Strobels und Ostermeier sind nur die ersten von Raabes Humoristen, die alle unter diesem Spruche stehen. In den mannigfachsten Abwandlungen kehrt dieser Spruch in Raabes Werk wieder, und immer ist er der Schlüssel, der das Geheimnis des echten Menschentums und seiner Wirkung enträtselt. Für das Gehertum des jungen Dichters aber ist es be-

zeichnend, daß er aus dem ersten Buche der Weltliteratur, das von der Eigenart der Ahnen unseres Volkes handelt, die Zeile herauszufinden wußte, in der sich am klarsten durch alle Zeiten unserer Geschichte hindurch der Adel deutschen Wesens offenbarte.

So dürfen wir den Gewinn, der Kaabe aus der Arbeit an seiner zweiten Erzählung erwuchs, nicht gering einschätzen. Die Enttäuschung, die ihm sein Sichabfinden mit der Romantik schon beim Schreiben bereitet haben mochte, wird aufgewogen durch das Ahnen, das ihm dabei erwachte: Der Weg, der ihm vorgezeichnet war, ging nicht in die Breite, sondern in die Tiefe. Auf diesem *seinem* Wege aber zeigte „Ein Frühling“ Verheißungsvolles genug.

Der Roman erschien im Sommer 1857 zuerst im Feuilleton der „Deutschen Reichszeitung“ in Braunschweig und dann als Buch im Verlage von Friedrich Vieweg & Sohn. Der Erfolg war sehr gering. Die Kritik schwieg fast ganz, und wo sie sich äußerte, hob sie die Züge der Erzählung hervor, die sie mit der „Chronik der Sperlingsgasse“ gemein hatte. Im Laufe der Jahre verschärfte sich die Abneigung des Dichters gegen seine zweite „Jugendstunde“, bis er sich 1865 entschloß, die Restauflage vom Verleger zurückzukaufen, um sie aus dem Handel zu ziehen. Im letzten Winter seiner Stuttgarter Zeit unterzog er das Werk einer durchgehenden Umarbeitung, die ihn selbst nicht befriedigte und die er später als „verbessert durch Johann Ballhorn“ bezeichnete. Längst hinausgewachsen aus der Lebensstimmung, die sich darin ausprägt, gewann er bei der Durchsicht keine sichere Stellung zu der Erzählung wieder. Das Frühlingsgewitter, das über die junge Liebe Klärchens hinweggeht, erschien ihm unbedeutend. Er milderte überall an den ernstesten Auswirkungen, die es in der ersten Fassung zeitigt. Der Einfluß Ostermeiers wurde abgeschwächt, der Hagens verstärkt. In vielen Einzelheiten wurde der Reiz des naiv Jugendllichen verwischt. Daß er die Umarbeitung zunächst für eine Verbesserung hielt, zeigt ein Brief an den Bruder, in dem er im Austausch mit der neuen Fassung um Rückgabe der ersten bittet, die er restlos „ausrotten“ möchte. Daß aber diese Umarbeitung sein Urteil über das Werk nicht zu ändern vermochte, zeigt die grimmige Antwort, die Marie Jensen von ihm erhielt, als sie in ihrem Dankbrief für die Zusendung von „Dräumling“ und „Ein Frühling“ dem letzteren den Vorzug gab. „Der ‚Dräumling‘ ist ein Guß, der ‚Frühling‘ ist eine Quaddellei“, schrieb Kaabe beinahe grob zurück. (3. 4. 1872.)

Der Student von Wittenberg. Die Kinder von Finckenrode.

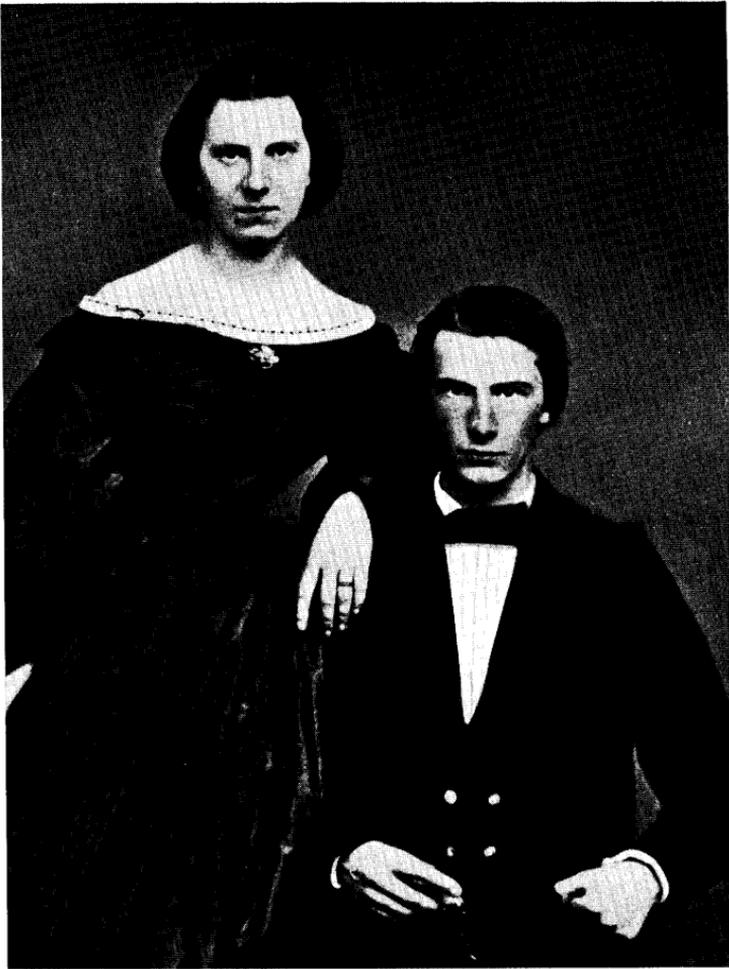
Während „Ein Frühling“ stückweise im Feuilleton der „Deutschen Reichszeitung“ zu Braunschweig erschien und dadurch Namen und Art seines Verfassers weiteren Kreisen seiner Heimat bekannt machte, war dieser schon auf dem Wege, seiner Kunst ein bedeutungsvolles Stück Neuland zu erobern. Er schrieb an seiner ersten geschichtlichen Erzählung. Und wieder staunen wir, mit welcher Sicherheit er sich bei dieser Arbeit die klar gezeichneten Linien zog, die für seine Gestaltung des Geschichtsbildes dauernd bestimmend blieben.

Zum erstenmal wurden ihm die Eindrücke seiner Magdeburger Zeit fruchtbar. „Der Student von Wittenberg“ führt uns in das Jahr 1595. Der von alt und jung verehrte Rektor der Magdeburger Domschule, Georg Kollenhagen, hat den letzten Federstrich an seinem satirischen Tierepos, dem „Froschmeuseler“ getan. Auf seinem Schreibtisch liegt das Manuskript wohlverpackt und mit der Adresse des Buchdruckers versehen. Und nun feiert er die Vollendung des mühevollen Werkes auf seine Weise. Mit der gesamten Domschule ist er ins Freie gezogen, auf die Pflanzen- und Käferjagd in Feld und Wald. Auf dem Rückwege in die Stadt aber wird ihm wohl unter dem Einflusse, den das Getümmel einer fröhlich ins Leben schreitenden Jugend auf sein verständnisvolles Gemüt ausübt, die Zeit lebendig, da er selbst als junges Bürschlein von Mansfeld her zum erstenmal in die alte Stadt Magdeburg einzog, die ihm später Heimat, Wirkungsstätte und Raum für seine Dichterträume geben sollte. Und der Rückblick auf lange Jahrzehnte fruchtbarer Tätigkeit, die er soeben mit dem Abschluß seines Hauptwerkes gekrönt hat, bannt ihm als düsteres Gegenstück das Schicksal seines Jugendgenossen Paul Halsinger herauf, mit dem er damals im Jahre 1559 nach Magdeburg kam. Und nun erzählt er seinen Begleitern, dem Magister Aaron Burckhart und seinen beiden Söhnen, Gabriel und Jonas, davon. Während er selbst von guten Geistern zu trefflichen Menschen geleitet wurde, die ihm den Weg zu friedvoller Lebenserfüllung ebneten, geriet der stattliche und leidenschaftliche Student der Medizin Paul Halsinger in einen wilden Lebensstrudel, in dem er jäh versank. Auch er fand einen gutmeinenden Beschützer in der Stadt. Der Mutterbruder, der Rottmeister Lamprecht Belzer war gewiß ein braver Mann

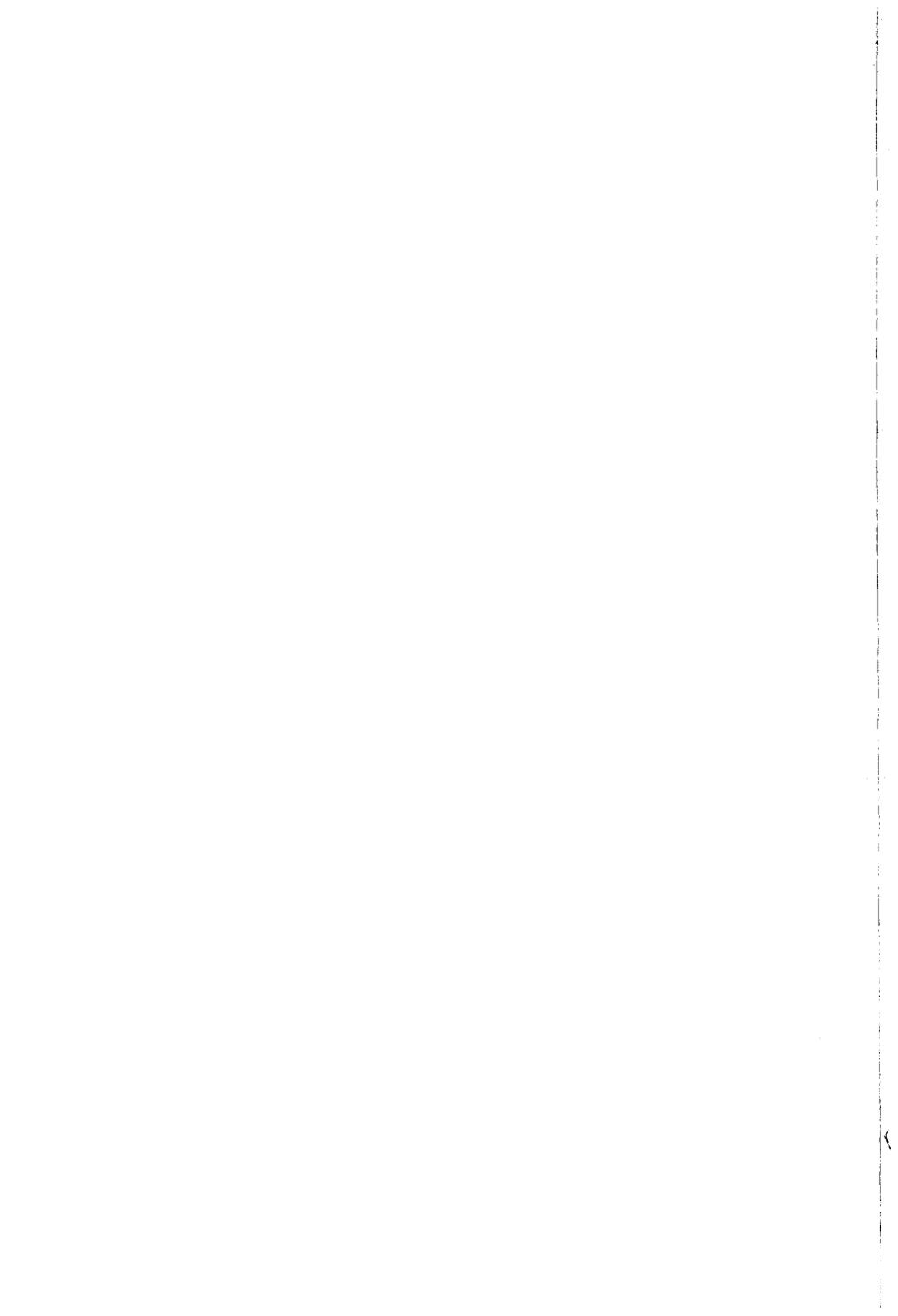
und tapferer Kriegsknecht, aber daneben nur allzusehr ein echter Sohn seiner wilden, durch die endlosen Religionskämpfe leidenschaftlich erregten Zeit. Sind doch erst neun Jahre verflossen, seit Moriz von Sachsen als Vollstrecker der Reichsacht vor den Mauern von Unseres Herrgotts Kanzlei lag, die sich dem Interim widersetzt hatte. Mit verbissenem Ingrimm muß der rauhe Rottmeister sehen, wie sich der Sohn seiner geliebten Schwester in einer unerwiderten Liebe zu einer schönen Italienerin verzehrt, wie er unfähig zur Überwindung von Tag zu Tag hoffnungsloser dem Wahnsinn verfällt. Der einfache Kriegsmann findet nur eine Erklärung: Felicia Guarnieri, die Katholikin, hat seinen Neffen mit einem Zaubertrank vergiftet. Rachbegier lodert in ihm auf. Er führt die Rotte seiner wilden Landsknechte zum Sturm auf das Haus der Italiener in der Venedischen Straße. Kollenhagen sucht das Unheil zu wenden. Es ist zu spät. Die ergrimmete Soldateska bricht herein. In der Verteidigung der Geliebten, die ihn verabscheut, stößt Paul den eigenen Dheim zu Boden. Er selbst, die Italienerin und ihr Vater, der Goldschmied Malco Guarnieri, fallen unter den Waffen der tobenden Landsknechte. Um Kopf verwundet und besinnungslos wird Kollenhagen aus dem brennenden Hause gerettet und in das Haus des Syndikus Pfeil, seines späteren Schwiegervaters, gebracht.

In tiefste Erschütterung haben den sonst so lebensfrohen Greis die grauenvollen Bilder, die ihm aufgestiegen sind, geworfen. Erst das fromme Abendlied, das jetzt aus den Reihen seiner wackeren Schüler aufklingt, besänftigt die hochgehenden Wogen seines Gefühls.

Die Entstehung dieser ersten geschichtlichen Erzählung Raabes wirft ein ungemein bezeichnendes Licht auf die Art seines Schaffens. Der wackere Magdeburger Scholarch und Dichter war ihm sicher schon seit seiner Knabenzeit vertraut. In der Bücherei seines Vaters befand sich die Erstausgabe des „Froschmeuslers“ vom Jahre 1595, und er wird damals wie später noch oft sein Vergnügen an der ergöglichen Spiegelung aller Menschlichkeit in diesem Kampfe der Frösche und Mäuse gehabt haben. Das Exemplar enthielt eine kurze Notiz über Geburt und Tod des Verfassers. Raabes Verhältnis zu der Welt der Bücher ist durch sein ganzes Leben dadurch eigenartig bestimmt, daß ihm der Mensch, der hinter dem Buche stand, nicht minder wichtig war als das, was er auf den Zeilen des Buches fand. So wird er in seiner Magdeburger Zeit nach einem ausführlichen Bericht vom Leben des Dichters gefahndet



Brautbild 1862



haben. Er fand ihn in der Leichenrede, die diesem am Himmelfahrtstage 1609 in der Magdeburger Ulrichskirche am offenen Grabe von demselben Magister Aaron Burckhart gehalten wurde, den Raabe als Begleiter Rollenhagens auf dem Schulspaziergang einführt. Sie liegt uns in einem Büchlein von 54 Druckseiten vor. Ihr Titel lautet: *Αναλωσι* Rollenhagianum. Das ist: Seliger Abschied / deß Weylandt Ehrwürdigen vnd Hochgelarten Herrn / M. Georgii Rollenhagii, Langgedienten Schull Rectoris dieser löblichen Alten Stadt Magdeburgk. Verfasset: In einer kurzen Leichpredigt / Ober den Spruch Philip. I. So an unsers HERN Himmelfahrts Tage / An welchem Er in der Pfarr Kirchen zu S. Ulrich in sein Ruhebetlein gesetzt / gehalten worden durch M. Aaronem Burckhart / Prediger zu S. Ulrich. Gedruckt zu Magdeburgk / durch Christoff Nacken / In Verlegung Ambrosij Kirchner. Anno MDCIX.

Von unwesentlichen Namen und Daten abgesehen, waren es nur zwei Sätze dieser öden und geistlosen Rede, die Raabes Phantasie in Bewegung brachten. Aaron Burckhart berichtet, daß Rollenhagen um seines Vaters willen viel Elend und Übel erfahren habe, da dieser, „von einer unhulden oder Zäuberinnen vergeben“, auf ein langes Krankenlager geworfen und schließlich daran gestorben sei. Dies wurde die Keimzelle der Dichtung. Hunderte hätten darüber hinweggelesen. Vor den Augen des jungen Dichters wurde beim Lesen dieses Satzes unmittelbar die Zeit unheimlich lebendig, in der ein protestantischer Geistlicher vor dem vornehmsten und gebildetsten Kreise, der sich in Magdeburg damals zusammenfinden konnte, diese Worte sprechen durfte, als seien sie das Selbstverständlichste von der Welt. Die entsetzliche Gebundenheit eines Jahrhunderts wurde ihm fühlbar, in dem wie eine vernichtende Welle der Fieberwahn des Aberglaubens durch die Lande zog und überall die Scheiterhaufen errichtete, in die katholischer wie protestantischer Eifer in gleicher Weise die zündende Fackel warf. Und so wurde sein Paul Halsinger ein Kind und ein Opfer dieser Zeit.

Ein zweiter Satz der Leichenpredigt aber regte den Dichter zu dem härter idyllischen Rahmen an, den er um das düstere Bild aus der Mitte des 16. Jahrhunderts legte. Aaron Burckhart rühmt auch die medizinischen und botanischen Kenntnisse Rollenhagens und berichtet, daß er oft zur Sommerszeit mit seinen Schülern botanische Ausflüge unternommen

habe. Aus dieser trockenen Bemerkung ist das huntbewegte Bild des Schulspaziergangs erwachsen.

Zweifellos bezeugt diese Entstehung der Novelle aus zwei dürrer Sätzen eines poesiefindlichen Nachwerks eine verblüffende Eindringlichkeit der dichterischen Anschauung. Es wäre ein Wunder, wenn die Kunst der Darstellung damit schon Schritt hielte. Gleichwohl zeigen sich auch hier verheißungsvolle Ansätze genug. Die größte Schwierigkeit mußte sich dem Anfänger aus der Aufgabe ergeben, einen zeitnahen Ton der Sprache zu finden. Sie erscheint sicherlich noch nicht befriedigend gelöst. Der Dichter arbeitet hier vielfach noch mit einer falschen Inversion in der Wortstellung, die altertümlich wirken soll, ohne es zu sein. Aber die Richtlinien sind doch auch für die Lösung der Aufgabe schon gelegt. Die Erkenntnis, daß die Sprache der geschichtlichen Erzählung nicht echt im naturalistischen, sondern nur im symbolischen Sinne sein könne, ist hier bereits gewonnen. Schon hier übernimmt Raabe ganze Sätze im Wortlaut seiner Quelle und fügt sie in Eigenes ein. Aber er nimmt ihnen durch leise Milderung den strengen Zeitcharakter. Es kommt ihm immer nur auf den Eindruck der Echtheit im ganzen an, auf ein Überreden der Vorstellung des Lesers, nicht auf ein Suchen und Häufen altertümlicher Ausdrücke im einzelnen. Das Muster aber, an dem er sich dafür schult, bleibt die Sprache der Bibel Luthers. Es ist vor allem ihr in plastischer Anschaulichkeit sich äußernder Geist, von dem sich Raabe, wie ja auch Goethe, beraten läßt, und mit diesem Geist verscheucht er die Schatten unseres modernen, an der Abstraktion krankenden Sprachwesens. Er erreicht dadurch und durch sparsame, aber immer an der richtigen Stelle angewendete Sprachsymbole altertümlicher Färbung mehr als manche andere Dichter geschichtlicher Erzählungen, die nach eindringlichen Sprachstudien im Ergebnis doch schließlich nur das Gemengsel fühlbar werden lassen.

Nicht minder verheißungsvoll für die Entfaltung der Darstellungsform Raabes ist aber der Aufbau der Novelle. Wohl ist er noch in keiner Weise als vollendet zu bezeichnen; denn Rahmenerzählung und Haupthandlung sind nur äußerlich durch die Person des Erzählers miteinander verbunden, und dem Leser wird die Beantwortung der Frage überlassen, was nach der heiteren Stimmung der Schülerzenen in dem alten Rektor die düsteren Erinnerungen heraufbannt. Aber gleichwohl kommt in diesem Aufbau zum erstenmal ein geniales Motiv zum Aus-

druck, das in seinem späteren Werk in wundervoller Steigerung sich entfalten sollte. Ein Greis erzählt von den Tagen seiner Jugend. Das längst ihm entglittene Bild seines Jugendfreundes steigt vor ihm auf und zwingt ihn, erschüttert Vergangenes neu zu durchleben. Und während er nur von dem Freunde und seinem jähen Geschick zu reden scheint, stellt sich unmerklich fast sein eigenes Bild neben das des Entrißenen und bildet die Folie dazu. Und ohne daß der Dichter auch nur mit einem Wort darauf hinweist, öffnet sich vor uns dunkel wie ein Abgrund der große Gegensatz des Lebens und bannt unser Gefühl.

Käme es auf die Konzeption an, dann würde der „Student von Wittenberg“ der „Chronik der Sperlingsgasse“ wahrscheinlich mit gutem Grunde das Erstgeburtsrecht streitig machen können. Es liegt nahe anzunehmen, daß Raabe den Plan zu der Novelle schon aus Magdeburg mitgebracht hat. Nach eigener Angabe hat er dann gleichzeitig mit der „Chronik der Sperlingsgasse“ im Winter 1854 auf 1855 ihre erste Fassung niedergeschrieben. Diese bildete einen Teil seines Erstlingswerkes. Erst unmittelbar vor dem Druck wurde sie auf Anraten des Verlegers, der sie als Fremdkörper im Verbands des Ganzen empfand, daraus entfernt und durch den „Tag im Walde“ ersetzt. Wir können uns schwer vorstellen, wie sie damals aussah. Der Verleger bezeichnet sie in seinem Brief als „Magdeburger Märchen“. Vielleicht war sie als Dichtung des Lehrers Roder eingeführt. Jedenfalls wird die Wandlung, die sie im Sommer 1857 erfuhr, eine sehr gründliche gewesen sein. Das Hauptmotiv erinnert sehr stark an die kurz zuvor vollendete zweite Erzählung: die Leidenschaft des Studenten Georg Leiding ist in dem Studenten Paul Halsinger bis zur tragischen Vernichtung gesteigert.

Das Wichtigste, was uns die Entstehung von Raabes erster geschichtlicher Erzählung offenbart, ist die Raumgebundenheit seiner Phantasie. Was die Berliner Erzählungen uns schon ahnen lassen, tritt hier klar in Erscheinung. Die Stimmung einer ihm vertrauten Drlichkeit, die er mit unheimlicher Sicherheit einzufangen und Jahre hindurch festzuhalten vermag, bildet vielleicht den fruchtbarsten Reimboden für seine Gestaltung. Kreuzt sich damit ein stimmungshafte Motiv anderer Art — hier eine geschichtliche Zeitstimmung — dann vernimmt er den Ruf zum Schaffen. Fast überall, wo wir Einblick haben in die Entstehung eines Werkes Raabes, bestätigt sich dies. Gleich sein nächstes Werk, das er ohne jede

literarische Anregung ganz aus Eigenem schuf, gewährt mit der Unmittelbarkeit des örtlichen Erlebnisses ein Zeugnis dafür.

„Der Student von Wittenberg“ erschien in dem dritten Bande der kurze Zeit vorher gegründeten „Illustrierten Monatshefte“ des Braunschweiger Verlags Westermann. Damit wurde ein doppelter Bund zwischen dem Dichter und der Zeitschrift und ihrem Verleger geschlossen, der lange Jahre hindurch Bestand hatte und trotz unvermeidlicher Störungen nicht wenig dazu beitrug, das freie Schriftstellertum Wilhelm Raabes zu sichern und die Kämpfe zu mildern, die jeder eigenwüchsige Schriftsteller, der unnachgiebig an den Forderungen des herrschenden Modegeschmacks vorbeigeht, auszufechten hat. Im Sommer des Jahres 1857 machte Raabe die Bekanntschaft des um zwei Jahre jüngeren Adolf Glaser, der ein Jahr zuvor die Redaktion der Monatshefte übernommen hatte. Es wird zunächst der Gleichlauf ihrer Jugendentwicklung gewesen sein, was die Bekanntschaft rasch zur Freundschaft werden ließ. Auch Glaser war zuerst für einen kaufmännischen Beruf bestimmt gewesen, auch er hatte dann in Berlin studiert und hatte hier den Weg zur Dichtung gefunden. Er hatte seine ersten dramatischen Versuche und seinen ersten Roman schon hinter sich, als er mit Raabe zusammentraf. Es ist ein hohes Verdienst, das er sich erwarb, daß er durch die eigenen Erfolge und die einflußreiche Stellung als Leiter einer sich rasch entwickelnden Zeitschrift keinen Augenblick dazu verführt wurde, die künstlerische Überlegenheit des neuen Freundes zu verkennen. Von ruhigerem und ausgeglichenerem Temperament als dieser, dem die Dämonie seines schöpferischen Dranges viel grimmiger zu schaffen machte, verstand er es mit feinem Takt, so manchen Stein, den der geschäftliche Verkehr zwischen Verleger und Dichter auf den Weg zueinander warf, fortzuräumen. Bald war Adolf Glaser ein gern gesehener Gast in Raabes Familie, und vor allem verfehlte seine unbegrenzte Hochachtung vor des Dichters Mutter nicht, den Bund enger und herzlicher zu machen. In dieser Zeit wird das in der Nähe des Lechlumer Holzes in der Mitte zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig gelegene Weghaus, in dem schon Lessing als Wolfenbütteler Bibliothekar sich mit seinen Braunschweiger Freunden traf, das bevorzugte Ziel von Raabes Spaziergängen. Oft genug begleitete dann Glaser den Freund nach Wolfenbüttel, um den Abend mit ihm und den Seinen zu verleben; bisweilen folgte Raabe dem Freunde nach Braunschweig, um das Theater zu besuchen. Glaser

führte den zurückhaltenden Dichter auch in den Kreis der Verlegerfamilien Westermann und Bierweg ein, und er versäumte es nie, ihn nach Braunschweig zu rufen, wenn ein literarischer Stern dort vorüberzog. Ja, er bemühte sich sogar mit Eifer, ihn zum Verständnis der Frau Musika zu führen. Er scheiterte freilich dabei ebenso gründlich wie der Stadtdendorfer Klavierlehrer, den Raabes Vater einst mit dieser schweren Aufgabe betraut hatte.

Das Beispiel, das Glasers Schriftleiterstellung ihm bot, mußte auf Raabe verführerisch wirken, als im Sommer dieses Jahres der Schwager seines Berliner Verlegers Ernst Schotte bei ihm anfragte, ob er geneigt sei, an einer neu zu gründenden Illustrierten Zeitung den Redakteurposten zu übernehmen. Wir besitzen den Antwortbrief nicht, wir wissen nur, daß er keine bestimmte Ablehnung enthalten hat. Zweifellos wird er das Für und Wider dieses Planes sehr gründlich und, wie das seine Art war, in Verbindung mit einer peinlichen Selbstprüfung durchdacht haben. Bei der halbjährigen Frist, die bis zu der geplanten Gründung noch gegeben war, eilte es auch mit der Entscheidung nicht.

Für die Annahme des Angebots mußte manches sprechen. Die „Chronik der Sperlingsgasse“ hatte Raabes Namen in der literarischen Welt einen guten Klang verliehen, aber mehr hatte sie nicht für ihn getan. Der Absag des Buches enttäuschte auch die geringsten Erwartungen. Zwei und ein halb Jahr nach dem Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit erhielt er für seine Skizze „Der Weg zum Lachen“ das erste Honorar in Höhe von 14 Talern. „Ein Frühling“, der ihn acht Monate unablässig beschäftigt hatte, brachte ihm 150 Taler ein. Dieses kümmerliche Ergebnis mußte ihm wohl die Frage vor die Seele stellen, ob mit solchen Einnahmen ein freies Schriftstellerdasein sicher zu stellen sei. Es ist zum mindesten wahrscheinlich, daß er in dieser Zeit mit dem Gedanken gespielt hat, eine feste Berufsstellung in der literarischen Welt zu gewinnen, und sich die Frage vorgelegt hat, wie er sich in dieser Rolle auf dem *Theatrum mundi* ausnehmen würde. Die endgültige Entscheidung freilich konnte erst nach einer persönlichen Aussprache in Berlin fallen. Bevor er dieser Entscheidung entgegengeht, erreicht ihn ein Ruf, der ihn zu einer Fahrt in sein geliebtes Jugendland veranlaßt.

Anfang September 1857 erhielt Raabe von dem Freund und Ver-
trauensmann der Familie, dem Bürgermeister Seebaß einen Brief, der

ihn nach Stadtdendorf einlud. Aus den Andeutungen läßt sich schließen, daß es sich darin um die notwendige Durchsicht von Büchern handelt, die verkauft werden sollen. Da ein Holzmindener Notar die Anregung dazu gibt, ist anzunehmen, daß ein Rest der großväterlichen Bibliothek auch nach dem Fortzug des Oheims Karl im Holzmindener Posthause verblieben war (es werden ausdrücklich die Bände des Holzmindener Wochenblattes in dem Brief genannt), der jetzt veräußert werden soll. Raabe erhält gleichzeitig zwei Exemplare des Bücherverzeichnisses zur Weitergabe an seine Wolfenbütteler Oheime. Er muß der Aufforderung seines väterlichen Freundes unmittelbar gefolgt sein. Denn ein Brief Ernst Schottes, der am 3. September in Wolfenbüttel eintrifft, wird ihm an Seebaß' Adresse nachgesandt. Diese kleine Reise und der damit verbundene Aufenthalt in Holzminden, der ihm die Stätten seiner Kindheit und nicht zuletzt das alte Posthaus mit seinen Geheimnissen wieder lebendig vor die Seele bannte, der ihn wahrscheinlich auch in die väterlichen Verkehrskreise einführte, sollte für sein Schaffen bedeutungsvoll werden. Bevor sie sich jedoch auswirken konnte, trat Raabe eine zweite Reise an, die ihn für mehrere Wochen nach Berlin führte. Jener nach Stadtdendorf nachgesandte Brief hatte eine mündliche Erörterung des Zeitschriftenplanes angeregt.

Am 1. Oktober fuhr er über Magdeburg, wo der Kreuzschen Buchhandlung ein Besuch abgestattet wurde, nach der Hauptstadt, die den Schauplatz seiner beiden ersten Werke bildete. Sie sollte auch in seinem dritten Roman den Ausgangspunkt bilden. Die Fahrt selbst, auf der er mit Menageriebesitzern und -besitzerinnen in Berührung kam, hat später im „Hungerpastor“ humoristischen Niederschlag hinterlassen, ebenso wie das Berliner Absteigequartier, der Grüne Baum, der dort der Treffpunkt der phantasiereichen Neuntöter ist.

Mit diesem 1. Oktober beginnt Raabes Tagebuch, das er ununterbrochen bis zu seinem Tode geführt hat. Dieses Tagebuch bildet für des Dichters Erdenwallen das wichtigste Zeugnis, und doch ist es für den Biographen enttäuschungsreich genug. Es besteht fast ausschließlich aus Andeutungen der kargsten Art. Bei seinem glänzenden Gedächtnis genügten sie Raabe vollaus, das Vergangene lebendig werden zu lassen. Er registriert in nüchternster Kürze das äußere Gerüst des Tages und verrät so gut wie nichts von seinem inneren Gehalt. Es hält die Witterung fest, das Ziel der Spaziergänge, die Namen der Menschen, mit denen er

zusammentraf, die Titel der gelesenen Bücher, die Theaterbesuche mit den Schauspielern der Hauptrollen, den Eingang und Ausgang von Briefen, auf Reisen die wichtigsten Sehenswürdigkeiten, die Wirtschaften, die Weinsorte, die getrunken wurde, und tausend ähnliche Belanglosigkeiten, mit denen das Gedächtnis nicht belastet wurde. Wo er dieses schärfen will, genügt ihm das Wort Memento! oder Remember! Selten deutet ein lapidar hingeworfener Ausdruck die Stimmung an. Ein leerer Tag erhält die stereotype Formel: ekel, schal und unersprießlich. Ein oder mehrere Kreuze werden Ähnliches besagen sollen. Von der dichterischen Arbeit werden die einzelnen Stufen: Konzeption, Beginn des Ausschreibens, Abschluß festgehalten, bei größeren Werken die Vollendung der einzelnen Teile. Es ist das Dasein Raabes, das in seinem Tagebuch den Niederschlag gefunden hat, nicht sein Leben. Dieses hat er wohl so restlos wie kein anderer Dichter seinem Werke vorbehalten. Und da dieses Werk beinahe pausenlos sein Leben begleitete, hat er nie das Bedürfnis gefühlt, in dem Selbstgespräch eines Tagebuches sich von dem, was ihn durchwirrte, zu entlasten.

So verraten uns denn seine ersten Aufzeichnungen auch nichts von dem Sinn und Ziel seines Berliner Aufenthaltes, der vom 1. Oktober bis zum 17. November dauerte. Er mietete sich eine Wohnung in der Dorotheenstraße Nr. 72. Sein erster Besuch galt dem wohlwollenden Kritiker seiner „Chronik“ Ludwig Kellstab. Aber er traf ihn nicht an, da er verreist war. Sein Verkehr beschränkte sich fast ganz auf den Kreis seines Verlegers Ernst Schotte, an dessen Hochzeit er teilnahm. Er besuchte Konzerte und Oper (Donizettis Regimentstochter, Bellinis Montecchi und Capuletti, Wagners Lannhäuser), nahm wieder ein Abonnement in Stülpnagels Leihbibliothek und las sehr viel, vor allem Franzosen und Engländer (Paul de Kock, Balzac, Maltrobers, Longfellow, Macaulay, Bulwer, Edgar Allan Poe) und „imaginierte in sich hinein“, wie das Tagebuch nach einem Wort Jakob Böhmes sich ausdrückt.

Am 14. Oktober regt ihn ein Brief Schottes zu einer Weihnachtsgeschichte an, die er gleich am nächsten Tage in Angriff nimmt. Am 24. ist sie beendet. Inzwischen ist ein Brief von Edmund Höfer eingelaufen, der um einen Beitrag für die Stuttgarter „Hausblätter“ bittet. Am 1. Dezember macht sich Raabe daran, diesen Auftrag zu erfüllen. „Die verwünschte Prinzessin“ heißt der Titel der Erzählung. Aber sie bleibt unvollendet. Als Schotte die Weihnachtserzählung zurückgibt, sendet

Raabe sie nach Stuttgart, wo sie bessere Aufnahme findet. „Weihnachtsgeister“ ist ihr Titel.

In dieser Novelle finden wir den Niederschlag der Gedanken- und Traumgespinste, die Schottes Vorschlag in Raabe ausgelöst hatte. Wie die Verhandlungen mit diesem verliefen, woran der Plan scheiterte, das wissen wir nicht. Er ist nie wieder darauf zurückgekommen, wohl weil seine Selbsterkenntnis ihn davor warnte. In Stuttgart, wo die Verbindung von Dichter und Herausgeber in einer Person in seinem Bekanntenkreis mehrfach gegeben war, wo sein Freund Jensen als Redakteur eines Stuttgarter Tageblattes ihm das bequemste Beispiel gab, hat er die Anregung, die von daher kam, entschlossen abgelehnt mit der Begründung, wer andern leuchten wolle, dürfe nur ein Betrachter sein. Auf dieses Wort wird in dem Briefwechsel zwischen ihm und den Jensens öfters angepielt.

So verblieb es in Berlin bei der Phantasiebeschäftigung mit dem Plan. Aus der für die Stuttgarter „Hausblätter“ entworfenen Erzählung „Die verwünschte Prinzessin“, deren Gehalt später in die „Kinder von Finkenrode“ eingebaut wurde, schließen wir, daß diese „Imaginationen“, wie sie das Tagebuch andeutet, ihn zu recht ernstern Einsichten in die tragische Bedingtheit seines Künstlertums führte.

Die „Weihnachtsgeister“ zeigen den Lebensraum des Journalistentums in dem Lichte eines tragikomischen Humors. Der Mitarbeiter an der Zeitschrift „Das Chamäleon“, Hinkelmann, dem sein Beruf die Eierschalen lyrischer Empfindsamkeit noch nicht vollständig abgestreift hat, berichtet uns unter dem Eindruck einer bösen Lebensniederlage von seiner Weihnachtsfeier. Er hat eine schreckliche Stunde in dem Hause des Geheimrats von Weißvogel hinter sich, in dem er gern — nicht nur wegen der dort gebotenen geistigen Genüsse — zu Gast ist. Die Herrin des Hauses, Mutter sechs reizender Töchter, ist Dichterin, und sie erwartet von Hinkelmann eine rühmende Besprechung ihres jüngst erschienenen Gedichtbandes im „Chamäleon“. Unglücklicherweise ist das süße Buch Hinkelmanns Kollegen Weitenweber in die Hände gefallen, und der hat in der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit mit sarkastischem Hohn die Blümlein geknickt. Er hat damit das Entzücken des Gatten der Dichterin erweckt; aber Hinkelmann ist fortan in dem Hause unmöglich, und die Hoffnung, im Kreise der holden Weiblichkeit ein stimmungsvolles Weihnachtsfest feiern zu dürfen, ist zerronnen. Während auf Weiten-

weber irrt er durch die weihnachtlichen Gassen. Sein Verständnis für die Philosophie der Dinge, die die Menschheit als nicht mehr brauchbar von sich abzustößen pflegt, läßt ihn bei einer Auktion für zwei Groschen eine beschädigte Kinderpuppe erstehen. Mit ihr im Arm sucht er trüb-sinnig seine öde Behausung auf. Da erscheint der langaufgeschossene, hagere Weitenweber. Mit stoischer Ruhe geht er über Hinkelmanns Anklagen hinweg, zieht Flasche auf Flasche aus seinen unergründlichen Taschen und befiehlt die Bereitung des Weihnachtspunsch. Die Bücher verschwinden vom Tische, die Bowle dampft, neben ihr paradiert nur Hinkelmanns Kinderpuppe. Auch Weitenweber hat ein großes Verständnis für sie, ja ein tieferes als Hinkelmann. Ist es die Wirkung des Punsch, ist es Jakob Böhmes Magnum mysterium, ist es der Odem der Heiligen Nacht, die dem Geistervolk Freiheit verleiht? — Es gelingt Weitenweber, die Puppe zum Leben zu erwecken. Sie wird zur Fee, die die beiden Einsamen durch die Geheimnisse der Weihnachtswelt führt. In ein Weihnachtszimmer, in dem der Jubel der Kinder verstummt ist, geht die Fahrt. Unter dem Zauberstab der Elfe wird Lebloses lebendig und gewinnt Charakter und Sprache. Der Apfel am Weihnachtsbaum, die beiden Puppen, der schwarze Pflaumenmann erzählen ihre Geschichten, in denen das soziale Elend und die soziale Drohung sichtbar wird, wogegen die Standesperson des Honigkuchenmannes die Gewalt anruft. Zinnsoldaten marschieren auf. Da besänftigt die Elfe den Sturm. Der Ruf „Christ ist geboren“ verkündet die Erfüllung der Heiligen Nacht. Die Elfe scheidet, und der Traum zerreißt.

Diese Skizze, die bewußt aller falschen Weihnachtssentimentalität aus dem Wege geht und nur in Nebendingen Andersen und E. T. A. Hoffmann („Nußknacker und Mausekönig“) Anregungen verdankt, hatte in dem stoischen und sarkastischen Feind aller Gänseblümchenpoesie Weitenweber, der aber dafür mit den Geistern der Gassen vertraut ist und den tiefsinnigen Görliger Schuster und Philosophen zu zitieren weiß, eine Gestalt heraufgebannt, die seinen Dichter festhielt. Sie wuchs in ihm weiter und wuchs ihm als Lebensdeuter über Wachholder und Strobel, über Dr. Hagen und Ostermeier weit hinaus.

Sechs Tage nach seiner Rückkehr, am 23. November, aus Berlin verzeichnet das Tagebuch: „Anfang: Festerling“; am 3. Dezember sodann: „Vollständige Konzipierung des Planes des dritten Buches.“ In diesem neuen Werk finden wir Weitenweber wieder.

Bedor er aber an die Ausarbeitung geht, tritt unvorbereitet etwas Neues in sein Leben. Am 5. Dezember meldet das Tagebuch: „Ich entdecke, daß ich Verse machen kann!!!“ Am 6., 7., 8. und 9. heißt es dann lakonisch: „Reime“, am 10. „Reime. Der Osterhas. Thürmertöchterlein. Arbeitsfelig“, am 13. „Reime. Gerettete Stadt. Verlorene Stadt.“ Wie ein plötzlicher Rausch ist es über ihn gekommen. Schon am 16. Dezember reicht er den Ertrag „Wesermanns Monatsheften“ ein. Erst am 19. wird wieder „Fasterling“ notiert. Der Jahresanfang bringt dann die große Enttäuschung: Dr. Glaser stellt ihm die Verse zurück. Die Monatshefte müßten aus grundsätzlichen Erwägungen, um sich vor Überflutung damit zu wahren, die Aufnahme von Gedichten ablehnen. „Unfreundlicher Brief von den ‚Monatsheften‘“, grollt das Tagebuch. Wird der Plan des dritten Buches durch die Niederlage beeinflusst? Er verschwindet vorläufig aus den Notizen. Zwischen dem 4. und dem 21. Januar entsteht die geschichtliche Erzählung „Lorenz Scheibenhart“, die gleichfalls zu Verstimmungen mit Glaser führt. Dieser verlangt Kürzungen. Raabe lehnt energisch und erfolgreich ab. Fast den ganzen Februar hindurch hält dann Krankheit den Dichter gefesselt und hindert alles Schaffen. Erst am 12. März heißt es: „Das dritte Buch begonnen auszuschreiben.“ Noch einmal wird dann die Arbeit unterbrochen durch eine achttägige Pfingstwanderfahrt mit dem Bruder, die von Göttingen die Werra aufwärts bis zur Wartburg führt — sie hat einen späten Nachhall in „Gutmanns Reisen“ gefunden — am 12. Juli wird sie abgeschlossen.

„Die Kinder von Finkenrode“ führen in eine andere Welt als „Die Chronik der Sperlingsgasse“ und „Ein Frühling“. Nicht daß der Schauplatz von der Hauptstadt in eine Kleinstadt verlegt wird, ist das Entscheidende. Natürlich findet der Dichter auch hier das Idyll. Aber es ist hier anders gesehen und soll anders gesehen werden. Er fühlt sich hier nicht mehr eins mit ihm, wie er es vorher tat. Er hat Abstand von ihm genommen, kritischen Abstand. Er läßt es sich nicht umsonst in der Seele eines großstädtischen Journalisten spiegeln, der ihm längst entwachsen ist und der als lyrischer Dichter nur eine Art elegischer Stellung zu ihm gewinnt. Der Menschenkreis, der hier in Erscheinung tritt, ist dem Kindlichen entwachsen und steht der wehmütssvollen Erfahrung des Alters noch fern. Auch die Alten, die hier erscheinen, denken noch nicht an Entsagung; sie stehen noch mit festen Füßen mitten in dem

bunten Getriebe, das sich um die Liebe dreht. Denn um die Liebe dreht sich hier alles. Aber es ist nicht die harmlos idyllische Liebe der „Chronik der Sperlingsgasse“, auch nicht mehr die wilde Leidenschaft, die sich mit der Musik verbindet. Viel realistischer in all ihren Äußerungen und Wirkungen wird sie hier gesehen und gestaltet. Und doch behält Hölty's Strophe Recht, die als Motto über der Erzählung steht:

„Schöner lächelt der Hain, silberner schwebt der Mond,
Und der ganze Olymp fließt auf die Erd' herab,
Wenn die Liebe den Jüngling
Durch die einsamen Büsche führt.“

Der Anfang führt uns in das unbehagliche Redaktionszimmer des „Chamäleons“, wo Weitenweber wieder als kritischer Scharfrichter seines Amtes walidet, während sein Mitarbeiter Dr. Bösenberg sich vergebens bemüht, seine durch die gestrige Feier seines 29. Geburtstages unter den Nullpunkt geratene Stimmung mit der hohnvollen Sachlichkeit der vor ihm lagernden Statistik für seine Zeitung in Einklang zu bringen. Da bringt Hinkelmann diesem einen Brief, der weiteres Arbeiten unmöglich macht. Er enthält die Mitteilung des Notars Kettig aus Finkenrode, daß Bösenbergs Dheim gestorben und daß seine Anwesenheit zur Übernahme der Erbschaft in Finkenrode notwendig sei. Der Brief ist lange in der Welt umhergeirrt, ehe er den Empfänger fand. Familienzwist hatte längst alle Verbindung zwischen Dheim und Neffen gelöst. Bösenberg ist wie betäubt, während Weitenweber seine stoische Ruhe behält. Am Abend im Klub sagt er dem Freunde voraus, daß er Dummheiten genug in Finkenrode machen werde, verspricht aber zu erscheinen, wenn er nicht mehr ein noch aus wisse. „Geh ab und nimm eine Wiege mit“, schließt er.

Bösenberg reist von Berlin ab, muß in Sauringen, der Endstation der Bahn, eine geuliche Nacht verleben und fährt am anderen Morgen bei strömendem Regen in einer altersschwachen Postkutsche, die dann richtig auch auf der Landstraße umschlägt, der Jugendheimat zu. Immer lebhafter tauchen ihm unterwegs seine Kindheitserinnerungen auf, immer gespannter wird sein Gefühl, als er zu Fuß durch die Straßen des alten Städtchens wandert, bis er das Gasthaus zum Goldenen Weinsäß erreicht.

Rasch ergreift nun Finkenrode Besitz von dem nach langen Jahren Heimgekehrten, zuerst der Jugendfreund Alexander Niese, ehemaliger

Schauspieler, jetzt wohlbestallter Spiritusfabrikant, der in ewigem Schwanken zwischen Furcht und Hoffen des Hauptmanns Fasterling neckisches Töchterlein liebt, dann dieser alte Kriegsheld, dem seine Feldzugserinnerungen von 1813 das tägliche Brot geblieben sind, und seine Tochter Sidonie selbst, dann abends am Stammtisch das Honoratiorentum des Städtchens. Hier wird er Zeuge, wie der alte wahnsinnige Musikant Wallinger, der beständig seine verwünschte Prinzessin sucht, der selbst- und lebenssicheren Gesellschaft zum Spott dient. Schwerer fällt ihm das Heimischwerden in dem alten, dumpfen und gespensterhaften Hause des Dheims, in dem ein altes Weiblein als Haushälterin waltet und ein struppiger Kabe einherstolzirt, der bald auf Lateinisch zur Liebe mahnt, bald auf Griechisch „Grüß dir, Agathe“ schnarrt und damit die Erinnerung an Bösenbergs frühverstorbene Tante festhält. Er macht seine Besuche bei den Honoratioren und findet endlich den Weg zu der Stätte seiner ehemaligen fröhlichen Kinderspiele, zu dem Hause der Frau Agnes Willbrand und ihrer schönen Tochter Cäcilie. Hier trifft er eine andere Kindheitsgefährtin, Käthen Manegold, die glückstrahlende junge Försterfrau aus dem Forsthaus zum Himmelreich, und er wird von ihr zur Taufe ihres Jüngsten eingeladen. Bald ist er vertraut mit allen Geheimnissen und Ränken in der kleinen Stadt, und bald steht er auch im tiefsten Wirrsal seiner Gefühle: er liebt Cäcilie Willbrand. Er berichtet Weitenweber von seinen Erlebnissen — doch hiervon schweigt er. Dieser liest indes zwischen den Zeilen und erscheint in Finkenrode. Schneller noch als Bösenberg ist er dort zu Hause, selbst der mürrische Kabe Jakob schließt mit ihm Freundschaft. Er besiegt den Widerstand des Hauptmanns Fasterling gegen die Werbung Alexander Niezes um seine Tochter, er ist am Sterbelager des alten Wallinger zu finden. Er enthüllt die Tragik dieses Künstlerdaseins und hält dem Unglücklichen die Leichenrede. Er bleibt in Finkenrode zurück und richtet sich für eine Zeitlang im Gespensterhause des Dheims häuslich ein, während Bösenberg nach Berlin zurückflüchtet. Nach der Taufe des Försterkinds hat dieser nämlich im Winterwald des Forsthauses zum Himmelreich erfahren, daß Cäcilie mit seinem Jugendfreunde, dem Pfarrer Arnold Rohwold, versprochen ist. Vierzehn Tage lang hat er darauf im Hause des Dheims krank gelegen. In der dumpfigen Redaktionsstube des „Chamäleons“ erzählt er Hinkelmann und Corvinus sein Geschick. Und der letztere zitiert ironisch:

„Alles Genießliche
Hab' ich genossen,
Alles Verdrießliche
Hat mich verdrossen.

Brauch' es jetzt wacker
Nur auszusprechen,
Um ein geleseener
Dichter zu sein!“

Und er fügt hinzu:

„Ich würde diese höchst merkwürdige, noch nie dagewesene Geschichte in Reime bringen, oder sie wenigstens in einem Feuilleton-Roman bewerten, oder einem andern die Erlaubnis geben, es zu tun.“

Dhne eine leise Selbstironie geht es auch hier nicht bei Raabe ab.

Die Entstehung der „Kinder von Finkenrode“ bedeutet in mancher Hinsicht eine Rückkehr Raabes zu seinem Erstlingswerk. Wieder ist die Form der Scherzählung vom Dichter gewählt worden. Und vielleicht bezeugt nichts deutlicher die innere Ablehnung, mit der Raabe in „Ein Frühling“ der Romantik Konzessionen gemacht hatte, als die Tatsache, daß er jetzt in der Konzeption sich ganz von Eigenem leiten ließ.

Finkenrode ist der Deckname für Holzminden. Das wird über allen Zweifel klar erst in Raabes späterem Roman „Alte Nester“, in dem Bösenberg noch einmal auftaucht. Gaiwigen ist der Eisenbahnknotenpunkt Kreienzen, das damals noch nicht durch die Bahn mit Holzminden verbunden war. Das Erlebnismotiv des Romans ist also jene Reise Raabes nach Stadtoldendorf und Holzminden im September 1857, die ja auch wie die Bösenbergs durch einen Holzmindener Notar veranlaßt worden war und einer Erbschaftsregulierung galt. Das Holzmindener Posthaus aber, in dem die Bücherschätze gelagert haben mögen, ist das Urbild des gespenstischen Hauses Bösenberg, wie dieses in Raabes Erinnerung mit allerlei merkwürdigen Karitäten angefüllt. Mit dieser Reise verschmolz ihm das Journalistenmilieu der „Weihnachtsgeister“ und der Gehalt der Novelle „Die verwünschte Prinzessin“, die er in Berlin für die Stuttgarter „Hausblätter“ begonnen hatte. Wahrscheinlich steckt in dem Roman viel mehr Erlebtes, als wir heute ahnen können. Die Heimkehrstimmung Bösenbergs ist in ihrer Echtheit das sicherste Zeugnis dafür. Wir wissen ja, wie Raabe an seiner Weserheimat hing.

Freilich wir werden bei ihm überall mit dem Wachstum zu rechnen haben, das das Erlebnismotiv in seiner Seele erfuhr. Wir brauchen ja da nur die unbedeutende Angelegenheit, die ihn nach Holzwinden zog, mit Bösenbergs Erbschaft zu vergleichen, oder uns vor Augen zu stellen, wie der flüchtige Plan einer Literatenlaufbahn sich in seinem Schaffen auswirkte. Die Erkenntnis, daß er dazu nicht taugte, wuchs sich aus zu Bösenbergs Ekel an der stickigen Luft des Redaktionszimmers, zu seiner bösen Kritik an dem „Maulwurfsdasein“ des Zeitungsschreibers. Die Berliner Imaginationen des jungen Dichters über Weg und Ziel seines Erdendaseins aber wuchsen mit dem Künstlergeschick des Musikanten Wallinger in das Tragische hinein. Hier liegt das Erlebnismotiv in dem einen Satz: „Ja, Günther Wallinger, es ist ein schauerlich Ding, nicht zu sein wie die andern.“

Als ein verträumter Jüngling war dieser mit seiner Geige hinausgegangen, das Ideal zu suchen, das in seinen Kinderträumen in der „verwünschten Prinzessin“ vom Neckenspiegel Gestalt gewonnen hatte, seine Kunst hatte ihm Eintritt verschafft in die große Welt, die dann seine Kinderseele betrog. Als ein wahnsinniger Greis, der die Erinnerung verloren, kehrte er heim, ein Gegenstand warmen Mitleids für wenige, des herzlosen Gespöchts für die meisten.

Den einsamen Außenseiter, der er selbst trotz aller geselligen Bindungen in seiner Welt war, hat Raabe in Wallinger gesteigert bis zum tragischen Ende. Er zeigt an ihm, daß jene Sonntagskinder, die das Geistervolk zu belauschen verstehen, nicht gefeit sind vor dem Zugriff lauernder Dämonen, wenn ihnen die Kraft fehlt, der Wirklichkeit das gleiche Recht zu gewähren wie ihrem Traum. Aber nicht nur in ihm, er lebt auch in Bösenberg und Weitenweber. Bösenberg, der Verfasser der „Heiratsgedanken“ und Dichter der „frommen Liebeslieder“, hat den lyrischen Wesensanteil des Dichters mit seiner Weichheit, seiner Sehnsucht und dem Reichtum seines Naturgefühls erhalten, Weitenweber seine unererschütterliche Gelassenheit, seine Vertrautheit mit der magischen Seite des Lebens, die Unbestechlichkeit seines Urteils und seine grimmige Zeitschau.

Wie steht es aber mit dem Wertherschicksal Bösenbergs? Ist der Satz, mit dem der Roman schließt: „Mir war sehr übel zu Mute“, ein Zitat aus „Dichtung und Wahrheit“ vom Schluß der Gesenheimer Episode und soll damit nur der literarische Ursprung des Motivs ange-

dentet werden? Oder ist der eigenartige Gleichlauf zwischen Roman und Tagebuch mehr als Zufall?

Zum Arger ihres Vaters hält Sidonie Fasterling die Aufführung von lebenden Bildern an ihrem Geburtstag für unumgänglich notwendig — natürlich, weil der Erbschauspieler Miese dabei unentbehrlich ist. Am 17. Januar verzeichnet das Tagebuch „Lebende Bilder im Klub“. Und auch Bösenbergs vierzehntägiges Krankenlager nach der Lauffesslichkeit hat sein Gegenstück. Am 7. Februar heißt es: Ball (mit einem langen Gedankenstrich). Unmittelbar darauf legt sich Raabe zu nahezu dreiwöchigem Krankenlager. Wir lassen die Entscheidung dahingestellt. Sicher erscheint uns nach dem ganzen Gehalt des Romans, daß des Dichters Berliner Imaginationen über Weg und Ziel auch die Frage eingeschlossen haben, ob je der materielle Ertrag seines Dichtens die Grundlage für einen eigenen Hausstand werde abgeben können. Nicht umsonst wird wohl Bösenberg gerade als Verfasser der „Heiratsgedanken“ eingeführt. Und wenn der biedere Hauptmann Fasterling, der sich so leidenschaftlich gegen den Erbschauspieler und Spiritusfabrikanten Miese als Schwiegersohn wehrt, in noch größeren Schrecken gerät bei dem Gedanken, der Berliner Literat und „Wühler“ könnte sich um seine Tochter bewerben, so mag dem eine humoristische, aber doch ernsthafte Erkenntnis der Widerstände zugrunde liegen, mit denen Raabe selbst bei einem solchen Schritt glaubte rechnen zu müssen. Das Honoratiorentum von Finckenrode zeigt für e i n s zweifellos kein Verständnis: für den Schriftstellerberuf. Und mit dem Honoratiorentum Wolfenbüttels, in dem die steifen Juristen die gesellschaftliche Führung hatten, wird es schwerlich anders gewesen sein. Die Sehnsucht des Dichters aber verraten uns die wunderbaren Bilder, die er hier in dem dritten Roman von dem Zauber der Ehe malt. Da ist nicht nur das jubelnde Glück in dem Forsthaus zum Himmelreich. Da führt er uns in die wimmelnde Kinderstube des Arztes Dr. Sundermann und zeigt uns die lachende „liebe“ Not, die die Mutter mit ihren acht Kindern hat, da erzählt er uns von dem treuen, jahrzehntelangen Warten der Eltern Cäcilies aufeinander, von der stillen Innigkeit des Pastorenhauses in Kulingen, da enthüllt er uns das Geheimnis des düsteren Hauses des Oheims Bösenbergs, den der frühe Tod seiner Gattin einsam und fremd in der Umwelt gemacht hat, und der scheu in einem versteckten Winkel wie ein Heiligtum die Trümmer seines Glückes, das Spielzeug seines toten Kindes, hütet. Nur ein Dichter, der selbst in seiner Seele

Heiratsgedanken und sei es nur als Wunschbild hegte, konnte dies alles mit solcher Zartheit malen. Dieses Wunschbild selber aber ist wieder eine schroffe Abkehr von der Verlockung der Zauberkönigin Labe, vom Rausch der Leidenschaft. Wo es die Erfüllung des Eigensten galt, da bejahte Raabe rückhaltlos Enge und Frieden des Idylls.

Es ist wirklich keine „merkwürdige, noch nie dagewesene Geschichte“, die uns der dritte Roman erzählt. Auch Wallingers Schicksal hat wenig von dem, was wir als romantisch bezeichnen müßten. Und ein romantisches Lieblingssthema, das Zigeunertum, das mit der vielköpfigen Familie Nadra die Handlung belebt, ist vom Dichter bewußt aller Romantik entkleidet worden.

Das Leben der Zeit und ihre Kämpfe aber klingen nur sehr gedämpft in die Stille der Kleinstadt hinein, deren Bürgertum im konservativen Geiste verwurzelt ist. Dennoch konnte Raabe auch hier es nicht lassen, sein vom deutschen Elend beschwertes Herz zu entlasten. Er macht Weitenweber zu seinem Sprachrohr für Klage und Anklage. Dieser erzählt von seinem Vater, der im Freiheitskriege mitgefochten und nachher eine Versorgung als Telegraphenbeamter auf einem der optischen Telegraphenhügel erhalten hatte. Im Grimm über die Depeschen der Heiligen Allianz, die er weitergeben mußte, hat er seinen Posten verlassen, um die Desertion dann mit Festungshaft zu büßen. Und Weitenweber ist es, der dem sterbenden Wallinger auf seine Frage, wie es in der deutschen Welt stehe, die Antwort gibt:

„Es ist, wie es war! Auf derselben Stelle halten wir Schule für die Völker, die da kommen und gehen. Fühlende, denkende — zweifelnde Millionen quälen sich auf derselben Stelle, gleich unfähig zum Glauben, zur Liebe wie zum Haß, unfähig deshalb, E i n großes Volk zu sein.“

„Und die großen Männer in der Nation?“

„Tritt zu ihnen droben, Günther Wallinger, und sag ihnen, daß wir Götzendienst mit ihren Knochen treiben und Ketten schmieden in den Erzgruben, die sie uns aufgedeckt haben, Becher der Wollust aus den Gold- und Silberschätzen gießen, zu denen hinab sie den Weg gefunden und den Schacht gegraben haben!“

Auch in diesen Sätzen spricht sich ein merkwürdiges Gehertum aus. Die Kritik an der Einstellung, die das ganze 19. Jahrhundert gegenüber den geistigen Errungenschaften einer großen Vergangenheit, gegenüber dem kaum ausgebeuteten Erbe seiner völkischen Führer gewonnen hat,

wird hier vorweggenommen. Ihre Namen sind nicht vergessen, aber sie sind zur schönen Phrase geworden, mit der man die innere Seelenart mit der eigenen Stunde verdeckt. Götzendienst wird mit ihren Knochen getrieben, aber nirgends zeigt sich das Bestreben, das von den Vätern Ererbte auch zu wirklichem Besitz zu machen. Der innere Bruch in der seelischen Entwicklung seines Volkes wird Raabe hier bewußt. Statt Lebenswaffen sich aus dem Erz zu schmieden, das sie ausgegraben, schmiedet es sich Ketten für die eigenen Arme. Zum erstenmal wird hier in Raabes Werk die bittere Klage über die Unfähigkeit seines Volkes laut, das Eigene zu erkennen und zu schätzen, mit ihm sich seine Welt zu erobern und zu gestalten. Sie sollte nicht sobald wieder verklingen, denn in immer stärkerem Maße verband sich mit ihr die ahnungsschwere Erkenntnis seiner eigenen Lebenstragik.

Maxima de nihilo nascitur historia — Auch eine große Geschichte rankt aus dem Nichts sich empor. Diesen Vers setzte Raabe auf das Titelblatt des Romans. Wir haben gesehen, mit wie großer Berechtigung er dies tat. Die Erfahrung, daß es ihm gegeben war, ganz aus Eigenem zu bauen, von innen heraus das äußere Leben zu gestalten, hat sicherlich sein künstlerisches Selbstbewußtsein gehoben und manche Bedenken, die ihm hinsichtlich seines freien Schriftstellerberufs aufgestiegen sein mochten, aus dem Wege geräumt. Er war sich darüber klargeworden, daß seine Phantasie die seltene Kraft besaß, auch die winzigsten Anregungen des Alltags zu sinndeutenden Bildern für die Darstellung des Lebens zu steigern. Klarer war damit auch die Einsicht in das Wesen des Lebens selbst geworden. Es sind nicht die großen Haupt- und Staatsaktionen, die das Wichtigste von diesem Wesen aussagen. Es sind nicht die Ausnahmen, die Sonderfälle, für die die Romanschreiber in der Regel das größte Verständnis aufzubringen scheinen, die ein getreues Bild von ihm malen. Wer das Leben und seinen Sinn einfangen will, muß die Augen des Sonntagekindes besitzen, die das Wunder im Alltag erblicken, muß ein Ahnen davon haben, daß jene Macht, die die Menschen Schicksal nennen, viel seltener aus dramatischem Zusammenstoß als aus der unendlich gelassenen Entfaltung zukunftsreicher Keime aufsteigt. Mit diesem Ahnen hatte Raabe Bleibendes für seine gesamte Gestaltung gewonnen.

Eine weitere Eroberung, von der der dritte Roman Zeugnis ablegt, galt der Natur. Bei seinen Lastversuchen in der „Chronik der Sperlingsgasse“ hatte Raabe das Märchen zu Hilfe gerufen. In seiner

zweiten Erzählung hatte er nicht ohne Glück die Stimmung des Frühlings festzuhalten gesucht. Aber das Wertvollste, was er da erreicht, war doch das Belauschen des Frühlingswindes gewesen, der jubelnd und klagend durch die Steinwälle der Gassen rauschte und mit seiner Melodie eine bezwingende Begleitung der seelischen Stimmung abgab. „Die Kinder von Finkenrode“ gehen weit darüber hinaus. Sie erobern sich den deutschen Wald. Raabe zeigt ihn uns in dem wilden Aufruhr des Sommergewitters und in dem glitzernden Zauber seines Winterkleides, und namentlich dieses letzte Bild gehört zu den unvergeßlichsten, die er überhaupt von der Natur gezeichnet hat.

Wenn der Dichter mit dem Verzicht auf alles, was ihm nicht angehörte, Lebenssehnsucht zum Ziele gesetzt hatte, dann hatte er zweifellos dieses Ziel erreicht. Aber er sollte bald erkennen, daß gerade damit den Verlegern, die ihre Leute kannten, nicht gedient war. Die eigenartige Mischung von heiterem Übermut und schmerzlicher Elegie, die die Erzählung erfüllt, fand wenig Verständnis. Schuld daran trug sicher auch die Gestalt des Erzählers, dessen Schicksal wir nicht allzu ernst zu nehmen vermögen. Die Selbstironie des Dichters, die bei seiner Zeichnung mitgewirkt hat, ist ihm schlecht bekommen. Und dieser selbst hat sein Urteil über ihn nachträglich kund getan: als fett gewordenen Junggesellen und Stadtrat von Finkenrode treffen wir den Dr. Bösenberg in den „Alten Nestern“ wieder. Er ist in den Hafen des von ihm verspotteten Honoratiorentums eingelaufen.

Raabe hatte für die Veröffentlichung zunächst an Westermanns Monatshefte gedacht. Da diese im Augenblick für größere Arbeiten keinen Raum hatten, verwies Glaser den Dichter an Vieweg. Dieser lehnte ab. Dann sandte Raabe das Manuskript nach Stuttgart an Höfer. Auch von da kam es zurück. Nun gab er es an Schotte, der den Buchverlag übernahm. Kritik und Leserwelt nahm nur geringe Notiz davon. Und wenn der Dichter Hoffnungen für die Sicherung seiner Lebensgrundlagen daran angeknüpft hatte, dann war er wieder bitter enttäuscht.



Im Banne der Geschichte

Geschichtliche Novellen

Mit der Skizze „Lorenz Scheibenhart. Ein Lebensbild aus wüster Zeit“, die er im Anfang des Jahres 1858 niederschrieb, während sich ihm die Gestalten der „Kinder von Finkenrode“ verdichteten, trat Raabe die geistige Erbschaft seines Großvaters und seines Vaters an. Sie ist die erste seiner geschichtlichen Er-

zählungen, die uns auf den Schicksalsboden seiner neuen Heimat führen, die erste auch, die diesen Boden in engster Verbindung mit dem Schicksal des ganzen deutschen Volkes zeigt. Die ersten Lehren, die schon August Raabe diesem Boden entnahm, um mit ihnen das Verständnis für die Gegenwart zu erhellen, erfahren hier durch die Feder seines Enkels eine unheimliche Vertiefung. Der Kern dieser Lehren aber heißt, daß es im deutschen Vaterland keinen umfriedeten Heimatwinkel gibt, über den nicht die Wehen, die das Ganze erschüttern, vernichtend hinweggehen. Die gesamte Dichtung Raabes, soweit sie die Geschichte deutet, hat darin ihren Sinn. Überall schwebt über ihr das Wort, das auf dem Titelblatt des letzten seiner geschichtlichen Romane steht: „Ich habe nur ein Vaterland, und das heißt Deutschland.“ Ja, vielleicht ist es überhaupt falsch, hier einen Trennungsstrich zwischen seiner geschichtlichen und seiner Gegenwartsdichtung zu ziehen. Herausgeboren sind sie letzten Endes beide aus dem unablässigen Suchen seiner selbst, aus jener ingrimmigen Selbsterkenntnis, der das Ringen des eigenen Ich unwesentlicher war als der gewaltige von Vergangenheit und Gegenwart geschaffene Schicksalsraum, an den seine Entfaltung gebunden war. Überall, wo ein begrenztes örtliches Geschehen seiner engeren Heimat seine Phantasie anregt, dringt unmittelbar sein Blick in die Weite und fragt nach dem Zusammenhang, in dem es mit dem Ganzen steht. Und es wäre ein großer Irrtum, wollte man darin nur das künstlerische Bedürfnis nach einem größeren Rahmen sehen, in den er sein Bild einspannen möchte. Nein, er sucht in der Weite nach

dem Sinn dessen, was sich in der Enge vollzieht, weil sein gesamtes Dichten, mag es Vergangenes oder Gegenwärtiges deuten, mag es durch fremdes oder durch eigenes Leid in Bewegung gesetzt werden, ihm sinnlos werden würde ohne das Mitschaffen des ihm gewiesenen Raumes. Das Abtasten dieses Raumes, das in Raabes erster Schaffensperiode ihn besonders stark beschäftigt, ist nicht, wie man hier und da gemeint hat, ein Abirren von dem seiner Art bestimmten Wege, das durch Motivmangel hervorgerufen wird, sondern es liegt auf dem geraden Wege, auf dem ihn von Anfang bis zu Ende sein Dämon leitet, auf dem Wege zum deutschen Schicksal.

„Lorenz Scheibenhart“ wurde angeregt durch den Drang des jungen Dichters, in Wolfenbüttel in demselben Sinne heimisch zu werden, wie er es in Magdeburg geworden war. Auch jede Stadt hat so etwas wie eine Seele. Diese Seele bleibt dem ewig stumm und fremd, der nach ihr nur in der Erstarrung des Gewordenen tastet, sie wird nur dem Lebendigen, der fähig ist, die Zeiten mitzudurchleben, in denen die Stadt im Brennpunkt der Geschichte stand. Diesen Weg hatte Raabe in Magdeburg gesucht und gefunden, diesen Weg schlug er auch hier ein.

Auch für Wolfenbüttel gab es ein Helden- und Märtyrereitalter. Das war der Dreißigjährige Krieg. Die Stadt war ja eine verhältnismäßig junge Gründung des Welfenhauses und deshalb auf das engste mit dem Schicksal dieses Hauses verbunden. Auf dem Schlosse zu Wolfenbüttel aber hatte einer der ersten Helden des großen Krieges, der noch dazu von dem Zauber einer abenteuerlichen Romantik umwittert war, zermürbt in dem wilden Wechsel von Triumph und Niederlage, seine leidenschaftliche Seele ausgehaucht. Das war der tolle Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, der mit dem Handschuh der geliebten Prager Winterkönigin am Helm in den Kampf zog und sich damit das wilde Kriegsspiel zum ritterlichen Frauendienst machte. Diese Gestalt, die selbst auf die spröde Mädchenseele einer Annette Droste Anziehungskraft ausgeübt hat, wird es gewesen sein, die ihn bei seinen Studien heimatgeschichtlicher Quellen lockte. Aber hier wie immer hütete er sich wohl davor, die Helden, die mit herrischem Willen selbst Geschichte gestalteten, in den Mittelpunkt zu rücken. Sie waren ihm am wenigsten dazu geeignet, das, worauf es ihm ankam, zu klarer Entfaltung zu bringen. Denn immer galt sein Suchen dem unperönlichen allgemeinen Schicksal, das wie eine unentrinnbare Flut alles mit in seinen Strudel

riß. Er suchte sein Volk in Schicksalsnot, und dafür gaben ihm die Kleinen, Namenlosen als Kinder und Opfer ihrer Zeit eine viel wirksamere Symbolkraft.

Wieder, wie in der „Chronik“, ist es ein Greis, der aus dem stillen Asyl seines Alters zurückblickt auf die Tage seiner Jugend und seines Mannesalters und der die Geister, die ihn besuchen, mit seiner Feder bannt. Vor Jahrzehnten voller Grimm und Graus hat er diese Feder mit dem Schwerte vertauscht. Jetzt hängt die in so vielen Schlachten geschwungene Waffe als mahnendes Erinnerungszeichen an der Wand, und die Feder tritt wieder in ihr Recht, um den zum Krüppel geschossenen Rittmeister von der Flucht der Bilder zu entlasten, die ihn oft zu quälend heimsuchen. Schon als Kind ist er ein Opfer seiner wilden Zeit geworden. An dem grausamen Gerichtstage des Jahres 1604, da die Braunschweiger Patrizier ihre Rache an dem aufrehrerischen Führer der Zünfte Hennig Brabant und seinen Leuten kühlten, ist auch das Haupt seines Vaters auf den Boden gerollt. Der Stadt verwiesen, ist er an der Hand seiner Mutter nach Wolfenbüttel gewandert, vorbei an den lebendigen Fackeln, die auf der schaurigen Hegenbrandsstätte am Lechlumer Holz loderten. Die Mutter hatte ihr Elend nur wenige Jahre überlebt. Der Knabe wuchs in der Obhut des Franciskus Algermann auf, der im Dienste des Herzogs Heinrich Julius einen scharfen Federkrieg mit den feindlichen Braunschweigern führte und auch den der Schule entwachsenen Lorenz in diesen Dienst stellte. Im Jahre 1612 aber wirft eine unglückselige Liebe ihn aus der Bahn und treibt ihn fort aus Wolfenbüttel in ein wildes Reiterleben hinein. Zuerst Reiterknecht im Dienst der freien Stadt Goslar, zieht er dann im Heere des tollern Christian durch die Welt, bis ihn bei Stadtloos die Kugel trifft. Zum ersten Mal kehrt er wieder heim nach Wolfenbüttel, seine Wunden anzuhellen. Er kommt gerade recht. Die Dänen rühren die Werbetrommel in der Stadt. Es gilt sich zur Wehr zu setzen; denn die Kaiserlichen unter Pappenheim rücken heran. In den wilden Tagen, da Pappenheim die Wasser der Oker in die Stadt leitet und dadurch sie zur Kapitulation zwingt, erfüllt sich das Schicksal seiner ungetreuen Jugendgeliebten, die er als ein verwüstet Jammerbild wiedergefunden hat; die stutenden Wasser gehen über sie und ihr vaterloses Kind hinweg. Aus dem Greuel der bezwungenen Stadt zieht Lorenz Scheibenhart wieder in die Welt hinaus. Im Heere Gustav Adolfs kämpft er bei Breitenfeld und Nürnberg, wo ihn der

Schwedenkönig zum Rittmeister macht. Bei Lügen fällt der König an seiner Seite und, mit zerfetztem Bein an den Boden gefesselt, hält er in schauervoller Nacht Totenwache bei dem Helden, der seinen letzten Sieg mit dem Leben bezahlte.

Es ist nichts Besonderes an diesem Lebensbild, weder was die Romantik des Geschehens noch was die Tiefe des Erlebens anbetrifft. Und das soll es auch gar nicht. Es ist ganz allgemeines deutsches Schicksal, das sich hier abrollt. Das blutige Bild von den erbitterten Braunschweiger Bürgerkämpfen vom Anfang des 17. Jahrhunderts ist nicht überflüssig, es ist mahnendes Symbol, das Anklage erhebt nicht gegen einen erbarmungslosen Himmel, sondern gegen ein misleitetes Volk, das im Irrsinn sich selbst zerfleischt und dadurch die Fluten des Glends in seine eigenen Dörfer und Städte leitet. Eine bittere Warnung, die das Vergangene an Gegenwart und Zukunft richtet, ist die kleine Dichtung und der Erzähler faßt sie selbst in die Worte:

„Wahrlich, das ist die leidige Not: Ihr möget gegen den Feind anreiten, wo ihr wollt in der Welt, ihr tretet immer gegenüber einen, der euch euren Schwertschlag oder Pistolenschuß mit einem d e u t s c h e n Fluch zurücke gibt. Mag es sein in Welschland, in Polackien oder im amerikanischen Reich, deutsche Fäuste trommeln überall aufeinander, so weit die Sonne leuchtet, so weit die Nacht dunkel ist. Gott bessere es!“

Die andere Skizze, die Raabe während der Arbeit an den „Kindern von Finkenrode“ schrieb, „Einer aus der Menge“, ist offensichtlich aus dem Trotz herausgeboren, den die Ablehnung seiner Verse von seiten der „Monatshefte“ in ihm erweckt hatte. Ihm selbst war das plötzliche lyrische Quellen ganz überraschend gekommen. Er hatte niemals, durch irgendeinen Nachahmungstrieb verleitet, danach getastet; um so weniger aber war er auch geneigt, die Gabe, die sich ihm als Wirkung eines rätselhaften Zwanges offenbart hatte, zu verstecken. Sie gehörte zu ihm, und man sollte sich damit abfinden. Nahm man sie nicht um ihrer selbst willen, nun dann fügte er seine Strophen in seine Erzählungen ein, und gleich die ersten, die er nach diesem Durchbruch niederschrieb, erhielten ein reichlich Teil davon. Für einige aber, die ihm wohl besonders am Herzen lagen, schuf er sich jetzt in der Skizze „Einer aus der Menge“ einen besonderen Rahmen.

Es ist um Raabes Lyrik ein eigen Ding. Es scheint auch um sie wie um seine Zeichnungen ein psychologisches Geheimnis zu schweben, das sich

der restlosen Klärung entzieht. Wenn man gesagt hat, daß in Raabe ein großer Maler an einem großen Dichter zugrunde gegangen sei, so könnte man mit gleichem Rechte sagen, daß der Lyriker Raabe an dem Epiker gescheitert sei, nur daß der Epiker von Anfang an den Lyriker so fest umstrickt hielt, daß dieser nicht zu völlig freier Entfaltung kam. Es ist bezeichnend, daß die Gedichte der ersten „romantischen“ Periode, die in rascher Folge vom Dezember 1857 an entstehen, fast alle eines epischen Mediums bedürfen, um Klang zu werden. Entweder erzählen sie einen Vorgang, oder sie bringen eine Empfindung zum Ausdruck, die aus einer anderen Seele als der des Dichters emporsteigt. Diese eigenwillige Schranke, die er damit dem unmittelbaren Ausströmen seines lyrischen Gefühls setzte, hat er sehr selten überschritten. Es äußert sich darin dieselbe keusche Zurückhaltung, die er in seinen Briefen offenbart. Machen doch selbst die beiden Gedichte, von denen wir am sichersten wissen, daß sie unmittelbar aus Erlebnistiefen aufgestiegen sind, darin keine Ausnahme. In dem schönen Gedicht an die Stuttgarter Freunde, das so wundervoll den Stimmungsbann der Abschiedsstunde deutet, verwandelt sich unwillkürlich das Ich in ein Er. Und die erschütternden Verse, in denen das bitterste Erleben seines Alters, der Tod seines 16jährigen Töchterchens im Jahre 1892, wehvoll nachzittert, lassen das Ich des Dichters ganz ins Wesenlose versunken erscheinen.

Natürlich liegt in dieser epischen Gebundenheit der Lyrik kein Hemmnis für den Ausdruck echter und tiefer Empfindung; aber sie erklärt uns doch vielleicht die Tatsache, daß nach kurzem, lebhaftem Sprudeln der lyrische Quell ihm ebenso schnell wieder versiegt, wie er aufsprang. Die seiner Art entsprechende epische Ausdrucksform, die sich niemals bei ihm gegen eine lyrische Beseelung und Vertiefung sträubt, genügte ihm auf die Dauer durchaus zur Entlastung seines Gehalts. Die ersten Gedichte, die ihm entstehen, verlernen ja auch den Boden nicht, auf dem seine Prosadichtung ihm erwächst. Das in vier Einzelbilder zerfallende Gedicht „Belagerte Stadt“, um dessen willen er wohl vor allem die Skizze „Einer aus der Menge“ schrieb, ist ein bezeichnendes Beispiel dafür. Es ist an demselben Tage gedichtet worden wie das Gedicht „Verlorene Stadt“, das, ohne Namen zu nennen, die Eroberung Magdeburgs durch Tilly im Jahre 1631 darstellt. Offenbar geht auch das erste auf Magdeburg, und zwar auf die Belagerung durch Moritz von Sachsen im Jahre 1550, es ist also eine lyrische Vorwegnahme von einzelnen Gesichten, die später

dann in „Unseres Herrgotts Kanzlei“ in epischer Breite sich entfalten. Und so ist auch bei den meisten anderen Gedichten der ersten lyrischen Periode, die mit dem Austritt der großen Bildungsreise im Jahre 1859 ihren Abschluß erreicht, der epische Reimboden festzustellen.

Noch eine andere Merkwürdigkeit, die dem Dichter selbst seltsam erschien, tritt bei dieser lyrischen Produktion in Erscheinung: das gleichzeitige Nebeneinander der verschiedenartigsten Visionen und Stimmungen. An einem dunklen Dezembertage entstand „das sonnige, heitere Lebens- und Liebeslust atmende Bild“ des „Osterhas“, das gleichfalls in die Skizze aufgenommen wurde, und am gleichen Tage „Türmers Töchterlein“, in der die düsteren Schauer der Tragödie des „Junkers von Denow“ in ähnlicher Weise vorweggenommen werden wie in der „Belagerten Stadt“ die Szenen aus „Unseres Herrgotts Kanzlei“. Es ist, als drängte es den Dichter unter dem Zwange der eigenen inneren Gegensätzlichkeit, nach jedem Aufjauchzen des Lebens unmittelbar den Blick auf die dunklen Tiefen zu lenken, die sich unter der glitzernden Oberfläche verbergen. Denn der hier vorliegende Fall ist nicht der einzige. Die selig aufstrebenden Rhythmen des Gedichtes „Beruhigung“, das später dem „Hungerpastor“ eingefügt wird, sind an demselben Tage entstanden wie die schwermütigste Elegie, die Raabe je geschrieben hat, jenes Lied von der Kinderhand des Menschen, das den Eingangsaftord in der Novelle „Holunderblüte“ anschlägt. Es ist wohl kein Zufall, wenn Raabe zwei seiner Titel den zwei Versen Goethes entnommen hat:

„Zart Gedicht wie Regenbogen
Wird auf dunklem Grund gezogen.“

Man könnte annehmen, daß die innere Übereinstimmung mit dem Gehalt dieser Verse Raabe veranlaßt habe, einen düsteren Rahmen um die drei licht- und lebenbejahenden Gedichte, die er in der Skizze vereinte, zu schlingen. Aber ihr Titel „Einer aus der Menge“ ist eine bittere Anklage, und das herbe Geschick des Dichters Walter K., der wohl nicht zufällig Raabes eigene Initialen trägt, erscheint uns nur zu deutlich als eine Überleitung der romantischen Wallingertragödie in den harten Realismus des Alltags. Hier wie dort sieht Raabe den Drohungen des eigenen Schicksals ins Auge. Aber hier verrät er uns auch die Erkenntnis, aus der ihm die Kraft zu dem Dennoch! floß, mit der er jenen Drohungen begegnete. Sie liegt in dem Satz, mit dem die Skizze schließt: „Es kommt

in der Welt nichts um, auch nicht eine Träne, auch nicht ein Blutstropfen.“

Die kleine Skizze ist aber auch noch in anderer Beziehung ein Bekenntnis Raabes. Der Erzähler, dem der Zufallsfund eines Gedichtes die Bekanntschaft mit dem sterbenden Walter R. vermittelt, führt sich höchst seltsam ein. Er berichtet, daß er ein Geschäft daraus mache, vor einer flutenden Menge gleichgültiger Menschen zu warten, bis ein Gesicht vor ihm auftaucht, das ihn magisch anzieht und ihm blizartig Interesse an dem Menschen, dem es gehört, erweckt.

„Wenn euch nun im Vorübertreiben der Menschen ein Gesicht auffällt, wie eben gesagt, so wird ein Etwas darin liegen, welches es, vielleicht für euch nur, von hundert andern, welche euch gleichgültig sind, unterscheidet. Seht, dieses Etwas in den Menschen, sei es was es wolle, zu erkennen, blitzschnell es zu erfassen, es die tausend Phasen und Schattierungen, deren es fähig ist, durchlaufen zu lassen, das ist das Geschäft einer Art seltsamer Gesellen, zu denen leider auch ich gehöre. Leider! — Ach, es ist ein Geschäft, dem des Lumpensammlers, des Rehrichtdurchsuchers vergleichbar!“

Zweifellos ist das eine Selbstdarstellung des Dichters, die uns einen Einblick in seine künstlerische Bedingtheit gibt. Überraschend stimmt sie mit dem Eindruck überein, den Wilhelm Jensen später von dem scharf suchenden und das Gefundene unserlicher festhaltenden Blick des Freundes gewann. Und zu dem Beruf des Rehrichtdurchsuchers hat sich Raabe in noch einem Werk seines Alters, im „Döfeld“, bekannt, nachdem ihm in dem Roman „Im alten Eisen“ Frau Wendeline Kruses Lumpenkeller selbst zum Lebenssinnsbild geworden war. Wir ahnen aus dieser Schilderung, daß auch Raabes Menschengestaltung an ähnliche Voraussetzungen des Erlebens gebunden war, wie wir sie bei seiner Raumdurchdringung gefunden hatten. Aus dieser merkwürdigen Stelle wird uns verständlich, weshalb er die Geburt dichterischer Gestalten aus der Idee heraus für sich immer wieder scharf abgelehnt hat. Er brauchte auch für sie lebendiges Leben, das keimkräftig in seiner Phantasie wuchs und sich organisch entfaltete. Er brauchte Anschauung, um Anschauung erwecken zu können.

Die Entlastung von den quälenden Sorgen seines Poetenloses in dieser Skizze und in weiterem Umfang in den „Kindern von Finkenrode“ ist auf lange Zeit hin die letzte, die uns von seinem inneren Ringen Zeugnis ablegt. Die Gespenster, die ihn heimgesucht hatten, waren gebannt. Aber

mit der Freiheit, die er dadurch gewonnen hatte, wurde auch ein neues Gespenst sichtbar: die Erlebnisarmut, die ihm die Enge seines Lebenskreises bedrückend fühlbar machen mußte. Mehr als ein Jahr vergeht, bis er die Feder zu seinem vierten Roman ansetzt. Mehr als einmal ist in der Zwischenzeit der Versuch dazu mißlungen. In dieser Zeit wird ihm die Notwendigkeit zur Erweiterung seines Weltbildes unabweisbar geworden sein. In der Spanne bis zum Antritt seiner Bildungsreise, die diesem Drang Genüge tat, entstanden zwei kleinere Dichtungen, die ihn nur wenige Wochen in Anspruch nahmen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir ihn im übrigen in dieser Zeit im Zwang geschichtlicher Studien glauben, die sich dann in den folgenden Werken als fruchtbar erwiesen. Denn als er auf die Reise geht, muß er die wichtigsten Quellen zum „Heiligen Born“ schon durchforscht haben. Und die Novelle „Der Junker von Denow“, die er vorher vollendet, zeigt ihn vertraut mit seiner Hauptquelle zu „Unseres Herrgotts Kanzlei“ und mit Curths Fortsetzung von Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande, der er die Anregung zu den Novellen „Die schwarze Galeere“ und „Sankt Thomas“ verdankt. Auch der Anfang einer Erzählung aus dem Bauernkrieg, den das Tagebuch einmal erwähnt, ohne wieder darauf zurückzukommen, wird eine eingehende Beschäftigung mit Geschichtsquellen des 16. Jahrhunderts zur Voraussetzung gehabt haben. So dürfen wir in den Monaten, die zwischen dem Abschluß der „Kinder von Finkenrode“ und dem Antritt der Bildungsreise liegen, die Zeit sehen, in der ihn die Geschichte am stärksten in ihrem Bann hat. Denn, so merkwürdig das erscheinen mag, nicht die Zeit, in der er an der Gestaltung seiner Gesichte arbeitet, ist die entscheidende für ihn, sondern die Zeit, in der die Keime des Künftigen in seine Seele fallen. Raabes künstlerische Haltung zeigt früh schon die hohe Weisheit des Reiseflassens. Wir wissen von ihm, daß er Motive bisweilen lange Jahre lang mit sich herumträgt, bis die Stunde kommt, da sie zur Entfaltung drängen. Und außerdem gilt das gleichzeitige Nebeneinander von scheinbar undereinharen Stoffen und Stimmungen, das wir bei seiner Lyrik feststellen konnten, auch bei seinem epischen Schaffen. Ja, er hat offensichtlich bisweilen einen scharfen Wechsel in Stoff und Stimmung als eine innere Notwendigkeit dabei empfunden. Und bei keinem anderen Dichter ist wohl das unablässige Hineinziehen der Welt in sein Ich durch die Gestalten seiner Dichtung, die ihm gerade zu schaffen machten, so wenig gehemmt worden wie bei Raabe. Wir müssen uns bei

ihm mit der Tatsache abfinden, daß er mit seinem inneren Leben immer schon weit über das hinaus ist, was im Augenblick seine Feder beschäftigt. Wir wundern uns deshalb nicht darüber, wenn die Reime, die er in dieser Zeit in sich aufgenommen hat, zum Teil erst viel später zur Entfaltung kommen und daß diese Entfaltung nur wenig durch das Neue und Bedeutsame, das er inzwischen erlebte, gestört erscheint.

Die beiden Novellen, die er vor seiner Reise schuf, sind an Eigenart und Wert sehr ungleichmäßig. Die erste „Die alte Universität“ macht durchaus den Eindruck einer flüchtigen Gelegenheitsarbeit, die durch den eigentümlichen Zauber der ihr zugrunde liegenden Quellschrift rasch hervorgerufen wurde.

Am 29. Mai 1822 wurde von den ehemaligen Kommilitonen der im Jahre 1809 aufgelösten Helmstedter Universität Julia Carolina ein wehmütiges Erinnerungsfest begangen, dessen Verlauf Friedrich Karl von Strombeck in einer ausführlichen Schrift festgehalten hat. Diese ist so anschaulich und ist von ihrem Verfasser mit so starker innerer Anteilnahme geschrieben worden, daß sie selbst wie ein Stücklein guter Novellistik erscheint. Die tiefe Wehmutsstimmung, von der das Wiedersehen der alten Söhne der versunkenen Julia Carolina naturgemäß durchzogen war, suchte Raabe durch eine schwere Jugendtragik zu vertiefen, die um vier Teilnehmer des Festes einen Schicksalsring schließt. Siegfried Hartriegel hat als junger Student in der Aufwallung leidenschaftlicher Eifersucht seinen Jugendfreund Ernst, den Bruder des jezigen Pastors Adam Cellarius aus Sachsenborn im Harz, in wildem Zweikampf erstochen, um dann ziellos unter dem Druck der Schuld in die Welt hinauszustürmen. Jetzt ist er aus Amerika zurückgekommen, um seinen Sohn, einen jungen Arzt, der in Göttingen studiert, zu besuchen. Ein magischer Zwang hat ihn nach Helmstedt geführt. Hier trifft er mit dem Bruder des Gefallenen zusammen; auch die beiden Sekundanten des blutigen Kampfes sind zur Stelle. Das Leid des Lebens hat längst alle Schuld geföhnt. Der Pfarrer Adam Cellarius kann nur voll tiefen Mitleids dem Mörder des Bruders die Hand zur Versöhnung reichen. Bestiegelt aber wird diese erst durch ein rätselhaftes Walten, das Siegfried Hartriegels Sohn den Weg zum Herzen von Adams Tochter finden läßt. So schlingt sich durch Strombecks Bilder ein romanhaftes Geschehen, das mehr quälend als anziehend ist und das zu seiner Entwicklung der eindringlichen Mithilfe des Zufalls nicht entraten kann. Es ist dem

Dichter hier ergangen wie einem Komponisten, der an einem Text scheitert, in dem eine zu starke eigene Melodie schwingt.

Die Schwäche dieser Dichtung wird uns erst recht klar, wenn wir sie an dem Maßstab messen, den der Dichter selbst in seinem nächsten Werke für sich aufstellt.

„Der Junker von Denow“ ist die erste geschichtliche Meisternovelle Raabes, und er hat diese Leistung selbst nur einmal noch überboten.

Ein trübes, verworrenes Geschehen vom Ende des 16. Jahrhunderts, das am Rhein anhebt, um auf dem großen Platz vor dem herzoglichen Marstall in Wolfenbüttel und dann an vier Galgen vor den Toren der Stadt ein bitteres Ende zu finden, ist das Thema. Um die sinn- und ziellose Meuterei eines wüsten Landsknechtshaufens, die durch ein hartes Kriegsgericht ihre Ahndung findet, handelt es sich hier. Das war sicherlich kein anziehender Stoff.

Auf Grund des Koblenzer Abschieds hatte Heinrich Julius von Braunschweig als Kriegsoberster des Niedersächsischen Kreises den Auftrag erhalten, ein Regiment deutscher Landsknechte zum Krieg gegen die Spanier anzuwerben. Nach dem Friedensschluß zwischen Spanien und Frankreich im Jahre 1598 war der spanische Feldherr Francesco de Mendoza mit 30 000 Mann über den Rhein gegangen und in die westfälischen Kreise eingefallen. Ihn galt es vom Boden des Reiches zu vertreiben. Der Kampf konzentrierte sich bei Nees, das von den Spaniern besetzt worden war. Hier meuterten am 7. September zehn von den dreizehn Fähnlein des braunschweigischen Regiments, weil sie glaubten, sie sollten über den Rhein nach Holland geführt werden, um die Festung Bommel zu entsetzen. Die Bemühungen ihres Obersten Otto Heinrich von Berlandt, Keth und Brambt und ihrer sämtlichen Hauptleute, sie zu halten, waren umsonst. Der offene Aufstand zwang die Offiziere zum Weichen, und führerlos setzte sich der meuterische Haufen nach Osten in Bewegung. Noch einen letzten Versuch machte Graf Philipp zu Hohenlohe-Langenburg, der Statthalter und General-Obrister-Leutnant der gesamten herzoglichen Truppen, die Abtrünnigen zurückzubringen. Er verpfändete ihnen seine Ehre in einem Schreiben, daß sie nicht über den Rhein geführt werden sollten. Auch dies fruchtete nicht. Die Scharen wollten nach Braunschweig zurück, um, wie sie vorgaben, sich dort ihrem Zahlherrn, dem Herzog, zur Verfügung zu stellen. Graf

Hohenlohe schickte ihnen noch 40 Reiter nach, die sie vor einem etwaigen Angriff der Feinde decken sollten. Doch die Meuterei wiesen die aufgedrungene Hilfe drohend zurück.

Der Herzog Heinrich Julius aber gab auf die Kunde von der Meuterei dem Grafen Hohenlohe den Befehl, die ungetreuen Landsknechte zu entwaffnen und die Rädelsführer dingfest zu machen. Dies geschah am 12. Oktober zwischen Ucht und Barenburg. Die umringten Landsknechte wurden gezwungen, die Rädelsführer auszuliefern. Sie sonderten 49 aus, die nach der Festung Stolzenau gebracht wurden. Christoph von Denow war nicht unter diesen. Die übrigen wurden begnadigt. Die Fähndriche erhielten die Fähnlein wieder und ließen sich von den Landsknechten aufs neue den Fähneneid schwören. Trotzdem verweigerte ein großer Teil von ihnen am 14. Oktober dem Herzog den Dienst. Sie mußten Urfehde schwören und wurden aus dem Dienst entlassen.

Die Rädelsführer wurden am 5. November in Wolfenbüttel vor ein Kriegsgericht gestellt, das alle zum Tode verurteilte. Der größere Teil wurde vom Herzog begnadigt. Der Rest, 24 an der Zahl, wurde an vier Galgen an den vier von Wolfenbüttel ausgehenden Straßen gehängt. Den ständig überhand nehmenden Meutereien der Landsknechte wollte der Herzog durch dieses Exempel ein drohendes Halt gebieten.

Raabe fand in Rehtmeiers „Braunschweig-Lüneburgischen Chronika“ (1722) unter dem Jahre 1599 eine kurze Notiz von diesem Ereignis, die erwähnte, daß unter den Gehängten „einer von Adel gewesen“.

Diese Bemerkung war es, die die Phantasie des Dichters anregte, die ihn zum Fragen und Suchen zwang. Der Widerspruch zwischen der vornehmen Abkunft und dem Verbrechertod dieses Landsknechts bildete den ersten Anreiz für den Dichter, dem eigenartigen Schicksal nachzugehen, das jenen Mann umstrickt hatte. Und als er dann die Geschichte nach Näherem befragt hatte, gewann das Rätsel für ihn an Gehalt und Tiefe. Die Zufälligkeit der adligen Geburt trat zurück, der Adel der Seele trat in den Widerspruch ein, und dadurch steigerte sich das Geschick des junkerlichen Abenteurers, den im besten Falle die Unerfahrenheit und mangelnde Vorsicht seiner Jugend entschuldigt, zu jener Tragik, die den Menschen als Kind und Opfer seiner Zeit offenbart.

Die Quelle, die der Dichter für seine Gestaltung ausschöpfen durfte, war der ausführliche Bericht von der Wolfenbütteler Kriegsgerichtsver-

handlung, den der dafür „bestalte und beendete“ Gerichtschreiber, der Notarius publicus Fridericus Ortlepius selber in den Druck gab. Raabe hat ihn mit in seine Novelle übernommen, und das Gefühl persönlicher Wichtigkeit, von dem er dort erfüllt erscheint, kommt schon in dem hier in ermüdender Länge zum Abdruck gebrachten Aktenfaszikel recht deutlich zum Ausdruck.

Dieser Quelle folgte der Dichter in fast allen Einzelheiten peinlich genau. Aber er macht sich nirgends zu ihrem Sklaven. Wo seine eigentliche Aufgabe beginnt, wahrt er sich rücksichtslos seine Freiheit.

Die Aussonderung Christophs von Denow aus der Masse der Meuterer war die wichtigste Aufgabe, die sich für den Dichter ergab, wenn er den geschichtlichen Bericht zum Kunstwerk erheben wollte. Die Quelle macht dazu nur geringfügige Ansätze. Wenn in den Verteidigungsreden die Sache des Junkers einen größeren Raum einnimmt, so mag das daran liegen, daß er es besser als der große Haufe verstand, alles, was zu seinen Gunsten sprach, zur Geltung zu bringen. Er bleibt trotzdem in dem Kriegsgerichtsprotokoll nur einer von vielen. Raabe hebt ihn dadurch aus der Menge seiner Komplizen heraus, daß er deren Schuldgewicht im Vergleich zu der ihm vorliegenden Quelle erheblich verstärkt, den Junker aber zum unschuldigen Opfer der toll gewordenen Soldateska werden läßt. Für die groben Ausschreitungen der Meuterer in Raabes Erzählung bietet die Quelle nur schwache Grundlage. Die Hauptleute wissen wohl von bedrohlicher Stimmung im Lager, auch wohl von frechen Worten der Meuterer, aber nichts von Gewalttätigkeiten auszusagen. Und die vom Grafen Hohenlohe ihnen zur Deckung nachgesandten Reiter werden zwar drohend zurückgewiesen, aber nicht wie in der Novelle bis auf den letzten Mann niedergemacht. Das künstlerische Motiv, das zu dieser Steigerung führte, ist deutlich. Bei der Verhandlung vor dem Malefizgericht bleibt noch ein gewisser Schleier auf der Schuld der Angeklagten liegen. Immer wieder kehrt die Beteuerung, sie seien sich ihrer Tat nicht bewußt gewesen. Damit konnte dem Dichter nicht gedient sein. Das Kunstwerk forderte hier volle Klarheit. Um so weniger durfte dann aber der Junker Teil an dieser Schuld haben. Darum wurde die Tatsache, daß er bei Beginn des Abmarsches nicht zugegen, sondern erst zu dem Haufen gestoßen war, als dieser sich schon in Bewegung gesetzt hatte, weiter ausgebaut. In weitem Abstände läßt der Dichter nach der ver-

brecherischen Niedermeglung der Hohenloheschen Reiter die jugendliche Marketererin Anneke Mey mit dem verwundeten Junker den Meuterern folgen, sorgfältig suchen sie deren Spuren zu vermeiden, bis kurz vor dem ersehnten Zufluchtsort die vom Grafen Hohenlohe von der Weser abgedrängten Landsknechte doch über sie kommen und sie mit sich reißen in ihr Verderben. Das Schicksal Götz von Berlichingens wiederholt sich an dem Junker; die Meuterer zwingen ihn, sie zu führen, und mit ihnen gerät er in die Gefangenschaft des Grafen Hohenlohe und dann in die Haft im Mühlturm zu Wolfenbüttel.

Aber nicht aus dem blinden Zufall läßt der Dichter die Tragik hervorgehen, die seinen Helden vernichtet. Wie in allen seinen historischen Erzählungen zeigt er uns seine Menschen auch hier getrieben von dem unwiderstehlichen Strom der Zeit, in der sie leben. Darin liegt ja auch die Erklärung dafür, daß er es als seine erste Aufgabe betrachtet, ein intimes Bild von der Zeitstimmung zu schaffen. Die Quelle legte ihm die Frage nahe, wie der „eine vom Adel“ unter die zuchtlose Schar der Landsknechte geraten sei. In dem wirren Fiebertraum, aus dem der verwundete Junker kurz vor Münster auffährt, gibt der Dichter die Antwort auf diese Frage. Bild auf Bild zieht an dem Kranken vorüber. Die väterliche Burg im fernen, heiß umkämpften Ostland steigt empor und versinkt in dem lodernnden Feuer jener Nacht, da die Polen sie erstürmt. Die von dem treuen Knecht schlecht und recht behütete Kindheit in der Waldeszufucht wird wieder lebendig und dann der hoffnungsfrohe Auszug des Reiterbuben in die Welt hinaus. Und die Erinnerungen begleitet die Qual des geheimen Bewußtseins, wie grausam das Leben die goldenen Jünglingsträume mit Enttäuschungen bezahlt. Christoph von Denow hat nicht den Venuswurf getan. Jauchzend hat er sich der wilden Zeit in die Arme geworfen, und nun hält sie ihn umschlangen, daß ihm der Atem vergeht. Er ist ihr Kind gewesen, und nun wird er ihr Opfer. Zerronnen ist der kühne Traum, der Größe und Ehre verhieß. Der Wappenring ist das letzte Zeichen, das ihm seinen Adel verbürgt. — Und doch nicht nur! Als die meuterische Schar ihn, den Willenlosen, mit sich fortreißt, da wird es ihm zum Entsetzen deutlich, daß sie nicht seinesgleichen, daß er nicht ihresgleichen ist. Nun vertieft sich für Raabe das Problem. Es gilt die Frage zu lösen: Wie stirbt Christoph von Denow einen adligen Tod? Der Dichter hat die Frage nicht nur äußerlich gelöst. Dafür sorgt die Treue Erdwin Wüstemanns und die Liebe Anneke

Meyns. Für die innere Lösung aber sorgt der Seelenadel des Junkers selbst, der ihn hinaushebt aus dem besleckenden Jammer, in den das Leben ihn geschleudert hat. Auf's schärfste tritt hier Raabes Darstellung mit der Quelle in Widerspruch. Mit inständigeren Worten als die andern Angeklagten bittet in der Quelle Christoph von Denow um Gnade. Knechtgesinnung spricht aus ihm, wenn er gelobt, er wolle sich gebrauchen lassen, wohin der Herzog es begehren werde. In der Novelle weist er mit Erdwin Wüstemann die Gnade zurück und fordert sein Recht. Und als das Recht sich ihm versagt, da findet er die sittliche Kraft, dem Verbrecher-tod wie ein Mann ins Auge zu sehen. Nicht seinem Glend, seiner Liebe gilt sein letztes Sorgen. Auch ohne den Schuß seines treuen Knechtes, der ihn vor dem Henker bewahrt, auch ohne die helfende Liebe Annekens, die ihm seine Ehre wiederbringt, stirbt er einen adligen Tod.

Die Kunst, mit der dieses wehvolle Geschehen gestaltet ist, hat in der deutschen Literatur kein Vorbild; sie ist auch später nur sehr selten wieder erreicht worden. In knapper Zusammenballung hat der Dichter die dramatische Wucht der Ereignisse scharf herausgearbeitet, mit unfehlbarer Sicherheit hat er aus der Flut der Gesichte seine Bilder herausgewählt. Was die Quelle in unpersönlicher Nüchternheit aneinander reiht, ist bei ihm durchflutet von heißem persönlichen Leben. Was die Akten des Fridericus Dtlepius mit einem gewissen Behagen ob des ungewohnten Ereignisses kund tun, ist bei ihm von einem fernen Donnergrollen durchflungen, das den vernichtenden Blitz erwarten und fürchten läßt. Gleich der Eingang der Novelle, die Darstellung der verworrenen Lage vor Rees, ist ein Meisterstück. Eine so zwingende Anschaulichkeit bei der Darstellung eines von toller Leidenschaft durchtosten Wirrwarrs, in dem eine Massenstimmung vieltönigen persönlichen Ausdruck gewinnt, steht in Raabes Werken einzig da. Durch den Ausfall der Spanier aus der belagerten Festung, der für eine kurze Zeit der entfesselten Wut der Meuterer eine andere Richtung gibt, hat Raabe die Verworrenheit der Lage noch gesteigert, und doch lassen die sich überschlagenden Wogen in dem brausenden Strom der Geschehnisse ständig den Blick frei auf die Personen, auf die der Dichter unser Interesse lenken will. Die historische Stimmung ist hier durch die Phantasie des Dichters zum fiebernden Puls-schlag der Massen geworden, aber sie bleibt trotz der Feinheit, mit der dieser Zauber vollendet ist, immer nur Mittel zum Zweck. Die Gestalt des Junkers geht uns darüber nicht verloren.

Für den ganzen Ablauf der Handlung aber hat Raabe die Natur zu dem großen Resonanzboden des menschlichen Herzens erhoben. Ein düster verhangener Winterhimmel wölbt sich regen- und neblschwer über der Örtlichkeit, kein noch so schwacher Sonnenstrahl durchbricht den trostlosen Schleier. Das heisere Gekrächz der Krähen, die den Zug der Meenterer begleiten und dann in Wolfenbüttel auf dem Schloßthurm des Graßes harren, ist die einzige Stimme der Natur, die sich vernehmen läßt. Aber zuletzt, da der Kampf ausgekämpft ist und der Tod die beiden Opfer einer schlimmen Zeit vereint hat, löst sich langsam der düstere Bann in dem weißen Flockengeriesel, das den beiden das Leichentuch webt.

Es ist Balladentkunst der virtuosesten Art, die sich in der Gestaltung dieser Novelle auswirkt, jene seltene Kunst, die ein spannendes Geschehen in eine innerlich gespannte Form zu zwingen vermag. Und dem entspricht die Eigenart der Wirkung dieser Dichtung. Wie die Ballade wendet sie sich viel mehr an das Ohr des Hörers als an das Auge des Lesers. Das empfand schon der erste, der sie las, sofort. Am 20. Januar 1859 schrieb Glaser an den Freund:

„Ich bin gestern und heut vergeblich auf dem Weghause gewesen und hatte Dir so viel zu sagen. Erstens: Daß Du ein Ungeheuer bist, welches die beste Novelle geschrieben hat, die das beste deutsche Journal noch gebracht hat. 2) Daß ich diese Novelle vor einer Damengesellschaft im Bierweg'schen Hause vorgelesen — und wie habe ich gelesen — und daß alles gerührt war. 3) Daß ich diese Novelle, wenn sie die Familie Raabe noch nicht kennt, Sonntag in Wolfenbüttel lesen will, denn man muß sie h ö r e n.“

Das war prophetisch gesprochen. Noch heute ist der „Junker von Denow“ von erschütternder Wirkung, wenn ein Meister der Vortragskunst ihn seelisch nachschaffend zu Gehör bringt.

Als der Dichter Glasers Brief erhielt, war die Welt des Junkers von Denow ihm schon längst wieder versunken. Neue Gestalten aus einer anderen Zeit und Welt umspielten ihn. Am 14. Januar notiert das Tagebuch: „Rosa Wolke“, am 21. Januar: „Herr Wolke und Familie?“ — Ein neuer Roman war im Entstehen. Am 31. März heißt es dann: „Röschen Wolke begonnen auszuschreiben.“ Aus einem Brief an den Prager Verleger Kober vom 30. März wissen wir, daß es ein sehr umfangreicher Plan war, der sich in diesem Vierteljahr dem Dichter geklärt hatte. Noch war er sich darüber unklar, ob er ihn auf

zwei oder drei Bände berechnen sollte. Er wollte mit diesem „humoristisch-sentimentalen Roman“ in die Stimmungswelt der „Chronik der Sperlingsgasse“ zurückkehren, aber nun wohl die Oper zu der Duvertüre schreiben. Doch als er mit dem Ausschreiben begann, hatte er den Reisepaß nach Italien schon bestellt. Der Erfolg des „Junkers von Denow“ und der Abschluß seiner ersten Novellensammlung „Halb Mär, halb mehr“, die bei seinem Berliner Verleger im Erscheinen war, hatte alle Bedenken, die seinem lange ersehnten Ausflug in die weite Welt entgegenstanden, aus dem Wege geräumt. Die Vorarbeiten für das neue Werk waren getan. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß er es auf der Reise in ruhigen Stunden ein gut Stück würde vorwärtsbringen können. Und so reißt er sich los, sobald er den Paß in Händen hat. Es sollte ganz anders kommen, als er gedacht hatte; und es gibt keinen stärkeren Beweis dafür, daß die Bildungsreise, die er jetzt antrat, für ihn von ganz entscheidender Bedeutung wurde als die Tatsache, daß er nach ihrem Abschluß den Weg zu dem Roman „Röschen Wolke“ nicht zurückfinden konnte. Es war keine Willkür, wenn er dann dem, was sich ihm von dem weitausgreifenden Plan gestaltet hatte, die Form einer „Phantastie in fünf Bruchstücken“ gab.

Die Bildungsreise

Wie stark Raabes Muse an eine erlebte Ortschaft gebunden war, tritt in seinen ersten Dichtungen deutlich genug zutage. Es war unvermeidlich, daß ihm der Zeitpunkt einmal kam, wo er diese Gebundenheit als Beengung seiner Schaffensfreiheit empfinden mußte. Aber was uns die Wahl der Schauplätze für seine Erzählungen verrät, ist nur die Andeutung einer viel weitgehenderen Abhängigkeit seiner Dichtung von seiner Umwelt. Wenn er in den Jahren nach seinem Berliner Studienaufenthalt, die durch seine Entwicklung stark geförderte Menschensehen überwand und in immer steigendem Maße sich in einem weiten Verkehrskreise tummelte, dann trieb ihn dazu wahrscheinlich viel weniger Neigung als Erkenntnisdrang. Der Menschengestalter braucht den Umgang mit den Menschen auch dann, wenn er es sich grundsätzlich versagt, die Wirklichkeit, wie sie ihn umdrängt, in seine Dichtung hinüberzuleiten. Auch der Drang, von der Mannigfaltigkeit des Menschentums ein

möglichst reiches Anschauungsbild zu gewinnen, hat zweifellos bei dem Entschluß zu seiner Reise mitgewirkt. Nicht minder stark war das Bedürfnis, mit Männern vom Fach in persönliche Fühlung zu kommen. Er war bei seinem ersten Auftreten auf dem literarischen Gebiet von vielen freundlich genug begrüßt worden, gar viele hatten wegen eines Beitrags von seiner Feder für ihre Zeitschrift in recht schmeichelhaften Wendungen mit ihm Briefe gewechselt; so durfte er annehmen, daß ihn unterwegs manch ein namhafter und einflußreicher Mann als guten Bekannten begrüßen würde. Das Ziel sollte Italien sein, der Weg dahin sollte über Leipzig, Dresden, Prag, Wien und Triest gehen, für die Rückreise stand auf jeden Fall Stuttgart auf dem Programm.

Wenn diese Reise auch manche Erwartungen, die Kaabe an sie geknüpft haben mochte, enttäuschte, so wurde sie ihm doch mit ihren starken Nachwirkungen das wichtigste Erlebnis auf seinem Wege zur Meisterschaft. Und nicht zuletzt wurde sie gerade durch die Enttäuschungen, die er erfuhr, für ihn zu einer Lehrzeit, deren Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Wenn wir den Angaben seines Tagebuches folgen, dann unterschied sie sich wenig von der Vergnügungsreise eines gebildeten jungen Mannes, der an der Hand eines verlässlichen Reiseführers rastlos alles Sehenswerte sich zu eigen macht. Aber wenn ein junger welthungriger Dichter die vielbetretenen Pfade eines Durchschnittsreisenden geht, dann ist das Ergebnis bei ihm eben doch ein anderes. Und je länger je mehr gewinnt das scheinbar Zufällige und Unwesentliche, von dem das Tagebuch schweigt, eine stärkere Macht als alle Sehenswürdigkeiten.

Am 5. April brach er auf. Leipzig ist die erste Station. Er hat die Reise angetreten mit der Absicht, unterwegs nicht müßig zu sein, und trotz seines eindringlichen Studiums in Stadt und Umgebung findet er Zeit, sechs Druckbogen seines neuen Romans zu schreiben. Der Empfang, den er bei den Genossen von der Feder findet, ist sehr warm. Gleich am zweiten Abend entdeckt er in der Leipziger Sonntagszeitung herzliche Geleitwünsche für Jakob Corvinus zu seiner Reise nach dem Süden. „Du siehst, ein öffentlicher Charakter ist überall von seinen eigenen Fußstapfen umgeben“, schreibt er stolz der Mutter. Der von allen Schriftstellern hochverehrte Herausgeber der „Gartenlaube“, Ernst Keil, übte auch auf Kaabe den Zauber seines gewinnenden Wesens aus. Und Hermann Marggraf, der in seinen „Blättern für literarische Unterhaltung“ schon

die „Chronik der Sperlingsgasse“ freundlich begrüßt hatte, freute sich herzlich, ihrem Verfasser die Hand drücken zu können. Er sagte ihm Gutes über die „Kinder von Finkenrode“, über die er gerade eine Besprechung unter der Feder hatte, und nahm sich seiner auf das freundschaftlichste an. Er macht ihn mit dem Romanschriftsteller Friedrich Gerstäcker bekannt, dem nach langen Wanderjahren jetzt die Sonne des Erfolges aufgegangen ist. „Es ist doch hübsch, wenn man bloß seinen Namen zu nennen braucht, um überall freundliche Gesichter zu sehen“, schreibt Raabe nach Haus. Steifer trat ihm der Dichter des erfolgreichsten Romans des 19. Jahrhunderts, Gustav Freytag, entgegen. Vor vier Jahren hatte sein „Soll und Haben“ den Siegeslauf angetreten, und er mochte von den literarischen Bemühungen des viel jüngeren Besuchers noch nicht Notiz genommen haben. Einen Rat aber, den er ihm gab, vergaß dieser nicht, weil er sich später und vielleicht gerade auf Grund seiner Reiseerfahrungen von seiner Richtigkeit überzeugte. Er meinte, für einen deutschen Schriftsteller sei der niederdeutsche Boden Hollands ein viel fruchtbareres Studiengebiet als Italien.

Inzwischen hatte freilich das Schicksal dieses Ziel aus Raabes Reiseplan gestrichen. Der bevorstehende Krieg zwischen Osterreich und dem mit Frankreich verbündeten Italien bildete schon in Leipzig einen wichtigen Gesprächsstoff, und Ernst Keil hatte allen Ernstes dem neugewonnenen Freunde vorgeschlagen, als Kriegsberichterstatter der „Gartenlaube“ an die Front zu gehen. Dieser sah sich zwar dazu nicht berufen; aber aus seinen Briefen wird uns doch ersichtlich, wie leidenschaftlich ihn die politischen Ereignisse in Schwingung versetzten. Er rechnet als ganz selbstverständlich damit, daß der Krieg ein allgemein deutscher sein wird, und er hofft ganz offensichtlich, daß er den dumpfen Druck, der auf der Zeit lastet, durch den Sturmhauch entfesselter Kraft sprengen wird. Am 24. April ist er in Dresden, vier Tage vor Beginn der Feindseligkeiten, und schon zwei Tage später schreibt er: „Ich mache eine sehr nuzbringende Reise. — Du sollst einmal sehen, wie ich hoch komme, wenn der Friede 1861 geschlossen ist!“ Er ist sich jetzt schon merkwürdig klar darüber, daß das, was er bisher geschrieben hat, durch den großen Wandel der Dinge, den er erwartet, zu dem Überlebten geschoben werden wird. Aber er ist unbekümmert darum. Er meint die „Kinder von Finkenrode“, wenn er schreibt: „Es ist schade, daß das Buch jetzt so verloren gehen wird; ich kann nichts ‚davor‘.“

Noch etwas anderes ging ihm verloren. Das Rollen der eisernen Würfel machte ihm die Fortsetzung des humoristisch-sentimentalen Romans „Röschen Wolke“ zur Unmöglichkeit. Neue, höhere Aufgaben mochte er vor sich aufsteigen sehen, wenn der heißersehnte Tag der Deutschen anbrach. Die Rückkehr zu der engen Welt und der Lebensstimmung der „Chronik der Sperlingsgasse“ blieb verschlossen — auch dann, als seine politischen Träume auf das grimmigste enttäuscht wurden. Wohl war es ihm bestimmt, Kriegserfahrungen eigener Art zu sammeln, wirkungsvollere und nachhaltigere sogar als die gewesen wären, die er als Kriegsberichterstatler der „Gartenlaube“ hätte festhalten können; aber der Krieg blieb Österreichs Krieg und wurde zu Österreichs Niederlage, weil das Haus Habsburg nicht gewillt war, seinen hemmenden Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Dinge preiszugeben.

Auch in Dresden fand Raabe, wie er an die Mutter schrieb, die lebenswürdigste Aufnahme. Der Herausgeber des „Dorfbarbiere“, Dr. Ferdinand Stolle, ein „lustiger alter Herr“, zog ihn in seinen Verkehrskreis hinein, und seine Gattin wurde „natürlich“ des norddeutschen Gastes gute Freundin. Ein näherer Verkehr ergab sich diesem auch mit dem Dichter der „Ritter vom Geist“, Karl Gutzkow, der damals an seinem bärdenreichen Roman „Der Zauberer von Rom“ schrieb. Raabe war freudig erstaunt über das Bekenntnis des großen Mannes, daß er zu seinen Büchern griffe, wenn er sich poetisch stimmen wolle. Er machte ihn auch mit dem Novellisten Robert Gieseke und dem Schauspieler Emil Devrient bekannt.

„Dresden ist eine sehr angenehme Stadt und durchaus nicht teuer; nach dem Kriege wollen wir hierher ziehen auf irgendeinen Weinberg an der Elbe. Habt Ihr Lust? Die Sache ist ganz einfach!“ schrieb er scherzend nach Hause. Das hindert ihn freilich ein Jahr später nicht, zum erstenmal einen klaren Trennungsstrich zwischen seinem stammesbewußten Niedersachsenthum und jenen Menschen zu ziehen, die sich um Leipzig und Dresden herum ungerechtfertigterweise auch Sachsen nannten.

Wie in Leipzig so wird auch in Dresden nichts Sehenswürdiges beiseite gelassen, zahlreiche Ausflüge werden in lustiger Gesellschaft in die schöne Umgebung unternommen, Theater und Konzerte besucht. Natürlich wird auch die berühmte Gemäldegalerie besichtigt. Bezeichnenderweise hält das Tagebuch aus der Fülle der Gesichte nur ein Bild fest: Rembrandts Ganymed. Es ist der Humorist in dem Dichter, der sich durch

die derb naturalistische Auffassung des klassischen Motives angesprochen fühlte.

Am 10. Mai verläßt Raabe Dresden. Er fährt mit dem Dampfschiff die Elbe hinauf zur Bastei, auf deren Höhe er der Mutter Geburtstag feiert, und dann nach Schandau. Von hier geht es zu Fuß über den Kuhstall und den Winterberg am Prebischtor vorbei nach Herrns-Ereschen, und von da mit der Bahn nach Prag.

Eine Woche verlebte Raabe in Prag, und diese Spanne vermittelte ihm unvergeßliche Eindrücke. Drei Jahre später hat er sie in der „Holunderblüte“ mit staunenswerter Frische wieder heraufgebannt. In einen wilden Strudel sieht er sich hier unmittelbar hineingezogen. Über die weiten Märkte und durch die engen, gewundenen Gassen der Stadt brandet ein tolles Rassen- und Sprachengewirr. Alle Häuser und Läden sind mit Tannenbäumen geschmückt. Denn es steht das große Nationalfest des Heiligen Nepomuk bevor. Ganze Dorfgemeinschaften ziehen singend zu diesem Feste mit ihren Kirchensahnen herein. An den Straßenecken brennen Feuer, Suppen werden für die Wallfahrer gekocht. In ununterbrochenem Strom flutet die Menge über die Karlsbrücke, wo das Standbild des Heiligen für die Feiertage geschmückt wird. Und dazwischen zieht sich die drohende Mahnung des Krieges hindurch. An den Ecken der Plätze drängen sich die Massen um die Kriegsaufrufe. Truppenzüge winden sich durch die Straßenengen. Geschütze rasseln vorüber, Pferdetransporte werden vorbeigeführt. Selbst in das Asyl, das Raabe in der Goldenen Gans am Roßmarkt bezogen hat, dringt der Wirrwarr des Tages hinein. Als er heimkommt, findet er Einquartierung in seinem Zimmer, mit der er sich wohl oder übel abfinden muß.

Wenn irgendwo, dann braucht er hier einen Führer. Zum Glück bestätigt der Verleger Kober den trefflichen Ruf, den er selbst in Leipzig genöß. Er vermittelt ihm ein anschauliches Bild des Prager Lebens mit seinem damals noch nicht feindseligen Nebeneinander von deutscher und tschechischer Geselligkeit. Unermülich läßt sich Raabe von dem Gewoge der Feststadt treiben, und die bunten Szenen des Volkslebens sind ihm nicht minder bedeutsam als die ragenden Denkmäler, die von einer reichen Blüte der deutschen Kultur auf diesem fremdartigen Boden zeugen. Am letzten Tage gelingt es ihm noch, den Weg zu Beth-Chaim, dem alten Judenfriedhof, zu finden, dessen Steingewirr und dessen blühende Holunderbüsche seine Phantasie befruchten.

Neben diesem allem aber trägt er eine ahnungsvolle Erkenntnis von Prag mit fort, und sie ist vielleicht doch der wichtigste Ertrag dieser bewegten Woche. Die Sphinx Österreich hat ihm zum erstenmal ihr Antlitz enthüllt. Er notiert sich, daß deutsches, tschechisches und italienisches Militär in Prag in Garnison steht. Schon in Bodenbach waren ihm italienische Soldaten aufgefallen. Rätselfragen mußten ihm damit aufsteigen, die merkwürdige Fäden durch sein Traumgewebe von jener neuen Ordnung der deutschen Dinge zogen, die er von dem Kriege erwartete. Sie ließen sich nicht so leicht abschütteln, und er hatte schwer genug daran zu tragen.

Vielleicht waren sie der Grund dafür, daß die drei Wochen, die er dann in Wien verlebte, in einem Punkte ein wesentlich anderes Gepräge tragen als die Tage in Leipzig, Dresden und Prag: die literarische Welt scheint ihm hier versunken zu sein. Er macht keinen Versuch, mit dem Schriftstellerkreise Wiens in Berührung zu treten, und er durfte doch hoffen, selbst bei dem überragenden Genius Hebbel, der die „Chronik der Sperlingsgasse“ prophetisch als eine vortreffliche Duvertüre bezeichnet hatte, als ein nicht ganz Unbekannter freundliche Aufnahme zu finden. Er blieb einsam in Wien und wollte es wohl bleiben. Mit Augen, die ungetrübt waren durch fremde Brillen, wollte er das Geheimnis der Sphinx enträtseln, die mit schillerndem Lächeln ihre Taten auf die deutsche Zukunft legte.

Daß er erreicht, was er gewollt, das spricht er unmittelbar nach dem Abschluß seines Aufenthaltes in Wien in dem Briefe aus, den er von Linz aus an die Mutter schrieb: „Munter! Wohlauf! guter Dinge, trotz der Schlacht am Ticino! — Ich bin drei Wochen in Wien geblieben und habe zugenommen an Weisheit und Erkenntnis in mehr als einer Beziehung.“ Und noch einmal bricht dann am Schluß der Jubel über die gewonnene Klarheit durch: „Sorge nicht um mich, liebe Mutter, ich lebe und l e r n e! Es ist eine herrliche Zeit!“

Würden wir die Antwort auf die Frage, was Raabe denn in Wien gelernt habe, von seinem Tagebuch erwarten, dann dürften wir wohl etwas in Erstaunen versetzt werden durch die Harmlosigkeiten, die eine so begeistert empfundene Zunahme an Weisheit und Erkenntnis hervorgerufen hätten. Er erledigte auch hier mit deutscher Gründlichkeit an der Hand seines Reiseführers sein Pensum, und er gewann zweifellos einen nachhaltigen Eindruck von der vornehm prächtigen Kaiserstadt. Aber wir

haben guten Grund zu der Annahme, daß dies hier noch weniger als anderswo das Wesentliche war. Eindringlicher als sonstwo hat Raabe hier das Volkstum und die Lebenshaltung der gesellschaftlichen Kreise studiert und hat Vergleiche gezogen zu norddeutscher Art. Er war in der Hauptstadt eines Landes, das in einem schweren Ringen mit seinen Feinden lag, und er sah, wie heiter und sorglos das Leben hier weiterflutete, als ginge die Massen, die sich harmlos der Lust der Stunde hingaben, das blutige Geschehen auf italienischem Boden nicht das Geringste an. „Das Volk von Wien am Sonntag“, notiert er vielsagend. Und am Himmelfahrtstage, vier Tage vor dem Eintreffen der Nachricht von der Schlacht bei Magenta, da beobachtet er die Wiener bei dem großen Volksfest im Prater, das seinen Höhepunkt ersteigt in einem großartigen Feuerwerk, in dem zuletzt die Belagerung einer Seefestung durch eine feindliche Kriegsflotte gezeigt wurde, die mit glühendem Kugelregen von Bomben, Haubizen und Granaten den daheim geliebten Volksgenossen wenigstens die Vorstellung von einer erderschütternden Schlachtkanonade gab, wie sie ihre Kinder, Väter und Brüder zu derselben Zeit im Süden in Wirklichkeit erleben durften.

Nicht sein Tagebuch, sein Werk müssen wir nach dem fragen, was der Dichter im Frühling des Jahres 1859 an Wesentlichem in Wien gelernt hatte. Da heißt es fast ganz unvermittelt in den „Keltischen Knochen“: „Dies lieberliche Wien! bei allem Elend konnte es einem doch noch Spaß machen, wie es sich unter den sich häufenden Kalamitäten zu trösten suchte.“ Und im „Schüdderump“, dessen drittes Buch in Wien spielt, lesen wir: „Man nahm alles so leicht in Alhaliba (Wien). Man war so gern bereit, jedes und jeden von der bequemsten Seite zu nehmen. Da gab es keine unnötigen Haarspaltereien zwischen dem, was geschah, und dem, was eigentlich hätte geschehen oder nicht geschehen sollen. . .“

Darin haben wir den beherrschenden Eindruck, den Raabe von Wien empfing und der durch die beklemmende Frage nach dem deutschen Schicksal, die ihn auf dieser Reise im Bann hielt, bedeutsam vertieft werden mußte. War von hier der grimmige Ernst zu erwarten, mit dem allein das deutsche Elend zu meistern war?

Trotz der starken Anteilnahme an dem Laumel des Wiener Lebens fand der Dichter Zeit, an seine Arbeit zu denken. Nach eigener Angabe hat er in Wien den ersten Entwurf zu dem Roman „Der heilige Born“ niedergeschrieben. Das Tagebuch schweigt davon und bestätigt es doch. Am

27. Mai sieht Raabe im Burgtheater den „Faust“. Nach seiner Gewohnheit notiert er sich die Hauptdarsteller: „Faust, L. Wagner – Mephistopheles, Lewinsky – Gretchen, Fr. Rudloff – Valentin, Fichtner.“ Valentin Fichtner heißt der Pfarrer von Holzminden, in dessen Hause der „Heilige Born“ beginnt. Und da er am gleichen Tage an Kober schreibt, wird er ihm dieses Werk für sein „Album“ als Ersatz für „Röschen Wolke“ in Aussicht gestellt haben. Drei Tage darauf notiert er um 2 Uhr 8 Minuten eine neue Konzeption: „Das Buch ‚Iba‘ und die Reise!“ Vielleicht war ihm der Gedanke gekommen, seine Erlebnisse für einen humoristischen Reiseroman zu verwenden.

Raabes Abschied von Wien glich durchaus einer dramatisch bewegten Flucht. Am 6. Juni, einem heißen Tage, hatte er die kühle Tiefe des Esterhazykellers aufgesucht. Als er wieder hinaufstieg, überfiel ihn die Wirkung der ersten Nachricht von der Schlacht bei Magenta. Er hat diesen Eindruck unverwischt durch sein ganzes Leben getragen und ihn noch in seinem letzten Werke „Altershausen“ niedergelegt: „... diese glühenden Gassen voll Sonnenlicht, voll in Hast aufgerissener Fenster bis zu den höchsten Stockwerken, voll aufgeregter, angstvoller, zorniger Menschengesichter: Magenta!“ Die leidenschaftlich zitternde Erregung, die ihn befiel, verrät hier sogar das mit Gefühlsäußerungen färbende Tagebuch. Am folgenden Tage heißt es: „Das Extrablatt. Komödienbierhaus. Seltsame Stimmung! Galerie des Belvedere. Seltsame Stimmung!! Die drei Raben. – Fort! –“ Nach unruhiger Nacht eilt er dann früh zum Dampfschiff, um nach Linz zu fahren. Wir zweifeln nicht: die letzten Wiener Tage setzten den Schlußstrich unter recht entscheidende Erkenntnisse, die er mit fortnahm.

Aber er war ein Dichter, der sich in allem Wirbel menschlicher Verworrenheit seiner ewigen Zuflucht sicher war, den das Wissen um die geöffneten Arme von Mütterchen Natur rasch und leicht über Grimm und Grausen hinaus hob. Der Zauber der Donaufahrt durch das sagenumwobene Nibelungenland sprach zu durstigen Sinnen, denen der Spuk von gestern die Empfindsamkeit nicht hatte rauben können. Und in den drei folgenden Tagen in Linz macht derselbe Mensch den Versuch, die durch trostloses Regenwetter heraufgeführte gähnende Langeweile durch Reime zu bannen, die verblüffend die lähmende Augenblicksstimmung festhalten, aber nicht das geringste mehr ahnen lassen weder von den Schauern des Wiener Abschieds noch von der Farbenglut des flammenden West-

himmels, dem er in seliger Ergriffenheit auf dem Dampfer *Austria* kurz vorher entgegengefahren war. Fünf Jahre später erfind er um dieser Verse willen den Dichter Roderich Krautworst aus Hannover als frohlockenden Zeugen der Kampfesmut des räuberischen Gelehrtenpaares in den „Keltischen Knochen“.

„Es ist eine herrliche Zeit!“ schrieb Raabe aus Linz nach Hause. Trotz Magenta! So schnell hatte sich ihm der Bann gelöst, der auf ihm lag. Ahnte er jetzt schon etwas von einem neuen Wege, auf dem das deutsche Schicksal seiner Erfüllung entgegenging?

Die nächsten Wochen gelten den Bergen, die den Sohn des Flachlandes in helles Entzücken versetzen. In Lambach im Trauntal, wo der trunkene Blick auf den hervortretenden Alpengipfeln und dem Gmundener See ruht, jubelt sogar das trockene Tagebuch: „Die Gegend ist so schön, man möchte sich eine Braut da herausholen.“ Und es jubelt weiter bei der ersten Alpenwanderung, die von Ebensee ins Hölleengebirge über Almen und Schneehänge ins Gebiet der Alpenrosen führt. Dann folgt in Begleitung des englischen Ingenieurs H. E. Dingley die in den „Keltischen Knochen“ festgehaltene Fahrt nach Hallstatt. Damit ist der südlichste Punkt erreicht. Zurück geht es über Ischl und St. Wolfgang nach Salzburg, wo die Feier des Fronleichnamfestes mit ihrem bunten Gepränge den Höhepunkt des fünftägigen Aufenthalts bildet. Von hier aus wird Berchtesgaden und der Königssee besucht, und dann heißt es Abschied nehmen von den Bergen. Am 25. Juni abends erreicht er München.

Vier rastlose Tage verbringt er hier. Wir staunen über seine Aufnahmefähigkeit, die sich nach elf Reisewochen nicht im geringsten vermindert zu haben scheint. Von den Münchener Dichtern wird freilich nur der Lyriker Hermann Lingg besucht. Aber auf den Streifzügen durch die Stadt wird kaum etwas Sehenswertes ausgelassen. Neben den Museen werden allein sechs Kirchen besichtigt. Und dazu verzeichnet sein Bericht vier Theaterbesuche. Bei dem letzten begrüßt ihn ein junger Landsmann, der Maler Buchheister, der dann am Tage den Führer macht und am Abend den Dichter dahin geleitet, wo er am besten das stürmische Gewoge des Münchener Bräuhäuslebens studieren kann.

Am 30. Juni fährt Raabe über Ulm, wo der stolze Dom besichtigt wird, nach Stuttgart. Die Woche, die er hier verbringt, unterscheidet sich recht wesentlich von den zurückliegenden. Hier wird das sachliche

Interesse fast restlos von dem persönlichen verdrängt. Der Empfang, den er bei Edmund Höfer und Friedrich Wilhelm Hackländer, den Herausgebern der „Hausblätter“, in denen außer den „Weihnachtsgeistern“ auch die Skizze „Einer aus der Menge“ gedruckt worden war, findet, ist so überaus herzlich, daß Raabe auf das freudigste überrascht ist. Eifrig umwerben die Stuttgarter im Bunde mit ihren liebenswürdigen Frauen den Besucher. kaum eine Stunde ist er allein. Einen starken Eindruck erhält er sogleich von Stuttgart's literarischem Leben. Schriftsteller, darunter Professor Hauff, des Dichters Bruder, Wolfgang Menzel, der Historiker, Verleger und Buchhändler, umdrängen ihn. Und dieser reiche Geistesaustausch im Bunde mit dem Reiz der zwischen Nebenhügeln freundlich eingebetteten Stadt läßt ernsthafte Lebenspläne in ihm reifen. Als er Stuttgart verläßt, weiß er, daß er einst hierher zurückkehren wird, um sich auf eigenem Herd das Feuer anzuzünden, und er weiß, daß im Schwabenland die Freundschaft seiner wartet.

Die nächsten Ziele sind Heidelberg, Frankfurt und Mainz. Hier nimmt sich wieder ein Landsmann, der Opernsänger Böhlke, seiner an. Abstecher nach Biebrich und Wiesbaden werden unternommen. Und dann beginnt die weinselige Fahrt auf dem Dampfschiff durch das gelobte Land der Rheinromantik bis nach Koblenz. In Bingen wird sie unterbrochen, von Altmannshausen aus wird der Niederwald erstiegen. An demselben Tage noch, wo er auf der Bergkuppe steht, die später das Nationaldenkmal der deutschen Einigung tragen sollte, liest er in Koblenz die Depesche, die den Friedensschluß von Villafranca meldet. Die deutschen Träume, die ihn am Anfang seiner Wanderfahrt umschwebten, sind endgültig zerflattert.

Die beiden letzten Stationen der Reise sind Bonn, wo die verwandte Familie Anneke, und Köln, wo der Vetter Wilhelm Jeep begrüßt wird. Am 18. Juli geht es dann von Mühlheim ohne Unterbrechung zur Heimat zurück.

Ein Abschnitt seines Daseins lag hinter ihm, so reich und mannigfaltig, wie er vorher und nachher keinen mehr erlebt hat. Wer ihn überhaut, dem drängt sich das Bedenken auf, daß die Flut der Eindrücke in diesen drei Monaten viel zu stark und wechselvoll war, um ein fruchtverheißendes Keimen möglich erscheinen zu lassen. Und doch gibt es kein Zeugnis, das uns zwingender die einzigartige Fähigkeit Raabes, einmal Geschautes mit allen Einzelheiten, ja mit den feinsten Stimmungs-

färbungen von Ort und Zeit über Jahre und Jahrzehnte hinweg un-
verlierbar festzuhalten, bestätigt als diese Reise. Nicht die Fülle der Motive,
die aus ihr in sein Werk geflossen sind, nehmen wir dafür als Beweis,
sondern die schier unbegreifliche Sicherheit, mit der Lebensszenen und Land-
schaften, die im raschen Wechsel der Bilder kaum eine besondere Be-
tonung erfahren haben konnten, in der Frische eines unmittelbaren Er-
lebens wieder zur Anschauung gebracht wurden. Wir erschauern fast bei
dem Gedanken an einen Geist, der die unselige Gabe besessen zu haben
scheint, auch das Geringste nicht vergessen zu können, das einmal über die
Schwelle seines Bewußtseins trat. Und wir ahnen vielleicht, welche
Kraft dieser Geist tagtäglich aufzubringen hatte, um Herr zu bleiben
gegenüber den Angriffen einer Welt, die ihm unablässig ihre Forderungen
vorrwies. Es war ihm wirklich keine Phrase, wenn er einmal von der
Dornenkrone der Berufenen sprach, denen die Natur ein fein organisiertes
Geflecht von Nerven bei der Geburt verliehen.

Die Schillerfeier. Politische Lyrik

Je stärker sich uns bei einer Uberschau von Raabes Leben und Werk
der Eindruck aufdrängt, daß seine Bildungsreise vielleicht sein fruchtbarstes
Erlebnis überhaupt war, um so seltsamer kann es uns erscheinen, daß die
Erweiterung seines Weltbildes zunächst ohne jede Wirkung bleibt. Nahe-
zu 3¹/₂ Jahre gehen dahin, ehe ein Erlebnismotiv dieser Reise in seinem
Schaffen sichtbar wird. Eintönig wie zuvor fließt sein Dasein weiter. Er
nimmt seine fast täglichen Spaziergänge nach dem Weghause oder
Antoinettenruh wieder auf und trifft sich dort oder in der Häuslichkeit
wieder mit den alten Freunden. Wieder fährt oder wandert er häufig
nach Braunschweig zum Theaterbesuch, dem regelmäßig ein Gedanken-
austausch mit Glaser und dem wechselnden Kreise, der sich um diesen ver-
sammelt, vorausgeht. Nur ein Neues tritt in Erscheinung. Am 5. Au-
gust vermeldet das Tagebuch: „In Leistens Garten. Bertha! — Antoi-
nettenruh. Die alten Herren. — Das Essen. — Bertha! — Die
Patrouille. — Der Toast Apfels. — Tanz. — Der Heimweg. Um
2 Uhr zu Bett. —“

Der Name Bertha Leiste erscheint hier nicht zum erstenmal im Tage-
buch. Aber war es vorher ein Name unter vielen, so ist jetzt die Be-

tonung eindeutig. Und vierzehn Tage später (Sonntag, den 21. August) heißt es: „Um 9¹/₂ Uhr Abmarsch mit Bertha Leiste und Karl Leiste, Heinrich und Emilie nach der Alße. — Das Mittagessen. Siesta. Der Omnibus. Auf dem Berge. Hinab. Die Flasche Wein. Um Haifisch der Einspänner. — “

Ein neuer Stern ist dem Dichter an seinem dunklen Himmel aufgestiegen. Noch ist es nur ein Stern der Verheißung. Aber sein Schein ist stark genug, die Wogen des Lebens zu glätten.

„O Lieb, o Lieb, blas' auf die Flamm',
Das Hoffen laß nicht fahren;
Und kommen wir heut' nicht zusamm',
Geschieht es wohl nach Jahren!“

Die Melodie dieses Liedes durchklingt das Werk des Dichters, das unmittelbar nach jenen verräterischen Tagebuchaufzeichnungen in Angriff genommen wird.

Auch für das Schaffen Raabes scheint die Reise nur eine bedeutungslose Unterbrechung gewesen zu sein. Wir sehen ihn fast sofort wieder an der Arbeit. Bei näherem Zusehen bemerken wir aber doch, daß es sich anders verhält. Es fällt ihm sichtlich schwer, da wieder fortzufahren, wo er aufgehört hat. In Prag hatte er dem Verleger Kober mitgeteilt, daß der Ausbruch des Krieges zwischen Österreich und Italien ihm die Stimmung für die Vollendung des Romans „Röschen Wolke“, der für das „Album“ bestimmt war, zerstört habe. Er findet auch nach seiner Heimkehr nicht wieder dahin zurück. Aber auch die Fäden des in Wien entworfenen „Heiligen Borns“ werden vorerst nicht wieder aufgenommen. Das erste, was entsteht, ist die Skizze „Aus dem Lebensbuche des Schulmeisterleins Haas“, die nicht viel mehr bedeutet als den Versuch, sich wieder einzuschreiben. Nach ihrem Abschluß besorgt er sich zwar aus der Bibliothek Bücher über Pyrmont. Aber entschlossen hat er sich noch immer nicht für den geschichtlichen Roman. Denn an seinem Geburtstag, am 8. September, berichtet sein Tagebuch ein merkwürdiges Nebeneinander: „Anfang von Weitenweber und Heiliger Born.“ Ob der lebensvolle Redakteur des Chamäleons in den Mittelpunkt eines Romans treten sollte oder ob er in einer Novelle von einer neuen Seite gezeigt werden sollte, bleibt ungewiß. Der Plan verschwindet wieder. Aber auch für den „Heiligen Born“ ist die Entscheidung noch nicht gefallen. Zunächst wird

der Traum von dem zwei- oder dreibändigen Roman „Röschen Wolke“ begraben. Das Vorhandene wird unter dem Titel „Wer kann es wenden?“ zu einer Phantasie in Bruchstücken abgerundet. (23. September.) Dann gibt es am 2. November eine neue Überraschung. „Anfang des Collaborators“, sagt das Tagebuch. Das ist die erste Spur des späteren Romans „Nach dem großen Kriege“. Und an demselben Tage verheißt er das eben entstehende Werk schon dem drängenden Berliner Verleger. „Ich bin mitten im Schaffen“, schreibt er, „und habe Gefallen an dem, was entsteht, was nicht immer der Fall ist bei mir“. Dann schiebt sich eine lyrische Periode ein. Am 3. November entsteht das Gedicht zur Schillerfeier, vom 26. November bis zum 1. Dezember werden die beiden Dichtungen in Stanzas „Der Kreuzgang“ und „Königsleid“ geschrieben. Dann erst, am 2. Dezember, beginnt die erste Ausschreibung des „Heiligen Borns“ — die erste von dreien!

Zweifellos deutet uns dieses Schwanken in der Motivwahl eine innere Krisis im Schaffen des Dichters an. Er wehrt sich gegen das Vergangene und tastet nach neuen Anfängen. Etwas ist in sein Leben getreten, das neue Forderungen stellt. Aber er ist ein schwerblütiger Niedersachse, und ein unerbittliches Gesetz seines Wesens und Schaffens heißt: Reisen lassen! Und das Dasein steht nicht still und gestattet ihm nicht, mit müßiger Feder auf das Reisen zu warten. Schon klagt Kober in Prag über Wortbruch. Und Schotte in Berlin erhebt ähnliche Beschwerden. So zwingt sich Raabe schließlich doch, alles neu sich Herandrängende beiseite zu schieben, um zunächst die Blätter aus dem Bilderbuche des 16. Jahrhunderts aneinanderzureihen. Wohl war ihm dabei nicht. Und als er in der Nacht nach Himmelfahrt (18. Mai) 1860 die Arbeit abschloß, da war es keine leere Phrase, wenn er die Verse an das Ende setzte:

„Was mir der Winter hat Leids getan,
Das lag' ich diesem Sommer an.“

Bevor wir aber dem Leid dieses Winters nachgehen, müssen wir noch einen kurzen Blick auf das werfen, was der Sommer — zur Notreise gebracht hatte.

Die Skizze „Aus dem Lebensbuch des Schulmeisterleins Michel Haas“ beruft sich auf alte Familienpapiere. Es ist bisher noch nicht gelungen, diese nachzuweisen. Daß Raabes Angabe keine

dichterische Freiheit ist, läßt sich erweisen. Michel Haas findet nach seinen mannigfaltigen Irrfahrten auf lippischem und braunschweigischem Boden ein Asyl beim gewesenen Hüttenmeister Schottelius in Esbeck und schreibt dort seinen Lebensbericht. Aus dem Stammbaum der Familie Schottelius geht mit Sicherheit hervor, daß der Hüttenmeister Schottelius aus Lautental sich in der fraglichen Zeit tatsächlich auf sein Gut Esbeck zurückgezogen hatte. Er war übrigens der Bruder von Raabes Urgroßvater Maximilian Schottelius. Aber auch davon abgesehen, haben wir keinen Grund, an Raabes Angabe zu zweifeln. Die Erlebnisse des Schulmeisters machen nicht den Eindruck novellistischer Erfindung. Raabe erkannte in dem Bericht, der wahrscheinlich in nüchterner Sachlichkeit gegeben war, eine kulturgeschichtliche Urkunde, und es reizte ihn, durch eine leichte dichterische Umgestaltung den wackeren Schulmeister, der sich durch all die bunten Wechselfälle seines Schicksals nicht unterkriegen ließ, als einen Vogel aus seinem Nest an das Licht zu stellen. Der Herausgeber der „Gartenlaube“ schüttelte freilich den Kopf, als der Dichter der „Chronik der Sperlingsgasse“ mit dieser Skizze seiner Bitte um einen Beitrag nachkam, und sandte ihn bedauernd zurück, und auch Freund Glaser nahm ihn nicht ohne Widerstand für die „Monatshefte“ an.

Bedeutend höher griff Raabe jedenfalls mit den fünf Bruchstücken, die er aus dem zusammengebrochenen Plan des „humoristischen und sentimentalen“ Romans „Röschens Wolke“ rettete. Die Handlung, die uns die Phantasie „W e r k a n n e s e n d e n“ ahnen läßt, ist freilich für einen Roman alltäglich genug: ein früh verwaisstes junges Menschenkind, das einsam in einer unbarmherzigen Welt dasteht, nur auf den Schutz eines treuen, aber wenig lebensklugen Gefellen angewiesen, geht wie Tausende ihresgleichen an der Verführung durch einen gewissenlosen adligen Nichtstuer zugrunde. Aber die Gestaltung der Bilder, die Raabe aus dieser Handlung herausgegriffen hat, erreicht eine Höhe, wie er sie vorher nur selten erstieg. Die schwermütige Symbolik des dunklen, durch die große Stadt dahingleitenden Stromes, die köstliche Darstellung von Heinrich Knispels Jugendwerden, die pathetische Selbstberauschung des unseligen Schauspielers Wolke und zuletzt das stille Hinübergleiten Röschens, das alles zeigt in seiner Verflechtung allein schon die Lebentiefe eines großen Humoristen, der in der Schau und der Überwindung der irdischen Gegensätze das Kühnste wagen darf. Es ist beinahe verwegen, daß er uns den durch die Gewißheit von Röschens Tod ins Leben getroffenen

Heinrich Knispel zeigt, wie er mit einem Schrei seine geliebte Geige von sich schleudert, um dann fortzufahren:

„Zerbrochen lag des Musikanten Geige unter der weißen Rose, die wirklich in dieser Nacht aufgebrochen war, und der Spizhund kam und beroch die Geige und wunderte sich, daß dieses Holz durch sein Gerö'n ihn so hatte ärgern können.“

Der neue Durchbruch der Lyrik bei Raabe, der im Herbst 1859 einsetzt, beantwortet nun die Frage, weshalb ihm alles, was seine Phantasie beschäftigte und seiner Feder noch Monate hindurch Arbeit gab, als nachträglich erscheinen mußte. Seine Bildungsreise gewann jetzt ihre entscheidende Sinngebung. Was er 11 Jahre später von dem 10. November 1859 schrieb, durchlebte er jetzt mit leidenschaftlich erregter Seele:

„Es dämmerte der bedeutende Tag, und so weit die deutsche Zunge klang, fuhr die deutsche Nation mit dem festen Entschluß in die Kleider, ihren im Sommer so wunderbar unterdrückten politischen Gefühlen nun ganz bestimmt nach der ästhetisch-literarhistorischen Seite hin Luft zu machen.“

Durch den ironischen Schleier dieser Rückschau dringt unser Blick auf das, was Raabe während seiner Reise und nachher so stark zu schaffen machte, daß er nur mühsam wieder da anknüpfen konnte, wo er den Faden hatte fallen lassen. Der Krieg zwischen Italien und Osterreich hatte auch das Deutschland jenseits des Inn, des Böhmerwaldes und der Sudeten in Spannung und Erregung versetzt. Und von allen Richtungen wandten sich die Blicke nach Berlin, wo der Prinz von Preußen, der vor kurzem für seinen erkrankten Bruder die Regentschaft angetreten hatte, die Mobilisation seines Heeres anordnete. Die Stunde schien da, wo ein wenigstens in Waffen geeintes deutsches Volk über alle Diplomatenränke hinweg der Welt zeigen würde, daß der Angriff an ein Glied seines Körpers alle anderen zur Abwehr rufe. Und dann zeigte der mit schweren Opfern erkaufte, übereilige Frieden von Villafranca den erstauten deutschen Pfahlbürgern, daß die klugen Diplomaten des Habsburgerreiches eine größere Bangnis vor der bereitstehenden Hilfe Preußens zu haben schienen als vor den italienischen Feinden und ihrem Schutzherrn Napoleon. Trotz aller gefühlvollen Träume ging das alte Spiel weiter: der Drache der Eifersucht beschützte noch immer die Feste der „teutschen Libertät“. Jäh erstickt schien die Hoffnung, die zum erstenmal wieder nach dem bleiernen Druck der Reaktionszeit aufgeflammt war. Das war der ge-

schichtliche Hintergrund der großen Schillerfeier des Jahres 1859 — und Raabe wußte selbst am besten, daß es alles andere als eine ästhetisch-literarhistorische Sache war, was auch ihn in den Bann zog. Das deutsche Volk, dem die hohe Weisheit seiner Regenten die Mühe ersparte, auf dem Amboss der Zeit sein Schicksal selbst zu schmieden, hob sich und ihnen zur Mahnung Friedrich Schiller, den Säng' er der Freiheit, auf den Schild und erinnerte sich an den Propheten, der in seinen Schicksalsraum eingebrochen war mit dem Rufe „In tyrannos!“ und scheidend das Vermächtnis hinterlassen hatte: „Seid einig, einig, einig!“

Auch Wolfenbüttel feierte den großen Tag des deutschen Idealismus allen Widerständen, die sich nach alter, lieber deutscher Gewohnheit auch bei dieser Gelegenheit regten, zum Trotz. Raabes guter Freund Steinweg, der Pianofortefabrikant, hatte die Festrede übernommen, und Raabe war gebeten worden, ein *F e s t g e d i c h t* zur Feier beizusteuern. Der 9. November war Bußtag, und die Geistlichen scheinen die günstige Gelegenheit, dem deutschen Volke in Anbetracht seines gottlosen Vorhabens zur Buße reden zu dürfen, wahrgenommen zu haben. „Reden der Pfaffen“, grollt es im Tagebuch. Die Ereignisse des folgenden Tages bilden eine der Anregungen zu Raabes „Dräumling“. Darum zeigen wir auch ihn im Spiegel des Tagebuchs:

„Feiersonnenschein. Bei Steinweg. Aufstellung der Büste auf dem Markt. Beim Probst Apfel. Um 2 Uhr auf dem Holzmarkt. Bei Steinweg. Der Zug. Der Stadtmarkt. Cantate von C. Müller. Steinwegs Rede. Ein feste Burg ist unser Gott. Die Gesangsvereine. Zug zurück nach dem Holzmarkt. Dr. Ehrenbergs schwarzrotgoldne Fahne. Gewehr im Arm! Gesang und Musik. — Zu Haus. — Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr nach dem Löwen. Ovation. Prolog von K. Ditto. Die Damen. Hippner. Mein Gedicht. Was ist des Deutschen Vaterland? — Die Tafel. Der Tanz. Die Thalia. Im Handwerkerverein bei Bierendempel. Um 12 Uhr zu Haus. —“

Drei Tage später feierte der Klub sein besonderes Schillerfest, bei dem „Wallensteins Lager“ aufgeführt, Schillers „Lied von der Glocke“ und Goethes Epilog dazu verlesen wurden. Auch diese Feier wurde mit einem Länzchen beschlossen.

Es war also wirklich nichts Aufregendes bei dieser kleinstädtischen Ovation, und wir dürfen getrost annehmen, daß das einzige Revolutionäre

dabei — Raabes Verse waren. Denn mit einer grimmigen Anklage gegen die Neider und Hasser setzen sie ein. Die Enttäuschung von Jahrzehnten atmet in ihnen.

Die Zeit ist schwer! Dumpf grollt des Volkes Klagen:
Will nie der Morgen ob den Wassern tagen?
Die Zeit ist schwer! Wann kommt der Strahl der Sonnen?
Wann haben wir den neuen Tag gewonnen?

Die Zeit ist schwer! In Millionen Herzen
Bewegt sich neu das alte Wort der Schmerzen:
O Vaterland — so klingt es fort beständig —
Nicht tot bist du und bist doch nicht lebendig!

Wird nie ein Retter kommen diesem Lande?
Wird kein Befreier lösen unsre Bande?
Wird der Messias nie erscheinen in der Welt?
Wird nie der Baum blühen auf dem Wasserfeld?

So geht es um in aller Städte Mauern,
In Wald und Feld, bei Bürgern und bei Bauern,
Bei reich und arm, bei Männern und bei Frauen —
Tiefinnre Hoffnung und geheimstes Grauen! . . .

Aber dann bricht doch die Sonne durch den Nebel der Trostlosigkeit. Der Heros der Freiheit wird auf den Schild gehoben als Sinnbild deutschen Zukunftsglaubens:

Um e i n e n Führer scharen sich die Stämme,
Die Schranken fallen ein, gebrochen sind die Dämme;
Der Franken Herz, das Herz der Schwaben, Bayern, Sachsen,
Zum Herz des Vaterlands in ihm zusammenwachsen!

Und am Schluß lodert die Vision der Sehnsucht auf:

„Ein einzig einzig Volk, ein einzig Volk von Brüdern!“ —

Diese Melodie verhallt nicht mit dem Schillertage, sie schwillt in Raabe immer mächtiger an. Denn er hat auch die guten Zeichen dieser schweren Zeit erkannt, und er ist nicht gewillt, sich ihrem Mahnen zu entziehen.

Aber zunächst klingt ihm ein anderer Ton auf. Hat ihn der Widerstand der „Pfaffen“ gegen die Schillerfeier ausgelöst? Der Gehalt des Gedichtes „Der Kreuzgang“ steht nicht nur in Raabes Lyrik, sondern in seinem ganzen Werk einzig da. Ein Mönch zerschlägt in grimmiger Entschlossenheit seinen Kinderglauben, und um ihn herum schlingt die mitleidsvolle Nacht ihren Zauberkreis. Schwerlich ist es Raabes Erleben, was der im Kreuzgang ringende Mönch zum Ausdruck bringt; denn in der Sprache der Nacht wird Goethes Weltgefühl laut, das schon in der „Chronik der Sperlingsgasse“ die religiöse Grundlage baut. Aber eine Kampfansage liegt in den Versen gegen den Geist der kirchlichen Dogmatik, der sich mit allem verbündet zeigte, was auf politischem Gebiet dem deutschen Volke den Weg in eine freie Zukunft zu verlegen drohte. In Preußen war die Kritik daran zuerst laut geworden. Im Oktober 1858 hatte der Prinz von Preußen an Stelle des hoffnungslos erkrankten Königs Friedrich Wilhelm IV. die Regentschaft übernommen. Am 8. November hatte er eine Adresse an sein Ministerium gerichtet, die auch außerhalb der Grenzen seines Landes starken Widerhall fand, zumal in ihr auch die kirchlichen Fragen mit einer überraschenden Offenheit berührt wurden. Es hieß darin: „In beiden Kirchen muß mit allem Ernste den Bestrebungen entgegengetreten werden, die dahin abzielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen. In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodogie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchelei hat . . . Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken, ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen.“ Diese unerhörte Anklage von so hoher Stelle erregte großes Aufsehen. Und in Braunschweig blickten alle Kreise, die für diese neue Sprache Verständnis hatten, mit um so feindseligerer Verachtung nach dem anderen Nachbarstaate Hannover, wo unter der Regierung des Herrn von Borries die kirchliche Orthodogie in unbeschränkter Herrschaft stand. Das ist der zeitgeschichtliche Hintergrund zu Raabes Gedicht. Dieses selbst verrät zwar nichts davon. Aber der enge Zusammenhang, in dem es nach Entstehung und Form mit dem „Königseid“ steht, läßt ihn sichtbar werden.

Diese Form ist durchaus neu und eigenartig. Die Verse, in denen der Dichter das Friedensweben der mütterlichen Nacht festhält, schwingen

in einer Melodik, wie wir sie vorher bei Raabe noch nicht gehört haben. Ein schwellender und wieder leise verwehender Rhythmus umschlingt wogend das Suchen nach immer neuen Bildern, in denen sich das ahnungs- volle Gefühl des Dichters aussprechen möchte:

Und draußen liegt, befriedend Gram und Zorn,
Die heil'ge Nacht. Die Wälder leis erschauern,
Fern blüht das Meer, es murmelt Bach und Born,
Es rauscht der Fluß um alter Städte Mauern;
Um stille Dörfer nickt das goldne Korn,
Das reisend harret des Sichelschwungs der Bauern;
O fromme Nacht, du Gottestrost hienieden,
Gib jedem Herz, gib jedem Herz den Frieden!

Und draußen ruht im Mondenglanz die Welt,
Und fort und fort schlingt sich der Sterne Reigen;
Stets holdrer Reiz der Schönheit sich gesellt,
In der sich Erd' und Himmel wollen zeigen.
Kein fremder Ton die Harmonie durchgellt
In der Natur; es will dem All sich neigen
Das Einzelne, das in dem Ganzen schwebet,
Den Ring begründet und im Ringe lebet.

Die Stilform dieses Gedichtes, die an die Stelle eines Fortschreitens eine immer eindringlicher werdende Rückkehr zu dem beherrschenden Motiv setzt, bleibt für jedes umfangreichere Ausströmen lyrischen Gehaltes bis zum Beginn der Stuttgarter Jahre bezeichnend. Es ist der Stil des Propheten, der von der Einfachheit seiner Idee ergriffen, nach immer schärferem und stärkerem Ausdruck für sie sucht.

Unmittelbar nach dem „Kreuzgang“ wurde der „Königs Eid“ geschrieben. Bei diesem Gedicht ist kein Zweifel über die Richtung der leidenschaftlichen Anklage, die hier erhoben wird. Mit der Regentschaft des Prinzen von Preußen hatte die reaktionäre Ara Manteuffel, deren Segnungen Raabe in Magdeburg und Berlin genauer hatte kennenlernen, ihr Ende erreicht. Die neuen Hoffnungen auf eine freiere, zukunftsreiche Entwicklung der deutschen Dinge, die dadurch von Berlin aus erweckt wurden, fanden in Hannover, wo der blinde König Georg V. mit zäher Hartnäckigkeit auf politischem wie kulturellem Gebiet dem Geiste schroffster

Reaktion die Herrschaft sicherte, eine scharfe Gegnerschaft. Im August 1855 war von diesem die bei seiner Thronbesteigung beschworene Verfassung aufgehoben und durch die alte ständische Verfassung des Jahres 1840 ersetzt worden. Der Widerstand dagegen machte Hannover zu einem fruchtbaren Nährboden der durch den österreichisch-italienischen Krieg und seine Folgen bedeutsam beflügelten Einheitsbestrebungen. Führer der hannoverschen Opposition, Rudolf v. Bennigsen und Johann Miquel, waren die tatkräftigsten Mitbegründer des „Deutschen Nationalvereins“, der am 15. und 16. September 1859 in Frankfurt a. M. gebildet wurde und nun, aller äußeren Machtlosigkeit zum Trotz, der wichtigste Erzieher des deutschen Volkes wurde, weil er unablässig das große Ziel der nationalen Einigung über alles Trennende hinweg ihm ins Bewußtsein rief. Es ist klar, daß Raabe in der Gründung dieses Vereins und dem Geiste, den er ausstrahlte, vielleicht das bedeutsamste jener „guten Zeichen“ erkannte, die er in seinem Schillergedicht so hoffnungsfreudig begrüßte. Die politische Verfolgung der Mitglieder des Nationalvereins in Hannover wird ihm das Motiv zu seinem leidenschaftlichen Prophetensang vom gebrochenen Königseid gegeben haben. Um einen Punkt dreht sich hier alles, und jede Strophe kehrt zu diesem Punkte zurück: „Er brach den Eid! Wer will das Unheil wenden?“

Der dritte und stärkste Ausbruch dieser von seherischer Inbrunst getragenen politischen Lyrik ist der gewaltige Aufruf „*Ans Werk, ans Werk!*“ der seine aufrüttelnde Kraft auch in unserer Gegenwart noch oft genug bewiesen hat. Er wurde am 13. Januar 1860 begonnen und erst am 27. Juni desselben Jahres abgeschlossen. Inzwischen war Raabe selbst Mitglied des Nationalvereins geworden. Und niemals hat das Streben dieses Vereins hinreißenderen Ausdruck gefunden als in diesen Versen:

Ans Werk, ans Werk mit Herz und mit Hand,
 Zu bauen das Haus, das Vaterland!
 Ans Werk, ans Werk, und laßt euch nicht Ruh,
 Begraben, gehämmert zu und zu!
 Mit Händen hart, mit Händen weich
 Behauen die Steine zum Bau für das Reich;
 Ans Werk, ans Werk, sei's Tag, sei's Nacht,
 Keine Rast, bis das Haus zu Stand gebracht —
 Ans Werk, ans Werk!

Wühlt auf den Grund und fürchtet euch nicht,
 Wenn nieder das alte Gemäuer bricht;
 Grabt tief, nur tief und achtet es klein,
 Wenn brechen die wilden Gewässer herein!
 Ihr sorgenden Männer, zum Bund, zum Bund!
 Und leget dem Vaterhaus den Grund,
 Und leget den Grund dem Vaterland,
 Ans Werk! ans Werk mit Herz und mit Hand —
 Ans Werk, ans Werk!

Was kümmert euch Hohn, was kümmert euch Spott?
 Ihr baut ja die feste Burg in Gott!
 Was kümmert euch jegliches Menschenleid,
 Ihr baut ja den Herd der kommenden Zeit!
 Wälzt Stein auf Stein nach dem rechten Lot; —
 Was kümmert euch andere Lebensnot?
 Ans Werk, ans Werk für das Vaterland,
 Mit brennender Stirn, mit wunder Hand —
 Ans Werk, ans Werk!

Der heilige Born. Ein Geheimnis

Die schwarze Galeere

Es ist verständlich, daß Raabe bei der starken inneren Erregung, in die ihn die so nahe scheinende Schicksalsstunde seines Volkes versetzte, nur mühsam zurückfinden konnte zu der Zauberromantik des 16. Jahrhunderts, deren Bilder er im Frühjahr mit auf seine große Reise genommen hatte. Der unheilvolle Komet des Jahres 1556, den er im ersten Teil seiner neuen Arbeit für das böse Geschick seiner Gestalten so oft verantwortlich macht, warf auf diese selbst keinen glückverheißenden Schein. Dazu kam die Begleitmelodie einer schweren häuslichen Sorge. Am 29. Februar 1860 bekam sein Bruder Heinrich, der nach Abschluß seines juristischen Examens bei der Mutter wohnte, einen schweren Blutsturz. Wochen folgten, in denen der Dichter, zermürbt durch Nachtwachen und beständiges Bangen, zu jeder Arbeit unfähig war. Erst nach mehreren Monaten zeigten sich Anzeichen der Genesung. Um den Kranken in gesündere Luft zu bringen, wurde für den Sommer ein höher gelegener Garten gemietet und dorthin

ein Teil des Haushalts verlegt. Es ist wohl möglich, daß auch diese äußeren Verhältnisse zu einem Teil wenigstens für die Zerrissenheit seines Schaffens verantwortlich zu machen sind.

Die Anregung zu seinem ersten geschichtlichen Roman „Der heilige Born“ erwuchs Raabe aus einem farbenreichen Bericht Büntings in seiner „Braunschweigischen und Lüneburgischen Chronica“ (1581—84) zum Jahre 1556. Dieser erzählt dort von dem wunderbaren Zulauf zu den Heilquellen von Pyrmont, der sich in jenem Jahre ereignete. An 10 000 Menschen sollen damals von allen Seiten in Pyrmont und den umliegenden Ortschaften zusammengeströmt sein, um mit der Wunderkraft des heiligen Borns ihre Gebrechen zu heilen. Neben den Massen des mit Gebrechen beladenen Glends erschienen Fürstlichkeiten, Standesherrn und berühmte Gelehrte zur Kur. Und natürlich fehlte dabei das Schmaroziertum eines abenteuerlichen Gesindels nicht. Bünting berichtet z. B. von einem blinden Teufelsbanner, der eine besessene Dirne erlöste, sie heiratete, aber von ihr später ermordet wurde. Daß sich hier ein Kulturbild voll reichen Lebens und voll Verlockungen zur Gestaltung andeutete, ist offenbar. Und so hat dieses denn selbst auf keinen Geringeren als Goethe seinen Reiz ausgeübt. Als dieser im Jahre 1801 die Pyrmonter Quellen zur Kur besuchte, kam ihm der romantische Bericht vom Jahre 1556 vor die Augen, und er nahm ihn so gefangen, daß er während seines Badeaufenthalts den Plan zu einem Roman entwarf, der unter dem Titel „Aufenthalt in Pyrmont“ in seine Werke aufgenommen wurde. Die starken Anregungen, die er dann unmittelbar im Anschluß an Pyrmont in den gelehrten Kreisen Göttingens fand, ließen freilich die nebelhaften Bilder, die ihm am heiligen Born aufgestiegen waren, bald wieder verbleichen. Sonst hätte er mit ihnen vielleicht manches vorweggenommen, was dann in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ lebendig wurde.

Daß Raabe, der noch immer die Schattenbilder aus dem Magdeburg des Jahres 1550 mit sich herumtrug, durch diesen romantischen Bericht, der ihm die dunkle Rehrseite des Jahrhunderts der Reformation noch eindringlicher vor die Seele rückte, als dies schon die Grabrede auf Georg Rollenhausen getan hatte, angezogen werden mußte, ist verständlich. Seine Phantasie konnte hier unmittelbar zur Gestaltung vordringen, denn die Quelle bot ihm eine große Zahl menschlicher Gestalten dar, die nur auf Neubeseelung warteten. Da war besonders der Herr des heiligen Borns,

der Graf Philipp zu Spiegelberg und Pyrmont, der letzte seines Stammes, der auf dem Schlachtfelde von St. Quentin, wo Frankreichs Heer den Truppen Philipps II. unterlag, den Heldentod fand. Mit ihm drängte sich die Möglichkeit auf, das bunte Kulturbild vom Pyrmonter Quell zu einem großen Geschichtsbilde zu erweitern.

Aber wir haben doch wohl guten Grund zu der Annahme, daß trotz dem dieser Plan wie der zu dem Roman „Röschen Wolke“ zum Verkümmern verurteilt worden wäre, wenn Raabe nicht die Möglichkeit gefunden hätte, sich bei seiner Ausführung von einem Teil dessen zu entlasten, was ihn seit seiner Wiener Reise am leidenschaftlichsten bewegte. Die Ereignisse, die er gestaltete, fielen in das Jahr, das dem Augsburger Religionsfrieden folgte. Dieser „Friede“, der im grimmigsten Widerspruch zu Luthers Grundlehre vom allgemeinen Priestertum dem Landesherrn das Recht zusprach, die Religion seiner Untertanen zu bestimmen, besiegelte die endgültige Niederlage der Reformation, soweit sie eine nationale Bewegung gewesen war, und versteifte für alle Zukunft die Schranken, die das Ringen um den Glauben durch den Schicksalsraum des deutschen Volkes gezogen hatte. Und damit richtete sich der Blick des Dichters wieder auf den Heimatstrom seiner Kinderjahre, der eine solche unzerstörbare Schranke bildete, und das protestantische Holzminden und das ihm auf der anderen Seite des Stromes gegenüberliegende katholische Dorf Stahle drängten sich ihm als weitere Schauplätze seines „Bilderbuches“ auf, damit aber auch die innere Fragwürdigkeit jenes deutschen Schicksals, das sich in diesem nachbarlichen Gegenüber ausprägte. Und die Verworrenheit jeder Stellungnahme, die durch das Gegeneinander und Durcheinander der nationalen und der religiösen Interessen bedingt war, wurde ein tragendes Motiv der Erzählung.

In Holzminden, wo der streitbare Pfarrer Valentin Fichtner, der einen Sohn bei Mühlberg im Kampfe gegen die Spanier und Papisten geopfert hat, ein gelehrtes Werk über die mannigfaltige Sippe der Teufel schreibt, setzt sie ein. Der Graf von Pyrmont ist von seinem behaglichen Gastaufenthalt im Kloster Corvey durch die Hilferufe seiner Schwestern, die durch den tollen Zustrom zum heiligen Born in ratlose Aufregung geworfen sind, zurückgerufen worden. Bei einem kurzen Halt in Holzminden nimmt er den elternlosen Laugenichts des Städtchens, Klaus Eckenbrecher, der sich sehr zu Vater Fichtners Ärger in das Herz seiner Tochter Monika eingeschlichen hat, mit nach Pyrmont, da ihm jede

kräftige Faust wertvoll sein wird in dem Wirrwarr, der ihn erwartet. Der ist schlimm genug und wird immer schlimmer: im Schlosse anspruchsvolle fürstliche Gäste und draußen die schwer zu bändigende Menge der Heilungsuchenden und des zweideutigen Gesindels, das in dem abenteuerlichen Gedränge seine Gewinnmöglichkeiten wittert. Und dann wirft ihm sein Unheil noch ein schönes Weib, Fausta La Tedesca genannt, vor die Füße, das er trotz der eindringlichen Warnungen des italienischen Arztes Simone Spada, der das Rätsel dieses Weibes kennt, bei sich aufnimmt, um ihm rettungslos zu verfallen. Sie bringt ihn soweit, daß er wider sein Gewissen und seine Lebenspflicht sich von dem wüsten Söldnerführer Christoph von Wrisberg und seinem schlaunen italienischen Kumpan Campolani für den König von Frankreich zum Kampf gegen den deutschen Kaiser und seine Verbündeten anwerben läßt. Erst als Fausta, die in Campolani einen Helfer zur Gewinnung neuer Lebenslust und Lebensmacht gefunden zu haben glaubt, sich ihm entwindet und mit diesem flieht, fällt ihm die Binde von den Augen. Er verfolgt die Fliehenden; an der Weser erreicht er sie, als sie von Stahle nach Holzminden übersetzen, nachdem Simone Spada den Versuch, sie aufzuhalten, mit dem Leben bezahlt hat. Aber Fausta, von einer Kugel Klaus Eckenbrechers getroffen, wird nur als Leiche auf das andere Ufer gebracht. Seiner Lebenspflicht getreu, zieht nun Philipp von Spiegelberg in den Kampf gegen den König von Frankreich. Bei St. Quentin fällt er von Campolanis Hand. Klaus Eckenbrecher rächt seinen Tod und führt das zusammengeschmolzene Häuflein der Pyrmonters nach Hause zurück. Er ist der einzige, den das Glück belohnt: als Hauptmann und Jägermeister des neuen Grafen von Pyrmont führt er seine Monika heim.

Nach eigenem Wort wechselt der Dichter hier zwischen der Schwanenfeder der Historie und der Gänsefeder der Romantik. Er hat es nicht vermeiden können, daß diese ihm verdarb, was jene ihm schenkte. Auch daran wie an dem bösen Schicksal des Grafen Philipp von Spiegelberg und Pyrmont war Fausta La Tedesca schuld. Diese Dirne, die allen zum Verhängnis wird, die ihr anheimfallen, ist auch ihrem Dichter zum Verhängnis geworden. Sie ist eine nahe Verwandte der Fee Labe aus „Ein Frühling“. Aber wenn diese durch den Zauberschleier der Symbolik allem Zweifel an ihrer Wirklichkeit enthoben war, dann scheint es der Dichter bei der Fausta darauf abzulegen, diesen Zweifel zu erwecken. Er läßt sie von einem Geheimnis unwittert erscheinen; aber wir blicken doch

nur in die Abgründe einer hoffnungslosen Dirnenhaftigkeit hinein und haben Mühe zu begreifen, daß ein ernster Mann wie Simone Spada ihr verfällt. Wollte er der aus Kinderfreundschaft erwachsenden Liebe seiner Monika Fichtner und seines Klaus Eckenbrecher, der er seinen Segen gibt, als Warnung das Verhängnis uferloser Leidenschaft entgegenstellen? Fast scheint es so. Denn er verdoppelt sogar das Motiv, indem er den Bruder Festus zu einem Leidensgenossen Spadas macht und ihn in Liebeswahnsinn zugrunde gehen läßt. So kommt ein arger Zwiespalt in das Ganze; die Schwanenfeder und die Gänsefeder schreiben eine allzu verschiedene Schrift. Und zu stark überwuchern die schwellenden Ranken der Romantik die ernste Mahnung des Zeitbildes, das wieder einmal das deutsche Volk im hoffnungslosen Glend seiner inneren Zerrissenheit zeigt und das darüber hinaus im Spiel der hohen Politik der Herren der Welt ebenso wie im Handeln der machtlosen Schichten des Volkes die Sinnlosigkeit der konfessionellen Spaltung an den Tag stellt. Da heßt der Papst Paul IV. zwei katholische Mächte gegeneinander, und da schreibt ein protestantischer Pfarrer einen zornigen Traktat wider des Babsts Abgötterey und läßt sich doch dadurch ebensowenig wie durch den Weserstrom abhalten, seinen katholischen Nachbarn drüben in ihrer Not mannhafte Beistand zu leisten; und da sieht der Bruder Festus die Kegerin Monika in ewigen Höllensflammen und verzehrt sich doch in unerstickbarer Blut nach ihr. Und durch dies alles klingt die Klage hindurch, die für das Jahr 1859 die gleiche Berechtigung hat wie für das Jahr 1556:

„D du ‚tapfere, Kluge, wohlmeinende‘ deutsche Nation, wie hart straffst du dich selbst seit Jahrtausenden!“

Auch der „Heilige Born“ fiel ins Leere. Im Jahre 1861 erschien er in Prag in zwei kleinen Bändchen des „Albums“. Volla dreißig Jahre dauerte es, bis Raabe sich zu einer zweiten Auflage des Werkes entschloß. Mit welcher Stimmung er es dann im Jahre 1891 von neuem in die Welt schickte, verrät er in der Vorrede. Da gab es nur die Rettung in die wehmützig-vergnügliiche Selbstironie, als er aus dem aufbewahrten Gerümpel der Jugendzeit — das Streckenpferd hervorholte, das ihm einmal Pegasus gewesen war:

„D du schöne Zeit, da man noch so zu Pferde saß, und als solch ein Ding Schwingen ausbreitete, wie je ein Flügelroß, das einen geweihten Sängere in das ewige Blau emportrug!“

Der Freund Adolf Glaser aber schrieb nach der Lektüre des Romans, er sei das Beste, was Raabe bisher geschrieben. Es ist nur recht und billig, daß wir auch den Geschmack der Zeit zur Entschuldigung dieses Rückfalls in die Raabe selbst so unbehagliche Geisteswelt von „Ein Frühling“ geltend machen.

Der „Heilige Born“ gehört in erster Linie zu den Werken Raabes, die herangezogen werden, wenn man ihm den Vorwurf der Romanhaftigkeit macht. In der Regel hat man dabei vieles im Auge, wofür sich Raabe auf seine Quellen berufen konnte. Es war durchaus nicht der Reiz des Wunderbaren, was ihn bewog, derartige Dinge in sein Werk hineinzu ziehen, sondern gerade, so sonderbar das scheinen mag, die Gewissenhaftigkeit seiner geschichtlichen Anschauung, die sich dagegen wehrte, mit der Bewertung des aufgeklärten 19. Jahrhunderts ein einseitiges und deshalb verzerrtes Zeitbild des 16. Jahrhunderts zu zeichnen. Es läßt sich eben nicht ändern, daß das Zeitalter der Reformation auch ein Zeitalter des wütesten Aberglaubens war, daß auch protestantische Gelehrte tiefgründige Bücher über die bis ins Kleinste geregelte Organisation des höllischen Reiches schrieben, daß auch sie ihre Hand bei den zahllosen Hexenprozessen im Spiel hatten. Und wenn Raabe immer wieder für seine Gestaltung zeitgeschichtliche Quellen suchte und in ihnen gerade das nicht unbeachtet ließ, was die Kritik seiner Gegenwart herausforderte, dann tat er es, weil es seine Aufgabe war, das unpersonliche Geschehen sich im Menschentum spiegeln zu lassen; und dazu mußte er vor allem dieses Menschentum in seiner zeitlichen Gebundenheit zeigen, die immer auch eine seelische war.

Raabe war sich der Vorwürfe, die ihm aus dieser Kunstübung erwachsen, wohl bewußt. Als sein Freund Glaser ihm eine unwahrscheinliche Stelle aus seinem „Michel Haas“ strich, die durch die Quelle beglaubigt war, hatte es eine ernsthafte Auseinandersetzung gegeben. Und als er nun nach Abschluß des „Heiligen Borns“ unter den verschiedenen Motiven nach einigem Schwanken sich das erwählte, das sich am leichtesten gestalten ließ, während die anderen noch ausreifen mußten, da nahm er gleich am Anfang das Wort, um sich ironisch über den Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit auszulassen:

„Wenn man bedenkt, was für wunderliche Geschichten in dieser Welt tagtäglich geschehen, so muß man sich wundern, daß es immerfort Leute gegeben hat und noch gibt, welche sich abmühten und abmühen, selbst

seltene Abenteuer zu erfinden und sie ihren leichtgläubigen Nebenmenschen durch Schrift und Wort für Wahrheit aufzubinden.“

Er hat gut lachen, denn er weiß, daß er diesmal wirklich eine wahre Geschichte erzählt und daß er trotzdem der „öffentlichen Mißachtung als Fäulismacher und Windbeutel“ nicht entgehen wird. Er weiß aber auch, was die meisten Menschen in der Selbsttäuschung ihrer vermeintlich klaren Einsicht in das Wesen der Dinge nicht ahnen:

„Ei wie wunderbar, wunderbar spinnt sich ein Menschenleben ab! Wir armen, blinden Leutlein auf diesem Erdenballe wandern freilich in einem dichten Nebel, der sich nur zeitweilig ein wenig hier und da lüftet, um im nächsten Augenblicke desto dichter sich zusammenzuziehen.“

„Ein Geheimnis“ hat der Dichter die Geschichte aus den Tagen Ludwigs XIV. genannt, an der er die Wahrheit dieser Sätze nachweist. Sie handelt von dem Schicksal eines Goldmachers, dessen Erfolge die Welt verblüfften, aber auch das Verhängnis auf ihn zogen. Er starb in einer Kerkerzelle der Bastille und nahm sein Geheimnis mit ins Grab. War er ein Schwindler, war er ein Genie?

Die Quelle, deren bestimmten Angaben Raabe ziemlich getreu gefolgt sein wird, ist noch nicht nachgewiesen. Zweifellos gehört sie der französischen Memoirenliteratur an und von ihr wahrscheinlich jener Gruppe, die nach der Eroberung der Bastille die damals in alle Winde zerstreuten Akten des Staatsgefängnisses ausgenutzt hat. Raabe hat hier wie immer in seinen geschichtlichen Erzählungen den Quellenbericht nicht nur zu einem fesselnden Kulturbild erhoben, sondern dieses auch geschichtlich eingebettet. Und wieder nahm er dazu nicht die Hilfe eines modernen Historikers in Anspruch, sondern er verließ sich dafür lieber auf die klaren Augen, mit denen die treffliche Liselotte von der Pfalz in das Ränkespiel am Hofe des Sonnenkönigs hineinsah. An ihren Briefen, die er sich zu seiner Arbeit aus der Wolfenbütteler Bibliothek holte, prüfte er sein Zeitbild auf seine Echtheit nach.

Viel stärker mit seinem Eigensten beteiligt als an dieser kulturgeschichtlichen Arabeske war er an der nächsten geschichtlichen Novelle, die er schon während der letzten Arbeit an dem „Heiligen Born“ in Angriff genommen hatte, deren Motiv er aber sicher schon sich zur Bearbeitung vorgemerkt hatte, als er den „Junfer von Denow“ schrieb. Carl Curths Fortsetzung von Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande hatte ihm damals die geschichtliche Situation geklärt, die den Hintergrund der

Meuterei bildete. Das geschichtliche Ereignis, das ihm die Anregung für die „Schwarze Galeere“ gab, gehört demselben Jahre an und wird von Curths unmittelbar hinter den Kämpfen um Nees anschaulich genug geschildert.

Es handelt sich um eine packende Episode aus dem wilden Seekriege, den die Geusen mit den von den Spaniern zu Hilfe gerufenen Galeeren des Genuesen Spinola führten. Nach dem Muster einer von diesen, die ihnen in die Hände gefallen war, hatten sich die Niederländer ein schnelles Schiff gebaut, die schwarze Galeere, die ihren Namen sehr bald zu einem Schrecken der Feinde machte. In einer dunklen Novembernacht drang dieses Schiff an den feindlichen Forts und Uferbatterien vorbei die Schelde hinauf bis in den Hafen von Antwerpen ein, enterzte hier ein großes feindliches Kriegsschiff und kehrte mit ihm und sieben kleineren Fahrzeugen als Beute in das offene Meer zurück, nachdem seine verwegene Besatzung durch das wuchtige, den Spaniern so verhaßte Kriegsglied „Wilhelmus von Nassauen“ unmittelbar unter den Mauern von Antwerpen den unter spanischem Druck schmachrenden Bürgern verkündet hatte, wer in dieser Nacht im Hafen zu Gast war.

Diese kühne Seemannstat hat Raabe zu einer hinreißenden Ballade vom Heldenkampfe eines ganzen Volkes gesteigert. Ein paar scharfbeleuchtete, mit verblüffender Sicherheit aus einem jahrzehntelangen Ablauf herausgerissene Bilder läßt der Dichter an uns vorüberjagen, und sie genügen, uns in die Atmosphäre eines Freiheitsringens zu versetzen, dem die Flucht der Jahre nichts von seinem Grimm und seiner Zähigkeit hatte rauben können. Und die beiden Menschenkinder, um die es sich in dieser atemlosen Erzählung dreht, Myga van Bergen und Jan Norris, sind nur Symbole dieser zähen Treue, die jauchzend ein Leben aufs Spiel setzt, das doch nur sinnlos erscheint, wenn es unter dem Druck der Fremdherrschaft verkümmern soll. Als Kinder hat sie der Krieg auseinander gerissen. Ihre einst so reichen Eltern sind als Bettler gestorben. Im Dienste seines Volkes und der eigenen Rache führt Jan Norris als Führer der schwarzen Galeere Krieg mit den Verderbern, und nun holt er sich in dunkler Nacht mit dem Schwert die Braut heim, die als Gefangene lüsterner welscher Gefellen auf der „Andrea Doria“ schmachtet, und das trotzige Heldenlied der Wassergeusen wird ihr Brautgesang.

„Die schwarze Galeere“ steht in Raabes Werk einzig da. Weder vorher noch nachher hat er eine Erzählung geschrieben, die in so besinnungs-

raubender Spannung ihrem Ziele zueilt. Nachdem er einmal gezeigt hatte, daß seine Kunst auch dazu fähig war, hat er sich dauernd die Rückkehr dazu versagt, weil sein Weg in die Tiefe ging und der jauchzende Siegestausch des Lebens ihm immer wesensloser wurde.

Nach dem großen Kriege

Auch Frühling und Sommer des Jahres 1860 sind für Raabe noch bezeichnet durch ein merkwürdiges Ringen mit verschiedenen Schaffensmotiven, die sich gegenseitig zu bedrängen scheinen. Nach Abschluß des „Heiligen Borns“ beginnt er am 8. Mai mit der „Schwarzen Galeere“. Aber am 8. Juni drängt sich „Ein Geheimnis“ vor. Als dieses abgeschlossen ist, meldet das Tagebuch am 7. Juli: „Beginn von ‚Tief im Walde‘.“ Diesen Titel hat jetzt der ‚Collaborator‘, der am zweiten November 1859 zuerst aufgetaucht war, gewonnen. Jetzt hat diese Vision für Ort und Zeit schon erkennbare Umrisse angenommen. Denn am 8. Juli besorgt er sich von der Bibliothek Broschüren aus den Freiheitskriegen. Und es wird der Drang, sich für die Lösung dieser Aufgabe eine unmittelbare Lokalstimmung zu verschaffen, gewesen sein, die ihm den Gedanken einer Harzreise aufgedrängt hat. Schon fünf Tage später führt er sie aus. Es sind die Sommerferien, und so gewinnt er leicht seinen Onkel Christian Jeep als Reisebegleiter. Am ersten Tage geht es nach Harzburg und von dort über die Rabenklippen und durch das Eckertal nach Ilfenburg, am zweiten über die Plessenburg und die Steinernen Renne nach Wernigerode. Hier schreibt er sich vom Rathhaus den Spruch ab:

Einer acht's,
Der Ander belacht's,
Der Dritt betracht's,
Was macht's?

Er ist ihm ins Leben gefallen. Denn schon jetzt sieht er die Wirkung seiner Lebensarbeit in diesem Spiegel. Und er nimmt diesen Spruch auf in die Erzählung, deren Gestalten ihn auf seiner Wanderung umschweben. Am nächsten Morgen ersteigt er den Büchenberg und besucht dort ein altes verlassenes Bergwerk. Auch dies geht sofort in seine Phantasiebilder über. Als Seigergrund lebt es in seinem Roman dann weiter.

Dann nimmt er Abschied von dem Dunkel, den der rüstige Wanderschritt des Neffen müde gemacht zu haben scheint, und geht über Elbingerode nach Kübeland, wo die Baumannshöhle besucht wird. Am Abend ist er im Pfarrhause von Hüttenrode, wo er seine künftige Schwiegermutter als Gast der Familie Tappe antrifft. Der Zauber der warmen Sommernacht wird in der Laube des Pfarrgartens durch Geistergeschichten gebannt. Auch dies schlingt ein Fädlein in das entstehende Gewebe seiner Erzählung. Am nächsten Tage bringt das Tagebuch eine merkwürdige Überraschung. Da heißt es: „Der Kirchhof. Das Frühstück. Die Laube. Die Sterbeglocke. Der Abschied. Mit der Mutter Leiste durch das Johannisholz. Die Hütte mit den Faulfieberkranken.“ — Vierundzwanzig Jahre später wurden Raabe der Kirchhof von Hüttenrode und die Hütte mit den Fieberkranken beherrschende Motive in seinem Roman „Unruhige Gäste“. — Der Dichter ging nach Treseburg ins Bodetal hinab, erstieg die Kofstrappe, lief die Schurre zur Bode hinunter und die steile Treppe zum Hexentanzplatz hinauf, um hier den Sonnenaufgang des letzten Reisetags zu erwarten. Nach dem Kaffee geht es hinab nach Thale und auf der Landstraße nach Blankenburg, von wo die Post ihn über Halberstadt nach Wolfenbüttel zurückbringt.

Nun rauschen die Wälder des Harzes durch seine Dichtung. In den nächsten Wochen klärt sich ihm das Bild. Genau einen Monat nach seiner Rückkehr aus den Bergen beginnt er mit der Ausschreibung. Aber eine Woche später meldet sich die „Schwarze Galeere“ wieder. Ein neuer Anfang wird damit gemacht, und diesmal glückt er. Aber auch diese Arbeit wird unterbrochen, und zwar nicht nur durch die 14 tägige Reise in das Frankenland zur Teilnahme an der Koburger Tagung des deutschen Nationalvereins, sondern durch die Vollendung der schon früher begonnenen Novelle „Auf dunklem Grunde“. Erst im Spätherbst und Winter des Jahres 1860 beherrscht der Roman „Nach dem großen Kriege“ allein das Feld.

Nicht aus philologischer Gewissenhaftigkeit haben wir das mannigfache Nebeneinander sich gestaltender Motive aufgewiesen. Sondern wir stellen es vor uns als eine Warnung davor hin, aus des Dichters Werken unmittelbar Rückschlüsse auf den Stimmungsgehalt seines Alltags zu ziehen, wie man dies mitunter getan hat. Jede künstlerische Arbeit entwickelt ihr eigenes Gesetz, das wir nur in den seltensten Fällen ahnend zu erfassen vermögen. Vor allem aber ist jedes Motiv mit dem Stimmungsgehalt seiner Empfängnis unlösbar verbunden, und beides wächst in der

Seele des Trägers und entfaltet sich organisch. Gerade bei Raabe ist es sehr leicht nachweisbar, z. B. an der Gestaltung von Naturbildern und jahreszeitlichen Stimmungen, daß der Augenblick der endgültigen „Aufschreibung“ keinerlei Einfluß auf den Stimmungsgehalt des Werkes zu haben braucht. Oft genug zeigt sich auch der zwingende Eindruck, daß ein Faden aus einfachen Gründen einer gewissen Arbeitshygiene vorübergehend fallen gelassen wird. Aus alledem ergibt sich uns der Schluß, daß für die Feststellung des Urerlebnisses einer Dichtung der Zeitpunkt der bedeutungsamste ist, wo es uns zum erstenmal entgegentritt.

Die Erzählung „Nach dem großen Kriege“ ist ein deutliches Beispiel dafür. Sie hängt nach Gehalt und Form aufs engste zusammen mit dem lyrischen Durchbruch des Dichters vom Spätherbst 1859. Sie ist wie das Schillergedicht und der Aufruf „Uns Werk!“, den Raabe nachträglich zu ihrem Ausklang bestimmte, die Mahnung eines nationalen Propheten, der die Schicksalsstunde seines Volkes herannahen sieht. Sie bedeutet in Raabes Epik das erste und entscheidende Ergebnis seiner politischen Lehrzeit, die in Wien begann und von ihm durch seinen Eintritt in den Deutschen Nationalverein am 26. April 1860 vor sich selbst beglaubigt wurde. Es ist die Abwendung von einer nur elegischen Klage oder satirischen Anklage, wie sie in seinen ersten Werken zum Ausdruck gekommen war, und ein Bekenntnis zu der Verpflichtung positiver Mitarbeit am Bau der deutschen Zukunft, was ihm diese Lehrzeit gegeben hat. Sicherlich hat er dabei nicht an eine politische Rolle gedacht. Aber ernst genug hat er damals seine aktive Beteiligung an der Arbeit des Nationalvereins doch genommen. Und wie ironisch auch die Beleuchtung schillerte, in der er die Bemühungen der paar Hundert deutscher Patrioten um die Gründung des Reiches später sah, er ist doch bis in sein hohes Alter immer stolz darauf gewesen, daß er dabei war. Am 17. August nahm er tätigen Anteil an der Versammlung der Wolfenbütteler Ortsgruppe des Nationalvereins. „Zweimal geredet“, vermerkt das Tagebuch. Und am 2. September tritt er mit dem Prokurator Köpp, dem Leiter der Ortsgruppe, die Reise nach Koburg zu der großen Tagung an. Erst in Koburg selbst traf er mit seinem Jugendfreunde, dem Referendar Albert Baumgarten, zusammen, für den die Teilnahme an der Tagung recht unerwünschte Folgen haben sollte.

Wir werden später die Spiegelung der Koburger Tage in Raabes Dichtung sehen und können darum hier die von begeisterungsvollem Wollen

getragenen Verhandlungen übergehen, deren geschichtliche Bedeutung in dem starken Widerhall ihrer Zielsetzungen liegt. Aber eine Gestalt aus der Fülle deutscher Idealisten, die Raabe damals umdrängten, müssen wir doch hier schon herausgreifen. Das ist der 79 jährige Pastor Nooth aus Hamburg, der schon am Abend der Ankunft die Bekanntschaft der Wolfenbütteler machte. In ihm lernte Raabe eine jung geliebene Verkörperung jenes Geistes der Freiheitskriege kennen, den er gerade jetzt in seiner jüngsten Dichtung zu bannen sich bemühte. Pastor Nooth hatte an dem großen Kriege als Lützower Jäger teilgenommen, und der Sängerknecht Theodor Körner war ihm Freund und Kamerad gewesen. Aus seiner Beteiligung an den Debatten der Tagung ging klar genug hervor, wie stark in diesem Manne das Erlebnis der Heldenzeit von 1813 nachwirkte und wie wegweisend es ihm für seine Stellungnahme zu den großen Fragen der Zeit war. So war es unvermeidlich, daß das Zusammentreffen mit diesem Manne einen fruchtbaren Einfluß auf das entstehende Dichtwerk gewann. Der Kollaborator gestaltete sich nach dem Bilde des alten Kämpfers; er wurde wie dieser ein Lützower und trotz des Unterschieds der Jahre wie dieser ein Prediger voll gläubigen Vertrauens auf die deutsche Zukunft.

Am 6. September verließ Raabe Koburg. Er knüpfte an das starke politische Erlebnis dort eine Fahrt, die ihm wieder neue Gebiete des Vaterlandes erschließen sollte. Das Hauptziel war Nürnberg. Aber Lichtenfels, von wo Kloster Banz und die prächtige Rokokokirche Vierzehnheiligen besucht wurden, ging es nach Bamberg. Der nächste Vormittag ist der Besichtigung des Domes, der Burg und der Kirche auf dem Michaelsberg gewidmet. Am frühen Nachmittag schon ist er in Nürnberg. Vier Tage verbringt er hier mit sehr gründlicher Besichtigung aller Sehenswerten. Zehn Jahre später darf er die Frucht davon bei der Arbeit an seiner Nürnberger Novelle „Des Reiches Krone“ ernten. Dann wird ein Tag Würzburg gewidmet, wo Dom und Schloß besichtigt werden und der steile Hang mit den Leidensstationen zum Käppele empor erklimmen wird. Dann drängt es ihn, den Rhein wiederzusehen. Von Mainz aus fährt er ohne Aufenthalt auf dem Dampfschiff stromabwärts bis Köln, wo er sich am Abend im Gewirr der Gassen verirrt. Am andern Morgen geht es nach Minden, ein Versprechen einzulösen. Hier wohnte die Dichterin Frau Elise Polko, deren Freundschaft er sich durch die „Chronik der Sperlingsgasse“ erworben hatte. Auf der Durchfahrt

durch Wolfenbüttel hatte sie ihn auf dem Bahnhofe persönlich kennen gelernt und nach Minden eingeladen. So wird ihr und ihrem Gatten der letzte Reisetag gewidmet.

Nach der Heimkehr nahm Raabe zunächst ein altes Manuskript vor, um es schlecht und recht abzuschließen. Die Geschichte von dem Sieg der Liebe zweier armen, verwaisten Kinder über die Rache eines unglückseligen Weibes, der den Inhalt der Skizze „Auf dunklem Grunde“ bildet, gehört dem Bilder- und Stimmungskreise der Novelle „Wer kann es wenden?“ an, ja vielleicht handelt es sich auch bei ihr wie bei dieser um Bruchstücke, die bei dem Zusammenbruch des Romans „Röschen Wolke“ übriggeblieben waren. Diesmal mißlang die Abrundung. Die Erzählung ist vielleicht die unbefriedigendste von allen, die Raabe schrieb. Er selbst brach den Grab über sie, indem er sie nicht in eine der Sammlungen seiner Novellen aufnahm und sie damit der Vergessenheit weihte.

In den letzten Tagen des Jahres vollendete der Dichter dann den Roman, der ihn solange im Bann gehalten hatte. Und als am Silbestertage der Schnee so hoch liegt, daß die Bahn zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel gesperrt ist, da schreibt er die letzten Verse des Einleitungsgedichtes, in denen er die Nachtigall singen hört, und schließt „halb ängstlich, halb in Wonne“: „Ein neues Märchen hab' ich mir gewonnen!“

Der Roman „Nach dem großen Kriege“ ist nicht die erste Dichtung Raabes, in der er die letzte Heldenzeit seines Volkes im Freiheitskriege und die bittere Enttäuschung, die diesem kraftvollen Aufschwung folgte, heraufbannt. Schon in der „Chronik der Sperlingsgasse“ und in den „Kindern von Finkenrode“ hatte er bittere Anklage erhoben. Es ist ja selbstverständlich, daß Raabes Jugendentwicklung im Bann dieser Zeit stand. Der Vater, der als Achtzehnjähriger zu Körners Grab gewandert war, wird dem Sohne oft genug das Blatt gezeigt haben müssen, das er damals von der Eiche von Wöbbelin gepflückt hatte. Und die Frage des großen Warum der Enttäuschung durchhallte laut genug die Jahrzehnte, die auf das schmachliche Diplomatenkunststück des Wiener Kongresses gefolgt waren. Raabe selbst war der müden Hoffnungslosigkeit anheimgefallen, die diesen Jahrzehnten den Stempel aufgedrückt hatte. Wenn er jetzt den Freiheitskrieg zum Zeithintergrund einer größeren Erzählung wählte, dann tat er es aus dem Schuldgefühl heraus, das das Jahr 1859 in ihm erweckt hatte. War es nicht Schuld, daß die leidenschaftlich aufgebrochene Volkskraft wohl fähig gewesen war, die gewaltige

Macht des Korsen zu zerschmettern, aber dann schmähslich versagt hatte, als es nach der Heimkehr aus dem Felde das Reich neu zu gründen galt, und war es nicht auch Schuld, daß er selbst mit Tausenden seinesgleichen sich in unfruchtbare Skepsis oder verdrossene Satire geflüchtet hatte, ohne nach dem Wege zu suchen, der aus dem Elend ins Freie führte? War er wirklich seiner Berufung gerecht geworden, wenn er den bunten Schleier des Idylls um dieses Elend zog oder verworrenes Leben aus vergilbten Blättern vergangener Jahrhunderte heraufbannte? Das Nein! auf diese letzte Frage gab der neuen Dichtung ihre Form. Es ist ein Briefroman, den er schreibt. Ein ehemaliger Lützower, der nach der Heimkehr aus dem Felde in einem Harzstädtchen als Gymnasiallehrer Beruf und Heimat gefunden hat, sendet diese Briefe an einen fernen Kriegskameraden, der im Ingrimme über das, was Diplomatenstücke und Fürstensehlsucht aus dem befreiten Deutschland gemacht haben, aus dem Vaterlande gewichen ist, weil er an keine deutsche Zukunft mehr glauben kann. Dem daheim gebliebenen Kollaborator Fritz Wolkenjäger aber erwächst aus dem Boden der Heimat und aus der Liebe die unüberwindliche Zuversicht, die er auf den verbitterten Freund überströmen lassen möchte. Es ist ein einseitiger Briefwechsel; denn wir hören nur wenig von jenem Severus, den der junge Schulmeister zum Glauben an sein Volk bekehren möchte. Und das bestätigt uns erst recht, daß es sich in diesen Briefen um ein Zwiegespräch des Dichters mit sich selbst handelt, um eine Aussprache des Raabe, der ward, mit dem Raabe, der war. Und demgegenüber verliert die Romantik des Geschehens, an der auch dieses Werk reich genug ist, an Bedeutung.

Der Kollaborator erzählt dem Freunde, wie er in dem Annchen von Rhoda, das das schwere Dragonerregiment der deutschen Legion am 28. Juli 1809 auf dem Schlachtfeld von Talavera aufgelesen hat, sein Lebensglück findet. Sie ist die Tochter eines adligen Abenteurers, der unter den Fahnen Napoleons im glühenden Sommer Spaniens wie im eisigen Winter Rußlands gekämpft hat, eines jener unbedenklichen Parteigänger, die ihr Vaterland überall da haben, wo ihnen das Glück winkt. Im Grauen der Schlacht hat das Kind sein Gedächtnis verloren. Nur in flüchtigen Augenblicken tauchen ihr gespensterhaft Bilder aus ihrer Vergangenheit auf. Wolkenjägers Liebe gelingt es, in der Waldeinsamkeit des Trautensteins, eines zerfallenden Fürstenschlosses, das mit der Geschichte verschiedener Geschlechter des Hauses Rhoda verhängnisvoll verbunden ist, das zur Jungfrau herangereifte Annchen zu heilen.

Mit mannigfachen Fäden aus ferner und naher Vergangenheit durchschlingt der Dichter diese Handlung. Scheinbar willkürlich sind sie gesponnen, nur um die Romantik zu ihrem Recht kommen zu lassen. Aber wer sie so nimmt, gibt sich einer Täuschung hin. Auch sie sind unentbehrlich im Gewebe des Ganzen: auch sie sind Fäden deutschen Schicksals. Der Trautenstein hat sein Urbild in der Staufenburg am Westrand des Harzes, in der ein Braunschweiger Herzog die schöne Eva Trost vor dem Blick der Welt und der Eifersucht seiner Herzogin verbarg. Die gespenstige Harzfrage vom Schimmel von Ramschlacken, die Raabe wahrscheinlich an jenem Abend in der Laube des Hüttenroder Pfarrgartens vernahm, half ihm die düstere Geschichte von der Wachensteinerin gestalten, mit der er eine grimmige Anklage gegen die Entfittlichung des Hofadels schleudert. Auch die Auswahl der Bilder aus der Zeit der Napoleonischen Kriege ist fast durchgehends nach ihrem Wert als deutsche Schicksalsymbole getroffen. Allein der Lebensgang des ehemaligen Leutnants Bart, des Retters und Beschützers Annchens, ist eine fortlaufende Kette von Anklagen. Wie Geume ist er seinerzeit den hessischen Werbfern in die Hände gefallen und von dem Kurfürsten von Kassel mit Tausenden von Leidensgefährten als „Bundesgenossen“ an die Engländer für den amerikanischen Krieg verkauft worden, damit der „Landesvater“ mit dem Judaslohn sein Schloß Wilhelmshöhe bauen konnte. In hannoverschen Diensten hat er dann die den Truppen von einer feigen Adelsregierung aufgezwungene schmachvolle Kapitulation von Eulingen miterlebt und ist dann nach England entwichen, um in den Reihen der deutschen Legion auf Spaniens Boden gegen den korsischen Bedrücker des Vaterlandes zu kämpfen. Und hier wird die Anklage zum Fluch. Alle anderen Völker wissen unmittelbar, wofür sie ihr Blut vergießen —

„Aber diese Deutschen! . . . O schaut auf diese Männer, — die Schar der Stolzen, Tapfern, Landfremden. Wehe, mit welchen Gefühlen schlagen sie hier auf der fremden Erde! In weiter, weiter Ferne stöhnt in Schmach und Schande, zertreten, verhöhnt, verspottet das Vaterland. Ihre Brüder wissen sie in den Reihen der Feinde; — wo diese Männer der Legion den Feind treffen wollen, mit dem Feinde treffen sie überall ihre Brüder. Schmach und Schande und siebenfältigen Fluch über jeden, der sich schuldig weiß, schuldig im geringsten an solchem Verderben, solchem Elend des Vaterlandes!“

Und da sehen wir die irre Susanne Krenner durch den Wald huschen, die Braut jenes Schillschen Reiters, den der westfälische Hauptmann von Rhoda am Trautenstein aufhob, um ihn der Kugel entgegenzuführen, die ihn unter dem Galgen traf. Und da tritt uns in dem Dorfe Walkenheim die unglückliche Mutter entgegen mit der ewigen Frage nach ihrem Sohn, der mit Napoleon nach Rußland ziehen mußte und nicht wiederkam.

Raabe macht sich wahrhaftig sein Dennoch! nicht leicht, wenn er es auf diesem unheilswangeren Grunde des deutschen Schicksals ausleuchten läßt. Aber die Blut dieser Schrift entlodert nicht einem leichtfertigen Hoffen, sondern einem unerschütterlichen Glauben.

„Ich glaube an mein Volk, und Du sollst auch daran glauben!“ Der Geist dieses Satzes durchzieht das ganze Werk. Wohl ist der Schreiber der Briefe ein echtes Kind seiner Zeit, der Zeit der deutschen Romantik; die wundervolle Märchenwelt der mondbeglänzten Zaubernacht hält auch ihm den Sinn gefangen, und das Lied von der Waldeinsamkeit findet in seinem Herzen freudigen Widerhall. Aber daneben hat ihm der Dichter seine eigene Blickscharfe für die deutsche Innigkeit, Treue, Tapferkeit und Werkthätigkeit gegeben, die in den unteren Schichten des Volkes sich noch rein entfaltet. Und aus dem Vertrauen darauf keimt der Glaube. Mag volksfremde Selbstsucht den Willen der Herrschenden leiten, mögen die Feigen, Falschen, Schlechten sich auf den Plätzen breitmachen, die das Schwert der Tapferen, Treuen, Edlen, Frommen von der Schmach der Fremdherrschaft befreit hat — das ist kein Grund zur Hoffnungslosigkeit. Nur ein Erwachen des Volkes ist nötig, die Schädlinge abzuschütteln. Bald wird die große Schlacht geschlagen — „die Schlacht auf dem Walsersfeld, wo der eine ungeteilte Heerschild am blühenden Birnbaum hängt, und ein Purpurmantel feil ist um einen Zwillingskittel und ein gutes Schwert.“

Und weil Raabes Glaube an die deutsche Zukunft Glaube an die unzerstörbare Kraft der deutschen Volkheit ist, darum wächst dieses sein Werk in das Prophetische hinein. Es ist kein Zufall, daß dieser Roman „Nach dem großen Kriege“ wie mit Scheinwerferlicht die Zustände beleuchtet hat, durch die wir nach u n s e r e m großen Kriege gehen mußten.

Da wird die Empörung der Frontkämpfergeneration in Worten laut, die uns vor wenigen Jahren noch recht vertraut in den Ohren lagen:

„Ja, Geber, in der Menschen Kleinlichem Getümmel, in dem selbstfüchtigen Kampfe des Ichs mit dem Ich habe ich mit Dir gefragt, weshalb

eben die Hunderttausende geblutet, weshalb die Mütter und Jungfrauen geweint und geklagt haben. Auch auf meiner Brust hat sich die Schmach und Niederträchtigkeit, die sich von neuem auf der Zeit häuft, gleich einem unerträglichen Alp gesammelt. Mit Dir, Sever, habe ich gesehen, daß sie um das Gewand der alten Mutter Germania wüfeln, wie die Kriegsknechte um den Rock des Herrn. Mit Dir, Sever, habe ich ihrem Schachern, Lächeln und Flüstern gelauscht, und ohnmächtig die Hände sinken lassen, wo Du sie ohnmächtig ballst.

O Sever, Sever, mit Dir habe ich gefragt, wie kommende Geschlechter von dem, was wir mit Schweiß, Herzblut und Tränen ertungen haben, denken und sprechen werden. Klar, klar hab' ich eingesehen, daß einst — in kurzer Zeit ein neues Geschlecht lächelnd stehen und reden wird: Und da für habt ihr das Schwert genommen? und das Schwert in der Hand tragend, habt ihr euch so von solchen Kastrierten des Geistes und Körpers so lich ein Geschick auf den Nacken werfen lassen?

O Sever, Du hast recht, diese Gedanken sind tödend, und sie töten auch mancherlei, was der deutsche Mensch sonst als köstliches Kleinod wert gehalten hat! Das werden die Zeiten lehren!"

Und da finden wir auch die schwere, aber dennoch hoffnungsfreudige Ahnung, deren Erfüllung wir erlebt, daß der Weg der Deutschen zur Volkwerdung nicht durch jauchzenden Siegestaumel, sondern durch lange Jahrzehnte voll harten Ringens und tiefster seelischer Not gehen werde.

„In der vergangenen Nacht blätterte ich im Jesaias und stieß auf ein merkwürdiges tiefsinniges Wort des alten jüdischen Sehers:

„Kann denn, ehe ein Land die Wehen kriegt, ein Volk geboren werden?“

Ich denke, das ganze 19. Jahrhundert wird wohl noch über die Wehen, welche das deutsche Volk ins Licht der Welt gebären sollen, hingehen. Wir schreiben erst Achtzehnhundertsechzehn, Sever! — Ein jeder tue auf seiner Stelle das Rechte und verlache — mag es auch im Kerker, in der Verbannung oder auf dem Hochgericht sein — verlache den Rat der Bösen. Was hält stand gegen das Gelächter der Ehrenmänner?

Die Berge sind den Göttern heilig; — hebe das Haupt, Sever, und blicke auf aus der dumpfigen Luft, aus den schweren Nebeln, welche über der Gegenwart hängen, auf zu den drei deutschen Gipfeln, welche alle Alpen überragen, auf zum alten Brocken, auf welchem deutscher Geist

dem bildlosen Wodan opferte, auf welchen deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Rätsel der Menschheit führt; — blicke auf zur Wartburg, wo das alte Geistesrüstzeug, die ‚gute Wehr und Waffen‘ unseres Volkes, neu geschmiedet wurde; — blicke auf zum Kyffhäuser, in welchem die große Zukunft der Stunde harret, in welcher die Raben nicht mehr fliegen werden, der Stunde, wo ‚ein Volk geboren wird‘.

Welch eine andere Nation kann solche Bergesgipfel aufweisen? —

Heute wissen wir, daß diese Prophezeiung durch den 18. Januar 1871 nicht Lügen gestraft wurde.

Aber für seine Zeit ging dieser wie jeder andere Prophetenruf, der in diesem Buche aufklingt, verloren. Das Manuskript wanderte sofort nach Vollendung zum Berliner Verleger Schotte und erschien schon in der Mitte des Februar. Aber wenn sein Dichter gemeint hatte, daß er mit ihm die Sehnsucht seiner Zeit beflügeln werde, dann hatte er sich getäuscht. Raabe hat immer nur sich dem Drucke der Not gefügt, wenn er seine größeren Dichtungen zuerst in Zeitschriften erscheinen ließ. Er wußte wohl, daß ein echtes Kunstwerk das nur schwer erträgt, am wenigsten aber seine eigenen. Und er hat Angehörige und Freunde oft genug davor gewarnt, seine Sachen in dieser Zerstückelung „vorwegzulesen“. Aber für den Roman „Nach dem großen Kriege“ wäre diese Art der Veröffentlichung doch die richtige gewesen. Die Buchausgabe erzielte den kläglichsten Erfolg. Sie versank fast vollständig in dem Wust der Zeit. Erst nach 41 Jahren konnte eine zweite Auflage erscheinen.

Verlobung. Unseres Herrgotts Kanzlei

Nach der Entlastung von dem Druck der Zeit, die sich Raabe durch die Arbeit an dem Roman „Nach dem großen Kriege“ geschaffen hatte, vertiefte er sich von neuem in Geschichtsquellen des 16. Jahrhunderts. Das könnte wie eine entsagende Flucht vor dem hoffnungslosen Gegenwartsringen aussehen. Aber diese Rückkehr zu schon verlassenem Wegen ist innerlich sehr wohl begründet. Wenn die unergessenen Magdeburger Eindrücke, die seine ersten Dichterträume beschwingt hatten, jetzt gebieterisch Gestaltung verlangten, dann war es zweifellos das Sinnbildhafte des Kampfes von Unseres Herrgotts Kanzlei, was die Lockung gab. Der

zähe Bürgertrog, der sich im Jahre 1550 gegen die Übermacht des Kaisers glaubensfreudig zur Wehr setzte, war ein Beispiel, das geeignet erschien, dem verzagten Bürgertum einer schwächlichen Reaktionszeit als Mahnung vor die Seele gerückt zu werden. Was sich in dem Briefroman als Klage und Hoffnung auf eine ferne Zukunft geäußert hatte, hier entfaltete es sich zur Tat, die durch die Jahrhunderte leuchtete. Und ein Dichter, der den in müde Resignation versunkenen Zeitgenossen die eherne Sprache des 16. Jahrhunderts wieder hörbar machte, durfte sich dies schon als ein Verdienst anrechnen. Hatte denn nicht auch der junge Goethe sich mit ihrem Klang die Seele von dem Modegezirp des Kokoko freigegeben?

Die Vorarbeiten machten ein recht eindringliches Studium notwendig. So ist es kein Wunder, daß andere Pläne, von denen wir nebenbei erfahren, nicht zur Reife gediehen. Da wird eine „Vision Exeunt omnes“ begonnen, über deren Inhalt wir im Dunklen bleiben, falls sie nicht irgendwie mit dem Stoff der schon 1859 in Angriff genommenen geschichtlichen Erzählung „Sankt Thomas“ zusammenhängt. Und da taucht der Plan auf, von jetzt an allerlei Humoristika zu sammeln für die „Memoiren eines Geistersehers“. Recht seltsam nimmt sich dieser Plan aus zwischen dem, was Raabe vorher und in den nächsten Jahren nachher schrieb. Und doch ist diese Angabe vielleicht nicht unwichtig. Adolf Glaser berichtete nach dem Tode seines Freundes von somnambulen Anlagen, die sich bei diesem in der Magdeburger Zeit und dann auch in den Wolfenbütteler Jahren gezeigt hätten. Fühlte er jetzt den Drang, sich über das unheimliche Bewußtsein dieser Veranlagung humoristisch zu erheben? Daß in seinem späteren Werk sich gelegentlich Züge zeigen, die Glasers Angaben zu bestätigen scheinen, hat hier und da zu einer Verzeichnung seines Bildes geführt. Wohl ist eine seltsame Befähigung zum Hellsehertum, wie es der niedersächsischen Rasse vor allem nachgesagt wird, mit diesem Bilde vereinbar, aber wir sehen es doch immer künstlerisch gebändigt in den Dienst des Schaffens gestellt. Und gerade das in der Wolfenbütteler Zeit stark hervortretende Gefallen an Gespenstergeschichten zeigt im Zusammenhange mit dem humoristischen Plan des „Geistersehers“, daß der Dichter nicht bereit war, diesen Zug seines Wesens allzu ernst zu nehmen.

Am 11. März entwirft Raabe den ersten Plan zur „Belagerung von Magdeburg“. Zwei Tage darauf ist er in Braunschweig, wo

Freund Glaser ihm mitteilt, daß Jakob Corvinus in Gottschalls deutscher Nationalliteratur die ihm gebührende Stelle gefunden habe. Cowenig der Dichter durch Lob oder Tadel zu beeinflussen war, die Tatsache, daß seine Berufung jetzt von der Literaturgeschichte beglaubigt worden war, scheint doch alle zaghaften Bedenken, die er auf dem Wege zu seinem Glück sah, beiseite geschoben zu haben.

„Ich hab's gewagt! — Der Sonnenstrahl. —
Ich schwör's Euch zu, es ist mir wie ein Traum!
Zu ihr! — — Briefe — Glück!“

So jubelt das Tagebuch am 14. März 1861, und wir finden in ihm keinen zweiten Tag, der einen so jauchzenden Gefühlsausbruch zeigt. Er hatte den Mut gefunden, das Wort zu sprechen, das er so lange im Busen gehegt, obgleich es ihm schon seit vielen Monaten Schicksalsnotwendigkeit geworden war; und alles, was ihm die Parzen an Lebensruhe und Glück zugemessen hatten, das hingte sich an dieses Wort. Und wenn wir das Leben dieses ernstesten Kämpfers überschauen, dem kein neuer Morgen als Geschenk, sondern immer als Aufgabe heraufstieg, dann finden wir in ihm keinen Tag, der es an Segen mit jenem 14. März aufzuheimen kann, an dem er die Geliebte für immer an sich band.

Bertha Leiste war die Tochter des Oberappellationsgerichtsadvokaten und Procurators Christoph Ludwig Leiste. Ihr Großvater war ein Amtsvorgänger Justus Jeeps in der Leitung der Herzoglichen Großen Schule zu Wolfenbüttel gewesen. Er hatte zu dem engeren Verkehrskreise Lessings gehört, als dieser Bibliothekar in braunschweigischen Diensten war. Sie stand im 26. Jahr, als sie ihre Hand in die Raabes legte. Ihre Familie gehörte zu den angesehensten des Städtchens und erfreute sich, solange der Vater lebte, eines begründeten Wohlstandes. Zwei Jahre vor Berthas Verlobung war er gestorben.

Sie hatte eine gediegene Erziehung erhalten, und es war gewiß nicht unwesentlich für ihre Einstellung zu Welt und Menschentum gewesen, daß sie den Abschluß ihrer Bildung nicht in der Enge des kleinen Wolfenbüttel, sondern in der französischen Schweiz gewonnen hatte. War es von vornherein unwahrscheinlich, daß der ernste Dichter, der so früh gelernt hatte, durch den holden Schein der Oberfläche hindurchzuschauen, einen Durchschnittsmenschen an sein Leben binden würde, so konnte er doch damals selbst im höchsten Glücksrausch nicht ahnen, daß er fast 50 Jahre

lang auch bei seinem Schreiten durch alle Qual und Dunkelheit des Daseins den treuen, festen Gleichschritt an seiner Seite niemals vermissen würde. Nur ein Kluges und tief innerliches Menschenkind, dem Dasein schon ein Suchen nach dem Leben geworden war, durfte sich dem Wahn hingeben, mit einem Wilhelm Raabe als Weggenossin Schritt halten zu können. Aber es mußte darüber hinaus auch die Bereitschaft zu rückhaltlosem Opfern in sich tragen. Raabe hatte das Glück, bald nach seiner Verlobung das feste Bekenntnis dazu von seiner Braut zu hören. Und die Entschlossenheit, mit der dieses Bekenntnis durch die langen Jahrzehnte hindurch unerbüchlich gehalten wurde, bildete letzten Endes doch den sichersten Halt im Dasein eines Dichters, der schon in jungen Jahren sich die Eignung zum Literaten hatte absprechen müssen.

Für die Tochter einer angesehenen Beamtenfamilie, die an eine großzügige Lebensführung gewöhnt war, war es wahrlich kein Kleines, das Vertrauen zu einer Zukunft aufzubringen, die von so ganz anderen Bedingungen abhängig war als jene, die ihren Lebenskreis bestimmten. Sie war kein leichtfertig Ding, das sich durch einen jungen Ruhm blenden ließ. Sie wußte wohl auch, wie niedrig solcher Ruhm in ihren nüchtern rechnenden Kreisen im Kurs stand. Der überlegene Geist des Geliebten aber mußte für sie eher eine Lebensdrohung als einen Lebenstrost enthalten. Wir sehen sie in der Tat darum bangen, ob sie ihm je gerecht werden könne. Vor allem aber, auch hingebender Liebe mußte es schwer werden, in die Wesenstiefen eines Menschen einzudringen, dem die Natur zu seiner Lust, aber mehr zu seiner Qual ein äußerst reizbares Nervennetz verliehen hatte, der in jedem Augenblick schleiерlos er selbst und doch an jedem Tage ein anderer war, dem jäher Wechsel von freister Lebensfreude zu qualgebundener Lebenstiefe längst etwas Selbstverständliches geworden war.

Der Zufall hat es gefügt, daß wir gerade den ersten Wochen seiner Bräutigamszeit die einzige hüllenlose Selbstdarstellung des Dichters verdanken. Im Mai wandte sich der Literat Thaddäus Lau an ihn mit der Bitte, ihm für eine Charakteristik in der Zeitschrift „Über Land und Meer“ Angaben über Leben, Werk und Wesen zu machen. Hatte das Glück, endlich sich einem anderen Menschen schrankenlos erschließen zu dürfen, dem Einsamen alle Bedenken beiseite gerückt? Sprach die Verpflichtung, die er der Zukunft gegenüber übernommen hatte, dabei mit? Jedenfalls erfüllte er die Bitte mit einer bei ihm niemals wieder fest-

zustellenden Rückhaltlosigkeit. Er hat das später mehr als einmal mit grimmigem Argcr gebüßt. Denn Thaddäus Lau besaß die Unverfrorenheit des Literaten und hielt es für das Richtige, sein Dpfer sich mit seinen eigenen Farben malen zu lassen. Und so kann heute auch kein Biograph an dem Bilde achtlos vorbei gehen.

„Träge und indolent im höchsten Grade, bin ich doch der größten Energie fähig. Einen Vorsatz, Plan, Wunsch gebe ich selten auf. Ich komme hartnäckig auf den Gedanken zurück, wenn auch Jahre seit dem ersten Auftauchen vergangen sind. Ich habe niemals ein Trauerspiel der französischen Klassiker durchlesen können. Für die antike Welt ist mein Verständnis und meine Teilnahme eine geringe. Goethe lese ich erst seit drei Jahren, den Wilhelm Meister habe ich noch nicht zu Ende gebracht, dagegen wußte ich schon zu Magdeburg den ersten Teil des Faust ganz auswendig. Von Jean Paul habe ich weniger gelesen, als man denken sollte; ich besitze von ihm nur die beiden ersten Teile des Siebenkäs und den Rasenberger. Schiller macht bruchstückweise und in gewissen Stimmungen großen Eindruck auf mich. Es stecken eine Menge Gegensätze in mir, und seit frühestcr Jugend habe ich mich selbstquälerisch mit ihrer Analyse beschäftigt. Im gesellschaftlichen Leben wird niemand den Poeten in mir erkennen; ein ästhetisches Gespräch kann mich in den Sumpf jagen. Ich liebe einen Kreis guter Gesellen, eine gute Zigarre und, wenns sein muß, einen guten Trunk. Der November, den die meisten Menschen hassen und fürchten, ist mir in meinen Arbeiten der willkommenste Monat. Die Figuren meiner Bücher sind sämtlich der Phantasie entnommen; nur selten ist das Landschaftliche nach der Natur gezeichnet. Das Volkstümliche fasse ich instinktiv auf. Von Natur etwas blöde und sehen, werde ich deshalb oft für hoffärtig und anmaßend gehalten. Doch was soll ich Ihnen meine schillernde Seele noch weiter schildern. Sie haben gewiß schon genug und übergenug davon.“

Wir zweifeln nicht an der Echtheit dieses Selbstbildes; aber es erscheint uns sehr lückenhaft. Uns fehlt vor allem darin das liebevolle Verständnis, mit dem dieser an Gegensätzen reiche Mensch eben das Gegenägliche in und außer sich zu überwinden vermochte. Und wir glauben, daß gerade dieser Wesenszug es war, der den bangen Fragen der Braut die zuversichtlichste Antwort gab.

Dem Dichter aber beflügelte das Glück sein Schaffen so stark, daß ihn die Geliebte wiederholt mahnen muß, sich nicht zu überanstrengen.

Es drängt ihn, der bisher wohl auch fleißig genug war, aber doch auch recht gleichgültig sich nach dem Ertrag umgesehen hatte, den Grund für den eigenen Herd zu legen. Zugleich aber brach ein neuer Iyrischer Blütenflor auf, der für uns das Glück dieses Sommers festhält.

Da singt er so jubelnd wie nie zuvor in „guter Stunde“ das Lied vom Leben:

„Nun drückt den blühenden Kranz auf das Haupt
Und jauchzet: Es lebe das Leben!
Und den Göttern sei Heil,
Die so wonniglich Teil
Von Himmel und Erd' uns gegeben!“

Da lauscht er dem wallenden Glockenjubil der Heimat und hört über „der Klänge wogend Gedränge“ die Glocke der Liebe ihre Stimme erheben:

„Die Glocke von Sankt Marien
Hoch über der Liebsten Haus
Tönt über die Welt und das Leben,
Hallt über den Tod hinaus!“

Und da blickt er vom Meer des Daseins dankerfüllt empor:

„Wie ist mein Himmel sternenvoll!
Wie ist mein Leben überreich!
Und wenn ich morgen scheitern soll,
Den ew'gen Göttern bin ich gleich!“

Kein Wunder, daß er auch auf seinem eigentlichen Gebiet zu neuen Aufgaben die Kraft in sich fühlte. Denn die Arbeit an dem geschichtlichen Roman, den er jetzt gestaltet, ist keine Rückkehr zu Überwundenem. Von Anfang an schwebt ihm hier ein viel höheres Ziel vor als alle anderen geschichtlichen Erzählungen seiner Feder sich gestellt hatten. Es ist vor allem nicht mehr die Romantik der Geschichte, die ihn hier gelockt hat. Nicht um bunte Blätter aus dem Bilderbuche des 16. Jahrhunderts geht es ihm hier wie im „Heiligen Born“, nicht um die Geschichte als Rahmen merkwürdiger Menschenchicksale, sondern um die Geschichte selbst. Auch die wunderlichen Ausgeburten einer vergangenen Kultur, denen er sonst behaglich nachgegangen ist, treten hier ganz zurück. Fünf

Jahre trennen die Ereignisse der neuen Dichtung von denen im „Heiligen Born“. Aber kein Hauch der von Aberglauben und Teufelspuff schwangeren Luft weht von daher nach „Unseres Herrgotts Kanzelei“ herüber. Eine deutsche Stadt, die heldenmütig um ihre Freiheit kämpft, deren Bürger entschlossen sich ihrer Überzeugung opfern, das ist das Thema. Was in der Stunde der Entscheidung, da alles schon verloren scheint, deutscher Männertroß vermag, wenn ein großer Gedanke alle beseelt, das zu zeigen, ist der Sinn dieser Dichtung, und damit warf ihr Schöpfer einen stolzen Kampftruf in seine Gegenwart.

Hoffnungslos erscheint die Sache des Protestantismus im Jahre 1550. Bei Mühlberg ist Karl V. des Schmalkaldischen Bundes Herr geworden. Wenige Jahre nach des Reformators Tode sind die Häupter der evangelischen Partei, ist die Stadt Luthers in seine Hand gefallen. Er ist stark genug, in Augsburg mit dem Interim eine vorläufige Regelung der deutschen Dinge durchzusetzen. Jeder Widerstand ist erstickt. Da flammt in der Stadt Magdeburg der Glaubenstrog empor. Eine Flut von leidenschaftlichen Streitschriften gegen das Interim und alle, die sich ihm unterworfen haben, ergießt sich von hier aus in das Reich. Zahlreiche Federn spritzen Gift und Hohn auf den feigen Verrat an der Sache des Mannes Gottes. Unermüdlich arbeiten die Druckerpressen in der Stadt, durch deren Gassen einst Luther als Knabe schritt. Ein paar Tausend entschlossener Bürger stehen hinter dem Federgeplänkel der hitzigen Schreiber. Sie wissen, was ihnen droht. Aber sie lachen der Reichsacht, und sie nehmen den Kampf auf, als ihr Vollstrecker, Moriz, der neue Kurfürst von Sachsen, vor ihren Mauern und Wällen erscheint. So leicht ist der Magd ihr Wappenkränzlein nicht zu entreißen. Sie sind bereit, und die Lücken auf den Wällen zu füllen, haben sie fremdes Söldnervolk in die Mauern gezogen. Und mit ihm zieht als Fähnrich eines Haufens, der vor Braunschweig gekämpft hat, ein verlorener Sohn in seine Vaterstadt ein. Markus Horn hat den Fluch seines Vaters geerntet, weil er als Leipziger Student und Magister der Jurisprudenz im Schmalkaldischen Kriege Leipzig dem Kurfürsten Moriz von Sachsen gegen die Truppen des Schmalkaldischen Bundes hat verteidigen helfen. Im Strudel einer verworrenen Zeit ist er auf die falsche Seite geraten, ahnungslos, daß das, was in Leipzig nur zu natürlich schien, in Magdeburg ihm als Todsünde angerechnet wurde. Des Vaters Fluch hat den Entwurzelten in die Kriegswirren der Zeit getrieben. Nun kommt er

schuldbewußt heim mit leiser Hoffnung, Versöhnung zu finden. Aber der starrköpfige Vater bleibt unerbittlich. Schon will Markus wieder in die Weite; da hält ihn Freundeshand, und er läßt sich zum Kampf für die Vaterstadt gewinnen. In ihrem Dienste sühnt er seine Schuld, mit dem für sie vergossenen Blute erringt er sich des Vaters Verzeihung und die Jugendgespielin zur Braut.

Aber so eng sich die Fäden der Handlung immer wieder um ihn und seine Regina Lotther schlingen, er ist dennoch nicht der Held der Erzählung. Das ist und bleibt bis zum Ende Unseres Herrgotts Kanzlei, die alte, tapfere Stadt Magdeburg selbst. Um sie, die draußen von den dräuenden Heereshaufen ihrer Feinde, drinnen vom schleichenden Verrat bedroht ist, dreht sich alles. An ihr hat Markus sich versündigt, und es ist zuletzt ihr Segen, der den Fluch des Vaters aufhebt.

Es ist nach des Dichters eigenen Äußerungen kein Zweifel, daß er die Lokung, einmal die Heldenzeit Magdeburgs zum Inhalt einer Dichtung zu machen, schon als Buchhändlerlehrling empfunden hat. Mehr als Traumschatten werden es nicht gewesen sein, was er nach Wolfenbüttel mit fortnahm. Er hat dort die Chronik des Elias Pomarius in der Hand gehabt, und der doppelte Kampf der Stadt gegen die Belagerer und gegen die Meuterei innerhalb der Mauern, das bleibende Motiv, um das seine Phantasie ihre Ranken spann, ist ihm aus diesem Buche aufgestiegen. Wieweit er sich „in den lauten Hörsälen von Berlin“ mit dem Vorwurf beschäftigt hat, wissen wir nicht. Aber da er in der Vorrede zur zweiten Auflage des Romans davon spricht, haben wir keinen Grund, daran zu zweifeln. Und wir wollen nicht vergessen, daß er fast noch ein Jahr nach Abschluß der „Chronik der Sperlingsgasse“ in Berlin verweilt hat. Vielleicht war damals schon die Hauptquelle, die er für die Gestaltung der Dichtung benutzt hat, in seinem Besitz. Es ist dies das riesige, mehr als 4000 Seiten umfassende Quellenwerk Friedrich Hortleders über den Schmalkaldischen Krieg, das im vierten Buche des zweiten Bandes die zeitgeschichtlichen Urkunden zum Abdruck bringt, die den Kampf Magdeburgs gegen das Interim und die Ucht des Kaisers in allen Einzelheiten widerspiegeln. Daß Raabe dieses Buch im Besitz hatte, wissen wir aus seinen Briefen. Er hat es später in Stuttgart der Frau seines Freundes Jensen geschenkt.

Hier fand Raabe in reicher Fülle, was er brauchte. Neben zahlreichen Akten waren hier auch die Flugschriften der Magdeburger Presse

zum Abdruck gebracht, auch die zeitgeschichtlichen Darstellungen der Belagerung waren hier in vollem Umfang gegeben. Entscheidend für die Komposition seines Werkes wurde freilich die erst mehr als 70 Jahre nach den Ereignissen gedruckte Chronik des Elias Pomarius, deren Aufgaben seiner Phantasie die reichsten Anregungen schenkten.

Noch peinlicher als sonst hat sich Raabe hier an die geschichtlichen Tatsachen gehalten. Er hat die bedeutsamsten Ereignisse in scharfer Beleuchtung aus dem gleichförmigen Ablauf der Dinge herausgehoben, er hat hie und da ihre Wirkungskraft gesteigert, aber sonst seiner Phantasie nur unwesentliche Verschiebungen gestattet. Selbstverständlich hat er sich damit Bindungen auferlegt, die ihm seine dichterische Aufgabe wesentlich erschweren mußten. Aber darin äußert sich gerade der künstlerische Fortschritt. Nicht soll die Geschichte mehr durch ihre Echtheit das romantische Gespinnst der Fabel beglaubigen, nein sie selbst soll zu dichterischer Wahrheit gesteigert werden. Mit dieser Zielsetzung beschränkt sich Raabe auch die Freiheit bei der Erfindung seiner Fabel. Nicht nur mußte sich die Romanhandlung eng dem in den Quellen vorgezeichneten Rhythmus der Ereignisse anschließen, auch ihre innere Entwicklung und ihr seelischer Gehalt mußte im innigsten Einklang mit dem Thema der kämpfenden Stadt stehen, damit der Blickpunkt auf das Wesentliche nicht verschoben wurde. Wohl boten ihm die Quellen für die persönliche Ausprägung des in Unseres Herrgotts Kanzlei herrschenden Geistes Namen und Gestalten genug. Einige waren da schon so klar gekennzeichnet, daß sie sich ohne weiteres aufdrängten, so der in den Chroniken schon mit Mißtrauen genannte Hauptmann Springer, den Raabe zum Führer des Gegenspiels machte, und der hier schon vom Hauch des Unheimlichen unwitterte Andreas Krizmann, der mit seinem Geschütz vom Jakobsturm den Feinden so viel Schaden tat. Aber gerade weil das Schicksal der Stadt das Schicksal aller getreuen Bürger war, darum war es besonders schwer, aus der Menge einen herauszuheben, für den dies in einem noch gesteigerten Sinne galt.

Es ist in der That verblüffend, wie einfach der Dichter diese engumgrenzte Aufgabe löste und wie er dabei zugleich die Möglichkeit fand, sich von eigenstem Erleben zu entlasten. Unseres Herrgotts Kanzlei ist das erste Dichtwerk Raabes, in dem er das Motiv gestaltete, das man mit gutem Grunde in besonderem Sinne als das seine bezeichnen darf: die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Der Gleichlauf zwischen seiner

und seines Helden Entwicklung liegt auf der Hand. Auch Markus Horn hat die Erwartungen seines Elternhauses schwer enttäuscht, er hat den erwählten Beruf fallen lassen und ist ziellos in das Leben hinausgestürmt. Und mit leeren Händen kehrt er zurück; denn das, was er draußen gewonnen hat, männlicher Kampfestroz und Lebensklarheit, das läßt sich nicht wägen und nicht messen. Freilich wenn wir die späteren Entfaltungen dieses Motivs in Raabes Werken ins Auge fassen, dann könnte uns wohl ein ernster Zweifel daran aufsteigen, daß er hier aus Eigenem schuf. Denn da verschiebt sich mitunter in dem Streit zwischen dem verlorenen Sohn und der Heimat das Urteil über Recht und Unrecht in das genaue Gegenteil. Aber wir stehen hier im Jahre 1861. Der Umbruch, den Raabe im Sommer 1859 erlebt hat, erweist sich ihm als unvermindert fruchtbar für sein Schaffen. Das ernste Zwiegespräch zwischen Fritz Wolkenjäger und Geber in „Nach dem großen Kriege“ war ihm keine Phrase gewesen. War damals der Kampf des einzelnen gegen die Heimat eine Schuld gewesen, so war es dies heute auch noch. Aber allen persönlichen Groll hinweg die Hand an das Schwert gelegt zum Kampf für die Heimat — das war heute die Lösung. Raabe hatte ja selbst längst seinen Frieden mit Wolfenbüttel geschlossen, und er hatte gerade jetzt den beglückendsten Preis sich errungen, den es ihm zu geben hatte.

Es ist überaus bezeichnend für das, was Raabe bei dieser Dichtung vorschwebte, daß das erste Bild, das er als Federprobe zeichnete, uns den jungen Helden in der Winternacht auf den Wällen in schweren Gedanken zeigt, weil sich ihm beim Anblick der Vaterstadt der Gewissensdruck immer enger um sein Herz legt. Nicht der Gedanke an den Fluch des Vaters bewegt ihn, sondern das Schuldgefühl der Heimat gegenüber, der er im Laumel selbstischen Trozes untreu geworden war.

Im Vergleich zu diesem beherrschenden Motiv der Romanfabel verliert der Rest der „Romantik“, die sich an den Leutnant Schwarze, den Kumpan des verräterischen Hauptmanns Springer, und an das heimliche Wirken Andreas Krigmanns knüpft, an Bedeutung. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß mit diesen Gestalten die Handlung in die Niederungen des nur Romanhaften hinabsteigt, so bildet doch ihr geheimer Kampf nur ein flüchtig dahingleitendes Gewölk, das sofort wieder den Blick auf das Ganze freigibt.

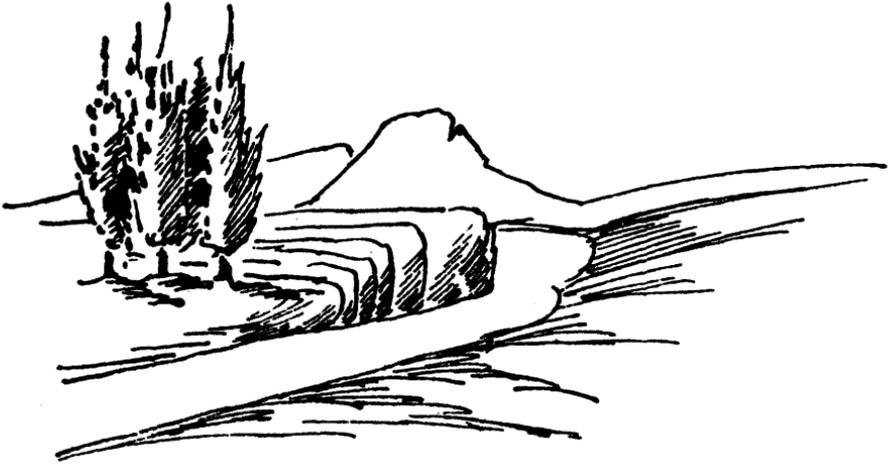
Die künstlerische Technik, mit der Raabe in „Unseres Herrgotts Kanzlei“ seine Aufgabe gemeistert hat, läßt alles hinter sich zurück, was

seine früheren geschichtlichen Erzählungen davon zeigen. Das gilt vor allem für den sprachlichen Ausdruck, den er hier fand. Nur wenige Leser werden etwas von dem Umfang ahnen, in dem er längere Stellen aus seinen Quellen mehr oder minder wortgetreu in seinen Text übernommen hat. So eindringlich hat er sich in den Geist der Sprache jener Zeit versenkt, daß ihm das unmerkliche Übergleiten vom Entlehnten zum Eigenen mühelos gelang. Er hütet sich dabei freilich wohl, sich zum Sklaven zu machen. Seine Einfühlung in die Ausdrucksform der Vergangenheit hindert ihn nirgends, seinen Menschen persönliche Klangfarbe zu leihen. Er beherrscht die vorsichtige Kunst der Andeutung, die der fatalen Wirkung eines naturalistischen Gehabes ebenso bewußt aus dem Wege geht wie der naiven Übertragung von Gegenwartsgeplauder auf die Zeit Luthers. Hätte er damit Schule gemacht, es wäre uns vieles erspart geblieben, was gefeierte Modeschriftsteller des 19. Jahrhunderts uns unter der Herrschaft des historischen Geistes ihrer Zeit als überzeugende Geschichtsbilder zugemutet haben.

„Unseres Herrgotts Kanzlei“ ist ein echtes deutsches Heldentuch. Es ist gewiß herausgeboren aus protestantischem Geiste; aber obgleich der Kampf, den es schildert, ein Ausschnitt aus den leidenschaftlichen Glaubensfehden des nicht gar zartbesaiteten 16. Jahrhunderts ist, bewahrt sein Dichter uns vor jeder ernstlichen Verstrickung in den konfessionellen Hader. Er sagt uns, was den Streit gebiert; aber dann zeigt er uns mit jedem Schritt weiter, daß es um mehr geht als um Theologengezänk, daß es in Wahrheit geht um die Unbestechlichkeit deutschen Mannestums und um tief verwurzelte Heimatliebe.

Die Verhandlungen über die Drucklegung des Romans führten zum Bruch Raabes mit dem Berliner Verleger Schotte. Das Vertrauen, das er einst auf diesen gesetzt hatte, war von Jahr zu Jahr geringer geworden. Nun gab die Klage, die Schotte über den kläglichen Absatz des Romans „Nach dem großen Kriege“ erhob, dem Dichter den Anlaß zu einer ernsthaften Abrechnung, in der das Schicksal der allerorts gepriesenen und so wenig gekauften „Chronik der Sperlingsgasse“ eine besondere Rolle spielte. Um so fester wurde durch diesen Bruch Raabes Verhältnis zu „Westermanns Monatsheften“, die „Unseres Herrgotts Kanzlei“ außerordentlich freundlich willkommen hießen. Seine volle Wirkung hat dieser Roman freilich erst entfaltet, als er nach nahezu dreißig Jahren dorthin zurückkehrte, von wo er ausgegangen war: in das

Goldene Weinsäß zu Magdeburg, in dem Markus Horn von seinem Jugendfreund Ulemann und dem Hauptmann Kindelbrück zum Rottmeister eines Söldnerhaufens der Stadt gewonnen wird. Die Buchhandlung, in der er seine Lehrzeit verbracht hatte, half vom Jahre 1889 an dem Dichter erfolgreich, für Unseres Herrgotts Kanzlei Papier aufzuwerfen.



II. Aufstieg zur Meisterschaft

Der Erziehungsroman

Neue Lyrik



Die Vollendung von „Unseres Herrgotts Kanzlei“ bedeutete einen Markstein auf dem Wege von Raabes Schaffen. Er hatte die Aufgabe des geschichtlichen Romans, die ihm in seinen ersten Dichterträumen erschienen war, als Meister

gelöst. Er hatte sich damit ein Feld erobert, auf dem in seiner Zeit, die so stark im Bann der Geschichte stand, am leichtesten und sichersten die Früchte des Erfolges zu ernten waren. Raabe streckte nicht die Hand danach aus. Wohl kehrt er auch künftig immer wieder zur Geschichte zurück. Es bleibt seiner Phantasie noch auf lange hinaus die Lockung, ihre Ranken um Vergangenes zu schlingen, Versunkenes zu erwecken und neu zu befehlen, aber es handelt sich dann um kleinere Erzählungen, die abseits seines eigentlichen Weges liegen, um Blumen, die er, rastend von der Mühsal eines steilen Aufstiegs, pflückt. Sein Ziel führte an ihnen vorbei zu höheren Gipfeln. Aber den Erzähler wuchs von dieser Wegmarke an immer bewußter, immer siegreicher der Dichter hinaus. Die Eroberung der Kunstmittel ist abgeschlossen, der Weg ist frei zu einer immer umfassenderen Eroberung des Lebens durch die Kunst.

Es ist sicher kein Zufall, daß in dem gleichen Zeitpunkt der Lyriker Raabe seine höchste Form gewinnt. Die Liebe allein ist nicht daran schuld. Wohl schmilzt ihre stille Blut manches Schlackenhafte in ihm aus. Unter ihrem Einfluß überwindet er das spielerisch Romantische seiner lyrischen Anfänge ebenso rasch wie das Pathos seines nationalen Prophetentums, um eine tiefe Innigkeit dafür einzutauschen. Aber es zeigt sich klar genug, daß auch die Liebe ihm jetzt unmittelbar zu einer Macht wird, die ihm den Sinn des Lebens enträtseln soll. Daß der Dichter, der in seinen Jugendwerken dem Erotischen seinen Platz angewiesen hatte, aber zugleich immer wieder die Warnung vor seinem sinnverwirrenden, lebenszerstörenden Einfluß hatte aufsteigen lassen, die

menschlichen Offenbarungen seines Gefühls von diesem Zauber frei hielt, ist selbstverständlich. Aber auch so entquillt ihm keine reine Liebeslyrik. Die Geliebte wird ihm zum Sinnbild des Lebens, eines neuen Lebens der Innerlichkeit, das nicht gefeit ist vor dem Angriff wilder Stürme und vor dem Neid der Götter, das dem Wandel durch alle Höhen und alle Tiefen unterworfen und doch stark genug ist, seinen Wert, und sollte es auch im Untergang sein, sieghaft zu bewahren. Es fehlt dem Herzen dieses mit den Gegensätzen des Lebens unablässig ringenden Dichters der Glaube an ein unwandelbares Glück. Er sieht fast immer ahnungsschwer hinter dem lachenden Tag die Drohung seines Widerspiels, seine scharfen Augen lassen sich durch den blinkenden Schein der Oberfläche kaum für einen Augenblick täuschen. Sie wissen immer, daß unter dem Gleisen der Grimm des Lebens lauert, das unerbittliche Forderungen bereit hält. Diese mißtrauische Einstellung zum Menschenglück, die in den Versen dieser Zeit so stark in Erscheinung tritt, dieser merkwürdige Drang, „Schatten im Sonnenschein zu denken“, ist nichts anderes als der Widerschein einer Dichterseele, die im Banne ihrer eigenen Gegensätzlichkeiten ihren mühsam gewonnenen Einklang sofort wieder in Frage stellen muß. Es mag ein bedrückender Gedanke sein, daß es kaum einen Dichter gegeben hat, der so wenig an seine Berufung zu ruhigem Glück hat glauben können, wie Wilhelm Raabe. Und doch liegt in dieser Tragik, die ihn zu einer heroischen Haltung in allen Wirrungen und Anfechtungen des Alltags zwang, der Keim zu dem Reichtum auch an Überwinderglück und Lebenstrost, den er für uns in seinem Werke ausgebreitet hat.

„Zu eigenen Höhen“ — unter dieser Überschrift hat der erste Herausgeber der Gedichte die Verse zusammengefaßt, die in dieser Zeit entstanden sind. In der Tat beleuchten sie den neuen Anstieg des Dichters. Ja, ihr Licht fällt wegweisend voraus auf die steilen Höhen, die seine Kunst im Bunde mit seiner Lebensergründung in den großen Meisterwerken der Stuttgarter Zeit erklimmt. Aber es wäre grundfalsch, wollten wir aus ihnen auf einen zwischen Tauchzen und Bangen sich bewegenden Wandel seiner Lebensstimmung in den letzten Wolfenbütteler Monaten schließen. Von dem Einfluß des Alltags auf Raabes Dichten haben wir eine sehr geringe Meinung. Es sind immer viel grimmiere Gesichte, die die Wogen seines Gefühls erregen.

Wir haben für diese Zeit einen Zeugen, der das Dasein des Dichters getreulich begleitete. Das ist das erste der sieben Notizbücher, die uns im

Nachlaß erhalten sind, und es ist zweifellos von allen das fesselndste, weil es in seinem krausen Durcheinander das unmittelbarste ist. Es ist vorn und hinten begonnen. Die erste Eintragung ist die Federprobe zu „Unseres Herrgotts Kanzlei“. Es enthält Entwürfe und Bruchstücke in erster Niederschrift aus diesem Roman, ferner aus den „Leuten aus dem Walde“, dem „Hungerpastor“ und „Else von der Lanne“. Dazwischen stehen in buntester Willkür Gedankensplitter, Titel künftiger Werke, die über diesen Aufsatz nie hinausgediehen sind, Tagebuchnotizen, Adressen, vier melancholische Seiten mit Aufzählung ärztlicher Besuche, Ausgabenkonten, Lesefrüchte u. dgl. Auch der Zeichner Raabe hat hier seine Spuren hinterlassen. Gleich hinter dem ersten Lastversuch zu „Unseres Herrgotts Kanzlei“ sehen wir Markus Horn auf den Zinnen des Walles stehen, den Blick der Stadt zugewandt, und das Mägdelein, das der Stift auf die andere Seite gesetzt hat, ist wahrscheinlich Regina Lottther. Sicher sind sie es beide vereint, die später im Ausblick zu den ersten Schwalben dargestellt werden; denn ein gleichzeitig festgehaltener Gedankenblitz macht das wahrscheinlich. Ein kleines Kunstwerk von höchster Meisterschaft ist unter den Skizzen, eine Federzeichnung von winziger Größe, die mit un-nachahmlicher Eindruckskraft drei auf eine Dase zusprenkende Reiter darstellt.

Dieses Büchlein enthält auch die ersten Niederschriften der kostbarsten lyrischen Offenbarungen Raabes. Am 2. September 1861 setzt die Reihe ein mit dem schwermütigen Lied von der H a n d d e s M e n - s c h e n , die eine Kinderhand ist und fallen läßt, was sie hält, die den Kranz zerpflückt, den ihr das Glück gereicht. Das Motiv taucht schon in dem zweiten Roman „Ein Frühling“ auf. Aber jetzt hat es sich ihm unter dem Druck ahnungschwerer Erkenntnis vom Menschentum zu einem funkelnden Kristall von dunkler Blut gestaltet. Es klingt in diesen Versen dieselbe Klage auf, mit der in Goethes „Lasso“ die Prinzessin ihre tragische Gebundenheit verrät:

So selten ist es, daß die Menschen finden,
 Was ihnen doch bestimmt gewesen schien.
 So selten, daß sie das erhalten, was
 Doch einmal die beglückte Hand ergrieff.

Und unmittelbar nach dieser wehvollen Erkenntnis des allgemeinen Menschenlofes wird es dem Dichter Not zu fragen, wonach seine eigene

Kinderhand im raschen Wechsel der Stunden greift. Und er singt am gleichen Tage das Lied seiner Sehnsucht.

Auf alle Höhen	Von allen Wundern
Möchte ich steigen,	Möchte ich künden.
Zur kleinsten Blume	Gewaltig Sehnen,
Mich niederneigen,	Unendlich Schweifen,
Die tiefsten Tiefen	Im ewigen Streben
Möcht' ich ergründen,	Ein Nieergreifen.

Aber während er noch im Banne dieser Melodie steht, da setzt sie sich ihm schon ins Unrecht. Das Bild der Geliebten steigt in ihm auf. Er weiß wieder, daß sein Sehnen Ruhe gefunden hat und worin. Und so streicht er dann dreimal das „möchte ich“ und ersetzt es durch ein „wollte ich“. Und um ganz klar erscheinen zu lassen, daß die sehnsuchtsvolle Kastlosigkeit der Vergangenheit angehört, setzt er mit Bleistift unter die Verse als letzte Zeile:

Das war mein Leben.

Und nun ist der Weg frei für den Aufschwung des Gefühls, das jubelnd sich des neugewonnenen Reichtums sicher wird:

Lichtblauer Schleier
Sank nieder leise;
Im Liebesweben
Goldzauberkreise —
Ist nun mein Leben.

„Beruhigung“ schreibt er jetzt über die Verse. Wir aber wissen nun, daß er damit die Beruhigung von den schwermütigen Gedanken an die Kinderhand des Menschen meinte. Zugleich aber gewinnt er die Gewißheit von etwas Unverlierbarem, das keine Kinderhand zu zerpfücken vermag.

Nun sind umschlossen
Vom engsten Ringe
Im stillsten Herzen
Weltweite Dinge —

in diesen vier Zeilen leuchtet ahnungsvoll der Stern auf, dem des Dichters Leben und Werk zustrebt. Nach diesem Stern hat er die Bahn seines Schiffsleins in allen Stürmen auf dem Meere des Daseins, die es umtobten, ausgerichtet bis zuletzt. Und über keinem seiner Werke strahlt er heller als über dem letzten, das er schrieb.

Noch kannte Raabe das Meer aus eigener Anschauung nicht. Aber in seiner Vorstellung drängt es sich jetzt als Sinnbild immer wieder auf. Die Verantwortung für einen anderen Menschen, die er jetzt auf seiner Seele trug, rückt es ihm vor seinen Blick. Er fühlt wohl: ein Dasein, das seinen Inhalt von künstlerischer Berufung her erhält, kann niemals ein bedächtiges Schreiten auf festem Boden sein. Wem es um die Eroberung des Lebens geht, der muß den höchsten Einsatz wagen, der kann nicht daran denken, sein Dasein auf ruhige Sicherheit zu gründen, und ihm bleibt keine Wahl:

Viel besser, zu sinken im lustigen Wehn,
Als liegen und faulen und modern am Strand;
Viel besser, im Sturme zu Grunde zu gehn,
Als langsam verkommen, versinken im Sand!

Wieder gewährt uns das Notizbuch einen Einblick in die Gegensätzlichkeit der Lebensstimmung und der dadurch herausgebannten Phantasiebilder, von der sein Schaffen bestimmt ist. Am 20. September hält er die Vision seiner Seefahrt fest, an deren Ende er Flagge und Segel zerlegt gesunken, das Steuer seines Schiffes zerbrochen sieht. Tags darauf bannt er die Drohung durch den Ausblick zu seiner „Stella maris“. Aber er kommt von dem Motiv nicht los. Am 29. September schreibt er den ersten Teil des Gedichtes von dem glückhaften „Schiff aus Portugal“ nieder, am 4. Oktober den zweiten, der seine jubelnde Gleichsetzung mit dem heldenhaften Entdecker Amerikas enthält. Als er aber dann in den „Leuten aus dem Walde“ dieses Gedicht benutzt, da stellt er die zuerst entstandene Schicksalsdrohung als dritten Teil an den Schluß und wandelt damit den jauchzenden Aufschwung wieder in entsagungsschweres Abklingen. Und noch einmal, am 15. Dezember, steigt das Meer vor ihm auf. Diesmal sieht er es wild zerrissen in dem Vernichtungskampf, den Tellus und Uranus mit Neun

führen, und er sieht den Menschen als wehrloses Opfer im Urweltringen der titanischen Gewalten:

In der Brandung stöhnt die Mythe,
Hallt im Donner und im Wind,
An den Fels mit wildem Schreien
Klammert sich das Menschenkind.

Und zwei Tage darauf, da setzt er der Vision dieses wilden Aufruhrs sein *M o n d l i e d* entgegen, das im Tagebuch den Titel „Stille der Natur“ führt, und zeigt, wie diese Stille das bebende Menschenherz vom Leide löst, und während er dort vor einem verderbenzuckenden Himmel den Menschen in seiner Verzweiflung sah, läßt er hier einen stillen Glanz aufleuchten, in dessen Schein aller Aufruhr des Irdischen machtlos verebbt:

Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit.
Schweigend geht Gottes Wille
Über den Erdenstreit.

Auch diese Verse nehmen wie die aus dem Gedicht „Beruhigung“ herausgehobenen eine weite Strecke künftigen Weges vorweg, und das Licht, das sie ausstrahlen, beleuchtet dann ein Weltbild, das im Augenblick dem Dichter noch ein Ziel der Sehnsucht war.

Noch ein anderes Gedicht, das in erster Niederschrift in dem Notizbuch erscheint, greifen wir heraus. „*D i e R e g e n n a c h t*“ heißt es. Eine Folge schauervoller Bilder entrollt es. Während draußen in den Gassen der Regen niederrauscht, quält sich ein verlassener Kranker auf seinem Sterbelager mit den Geistern längst verronnener Tage, deren Heimsuchung ihm sein Elend noch elender macht. Selbst des Dichters verständnisvolle Mutter erhob Einspruch gegen diese düstere Vision, die ursprünglich ein noch grimmigeres Gesicht trug als in dem veröffentlichten Text. Denn sich selbst malte der Dichter zuerst in dem todgeweihten, vom eintönigen Rauschen des Regens qualvoll gepeinigten Kranken.

Klarer als alle anderen Schattenbilder dieser lyrischen Zeit des Dichters zeigt uns dieses Gedicht, daß es sich bei dem Heraufbannen finsterner Lebensdrohungen in der Tat um ein krampfhaftes Suchen nächtiger Gegenbilder zu den lachenden Verheißungen des Tages handelt. Eigentlich zum erstenmal in seinem Leben grüßte ihn ein voller Erfolg.

Innerhalb dreier Tage hatte er zwei neue Bücher den Verlegern zugesandt: am 5. September seine zweite Novellensammlung „Verworrenes Leben“ an Flemming in Glogau und am 7. September „Unseres Herrgotts Kanzlei“ an Westermann. Am 9. September war ihm dieser Roman unbefehlen unter Bewilligung seiner Forderungen noch einmal von dem Berliner Verleger Otto Janke abgefordert worden. Er hatte auf die Zukunft getröstet werden müssen. Aber sicher wird der Dichter, der am Abend dieses Tages im Hause seiner Braut weilte, diesen Brief, der deutlich genug von der Bewertung seiner Kunst zeugte, in die Waagschale des Glücks geworfen haben. Dann meldet das Tagebuch: „Regen in der Nacht“. Und am folgenden Tage, während der Sonnenschein durch sein Zimmer flutet, beginnt er:

Ein armer Mann lag ich auf meinem Lager
Und horchte, wie der Regen niederrauschte.
Ein altes Weiblein, giftig, gelb und hager,
Krankheit genannt, hielt Wacht,
Und es war Nacht,
War lange, schaurig kalte Regennacht.

Wir brauchen wirklich nicht darauf hinzuweisen, daß das Tagebuch für den 9. September „Nixe“ notiert, um die Beschränkung des Erlebnismotivs für diese „lange schaurig kalte Regennacht“ zu erkennen. Es gilt auch hier wie für die „Kinder von Finckenrode“ das Wort: *Maxima de nihilo nascitur historia*. Die Richtung aber bei der Steigerung der Winzigkeit ins Grausame erklärt sich uns aus der Empfindsamkeit einer Seele, der nach jedem starken Eindruck, den ihr das Leben vermittelt, sei es Glück oder Leid, die Komplementärfarben sich aufdrängen.

Wir dürfen diese Bedingtheit seines Schaffens nicht vergessen, wenn wir nicht in Gefahr kommen wollen, als Wandlung der Lebensstimmung und des Lebensbildes zu deuten, was nur auf ihr beruht. Die Fähigkeit aber, „Schatten im Sonnenschein“ und umgekehrt Sonnenlichter im Schattendunkel nicht nur zu „denken“, sondern auch mit Anspannung aller Sinnenkräfte zu durchleben und dann widerzuspiegeln, ist vielleicht die bedeutendste Grundlage der humoristischen Darstellungskunst, die nur eine Klippe kennt, an der sie unbedingt scheitern muß: Einseitigkeit.

Der Erziehungsroman Heirat und Übersiedelung nach Stuttgart

Der Anstieg, den Raabes Epik unter dem Einfluß einer nun immer bewußter werdenden Lebenseroberung beginnt, ist gekennzeichnet durch seine schrittweise Loslösung von der Romantik, jener Romantik, die nicht in seinem Wesen lag, aber ihm um ihres Spannungsreizes willen unentbehrlich erschienen war. Er hat dieser Kinderromantik, wie er sie nannte, noch in seinen alten Tagen das Wort geredet, er hat in ihrer kindlichen Lebenstauschung eins der Mittel gesehen, die der Menschheit bei den unablässigen Angriffen von Gram und Grimm zur Beruhigung unentbehrlich sind. Aber von seinem Wege hat er sie von jetzt ab in immer steigender Folgerichtigkeit verbannt. Sie stand ihm im Wege bei seinem Suchen nach dem Sinn des Lebens, sie setzte zu gern den holden Schein an die Stelle des unerbittlichen Seins. Aber er brach nicht in einem jähen Ruck mit ihr. Das lag nicht in seiner Art. Er wuchs aus ihr heraus, wo es ihm um das Ganze ging. Doch er wußte wohl, daß es kein pausenloses Ringen mit dem Proteus Leben gibt und geben soll. Und in den Pausen des Atemholens reichte er der naiven Kinderromantik doch noch eine Zeitlang die Hand.

Die neue Aufgabe, die er jetzt vor sich sah, war der Erziehungsroman. Es galt ihm, schaffend Klarheit zu gewinnen über die Gesetze der Entfaltung und über die Mächte, die bei ihr entscheidend mitwirken. In drei Stufen vollzieht sich die Lösung der Aufgabe. Auf der ersten werden ihm die leitenden Mächte seiner eigenen Entwicklung zu segensreich wirkenden Erzieherpersönlichkeiten, auf der zweiten Stufe steigt hinter der zielsetzenden Erziehung ein erstes Fragezeichen auf, und die Auseinandersetzung zwischen dem nach eigenem Gesetze sich entfaltenden Dämon und der Welt steht im Mittelpunkt, und auf der dritten Stufe fällt der Erzieher selbst der ironischen Kritik des Schicksals anheim, weil er in überheblicher Bewußtheit die eigene Einseitigkeit zum Maßstab der menschlichen Dinge macht.

Zwei Sterne leuchten Raabe auf diesem neuen Wege vor: Goethe und Dickens. Goethe wird in dieser Zeit von ihm neu entdeckt, und was er in seinem biographischen Briefe an Thaddäus Lau über sein Verhältnis zu ihm geschrieben hatte, ist bald überholt. Seit dem Herbst 1859 besaß er die Gesamtausgabe der Werke Goethes. Von nun an erfreut sie sich auf seinen Bücherbrettern keines geruhssamen Daseins mehr. Immer

Klarer offenbart sich ihm Goethe als der große deutsche Lebensführer, der ihm so manches Rätsel seines eigenen Ringens lösen hilft. Jetzt bleibt er nicht mehr im „Wilhelm Meister“ stecken, sondern er findet in ihm, was ihm die eigene Entfaltung deutet. Vor allem aber gibt ihm Goethe beruhigend das Bild des Lebens wieder, das er ahnungsvoll schon in seinen ersten Werken als das wahre erkannt hatte, das ihm aber arm und eng erschienen war, weil es der leidenschaftlichen Bewegtheit ermangelte. Jetzt gehen ihm die Augen auf für die grenzenlose Weite und Tiefe des Lebens, wie es vor den leuchtenden Augen des begnadeten Sehers lag.

Im engsten Ringe,
Im stillsten Herzen
Weltweite Dinge —

war das nicht auch der sicher umhegte Garten des Friedens, dem Goethes Wandern auf dem Wege der Entfagung zugestrebt war?

Dickens war Raabe seit seiner Jugend vertraut. Er war ein Lieblingsdichter seiner Mutter, und sie wird ihre Vorliebe an den Sohn weitergegeben haben. Der Einfluß auf den werdenden Dichter ist unschwer nachzuweisen. Dickens' Weihnachtserzählungen führen uns in eine ganz ähnliche Stimmungswelt der gemütsvollen und humordurchsonnten Enge wie Raabes Erstlingswerke. Die scharf satirischen Anklagen, die Dickens in „Nicholas Nickleby“ gegen das Glend der ausgebeuteten Puzmacherrinnen und gegen den heuchlerischen Wohltätigkeitsport der Damen der vornehmen Gesellschaft erhob, fanden in „Ein Frühling“ einen zu prophetischem Pathos gesteigerten Widerhall. Auch die Lektüre von „Martin Chuzzlewit“ hat in den beiden ersten Erzählungen Raabes leichte Spuren hinterlassen. All das waren Einzelheiten gewesen. Jetzt aber wurde die Art, wie der Brite die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens einzufangen verstand, für Raabe Gegenstand eines eindringlichen Studiums. Es wird dem kritischen Blick Raabes schon jetzt nicht entgangen sein, daß Dickens kaum so etwas aufzuweisen hat wie eine Entwicklung seiner Gestalten, daß diese beim Vorwärtsschreiten wohl einen Schleier nach dem anderen zerreißen, der ihnen die Augen trübt, daß sie aber letzten Endes in allem Wandel des Geschehens die bleiben, die sie am Anfang waren. Insofern war Dickens ein unbrauchbares Vorbild gerade für den Erziehungsroman. Aber sein scharfer Wirklichkeitsblick, der rastlos das verwirrende Getriebe des äußeren Lebens durchmusterte und seinem Geist einen unvergleichlichen Reichtum unverwischbarer Eindrücke vermittelte, und im Bunde damit

seine leichtbeflügelte, spielend in die Breite sich entfaltende Phantasie waren stark genug, diesen Mangel vergessen zu lassen. Und sein unfehlbares Gedächtnis, das von frühester Kindheit an das einmal Geschaute in der Bestimmtheit seiner feinsten Konturen festzuhalten verstand, bildete die Grundlage einer so bezwingenden Anschaulichkeit, wie sie nur wenige Romanschriftsteller erreicht haben. Gerade damit aber bot die Weltanschauung Dickens' eine willkommene Ergänzung zu dem tief durchseelten, aber wirklichkeitsfernen Weltbild, das sich in Goethes „Wilhelm Meister“ entfaltete. Kein Wunder, daß Raabe bei seinem Laufen nach einem umfassenden Bilde des Lebens in Dickens einen Meister fand, dessen Führung ihm im Augenblicke unschätzbar war. Goethes heitere Lebenstiefe und Dickens' huntbewegte Lebensweite zu einer neuen Einheit zu verschmelzen, das war ein lockendes Ziel. Das Lieblingskind des Briten „David Copperfield“ war es, das ihm die Augen dafür öffnete. Die Erkenntnis dieses Weges scheint Raabe blitzartig überfallen zu haben. Am 25. Oktober liest er den Roman. Am nächsten Tage schon vermerkt er den Beginn seiner neuen Dichtung, die zunächst den Titel „Robert Wildbahn“ trägt. Zuversichtlicher als sonst geht er an das große Werk. Er gönnt sich keine Zeit, den Plan in allen Einzelheiten ausreifen zu lassen. Er macht sich sogleich an die Niederschrift, freilich mit dem Ergebnis, daß die Arbeit dann plötzlich ins Stocken gerät. Nach seiner Art legt er etwas anderes ein, das ganz abseits liegt von dem Wege, den er vor sich sieht. In kürzester Frist wirft er die Novelle „Das letzte Recht“ hin, die ein quälendes, abenteuerliches Geschehen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts malt. Den Inhalt bildet die schleichende Rache einer Schuld, die nicht verjähren kann, und der Sieg zweier jungen, hoffnungsarmen Menschenkinder über einen schurkischen Gefellen, der selbst den verfeimten Henkerberuf nicht als Mittel zur Erreichung seiner Zwecke verschmäht und den Gottes Gericht im Augenblicke seines Triumphes zerschmettert. Sehr nachträglich erscheint uns dieses unheimliche Zeitbild gegenüber dem Neuen, das in dem Dichter wach geworden ist. Der Eindruck drängt sich uns auf, daß seine Phantasie einen düsteren Hintergrund gesucht hat für den Silberglanz seines Mondliedes, das er der Laurentia Heyligerin in Seele und Mund legt; denn die Verse

Schweigend geht Gottes Wille
Aber den Erdenstreit

leuchten über dem dunklen Gewirr von Schuld und Sühne, das sich hier abrollt.

Kurz nach Abschluß der Novelle zerreißt er dann die sechs abgeschlossenen Kapitel des neuen Romans, um bedächtigt mit einer gründlichen Durcharbeitung des Planes von vorn zu beginnen. In seinem Notizbuch ist uns davon ein lückenloses Personenverzeichnis erhalten geblieben. Die Ausarbeitung des auf drei Bände berechneten Werkes nimmt den Rest seiner Wolfenbütteler Zeit in Anspruch, gibt dann aber noch monatelang seinem neuen Leben in Stuttgart den wichtigsten Inhalt.

Den Wunschtraum, den Raabe im Jahre 1859 von seiner Reise durch die deutschen Gauen heimgebracht hatte, einmal in der schönen Neckarstadt sich seinen Herd zu gründen, hatte er zäh festgehalten. Zweimal war er seitdem wieder zu kurzem Besuche dorthin zurückgekehrt. Vom 21. bis zum 28. August 1861 hatte er zum zweitenmal an der Tagung des Deutschen Nationalvereins, die nach Heidelberg einberufen worden war, teilgenommen, und von da hatte er einen Abstecher nach Stuttgart gemacht. Von neuem hatte ihn die warme Aufnahme, die er vor allem bei der Familie Höfer fand, beglückt. Und am 8. März 1862 hatte er sich mit Braut und Schwiegermutter aufgemacht, um die Vorbereitungen für die Übersiedelung nach dem Süden zu treffen. Eine Wohnung war gemietet und die Herstellung der Möbel in Auftrag gegeben worden.

Am 24. Juli 1862 führte Raabe in der Kirche Beatae Mariae Virginis, deren Stil in eigenartigster Weise den Ernst der Gotik mit den heiteren Formen der Renaissance vereint und die damit wie ein Sinnbild für des Dichters eigene Kunstform erscheint, seine Braut zum Altar. Erfüllt war die Verheißung:

Die Glocke von Sankt Marien
Hoch über der Liebsten Haus
Tönt über die Welt und das Leben,
Hallt über den Tod hinaus!

Es war ein Glück, daß er ein Humorist war; denn selten in seinem Leben drängten sich ihm die hohnvollen Gegensätze des Daseins so eng zusammen wie gerade jetzt. Der Empfang, den ihm Stuttgart bereitete,

war alles andere wie verheißungsvoll. Das junge Ehepaar sollte sogleich einen wirkungsvollen Eindruck von der unbekümmerten Leichtigkeit süddeutscher Lebensauffassung bekommen. Weder hatte der Wirt des Hauses Gymnasiumstraße Nr. 13 für die rechtzeitige Instandsetzung der Wohnung gesorgt, noch hatten die Handwerker daran gedacht, zu dem verabredeten Termin die bestellten Möbel fertigzustellen. Gegen den Wirt mußte die energische junge Frau sogar den Beistand der Polizei anrufen. So zog die erste der Flitterwochen ein recht ironisches Gesicht. Es galt nicht nur, im Hotelzimmer sich an Geduld zu gewöhnen; es gab ein endloses Umherlaufen in der fremden Stadt und unerquickliche Auseinandersetzungen mit den Säumigen, bis sich das Chaos einigermaßen lichtet und die Wohnung bezogen werden konnte. Dann freilich zeigte sich alsbald, daß die Übersiedelung nach dem Süden in keinem wesentlichen Punkte einen Einschnitt in Raabes Leben bedeutete. Der Verkehr beschränkte sich zunächst, da Edmund Höfer auf Reisen war, auf Familien, die mit den jungen Eheleuten durch landsmannschaftliche Beziehungen verbunden waren, auf die Familie der Frau Baurat v. Basse, deren eine Tochter sich schriftstellerisch betätigte, die des Obersten von Hamel und die des Generals v. Buttler. Und der Dichter selbst nahm sich keine Zeit, auf dem neuen Heimatboden neue Eindrücke zu sammeln. Kaum sind die Betten in der Wohnung aufgeschlagen, kaum ist ein Tisch zum Schreiben frei, so geht er an die Arbeit. Die Sorge hegt ihn, denn zum erstenmal hat er ein erst entstehendes Werk an den Verleger verkauft, und die ersten Korrekturen der „Monatsblätter“ treffen aus Braunschweig ein, als etwas mehr wie die Hälfte des Ganzen im Manuskript vorliegt. Dem Freund Glaser ist bei dieser Sachlage nicht weniger schwül zu Sinn. Wird Raabes Feder mit dem Drucker Schritt halten können? Und er drängt und drängt. Dieser aber ist seiner Sache sicher. Er kann sich sogar eine kleine Unterbrechung leisten. Als ihn der Herausgeber der Wiesbadener Zeitschrift „Die Maja“ um ein interessantes Stück aus dem Städtelieben des Mittelalters bittet, macht er sich unverzüglich daran, „E i n e G r a b r e d e a u s d e m J a h r e 1609“ abzuschließen, die ihn schon vor Jahresfrist beschäftigt hatte. Am Tage nach Empfang des Auftrages sendet er die vollendete Arbeit ab.

Damit entsteht eins der sonderbarsten Werke Raabes. Wir können es als ein künstlerisches Exzerpt bezeichnen, das freilich mit eigenen Zutatzen des Dichters durchsetzt ist. Es handelt sich um jene greulich hölzerne

Grabrede, die Aaron Burckhart dem Georg Kollenhagen in der Magdeburger Ulrichskirche am offenen Grabe hielt. Wir hatten gesehen, daß Raabe ihr die Anregungen zu seiner ersten geschichtlichen Erzählung, dem „Studenten von Wittenberg“, verdankte. Dieser Umstand allein wird es gewesen sein, der ihm die undankbare Aufgabe nahegelegt hat. Die Dankbarkeit gegenüber seiner ersten geschichtlichen Quelle war der Beweggrund zu dieser Arbeit und vielleicht auch der Wunsch, das Unrecht, das Aaron Burckhart seinem Liebling Kollenhagen angetan, so weit es möglich war, wieder gutzumachen. Energisch tilgt er die endlosen Strecken der öden theologischen Litanei und die qualvollen Aneinanderreihungen bitteren Erdenjammers, um desto nachdrücklicher dem Dichter des „Froschmeuslers“, von dem Aaron Burckhart nichts zu sagen wußte, zu seinem Rechte zu verhelfen, um von dem Grabe den Blick abzulenken auf das, was den Tod überdauert. Durch das Ganze aber läßt er den Sonnenschein des Himmelfahrtstages fluten, und über die Häupter der Trauergemeinde läßt er den „bunten Kirchensperling“ Kollenhagens flattern und von der Unsterblichkeit der Dichter und Sänger zeugen.

Die Leute aus dem Walde

Am 1. November 1862 setzte Raabe den Schlußstrich unter „Robert Wildbahn“. „Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale“ heißt der Roman jetzt. Der Name Wildbahn hat sich darin in Wolf verwandelt, ohne in seiner Sinnbildlichkeit an Wildheit einzubüßen.

Denn von der Wildheit des Lebens und der in ihr eingeschlossenen Menschen nimmt die Erzählung ihren Ausgang. Endgültig ausgeträumt ist der Traum des Idylls, das wohl durch den Einbruch leidenschaftlicher Mächte gestört, aber nicht überwunden werden konnte. Der Schleier ist zerrissen. Die grausame Erbarmungslosigkeit einer gnadenlosen Wirklichkeit liegt offen vor dem Blick. Nicht leicht macht sich der Dichter seine neue Aufgabe. Aus dem Rehrichthaus des Lebens holt er sich seinen Bögling heraus, um an ihm die Macht der Sterne und den Segen helfender Liebe zu erweisen. Ein Hauch aus Nislheim, die beklemmende Atmosphäre des Zentralpolizeihauses weht uns an, wenn wir durch die Lebenspforte treten, die uns der Dichter öffnet.

Robert Wolf, ein Kind des Winzelwaldes, dessen Wildwuchs nur vorübergehend von der treuen Hand eines Dorfpastors beschnitten werden konnte, ist in der Großstadt in Polizeigewahrsam geraten, weil er seine Empörung über die ihm unverständliche Lebenshaltung seiner Jugendfreundin Eva Dornbluth an ihrem vermeintlichen Galan, dem Freiherrn Leon von Poppen, allzu handgreiflich ausgelassen hat. Aber der Lebensbericht, der ihm in der dumpfigen Polizeistube bei seinem Verhör entlockt wird, weckt in einem der Anwesenden ein ungeahntes Echo. Der alte Polizeischreiber Fiebiger, der das Protokoll über den Sünder zu führen hat, stammt selbst aus dem Winzelwalde, und das Dorf Poppenhagen, wo Robert Wolf mit Eva Dornbluth unter der Obhut des guten Pastors Lanne eine Ahnung von einer weiteren Welt jenseits seines Waldes erhielt, ist ihm durch schwereres Jugenderleben nur allzu vertraut geblieben. Der alte Menschenkenner, dem die unheilswangeren Registerbände seines Berufs das freie Herz nicht haben verhärtet können, sieht mit seinen scharfen Augen, daß der junge Landsmann, der seine erste schwere Lebensenttäuschung zu verwinden hat, ohne eine kraftvoll zugreifende Hand unrettbar in einem der Sümpfe des Daseins versinken muß. Und weil er fühlt, daß er selbst die Sorge für ein junges Menschenkind als Gegengewicht gegen die bedrohliche Last jener Bände notwendig hat, greift er unbedenklich zu, nachdem er sich vergewissert hat, daß es sich lohnt. Er nimmt Robert Wolf als Lebensgenossen zu sich und macht den weltfremden Knaben zum Schüler seiner reichen Erfahrungen. Er öffnet ihm die Augen für Welt und Menschentum, bis die Angst vor der Verworrenheit der Gesichte der Klarheit weicht. Aber er kennt seine Grenzen; er weiß, daß seine Lebensmahnung „Gib acht auf die Gassen!“ der Ergänzung bedarf. Und so teilt er bedächtig seine Erziehungsarbeit mit seinem Jugendfreunde aus Poppenhagen, dem einsam auf seiner Warte wohnenden Astronomen Heinrich Wlex. Dieser lenkt den Blick des Knaben aus dem trüben Widerstreit der Menschenwelt hinauf zu der ewigen Harmonie der Gestirne, aber er weist ihm auch jene unsichtbaren Sterne, die machtvoll leitend dem unsicheren Streben des Menschengesistes Weg und Ziel weisen. Denn er ist ein Philosoph, der unablässig das Ewige in der flimmernden Flut der Erscheinungen sucht. Und er leitet zugleich seinen Bögling durch die Schulwissenschaften hindurch bis zu der Pforte, die den Weg zur Hochschule freigibt. Aber neben dem Einfluß der beiden Erzieher wirkt noch eine andere, unberufene Macht auf den Jüngling,

von der die beiden Alten zunächst nichts ahnen: die verschwiegene Liebe zu Helene Wienand, der Tochter des reichen Bankiers. Sie hat Robert Wolf die grimmige Selbsttäuschung um Eva Dornbluth vergessen lassen. Zu derselben Zeit, da er in Siebiger einen zweiten Vater fand, hatte die Jugendfreundin die Erfüllung ihrer Sehnsucht erlebt. Roberts Bruder Friedrich Wolf, der voreinst noch zielloser als jener aus dem Winzelwalde in die Welt hinausgestürmt war, um für die Jugendgeliebte sich seinen Teil von ihr zu erobern, war aus Amerika zurückgekehrt und hatte Eva, die nur auf ihn geharrt und für ihn inmitten eines von glitzerndem Schein und versteckter Gier umwitterten Daseins sich klug und stark gemacht hatte, als tapfere Weggenossin seines ruhelosen, aber kraftvollen Abenteuerlebens an sich gefesselt. Sie hatten rücksichtslos gebrochen mit der alten Welt und folgten anderen Sternen, als die waren, die über Robert Wolf funkelten. Diesem scheint das Schicksal selbst die Schranken niederzureißen, die seine Sehnsucht von der Erfüllung trennen. Ein großer Brand vernichtet das stolze Haus des Bankiers Wienand, und der selbstbewußte Geldmann bricht unter diesem Schlage seelisch zusammen. In Dunkel und Dumpfheit fristet er seine Tage, gepeinigt von dem Wahn, ein Bettler zu sein. Helenes Pflegemutter, das Freifräulein Juliane von Poppen, die Tante des lockeren Leon, ruft vergebens ihren Jugendgenossen Heinrich Wex zu Hilfe. Auch der Weise ist machtlos gegenüber dem Wahn.

Die drei „Entsagenden“ aus Poppenhagen im Winzelwalde, Wex, Siebiger und das Freifräulein, müssen sich bescheiden, der Zeit ihren Lauf zu lassen; sie können nur sorgend und segnend über ihren jungen Schützlingen wachen. Robert Wolf geht auf die Universität, Medizin zu studieren. Und während er dort zum Manne heranreift, geht das Schicksal seinen unheilvollen Gang. Der Bankier Wienand erwacht aus seinem Traum. Was der tiefen Weisheit des Sternsehers nicht gelang, das hat Leon von Poppens leichtfertige Schlaueit fertiggebracht. Er hat dem Kranken sein Selbstbewußtsein wiedergegeben und sich ihm dadurch unentbehrlich gemacht. Die peinigende Erinnerung an seinen Zusammenbruch peitscht den ehrgeizigen Mann zu immer verwegeneren Unternehmungen an. Der letzte Rest der Weichheit ist aus seiner Seele gewichen. Auch die Tochter ist ihm nur noch eine Zahl in seiner Rechnung. Kalt schreitet er über ihr Eigenleben hinweg. In Leon von Poppen sieht er den künftigen Schwiegersohn. Das Freifräulein, die einst seinem Kinde die Mutter

erfetzte, verbannt er aus seinem Hause. Grimmige Rastlosigkeit ist auf Heinrich Alex' Warte zu Gast, wo die drei Entsagenden nur immer wieder sich ihre Ohnmacht eingestehen müssen. Eine dunkle Wolke lastet über Robert Wolfs Studienzeit, die nur selten der Sonne heiterer Jugendlust den Weg freigibt. Da schreckt ihn ein Ruf von jenseits des Meeres auf, und ein neues Leben reißt ihn in seine Wirbel. Sein Bruder Friedrich ist in dem neuentdeckten Goldlande Kalifornien dem Klima zum Opfer gefallen, und seine tapfere Frau liegt im Tale des Duba, eines Nebenflusses des Sacramento, in einer Hütte im tödlichen Fieber und verlangt nach dem Schwager. Er folgt dem Ruf. Trauriges läßt er zurück, Traurigerem fährt er entgegen. Unerbittlich sind die Sterne. Was die Lehre der Gassen und der Aufblick zu den Sternen, was der Liebe Glück und Not an seiner Erziehung ungelöst gelassen haben, das soll das Leben draußen im wilden Westen, wo jeder Tag von neuem den ganzen Mann fordert, vollenden. In San Francisco trifft er den wackeren Schreinermeister Tellerling aus der Musikantengasse wieder, dessen treue Marie Eva Dornbluth damals nach Amerika gefolgt war und die dann ihren Ludwig nach sich gezogen hatte; er trifft hier den tapferen Hauptmann von Faber, und dieser führt ihn in das Innere des Landes an das Krankenlager der Schwägerin. So viel er der Sterbenden in ihren letzten Lebenstagen auch bedeutet, er wird sich ernst genug klar darüber, daß er von ihrem Grabe weit mehr mit fort nimmt, als er ihr geben konnte. Auch dieses heldenmütige Weib arbeitet mit an der Vollendung des Mannes in ihm. Die Frist bis zu dem Zeitpunkte, da der Wanderweg zum Missouri frei wird, benützt er auf Fabers Rat zum Goldgraben auf dem Abschnitt, der ihm als Erbe des Bruders zugefallen ist, und das Glück ist ihm hold, so wenig er danach fragt. Dann beginnt in Fabers Begleitung der lange Marsch landeinwärts bis zum Missouri, wo der Dampfer bestiegen wird, der die Freunde nach New Orleans bringt. In dem bunten Völkergemisch dieser von europäischen Auswanderern wimmelnden Stadt findet er wieder einen guten Freund aus der Musikantengasse, den Schauspieler Julius Schminkert, der aus dem Zusammenbruch seiner tragikomischen Ehe mit Angelika Stibbe nach Amerika geflüchtet ist und nun hier als Heldenspieler sich der Wirkung seines übersteigerten Pathos freuen darf. Er weiß dem Heimkehrenden viel Folgeschweres aus der Heimat zu berichten, was seine Ungeduld steigert. Leon von Poppen ist im Duell gefallen, und unter dem Einfluß

der politischen Erschütterungen — wir befinden uns am Ende der vierziger Jahre des Jahrhunderts — ist das Bankhaus Wienand in erneute Schwierigkeiten geraten. Ein überaltertes deutsches Zeitungsblatt, das der Zufall dem Hauptmann von Faber in die Hand spielt, bestätigt Schminkerts Mitteilungen; es zeigt darüber hinaus den Zusammenbruch des Bankhauses und die bevorstehende Zwangsversteigerung des alten Adelsgutes Poppenhagen an. Nun ist Robert doch des goldenen Schlüssels froh, den ihm das Glück zur Öffnung verschlossener Lebenspforten in die Hand gedrückt hat. Und durch die Art, wie er ihn dann benutzt, belohnt er das Vertrauen seiner Erzieher, des Realisten und des Idealisten, zu ihm. Er gewinnt sich die Braut und kauft das überschuldete Besitztum der Freiherrn von Poppen, nicht um im Triumph des Glücksjägers eine in Schuld und Schmach versunkene Aberlieferung fortzusetzen, sondern um als Arzt und Menschenfreund hier im Witzelwalde eine Stätte des Segens für andere zu schaffen.

Das ist der Ablauf einer Handlung, die sich durch ein buntes, breit angelegtes und figurenreiches Zeitbild zieht. Denn ein bestimmtes Zeitbild hatte der Dichter, wie auch späterhin meistens, im Auge. Hier freilich kam es ihm weniger auf die großen politischen Strebungen, als auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse an, die die Grundlage seiner Fabel bildeten. Es ist die Zeit des Vormärz, in der die Not auf deutschem Boden die Ziffer der Auswanderer besonders hochschnellen ließ, die Zeit, in der Amerika für viele tausend vom Leben enttäuschte Menschen-seelen das Land der Sehnsucht und der Freiheit war. Raabe sieht mit kritischem Blick in das gelobte Land. Wohl hat er herzliches Wohlgefallen an den starken, nicht zu beugenden Abenteurernaturen, wie Konrad von Faber und Friedrich Wolf, die mit beständigem Einsatz ihres Lebens Neuland für die darbenende Menschheit gewinnen; aber er sieht auch, daß der stolze Spruch „Der gab die Freiheit, der den Hauch des Lebens gab“ selbst im Lande der Freiheit immer nur für wenige Auserwählte gilt, die im grimmigen Kampf um das Leben Herr zu bleiben vermögen. Und so gibt er doch denen den Preis, die, unverlockt durch unbegrenzte Möglichkeiten, auf dem Boden der Heimat für sich und die Kommenden die Zukunft bauen.

Niemals zuvor hatte Raabe für seine Gesichte einen so weiten Rahmen gespannt wie in diesem Roman, und wir müssen zugeben, daß er es in San Francisco, im Tal des Juba und in New Orleans ebenso-

wenig an Anschaulichkeit fehlen ließ wie im Winzelwald und in dem Zentralpolizeihaus und in Nr. 12 der Musikantengasse in der Hauptstadt. Ja, er überrascht uns sogar am Rande des stillen Ozeans — im Jahre 1862, da Japan noch tief im Schlummer seines Mittelalters gebunden lag! — mit einer prophetischen Vision, die erst in unseren Lebenstagen schicksalschwangere Wirklichkeit geworden ist:

„Es wird eine Zeit geben, da wird die große Flagge der Zukunft hier entfaltet sein. Dann gibt es vielleicht ein England des Stillen Ozeans, welcher dann sehr lebendig sein wird. Wir nennen's heute Japan und stehen davor wie vor einem dunkeln stummen Rätsel. In jener Zeit werden gewaltige neue Nationen auf riesenhaften Schiffen zwischen den Ufern Asiens und Amerikas verkehren, wie jetzt zwischen Hull und Hamburg, Dover und Calais. Da wird die Zivilisation ihren Lauf um den Erdball vollendet haben, und die alte Europa, einst eine so schöne, blühende Jungfrau, einst geliebt von Zeus dem Götterkönig, wird dann ein vertrocknetes Mütterlein sein, das uralte und alte Schätze und Andenken in altväterlichen Kommoden und Schränken und in der Schürze hält.“

Niemals zuvor hatte Raabe die verschiedenartigsten Gestalten mannigfacher Lebenskreise so sicher durcheinander gewirbelt wie hier. Wohl ist die degenerierte Adelswelt, deren Mittelpunkt Leon von Poppens Mutter bildet, im Lichte der Satire gesehen, wohl streift mehr als einer von den Insassen des Hauses Musikantengasse Nr. 12 hart an die Grenze des Grotesken, aber nur um so stärker tritt das Neue in Erscheinung: des Dichters schroffe Abwendung von der romantischen Durchfärbung der Lebensfäden, die nicht nur in den geschichtlichen Erzählungen, sondern auch in „Nach dem großen Kriege“ so stark hervorgetreten war. Ein unerbittlicher Realismus hat jetzt die Herrschaft angetreten. In nüchternstem Licht liegt die Welt mit ihren scharfen Umrissen hier vor unseren Augen. Selbst die Natur ist ihres poetischen Zaubers entkleidet. Wir brauchen nur den gnadenlosen Winzelwald, in dem die Fieberkote der jungen Wölfe als finstere Anklage steht, zu vergleichen mit der aller Märchenwunder vollen Waldeinsamkeit, durch die Fritz Wolkenjäger seine Träume trägt, um des Wandels Klarzuwerden. Gewiß war damals die Romantik nicht zuletzt als beherrschende Zeitstimmung eingefangen. Aber auch Fiebiger und Ulex sind wie Wolkenjäger als Freiheitskämpfer in den großen Krieg gezogen, und die holde Zauberfee ist ihnen nach ihrer Heimkehr von Paris auf ihren harten Wegen nie begegnet.

Und der Dichter selber scheint sich bei einem Rückblick auf den verlassenen Weg ironisch des Wandels bewußt zu sein. Recht unermittelt spricht er einmal sein Urteil darüber aus:

„Von der nächsten Ecke herüber piff der Nachtwächter höchst unpoetisch die zwölfte Stunde. Es ist ein Jammer, die ganze Maschinerie der Romantik fällt allgemach auseinander, wir armen Teufel von Erzählern mögen noch so viel mit dem Federbart und dem Niglasen uns mühen: die Räder wollen nicht mehr, die Haken und Hebel sind zerbrochen; wie lange währt es noch, bis das Ding ganz stillsteht?“

Wer das Leben erobern will, muß erst einmal lernen, es ohne Illusion zu sehen. Diese Forderung drängt von nun an da, wo es um das Ganze geht, für Raabe die Romantik beiseite. Daß sein Weltbild deshalb nicht in der Prosa zu versinken brauchte, dafür war gesorgt. Freilich der Ersatz, den der Dichter in den „Leuten aus dem Walde“ für die verbannte Romantik anbietet, trägt ein gar zu grämlich altkluges Gesicht.

Die Aufgabe des Erziehungsromans hatte Raabe lösen wollen. Es läßt sich nicht leugnen, daß er vortreffliche Erzieher dazu bemüht hat. Fiebiger und Weg scheinen sich auf das schönste zu ergänzen. Aber — „trotz aller Lehrer, trotz aller Schulen steht der Mensch zuletzt doch immer allein seinem Schicksal gegenüber, und er allein hat mit seiner Persönlichkeit Antwort zu geben“. Vielleicht war es diese Erkenntnis, die Raabe veranlaßte, die rasch hingeworfenen sechs Kapitel des ersten Entwurfes wieder zu zerreißen. Vielleicht hat er dann erst den Grimm des Lebens und den Widerstand des Schicksals als weitere ausschlaggebende Erzieher eingeschaltet.

Die Hemmungen, aus denen sich die Schwächen seines Planes ergaben, lagen in ihm selbst, in seiner eigenen, jeder Regel spottenden Entwicklung; denn er selbst hatte schließlich nur einen Erzieher gehabt: die verständnisvolle Liebe seiner Mutter, die nicht leiten, sondern nur gewähren lassen konnte. So schuf er sich Erzieher aus den unpersönlichen Mächten, die, oft genug im Widerstreit miteinander, in seinem Innern lockend und warnend walteten, aus dem sehnuchtsvollen Idealismus, der ihn auf alle Höhen und in alle Tiefen lockte, und dem unerbittlichen Realismus, der ihn unablässig warnte, dem schönen Schein der Oberfläche zu trauen. Es war unvermeidlich, daß auf diese Weise eine allzu reichliche Zugabe an Theorie die Gestaltung belasten mußte. In der Tat liegt die Hauptschwäche dieses ersten Erziehungsromans in dem starken

Überwuchern der Reflexion. Nicht nur Fiebiger und Mez geben uns für unser Gefühl zu viel der goldenen Worte; selbst Konrad von Faber, der vom Leben gehärtete Mann der Tat, offenbart sich zum Schaden seiner Wesenseinheit zu sehr und zu oft als pädagogischer Redner. Der Zögling wird von einer solchen Fülle von Weisheit überschüttet, daß wir fast geneigt sind, ihn zu bedauern. Und es bleibt ihm bei aller Leitung so wenig Raum zur Entfaltung seiner Selbständigkeit, daß uns der Erfolg seiner Erziehung nicht zur vollen Überzeugung wird.

„Gib acht auf die Gassen!“ und „Blicke auf zu den Sternen!“ das sind vortreffliche Erziehungsgrundsätze. Aber sie sind fragwürdig als Neben- oder Nacheinander. Sie drängen zur Synthese. Und diese bleibt uns Robert Wolf schuldig.

Die Überwindung des Gegensatzes von Idealismus und Realismus ist der Humor. Er sieht das Ideale immerdar verhaftet in den Dingen, und er sieht in und hinter den Dingen immerdar die Idee. Naabe macht den Realisten Fiebiger zum Humoristen, und dieser ist der erste Mensch in seinen Werken, den er ausdrücklich als einen solchen bezeichnet. Aber der Humor Fiebigers lebt zu einem guten Teil nur von der Behauptung. Im Vergleich zu ihm ist schon der Privatdozent Ostermeier in Naabes zweiter Erzählung ein überzeugenderer Humorist. Gewiß besitzt Fiebiger die wichtigsten Voraussetzungen für den Humor, die scharfe Welterkenntnis, die leidgegerbte Seele, das tiefe Verständnis für die Widersprüche des Daseins; aber er ist zu tief im Realen gebunden, als daß sein humoristischer Aufschwung es viel über Sarkasmus und Ironie hinausbrächte. Auch hier zeigt sich also das Verhängnisvolle der theoretischen Wesensspaltung, die die Grundlage für diesen Roman bildete.

Trotz allem aber spricht sich in ihm ein sehr bedeutsames Vorwärtsschreiten des Dichters aus. Die Sicht auf das Ziel ist klarer geworden, und mit den Schwierigkeiten des Weges dahin ist auch der Wille und die Kraft zur Überwindung gewachsen. Vielleicht hat Naabe an keiner Arbeit seiner Feder so viel gelernt wie an dieser. Denn es ist verblüffend, mit welcher Sicherheit er unmittelbar danach in dem folgenden Roman all den Fehlern, die hier stehengeblieben sind, aus dem Wege geht.

Das Lebensbild aber, das der Dichter hier gewonnen hat, ist großzügig genug. Gewiß, es ist ernst, und nicht nur die Forderung der Entsagung streicht manch holden Traum aus dem Anlitz der Welt. Es ist zweifellos, daß Naabe hier mit seinem Helden Robert Wolf Abschied nimmt

von seiner Jugend. Es durchweht dies Buch jene leise Klage und Anklage, der Schillers Elegie „Das Ideal und das Leben“ Ausdruck verleiht, und wie in dieser, so bleiben auch hier von dem bunten Jugendgeleite nur die treuesten Lebenshelfer zurück: Arbeit und Liebe. Aber in dem Bekenntnis zu ihrem Reichtum beglaubigt sich der Mann. Und das herbe Lied vom Glück, das wir seinem Helden noch nicht recht glauben können, weil er es erst handelnd sich zu eigen machen muß, dem Dichter trauen wir es zu als bleibenden Gewinn beim Abschied von seiner Jugend:

„Arbeiten und schaffen soll jeder nach seiner Art, denn darin liegt sein Heil; bauen soll er in sich und außer sich, und was ihm in der Seele, was ihm im Umkreis seines Seins von gegenwirkenden Kräften zerstört wurde, das soll er immer von neuem geduldig aufrichten, denn darin liegt sein Glück. Wer die Arme sinken läßt, der ist überall verloren, er zürnt ins Grab sich rettungslos'. Wer aber jeden Schritt zum Grabe verteidigt und würdig — ohne feiges Klagen, doch auch ohne ohnmächtigen Trotz — auch die lichtesten Höhen verlassen kann, um in die dunkle Tiefe hinabzusteigen, der hat gewonnen. Als Sieger schreitet er in die Gruft, nicht wird er überwunden hinabgestürzt; Schild und Schwert schlagen die Mitstreiter über seinem Hügel aneinander, von drüben winken freudig die Götter, es lächeln vom Olymp die hohen Sterne.“

Stuttgarter Leben

Nach Abschluß der Arbeit an den „Leuten aus dem Walde“, die ihn so in Atem gehalten hatte, gönnte sich Raabe keine Pause. Am 3. November 1862 ging der dritte Teil des Romans nach Braunschweig, am 6. November wurde der neue Roman „Der Hungerpastor“ begonnen, dessen Hauptmotiv er als Lockung schon seit zwei Jahren in der Seele trug. Unter den in seinem Notizbuch im Jahre 1861 festgehaltenen Motiven, die er sich für seine „Imaginationen“ festhielt, befindet sich auch eine Novelle „Der Hungerpastor“. Damals hatte er sich den Namen Zänker für den Titelhelden notiert. Und zwei Tage darauf, am 5. November, verzeichnet er den Plan zu der Novelle „Die Hämelschen Kinder“. Und nicht genug damit: am 25. November taucht im Tagebuche der Plan zu der Novelle „Der Ballkranz“ (Holunderblüte) auf. Die Arbeit an diesen drei Erzählungen, die an Gehalt und Stimmung recht wenig mit-

einander gemein haben, geht nebeneinander her. Hierin zeigt sich wieder die erstaunliche Fähigkeit von Raabes Phantasie, sich ohne jede Schwierigkeit auf das Verschiedenartigste umzustellen. Und wieder entnehmen wir dieser Tatsache die nur zu oft übersehene Warnung davor, aus einem Werk Raabes ohne weiteres auf Gehalt und Stimmung seines Alltags zu schließen.

Vielleicht hat es nie einen Dichter gegeben, der seinem Alltag so wenig gestattete, in das einsame Gebiet seines Schaffens eine fordernde Hand zu strecken, wie Raabe. Gerade die Entstehung des „Hungerpastors“ bezeugt uns das in erschütternder Weise: jenes „alte Weiblein, giftig, gelb und hager“, das er in seiner grausamen „Regennacht“ heraufgebannt hatte, saß wirklich nachts an seinem Lager, als er die lebensfreudigsten und sonnigsten Kapitel des letzten Teiles dieses Buches schrieb.

Wir müssen uns infolgedessen wohl davor hüten, dem Leben Raabes zuzuschreiben, was ihm nur Dasein war. Selten hat ein Mensch einen so scharfen Trennungstrich zwischen beiden gezogen wie er. Und gerade für seine Stuttgarter Zeit ist das ernstlich zu beachten. Wie unwesentlich für sein Schaffen Heirat und Übersiedelung nach dem Süden gewesen war, haben wir schon gesehen. Das schlichte häusliche Leben, mit dem das junge Ehepaar in Stuttgart begonnen hatte, setzte sich noch geraume Zeit fort. Nur einen Luxus gestattete es sich, diesen freilich in sehr ausgiebiger Weise, den Theaterbesuch. Ein Bedürfnis freilich entwickelte sich dem Dichter in dieser ersten Stuttgarter Zeit, das ihm für die ganze Zeit seines Schriftstellertums erhalten blieb: das gründliche Studium der Zeitschriftenliteratur. Er trat zu diesem Zweck in die Museums-gesellschaft ein, und der Besuch des Museums gehört nun zu den täglichen Berufspflichten und wird selten verabsäumt. Die Einsamkeit und Eigenwilligkeit seines Schaffens darf uns also nicht den Irrtum aufdrängen, daß er der literarischen Welt, in der er stand, wenig Beachtung geschenkt habe. Er war Zeit seines Lebens mit all ihren Regungen vertrauter vielleicht als die meisten seiner Genossen von der Feder.

Der Verkehr mit einem weiteren Stuttgarter Schriftstellerkreise entwickelte sich erst langsam. Im ersten Jahre seiner Ehe vermied Raabe alle Bindungen. Aber die Familienfreundschaft mit Edmund Höfer und den Seinen wurde immer herzlicher. Sie wurde zu einem dauernden Bund durch die Patenschaft Höfers bei dem ersten Kind, das den jungen Eheleuten geschenkt wurde.

Daß bei dem starken, bis an sein Lebensende niemals ins Wanken gekommenen Familiengefühl Raabes die Verbindung mit der Heimat sehr eng blieb, ist selbstverständlich. Ein starker Briefwechsel — der einzige, den Raabe in dieser Zeit außer dem geschäftlichen geführt hat — zeugt uns davon. Und so ganz leicht wurde den jungen Leuten das Einleben in der Fremde doch nicht. Selbst das gefühlsladene Tagebuch kennt das Wort Heimweh. Es sind ganz unliterarische Briefe, die zwischen Stuttgart und Wolfenbüttel reisen. Sie wissen nichts von Robert Wolf und Helene Wienand, sie enthüllen keine Schaffensgeheimnisse, und sie tasten auch nicht danach. Aber sie zeugen von Menschen, denen das Geringste wesentlich und wissenstwert ist, was den anderen berührt. Mutter Leiste hatte sich mit Sohn und Tochter auf der Rückreise vom Berchtesgadener Sommeraufenthalt vier Wochen nach der Hochzeit den erst kurz vorher vollständig gewordenen Haushalt ihrer Kinder angesehen. Ende Mai des nächsten Jahres traf Raabes Schwester Emilie zu viermonatlichem Besuch ein, um sich in sorgenschwerer Zeit als treue Helferin der Hausfrau und werdenden Mutter nützlich zu machen. Am 17. Juli wurde Raabe die erste Tochter Margarete geboren — und es wird wahrscheinlich wenige Dichtertöchter geben, die in dem Tagebuche ihres Vaters eine ähnliche Rolle spielen wie Gretchen Raabe in ihrer Werbezeit. Mutter Leiste war noch gerade rechtzeitig erschienen, um die hochgehenden Wogen der Erregung zu besänftigen. Wir wissen es nicht, ob der Dichter sich dessen bewußt war, daß er vier Monate vorher, als er anfang, seinen „Hungerpastor“ auszuschreiben, seherisch mit den Empfindungen des Vaters seines Helden das eigene Erleben dieser schweren Stunden vorweggenommen hatte. Die Sicherheit, mit der er es getan hatte, war jedenfalls der jungen Mutter, wie sie nach Haus schrieb, recht verwunderlich.

Er fand sich aber bald wieder; die Arbeit erlitt keine Unterbrechung, und — als hätte er erst mit seiner Vaterwürde das Recht erworben, sich einem Lebenskreise nährlich weiser und feuchtfrohlicher Gesellen anzuschließen — am Tage nach der Geburt der Tochter meldete er sich zum Eintritt in das „Bergwerk“ an.

Das Stuttgarter „B e r g w e r k“, eine Gründung des erfolgreichsten aller Stuttgarter Schriftsteller, F. W. Hackländer, war eine Vereinigung von Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten, deren humorvolle Zusammenkünfte unter dem Sinnbild des Bergbaus standen. Die „Knappen“ trugen ein ihrem Beruf entsprechendes Kostüm, und ihr

Werkzeug war der Silberhammer, mit dem die „Erzstufen“ der Knappschaft, d. h. die zur Unterhaltung und Erheiterung der Schicht dargebrachten Kunstleistungen: Gedichte, Lieder, Federzeichnungen u. dgl. „behämmert“ wurden. „Klingendes Gehämmert“ bedeutete tosenden Beifall. Darbietung von „Erzstufen“ war auch die Voraussetzung für das Aufwärtssteigen auf der Rangleiter der Knappschaft. Jeder Knappe erhielt seinen Spitznamen. Unangebrachtes Zartgefühl wurde bei dieser Laune rücksichtslos ausgeschaltet. Raabes Name „Krähe“ gehörte zu den harmloseren. Über jede Schicht wurde ein Protokoll geführt, das dann beim nächsten Male der Knappschaft zur Behämmung unterbreitet wurde. Raabe hat sich die Aufnahme in die Knappschaft mit seinem Gedicht „Des Königs Ritt“ als Erzstufe erworben. Als weitere Erzstufen wurden Porträtzeichnungen von Mitgliedern des „Bergwerks“, die seine Feder wahrscheinlich in satirischer Verzerrung hingeworfen hatte, gewürdigt. Einzelne Protokolle Raabes haben sich erhalten; eine wundervolle Vision von der letzten Schicht ist darunter, in der berichtet wird, wie die Krähe zu Odin flattert und ihm den Einzug der Knappschaft — „wackere Landsgenossen, edel, echt und gemächlich germanisches Blut“ — in Walhalla verkündet, worauf Einherier und Walküren mit den Methörnern die Kommenden jubelnd willkommen heißen.

Nun stand Raabe bald als eine bekannte und geachtete Gestalt inmitten der literarischen Welt Stuttgarts, deren zwangloser Treffpunkt das Kaffee Reinsburg war. Hier traf sich der weiteste Kreis aller derer, die als Schriftsteller, Herausgeber, Verleger, Buchhändler mit dem Schrifttum in Beziehung standen. Ein engerer Kreis war in dem Sonntagekränzchen zusammengeschlossen, das zweimal im Monat in den verschiedenen Häuslichkeiten der Mitglieder bei bescheidener Bewirtung tagte. Die Weiblichkeit war dabei ausgeschlossen. Sie hätte es auch in den berühmtesten Rauchwolken, in die sich die geistvollen Häupter des Kränzchens zu hüllen pflegten, nicht lange ausgehalten. Im Sommer unternahm das Kränzchen gelegentlich Ausflüge in die lachende Landschaft des Schwabengaus hinaus, die Raabe bis in sein hohes Alter unvergessen blieben.

Wir bannen zum größten Teil vergessene Namen herauf, wenn wir die Mitglieder des Kränzchens aufzählen. Damals hatten sie alle einen guten Klang, und zwar nicht nur innerhalb der Grenzen des Schwabenslandes. Da war der Amtsrichter Dill (genannt Papierschere), dessen

humoristische Florettkämpfe mit Raabe in den Akten des „Bergwerks“ erhalten sind, der Lyriker J. G. Fischer, der Gymnasialprofessor und Ästhetiker Scholl, der Schauspieler Theodor Löwe, Moritz Hartmann, der Herausgeber der „Frena“, ein alter Achtundvierziger, der Kunstschuldirektor Georg Scherer, der Raabe besonders herzlich verbundene Verfasser geschichtlicher und biographischer Romane Otto Müller, der Dramatiker Dulk, ein Lebensphantast eigenartigster Prägung, Theobald Kerner, des Weinsberger Dichters Justinus Cohn, der Historienmaler Rüstige, Ferdinand Freiligrath, dem einst Raabes jugendliche Begeisterung entgegenschlug, der Biograph Uhlands und Übersetzer Dantes Notter und endlich der Lyriker Carl Schönhardt, der als Jurist eine glänzende Laufbahn vor sich sah. Er gehörte mit Höfer, Notter und Otto Müller zu denen, die nach Raabes Scheiden von Stuttgart mit ihm im Briefwechsel blieben.

Um diesen engeren Kreis zog sich ein weiterer, in dem noch so mancher scharf gezeichnete Kopf hervorstach wie der Ästhetiker und Dichter des „Muth einer“ F. Th. Fischer, der einmal Frau Berthas Mißfallen erregte, weil er, überzeugt von der Vollkommenheit seines schwäbischen Dialekts, sie ob ihrer norddeutschen Aussprache tadelte. Manche andere zeigten sich vorübergehend als Gäste, so der feinsinnige Lyriker Hermann Lingg und der damals schon im Sumpf des Alkohols versinkende Heinrich Leuthold.

Es war gewiß eine Vereinigung von geistvollen Menschen, wie sie kaum an einer anderen Stelle des Vaterlandes damals sich zusammenfinden konnten. Nur ein Bruchtheil von ihnen waren geborene Schwaben; die mannigfachsten Stammesarten waren darunter vertreten, und ebenso spiegelte sich die Welt in diesen Köpfen recht verschieden. Schon aus diesem Grunde wurde der rastlose Umtrieb in diesem bunten Kreise ihm für eine Reihe von Jahren unentbehrlich. Er vollendete hier sein Menschenstudium und gewann damit die letzte Sicherheit zur Eroberung des Lebens. Aber daneben müssen wir in aller Nüchternheit feststellen, daß keiner von all diesen Männern, so herzlich die Freundschaft auch mit einigen von ihnen wurde, einen Einfluß auf ihn gewann, der über sein Dasein hinaus auch in sein Leben reichte. Das gelang selbst jenem nicht, der zuletzt kam und am längsten und innigsten mit ihm verbunden blieb: Wilhelm Jensen. Und ebenso nüchtern stellen wir fest, daß außer diesem niemand aus dem Kreise der Berufsgenossen etwas von dem weiten Ab-

stand ahnte, in dem gerade die in Stuttgart vollendeten Werke des Braunschweigers zu allem standen, was sonst von den Schreiberischen ringsum den Weg zum Drucker fand. Jedenfalls warf der lebensfreudige Wirbel, in dem er sich hier zweifellos im vollsten Behagen drehte, keinen Nachhall in die abgrundtiefe Stille der Einsamkeit, von der sein Schaffen unwittert war.

Von den drei Phantasiebildern, die ihn nach dem Abschluß der „Leute aus dem Walde“ umschwebten, reifte der „Ballkranz“, der schließlich den Titel „H o l u n d e r b l ü t e“ erhielt, zuerst zur Vollendung. Diese Erzählung ist die erste, die die reichen Anschauungsbilder von Raabes Bildungsreise ausbeutet. Sie führt nach Prag, der „tollen, der feierlichen Stadt“, die mit dem bunten Treiben ihres Nepomukfestes zur Zeit, da der Flieder blühte, dem Dichter wohl die stärksten Eindrücke seiner Reise gegeben hatte.

Es ist eine Rahmenerzählung. Ein alter Arzt, für den das Leben längst schon keine Lockungen mehr bereit hält, besucht die Mutter einer Patientin, an deren Krankheit seine Kunst gescheitert ist. Sie war ein blühendes Mädchen. Das Fieber, das sie von einem Ball heimgebracht, hat sie dahingerafft. Der Arzt findet wie immer die Mutter in dem Stübchen der Toten über den bunten Lebenstand der Tochter gebeugt, der mit tausend daranhängenden Erinnerungen die Kraft hat, die blutende Wunde offen zu halten. Der alte Mann weiß: Worte sind sinnlos. Unberührt ist alles geblieben, wie das Mädchen es verließ, als es freudestrahlend zum Ball ging. Der Arzt tritt zu dem aufgeschlagenen Flügel, da fällt sein Blick auf das Notenheft, und er liest das wehe Lied von der Menschenhand, die eine Kinderhand ist.

Legt in die Hand das Schicksal dir den Kranz,
So mußt die schönste Pracht du selbst zerpflücken,

heißt es darin. Diese Melodie weckt ein Echo in ihm, das er nicht zu deuten weiß. Da fällt ein Strahl der Wintersonne auf den Kranz, den er in achtloser Verfallenheit von einem Nähtischchen genommen hat. Es ist ein Kranz aus weißen und blauen Holunderblüten zierlich gefügt, ein langes blondes Haar zieht sich hindurch. Das junge, schöne Menschenkind hat ihn nach jener Ballnacht vom Haupte gestreift, bevor es auf sein Fieberlager sank. Und nun weiß der alte Arzt, was ihn mit dem Liede auf dem Flügel mahnt, und eine Flucht längst verschütteter Erinnerungen

flutet wieder an ihm vorbei, deren letzten Sinn er nie verstand und die ihn doch zu dem gemacht haben, was er ist.

Als Student des Prager Collegium medicum ist er einst unter den Solanderbüschen von Beth-Chaim, dem „Hause des Lebens“, wie der uralte, lange Jahrhunderte hindurch belegte Kirchhof der Prager Juden in ihrer Sprache heißt, dem Zauber eines Mädchens verfallen, das, halb Kobold, halb Elfe ein Rätsel in sein Leben warf, das er nie zu lösen vermochte. Er weiß, daß er sie nicht geliebt, und doch wirkte der Zauber, der ihn an sie band, weit über ihren frühen Tod hinaus und belastete sein Leben mit dem Druck einer niemals völlig verwundenen Schuld. Aber dieses ahnungsvolle Schuldgefühl hatte mit einem Schlage aus einem leichtsinnigen Jüngling, der mit dem Leben gespielt, einen reifen, ernsten und weisen Mann gemacht, einen Arzt, der sich bewußt blieb, daß seine Aufgabe mit dem Kreuz hinter dem Namen des Patienten in seiner Krankenliste nicht gelöst war.

Als eine „fette Spätfrucht am vollen Baume der Romantik“ hat man die Novelle bezeichnet. Das ist gewiß zu einem guten Teile richtig trotz des unbestochenen Realismus, mit dem der Schmutz der Judenstadt gezeichnet ist. Jemima Löw jedenfalls kann ihre Abkunft von jenen wundersamen, zwischen Himmel und Erde schwebenden Wesen der Romantik, die ihre geheimnisvolle Existenz teils von Goethes Mignon, teils aus Shakespeares „Sommernachtstraum“ herleiten, nicht verleugnen. Aber sie ist auch nur das Mittel zum Zweck. Der Ernst des Rahmens aber, den Raabe um das Erlebnis des Prager Studenten gelegt hat, sollte uns schon davor warnen, die Novelle mit dem Wort Romantik zu erledigen. Das Motiv, das hier behandelt wird, ist jedenfalls ein echtes Erlebnismotiv, das Raabe, seit er die Feder angefaßt hat, immer wieder zu schaffen gemacht hat. Er hat einmal das Erotische als die Formel bezeichnet, unter der der Mensch die Welt zu sehen wünscht. Und der Reiz, den das Erotische auf das Gefühl ausübt, ist hier wie in „Ein Frühling“ und im „Heiligen Born“ das Problem, um das es sich handelt. Und wenn hier das Ringen mit diesem Reiz den Arzt zu einem Spezialisten für Herzkrankheiten gemacht hat, dann spricht sich darin ein unüberbrückbarer Abstand von jeder romantischen Deutung aus.

Auch die geschichtliche Erzählung „Die Hämschen Kinder“ ist in gewisser Beziehung eine Kritik der Romantik. Raabe folgt hier

der rationalistischen Deutung der Rattenfängersage, die der Garnisonsprediger Fein aus Hameln im Jahre 1749 in seiner Schrift „Die entlarvte Fabel vom Auszug der Hämelschen Kinder“ niedergelegt hatte. Die Kämpfe, die die Stadt Hameln in der Mitte des 13. Jahrhunderts mit dem Bischof von Minden um ihre Selbständigkeit auszufechten hatte und die ihren Höhepunkt in der schweren Niederlage der Stadt bei Sedemünde im Jahre 1259 erreichten, werden hier als geschichtlicher Kern der alten Sage dargestellt. Der Auszug der jungen weaffenfähigen Mannschaft zu dieser Schlacht und ihr Untergang war danach das erschütternde Ereignis, das durch die Jahrhunderte hindurch unvergessen blieb und um das die Sage ihre Ranken zog.

Durch einen Kranz bunter Bilder aus dem mittelalterlichen Bürgerleben gab Raabe dem Geschichtlichen Farbe und Gestalt, vor allem aber begründete er die verräterische Rache des unheimlichen Pfeifers durch Rassenhaß und enttäuschte Liebesraerei.

Der Hungerpastor

Unmittelbar nach Absendung der „Hämelschen Kinder“, deren rasche Vollendung wieder einer Bitte des Herausgebers der „Maja“ um ein mittelalterliches Städtebild zuzuschreiben ist, machte sich Raabe an die Ausschreibung des „Hungerpastors“, die ihn vom 29. März bis zum 3. Dezember 1863 nun ohne Unterbrechung in Anspruch nahm. Wie bei den „Leuten aus dem Walde“ stand auch jetzt die Arbeit unter dem Druck der Ablieferungspflicht. Wenige Tage nach der Geburt des Töchterchens war der Berliner Verleger Otto Janke, der sich brieflich schon wiederholt um ein Werk Raabes bemüht hatte, persönlich in Stuttgart erschienen und hatte das Vertrauen des Dichters gewonnen. Janke wollte zu Beginn des nächsten Jahres eine neue Zeitschrift, die „Romanzeitung“, herausbringen, und für sie warb er um Mitarbeit. Und so peinlich es Raabe war, sein Schaffen unter Zeitzwang zu stellen, die Sorge um Weib und Kind ließ auch diesmal alle Bedenken zurücktreten, zumal das Angebot des neuen Verlegers besonders günstig erschien. So wurde der „Hungerpastor“ verkauft, als er noch nicht einmal im Entwurf abgeschlossen war. Und das erste Heft der „Romanzeitung“ erschien dann schon, als der Dichter noch an den letzten Seiten des Romans schrieb.

Die Arbeit an diesem Werk führte Raabe auf die Höhe der Meisterschaft, und der Abstand, in dem dieser Roman an künstlerischer Vollendung von seinem Vorgänger steht, legt ein erstaunliches Zeugnis von des Dichters raschem Aufstieg ab. Überwunden ist jetzt jedes Taften. Mit verblüffender Sicherheit sind hier alle die mannigfachen Ausdrucksmittel, die ihm zur Verfügung standen, zu einer bezwingenden Einheit zusammengefaßt. Und bedeutsamer noch als der Fortschritt auf dem Wege zum harmonischen Kunstwerk eigenster Prägung erscheint der Sieg, der hier mit der Eroberung des Lebens gewonnen ist.

Schon das Titelmotiv deutet dies an. Stand in den „Leuten aus dem Walde“ die Erziehung vor allem im Zeichen des Einflusses von außen her, so wird im „Hungerpastor“ von vornherein der Blick auf das im Dämon des Menschen unhemmbar sich entfaltende Gesetz gelenkt. Der Bewegungsgrund jeglichen individuellen Lebens, der Hunger nach Eroberung der Welt, steht beherrschend im Mittelpunkt des Ganzen. Der Traum von der Gewinnung eines Weltbildes durch eine Durchdringung von realistischer und idealistischer Schau ist zerflattert. Die Ahnung ist zur Gewißheit geworden, daß das Weltbild abhängig ist von der Art des Hungers, der den Dämon in Bewegung setzt. Daraus ergab sich dem Dichter die Notwendigkeit, die Auswirkung des Hungers als des dämonischen Lebensgesetzes der Persönlichkeit in einer gegensätzlichen Entfaltung aufzuweisen. Wohl hatte er auch in den „Leuten aus dem Walde“ an Friedrich und Robert Wolf eine gegensätzliche Entwicklung gezeigt, indem er den einen in uneingeschränkter Freiheit auf den Landstraßen der Welt, den anderen unter behutsam weiser Leitung zum Manne heranreifen ließ. Aber wenn er den ersten dabei die gewonnene Kraft in der Ungebundenheit eines Abenteuerertums, das nur dem eigenen Ich verantwortlich blieb, sich ausströmen ließ, während er den anderen, der aus demselben Nest gefallen war, den Weg zur opfernden Dienstbereitschaft für die Gemeinschaft führte, dann sprach sich auch darin eine Überschätzung jener äußeren Lebensmächte aus, die wohl die Entwicklung des Keimes zu beeinflussen, aber nicht sein Wesen zu verändern vermögen. Es ist gewiß keine neue Klarheit, die Raabe damit gewann, wenn er jetzt jenen Einflüssen die richtigen Grenzen setzte. Er hatte schon in der „Chronik der Sperlingsgasse“ deutlich genug ausgesprochen, daß er der Entfaltung das Vorrecht vor aller Erziehung gab. Aber gerade deshalb wird es offensichtlich, daß die zweite Stufe seines Ringens mit dem Erziehungsroman eine Abkehr von blaffen

Gedankengespinnsten und ein Bekenntnis zu den irrationalen Grundlagen des Werdens und Seins bedeutete.

In einer kleinen Stadt wachsen zwei Knaben heran, die beide, so verschieden sie sind, durch ihr Herkommen auf eine Lebenslinie gedrängt werden, die abseits von der ihrer Jugendgenossen liegt und die sie darum zwangsläufig zusammenführt. Hans Unwirsch, der spätgeborene Sohn eines armen Schusters, der bald nach der Geburt des Sohnes stirbt, wird durch die bittere Armut der Mutter, die sich als Waschfrau durchs Leben schlägt, zu einem Fremdling in dem Kreise gestempelt, zu dem er auf Grund seiner guten Mitgift von Mütterchen Natur gehört. Der andere, Moses Freudenstein, der Sohn des jüdischen Trödlers, ist durch seine Rasse und den Beruf des Vaters zu der gleichen Ausnahmestellung verdammt. Hans Unwirsch wird sich der Herbeität dieses Kindheitsgeschicks kaum bewußt. Ihn umschwebt der Segen eines Vaters, dessen Sehnsuchterbe er in sich trägt, und die Liebe einer Mutter, die des frühverstorbenen Mannes Lebenssträume als heilige Verpflichtung dem Sohne weitergibt. Dem scharfen Verstand des Judenknaben aber, dessen Geburt seiner Mutter das Leben gekostet hat, zeigt seine Pariastellung frühzeitig das Ziel, dem er mit zäher Energie nachjagt; und sein Vater arbeitet rastlos daran, ihm dereinst die Waffen bereit zu halten, mit denen er es erringen wird. Beide Knaben sind leidenschaftlich von dem Hunger erfüllt, sich die Welt zu erobern, Hans Unwirsch ahnungslos, der Jude in scharfer Bewußtheit. Dem einen äußert sich der Hunger als Sehnsucht, die Welt mit ihren geheimnisvollen Wundern in sein Ich hineinzuziehen, und dieser Hunger überwindet die Schranken der Armut und führt ihn durch das Gymnasium zur Universität. Der andere geht den gleichen Weg in wachster Nüchternheit. Was jenem Inhalt ist, das ist ihm Mittel; denn er wird sich die Welt erobern, indem er sein Ich der Welt aufzwingt.

Beide gehen auf die gleiche Universität, Hans Unwirsch, um Theologie, Moses Freudenstein, um Philosophie und noch manch andere brauchbare Dinge zu studieren. Sie bleiben Freunde. Aber diese Freundschaft lebt nur von der arglosen Selbsttäuschung des guten Hans. Während er als ein verinnerlichter Träumer durch die ihm neu erschlossene Welt der Wissenschaft geht, entwickelt sich der Jude zu einem scharfen Dialektiker, der sein ironisches Fragezeichen hinter alle Werte setzt, die seiner Art, die Welt zu erobern, nicht dienstbar zu machen sind, und der mit seiner überlegenen Skepsis an so manches tastet, was Hans Unwirsch heilig ist.

Als Doktor der Philosophie schließt Moses Freudenstein sein Studium ab, um zur Überraschung seines Jugendgenossen nach Paris zu gehen. Er will dort in der großen Welt „das Schwimmen lernen“. Was er darunter versteht, bleibt dem guten Hans ein Rätsel, bis ihm recht unbarmherzig die Binde von den Augen gerissen wird.

Ihn selbst ruft ein paar Monate später ein Brief seines Oheims, des wackeren, aber einem allzu nüchternen Dasein abgeneigten Schusters Nikolaus Grünebaum, heim. Über der Mutter schwebt der Schatten des Todes. Auf dem schwermütigen Heimmarsch macht Hans die Bekanntschaft eines schnauzhärtigen Alten, dem man ohne weiteres den abgedankten Soldaten ansieht, und eines jungen Mädchens in tiefer Trauer. Es ist der Leutnant Rudolf Göz, der seine verwaiste Nichte Franziska nach dem Tode seines Bruders Felix aus Paris geholt hat, um sie im Hause des dritten Bruders, des Geheimrats Theodor Göz, in der Hauptstadt unterzubringen. Da stellt sich denn heraus, daß der Leutnant in Paris einen Zusammenstoß mit Moses Freudenstein gehabt hat, weil dieser sich der hilflosen, verlassenen Franziska in einer Weise genähert hatte, die auf seine Schwimmerversuche ein recht böses Licht wirft. Aber Hans ist zu harmlos, um zu begreifen, und er hält es für seine Pflicht, den Jugendgenossen aus der Kröppelstraße zu Neustadt zu verteidigen.

Daheim schlägt er neben dem Schmerzenslager der sterbenden Mutter seinen Arbeitstisch auf, um seine Examensaufgaben zu erledigen. Den ganzen Winter noch muß sich Frau Christine hindurchquälen, aber sie erlebt noch die Erfüllung der großen Sehnsucht, die ihr Mann auch in ihr Leben gebannt hatte. Dem Sohne aber werden diese schweren Wochen zu einer nie vergessenen Zeit tiefinnerlichen Reisens. Während er als Abschluß seiner Examensarbeiten auf der Kanzel der Heimatkirche seine Prüfungspredigt hält, schließt die Mutter die Augen für immer.

Drei Hauslehrerjahre des jungen Kandidaten der Theologie folgen auf sein Examen, von denen die ersten beiden in dem nahrhaften Frieden eines adligen Gutes verbracht werden, das dritte in der trostlosen Häuslichkeit eines geschäftstüchtigen Fabrikanten. Als in dessen Betrieb ein Hungerstreik ausbricht, macht die opferfreundige Parteinahme des Kandidaten für die unglücklichen Arbeiter sein Verbleiben in dem Hause unmöglich. Als er nun ziemlich hoffnungslos auf den Erfolg des Stellungs-gesuches wartet, das er einer großstädtischen Zeitung eingesandt hat, da

erscheint plötzlich als Retter in der Not jener alte warmherzige Landsknecht, der Leutnant Göz, und wirbt ihn zum Hauslehrer in der Familie seines Bruders Theodor. Er hat das Gesuch gelesen, er verschweigt aber, daß es nicht das Interesse an dem erziehungsbedürftigen Nefen Aimé ist, was ihn veranlaßt, den Kandidaten in das Haus des Geheimrats zu bringen, sondern die Sorge um seine Nichte Franziska, die seiner Ansicht nach unter den unerquicklichen Verhältnissen im Hause seines Bruders einen Beschützer braucht. Als der Zeitpunkt der Übersiedelung kommt, ist er wieder zur Stelle, um den Kandidaten persönlich bei dem Bruder einzuführen. Er hat kein ganz reines Gewissen dabei, denn er weiß, was den Kandidaten erwartet. Einen Tag der Freiheit gönnt er seinem Schützling in der Hauptstadt noch. Hier erlebt dieser am Abend vor dem Antritt der neuen Stellung eine ernste Überraschung. Der Leutnant hat ihn zuletzt in das Opernhaus zur Don Juan-Aufführung und danach in ein von Schauspielern und Literaten besuchtes Weinlokal geführt. Hier findet er seinen Freund Moses Freudenstein wieder, der offensichtlich unter den Leuten von der Feder und vom Theater eine sehr bekannte Persönlichkeit ist. Der Jude weicht seiner herzlichen Begrüßung aus und bedeutet ihm rasch, seinen alten Namen nicht zu nennen. Er heiße hier Dr. Theophile Stein. Er müsse jedes Aufsehen vermeiden; später werde er ihm Aufklärung geben. Und der ratlose Hans schweigt auch dem Leutnant gegenüber, der in dem eleganten und von allen Seiten umworbenen Literaten den Pariser Moses Freudenstein nicht wiedererkennt.

Mit seinem Einzug in das vornehme Haus des Geheimrats Göz eröffnet sich dem armen Schustersohn jetzt der Einblick in die große Welt; denn die eigentliche Herrscherin in dem neuen Lebenskreis, Frau Aurelie Göz, geborene von Lichtenhahn, hat in jener Welt des blendenden Scheines einen klangvollen Namen. Sie ist ebenso ein Hort strenggläubigster Christlichkeit wie Förderin jenes feingeschliffenen literarischen Geistes, der in der erlesenen Gesellschaft der Hauptstadt den Ton angibt. Ihr unglücklicher Gatte hat unter der Herrschaft ihres Szepters den Rest seines Eigenlebens hinter einer automatenhaften Erstarrung versteckt. Er hat längst jedem Widerspruch entsagt. Nicht so die schöne, launenhafte Tochter der Gnädigen. Kleophea Göz ist ihrer Mutter vom Schicksal zur Strafe geschenkt worden. Sie durchschaut ihre Heuchelei und läßt keine Gelegenheit vorbei, als enfant terrible ihr vor ihren geistreichen Gästen die schlimmsten Verlegenheiten zu bereiten. Doch ihre koboldartige

Natur, in der sich Gutherzigkeit und Bosheit unter dem Einfluß eines sprudelnden Temperaments mischen, ist mit sich selbst nicht einig. Es gibt nichts, was ihr Achtung abzwingt; und so spielt sie mit dem Leben. Ihr Bruder ist jenes Menschenkleinod, um dessentwillen Hans Unwirsch berufen wurde, ein widerwärtiger, verzogener Bengel, der plastischer als alles andere die Lebenswirkung der Frau Geheimrätin zur Schau stellt. Und durch diese Welt geht lautlos und kaum bemerkt die verwaiste Nichte Franziska Göß, des Leutnants Fränzchen, die einzige, in deren Gegenwart der Geheimrat seine Automatenrolle vergißt. Um für sie in die eisige Luft des Hauses Wärme und Freundschaft zu bringen, hat der Alte seinem Bruder den jüngeren Theologen empfohlen. Aber er hatte sich ihm gegenüber mit unverständlichen Andeutungen begnügt, und so wird die Arglosigkeit des Kandidaten seinem Schützling zum Verhängnis.

Der berühmte Verfasser des Buches über den Weltgeist, der zum katholischen Glauben übergetretene Theophile Stein alias Moses Freudenstein, findet Eingang in das Haus der Geheimrätin, und der harmlose Hans bereitet ihm durch ein herzengewarmes Bekenntnis seiner Freundschaft vor der Hausfrau, vor Kleophea und vor dem unglücklichen Fränzchen, das den Juden besser kennt als der Jugendgenoß, eine vertrauensvolle Aufnahme. Der aalglatte Schuft versteht es, sogar das peinliche Pariser Zusammentreffen der Hausherrin in einem Lichte darzustellen, das auf Fränzchens Vater und den Oheim Rudolf einen recht bösen Schein, auf ihn selbst aber den Glanz der Hochherzigkeit wirft.

So stellt Hans selbst zwischen sich und Fränzchen, deren stilles Wesen immer stärker sein Herz gewinnt, die höhnische Gestalt Freudensteins, und in erwachender Erkenntnis muß er ohnmächtig zusehen, wie dieser zum Verhängnis des Hauses wird, wie die stolze Kleophea immer hemmungsloser seinem Einfluß verfällt. Nach schwerer Erkrankung, während der er auch Fränzchens Zuneigung sicher wird, öffnet dann endlich ein anderes Opfer des Juden, die französische Putzmacherin Henriette Trublet, die Moses aus Paris gefolgt und von ihm nach kurzem Rausch auf die Straße gestoßen war, ihm die Augen für die schwere Drohung, die über Kleophea schwebt. Als er dann durch die Entlarvung des Schurken die Ehre des Hauses retten will, ist es zu spät. Kleophea ist während eines kurzen Landaufenthaltes der Eltern mit Moses entflohen, einem dunklen Schicksal entgegen, und die Katastrophe bricht über die Familie des Geheimrats herein.

Hans Unwirsch ist ihr erstes Opfer. Er, der Freund des Juden, ist das geeignetste Opferlamm, an dem die entrüstete Geheimrätin ihren Zorn auslassen kann. Er verläßt das Haus schweren Herzens bei dem Gedanken an das Mädchen, das er liebt. Diese aber muß bleiben um des jetzt völlig zusammengebrochenen Geheimrats willen. Hans sucht keine neue Stellung. Er mietet sich ein bescheidenes Stübchen in einer Gasse der großen Stadt; denn er trägt sich mit einem großen Plan. Ein Buch über den Hunger will er schreiben, und alles, was er erlebt, soll diesem Buche Farbe geben. Aber die lockende Vision weicht zurück, wenn er danach tastet. Aus der sorgenvollen Enttäuschung, die der einzige Ertrag des Unternehmens bleibt, reißt ihn ein Notschrei des Dinkels Grünebaum. Es geht zu Ende mit der treuen Helferin und Hausgenossin der Mutter, der Base Schlotterbeck. Hans eilt in die Heimatstadt. Er trifft die Base nicht mehr lebend an. Und am Nachmittag nach ihrer Beerdigung nimmt auch der Dinkel Grünebaum den letzten Abschied. Der Tod seiner scharfzüngigen Widersacherin, mit der er so lange Jahre in ärgerlich-lustiger Fehde gelebt, hat ihm die letzte Lebenskraft entzogen. Vier Gräber auf dem Friedhof sind nun alles, was dem Kandidaten von seiner Jugend verblieben ist.

Als er nach der Hauptstadt zurückkehrt, erreicht ihn ein neuer Hilferuf. Der Leutnant Götz, der auf dem Gute des Obersten von Bullau in Grunzenow an der Ostsee weilt, hat von den Vorgängen im Hause seines Bruders vernommen und ist in banger Sorge um seine Nichte. So reist er ohne Verzug an die Ostsee. Mit bitteren Vorwürfen überschüttet ihn dort der alte Krieger, den er durch sein Verhalten im Hause Götz so schwer enttäuscht hat. Aber jetzt geht Hans Unwirsch zum Gegenangriff über, und zum Staunen der beiden greisen Lebensgenossen des Leutnants, des Obersten und des 82jährigen Pfarrers Josias Tillenius, weist er dem Leutnant die Fehler und Lücken in dem Feldzugsplan auf, den er einst in liebender Sorge um seinen Schützling sich zurechtgelegt hatte. Ein paar Wochen vergehen, während deren Hans dem Alten nicht genug von seinem Liebling erzählen kann; da findet dieser in einem überalterten Zeitungsblatt die Todesnachricht seines Bruders Theodor. Brennender wird nun die Sorge um das Fränzchen. Hans soll sie heimholen. Bevor er sich aber auf den Weg macht, gibt er sein Geheimnis preis: nur als seine Braut könne er sie nach Grunzenow bringen. Und diese Aussicht wirft ein wundersam leuchtendes Licht in die Zukunft der drei überraschten alten Lebensgesellen. Am Weihnachtsabend fährt Hans Un-

wirrsch durch den Winterschnee mit seiner Braut der Ostsee entgegen. Der heißeste Hunger, den der Hungerpastor auf seinem Wege zum Licht empor empfunden, ist gestillt. Er weiß, Grunzenow wird für ihn und die Geliebte Heimat sein. Als Adjunkt des alten Lillenius wird er in der Hungerpfarre zu Grunzenow hineinwachsen in seine ernstesten Pflichten. Die drei Alten aber erleben einen Wandel ihres Daseins, wie sie ihn nie für möglich gehalten hätten. Im Sturm hat das Fränzchen das von grimmiger Weiberfeindschaft umhegte Kastell des Obersten von Bullau erobert, und nur eine gelegentlich fühlbar werdende Regung von Eifersucht stört die auf ganz andere Grundlage gesetzte Eintracht. Im Herbst führt Hans Unwirrsch sein Fränzchen heim. Der Tag der Erfüllung wird für alle, die daran teilhaben, ein Tag des Schicksals. Der Ruf „Feuer auf See!“ gellt plötzlich durch den Jubel, und der Bräutigam schließt sich nicht ans, als die Hochzeitsgäste die Grunzenower Boote besteigen, die Unglücklichen draußen zu retten. Es ist ein französischer Dampfer, der auf dem Wege nach Petersburg war. Unter den Geretteten aber befinden sich Henriette Trublet und Kleophea, beide durch ein gleiches Geschick aneinandergekettet, auf der Flucht vor dem Zerstörer ihres Lebens, dem herzlosen Moses Freudenstein, für den auch Kleophea nur einen Stein auf dem Schachbrett seines Ehrgeizes bedeutet hatte. Als er den erhofften Gewinn nicht brachte, wurde er gleichgültig beiseite geschoben. Gebrochen an Leib und Seele, verlebt die einst so Übermütige, von der Liebe Fränzchens und des Leutnants umhegt, ihre letzten Tage, bis sich ein Hügel auf dem Friedhof von Grunzenow über ihr wie über so manchen anderen Schiffbrüchigen wölbt. Von Moses Freudenstein hört man erst wieder, als er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht und Geheimer Hofrat wird, freilich „verachtet von denen, die ihn gebrauchten, verachtet von denen, gegen die er gebraucht wurde, bürgerlich tot im furchtbarsten Sinne des Wortes“.

Das ist die Handlung des Romans — und es ist wenig genug damit gesagt. Die reiche Lebensfülle, durch die sie sich hindurchschlingt, läßt sich nicht einfangen, und wir müssen uns damit abfinden, daß der hoffnungslose Abstand zwischen ihr und dem als „Handlung“ Herauszuschälenden von nun an im Werke Raabes immer weiter wird.

Der Hungerpastor. Entstehung und Bedeutung

Der „Hungerpastor“ gehört zu den lebenswürdigsten Werken Raabes, zu denen, die es dem Leser am leichtesten machen, in die Wesensart des Dichters einzudringen. Und er hat denn auch nach der „Chronik der Sperlingsgasse“ den stärksten Bucherfolg von all seinen Werken gehabt. Um so merkwürdiger muß es erscheinen, daß Raabe späterhin dieses Werk zwar nicht abgelehnt, aber doch auch nicht zu denen gerechnet hat, in denen er sein Eigenstes gegeben habe. Er hat es zu seinen „Kinderbüchern“ geschoben, die „vor seiner Geburt entstanden“ seien. Er hat dies niemals begründet, und doch ist diese Frage entscheidend für Raabes Stellung zu den Aufgaben seiner Kunst. Vielleicht fällt aus der Entstehungsgeschichte des Romans Licht auf die Grundlagen seines Urteils.

In dem ältesten der erhaltenen Notizbücher Raabes ist uns der vom 6. November 1862 datierte Plan zum „Hungerpastor“ gegeben, der den Inhalt schon in drei Bücher zu je neun Kapiteln gliedert und im einzelnen stichwortartig umreißt. Die Ausführung weicht in vielen Stücken von diesem Plan ab, und zwar nicht nur, was Lebensfülle und Gestaltenreichtum anbetrifft. Klar kommt in dem Plan das Hungermotiv und der bis zum Ende durchgeführte Parallelismus zwischen dem Hungerpastor und dem Juden zum Ausdruck. Aber der dritte Teil weist hier eine ganz andere durch schwere Entsagung gehende Linie auf. Es winkt zwar auch hier auf „unfruchtbarer Heide“ dem Hungerpastor eine Hungerpfarre; aber das Mädchen, das er liebt, „die arme Verwandte“, stirbt, und ihm bleibt „der letzte Hunger nach dem höchsten Ideal“. Der „alte Wunderliche“ (Leutnant Göß) zieht in seine Pfarre. Und zuletzt wird das Schicksal des Juden und des mit ihm entflohenen Mädchens enthüllt. Der Jude klopft an die Tür der Pfarre und stirbt dort.

Es ist klar, daß dieser Abschluß, wenn er zur Ausführung gelangt wäre, dem ganzen Werke ein anderes Gesicht gegeben hätte. Auch wenn am Schluß der „Hunger nach dem höchsten Ideal“ über alles Erdenleid den Sieg davongetragen hätte, so ist doch kein Zweifel, daß die zuversichtliche Lebensfreude, die in den Grunzenower Bildern aller Daseinsenge und Entsagung die Waage hält, zu leidvoller Wehmut gedämpft worden wäre. Die grimmige Herbheit des Planes nimmt manches vorweg, was sich später dann in „Abu Telfan“ und im „Schüdderump“ entfaltet, ja der Tod des kranken Mädchens, mit dem die Handlung des Planes ab-

schließt, weist uns schon auf das Sterbebett der Antonie Häußler hin, mit dem trotz allem Erdenjammer der Hunger nach dem höchsten Ideal über jene Welt triumphiert, in der die Kanaille den äußeren Sieg in der Hand hält. Wenn Raabe während der Arbeit die ernste Folgerichtigkeit seines Planes umgebogen hat, dann sind es wahrscheinlich äußere Einflüsse gewesen, durch die er sich dazu hat verleiten lassen, und die Tatsache, daß er sich verleiten ließ, mag dann später sein Urteil bestimmt haben, daß er im „Hungerpastor“ doch noch nicht sein Eigenstes gegeben habe.

Schon der erste Teil des „Hungerpastors“ zeigt eine leise Anlehnung an den Grundriß von „David Copperfield“. Das einseitige Vertrauensverhältnis, in dem David zu dem überlegenen und selbstfüchtigen James Steerforth steht, bis ihm die Augen für die Schurkerei des vermeintlichen Freundes geöffnet werden, gleicht dem Hans Unwirtschs zu Moses Freudenstein. Und wie Steerforth den Frieden der Menschen, die David nahestehen, durch Emilys Verführung stört, so auch Moses. Und darüber hinaus zeigen die beiden Helden in ihrer Wesensart und der Linie ihrer Entwicklung eine Ähnlichkeit, die nicht zufällig sein kann. Sie sind beide keine Latnaturen, sie werden mehr vom Schicksal geleitet, als daß sie ihr Schicksal zwingen. Nach einer engen, harten Jugend treten sie weltfremd und allzu vertrauensselig in ein Leben ein, das ihnen wohl manche Dunkelheiten zeigt, aber doch keine ernsthaften Kämpfe aufzwingt, und nach einer Zeit längerer Dumpfheit und des Zweifels über sich selbst und das Ziel des Lebens dringen sie durch den Nebel durch, ergreifen ihr Glück und finden in einer innerlich festbegründeten Ehe ihren Frieden.

Kurz nach dem Abschluß des ersten Buches seines Romans hat Raabe nun den „Copperfield“ erneut gelesen. Daß diese Lektüre den Umbruch des Planes beeinflusst hat, läßt sich erweisen; denn offensichtlich hat der Schiffbruch Steerforth's am Ende des englischen Romans die Anregung zu Kleophas Schiffbruch und damit zur Verlegung des Schauplatzes aus der „unfruchtbaren Heide“ an die Ostsee gegeben. In der Tat ist in den beiden ersten Bänden mit keinem Wort auf das Meer hingedeutet, dessen Rauschen wie eine machtvolle Begleitmelodie den dritten Teil durchzieht. So dürfen wir mit einiger Sicherheit schließen, daß auch die Abwendung von dem tragischen Ausklang des Planes dem Einfluß des „Copperfield“ zuzuschreiben ist. Und so siegte am Schluß des „Hungerpastors“ sicher zur vollsten Befriedigung des weit überwiegenden Teiles der Leserschaft jene poetische Gerechtigkeit, die für das Gefühl Charles Dickens' eine

selbstverständliche Forderung war. Daß sie Raabe, der das Leben in einer ganz anderen Tiefe suchte wie der Britte, schon damals eine recht fragwürdige Sache war, ist uns nicht zweifelhaft.

Die Lektüre noch eines anderen Buches begleitete die Entstehung des „Hungerpastors“, und das scheint uns nicht weniger wichtig. Unmittelbar hinter dem Plan zu dem Roman notierte sich Raabe seinen Titel, und während er an dem Entwurf arbeitete, kaufte er es sich: Geschichte der Israeliten mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte derselben von Alexander dem Großen bis auf unsere Zeit. Von Dr. Julius Heinrich Dessauer.

Man hat immer wieder bestreiten wollen, daß Raabe mit seinem Moses Freudenstein eine ernsthafte Auseinandersetzung zwischen jüdischem und deutschem Wesen beabsichtigt habe. Man hat dem weitherzigen Dichter, dem Seltenlassen ein Grundgesetz seines Humors war, nicht zutrauen wollen, daß er einen ausgesprochenen Kassetypus in dem kaltherzigen Gegenspieler seines Helden habe hinstellen wollen. Die Lektüre jenes Buches während seiner Arbeit zeigt aber doch wohl, daß es ihm auf Grundsätzliches ankam, wenn er mit kühler Gewissenhaftigkeit den Drang verspürte, jüdische Geschichte und Kultur im Spiegel eines Juden zu sehen. Und höchst bezeichnend ist auch die Art der Benutzung dieses Werkes, das mit dreister Offenheit den gleichen Standpunkt zur Vaterlandsfrage offenbart, den Moses Freudenstein Hans Unwirsch gegenüber vertritt. Natürlich fesselte Raabe nicht zuletzt, was Dessauer von dem Judentum in seinem Heimatländchen Braunschweig zu berichten wußte. Im 10. Kapitel des Buches (S. 523) ist ausführlich von dem Wolfenbütteler Juden Israel Jacobson die Rede, der es bis zum Geheimen Finanzrat des Braunschweiger Herzogs brachte, nach dessen Verjagung durch die Franzosen aber einen noch größeren Einfluß am Hofe des Königs Jerome von Westfalen zu gewinnen wußte. Dabei wird dann dem Königreich Westfalen, das sich seiner Juden so herzlich annahm, ein Loblied gesungen, und es klingt fast wie Elegie, als von seiner „Wiederauflösung“ die Rede ist. Und an anderer Stelle des Buches wird hervorgehoben, wie gerade in der Franzosenzeit zwischen 1806 und 1813 viele deutsche Juden es durch Kriegslieferungen an die Franzosen zu bedeutendem Reichtum brachten. Beides hat Raabe vorgeschwebt, wenn er dem Trödelkeller des Samuel Freudenstein die Livree eines westfälischen Hoflackeiers als Aushängeschild gibt und so nebenbei feststellt, daß der Trödler, der

mittellos im Jahre 1806 in der Kröppelstraße erschien, in der schlimmsten Notzeit des deutschen Volkes sich ein Vermögen erworben habe. Das bildet dann den Hintergrund zu dem Schicksal jener tapferen Landsknechte von dem Schlage des Leutnants Göz, die aus dem heißen Miterleben der großen Zeit der Befreiung nach dem Friedensschluß nicht einmal mehr den Anschluß an ein vor Not gesichertes bürgerliches Dasein davontrugen.

Es kann unserer Überzeugung nach gar kein Zweifel darüber bestehen, daß Raabe die Drohung des Judentums gegen alles, was ihm im tiefsten Sinne wesentlich und wertvoll war, früh genug gefühlt hat. Es wird nur zu häufig übersehen, daß auch der „Hungerpastor“ ein Zeitbild malt, freilich mit der hoheitsvollen Überlegenheit des echten Dichters, dem Tendenz Verrat an dem Heiligtum der Kunst bedeutet und dem nach dem Lieblingswort Jakob Böhmes Zeit immerdar Ewigkeit wird. Raabe legt die Geburt der beiden Knaben aus der Kröppelstraße in das Jahr 1815. Die entscheidenden Ereignisse des Romans fallen also in die zweite Hälfte der dreißiger Jahre des Jahrhunderts, d. h. in die Zeit, da das Junge Deutschland die Herrschaft angetreten hatte. Das war aber auch die Zeit, in der das Judentum, das erst wenige Jahre vorher seine politische und soziale Fesselung abgeworfen hatte, schon recht unbefangen auf den mannigfachsten Gebieten des geistigen und kulturellen Lebens nach maßgebendem Einfluß strebte. Und mit gutem Erfolge, da sein Ringen um „Emanzipation“ sich mit leichter Mühe als Ringen nach deutscher Freiheit maskieren ließ. Schon im Jahre 1841 hatte Franz Dingelstedt, damals selbst einer der Heerrufer im Kampfe des Jungen Deutschland, in seinen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters“ den Warnruf ausgestoßen, dessen Nichtbeachtung sich bitter genug rächen sollte:

Wohin ihr faßt, ihr werdet Juden fassen,
Überall das Lieblingsvolk des Herrn.
Sperrt wieder ein sie in die dunklen Gassen,
Oh' sie euch in ein Christenghetto sperren!

Die Drohung war schon sichtbar genug. Und der Mann, der im Jahre 1862 die Gegenwartsrolle Japans vorausgesagt hatte, brauchte im Jahre 1863 wahrhaftig ein weit geringeres Gehertum dazu, um aus seiner Wesenschau heraus die typische Einstellung des Judentums zu den deutschen Schicksalsfragen an das Licht zu stellen. Und darauf kam es Raabe an. Gewiß verrät auch der Mädchenjäger Moses Freudenstein

einen typischen Zug und damit eine Gefahrendrohung. Aber unergleichlich größer war doch die, daß eine fremde Rasse sich anschickte, bestimmend in das Schicksal des deutschen Volkes einzugreifen, die keine innere Bindung an dieses Volk besaß und die sich sarkastisch jederzeit das Recht vorbehielt, ihr Schicksal von dem Schicksal dieses Volkes zu trennen. Und auch die harmlosen Gemüther im Volke der Denker, die Moses Freudensteins „Objektivität“ gegenüber seinem „deutschen Vaterland“ als Ausgeburt eines einzelnen verruchten Charakters bedauerten, werden heute, nachdem ihnen die Augen dafür geöffnet wurden, daß sie von einem geistigen Christenghetto nicht sehr weit entfernt waren, wohl einen etwas tieferen Sinn darin entdecken. Uns aber ist das Bekenntnis des Juden hier unentbehrlich. Denn es gehört zu jenen Zeugnissen, in denen die Berufung des poeta vates sich beglaubigt, jenes Sängers, von dem Schiller sagt:

Er hat alles gesehen, was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt.
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

„Ich habe das Recht, nur da ein Deutscher zu sein, wo es mir beliebt, und das Recht, diese Ehre in jedem mir beliebigen Augenblick aufzugeben. Wir Juden sind doch die wahren Kosmopoliten, die Weltbürger von Gottes Gnaden, oder wenn du willst, von Gottes Ungnaden. Seit der Erschaffung bis zum Zehnten des Monats Ab im Jahre Siebenzig eurer Zeitrechnung haben wir eine Ausnahmestellung inne gehabt, und nach der Zerstörung des Tempels ist uns dieselbe geblieben, wenn auch in etwas veränderter Art und Weise. Durch lange Jahrhunderte hatte diese Ausnahmestellung ihre großen Unannehmlichkeiten für uns; jetzt aber fangen die angenehmen Seiten des Verhältnisses an, zutage zu treten. Wir können ruhig stehen, während ihr euch abheßt, quält und ängstet. Die Erfolge, welche ihr gewinnt, erringt ihr für uns mit, eure Niederlagen brauchen uns nicht zu kümmern. Wenn wir in den Kampf eintreten, so ist es immer nur, sozusagen, die Hand des Pöccurante, die wir dazu bieten. Wir sind Passagiere auf eurem Schiff, das nach dem Ideal des besten Staates steuert; aber wenn die Barke scheitert, so ertrinkt nur ihr; — wir haben unsere Schwimmgürtel und schaukeln lustig und wohlbehalten unter den Trümmern. Seit man uns nicht mehr als

Brunnengifter und Christenkindermörder totschlägt und verbrennt, sind wir viel besser gestellt, als ihr alle, wie ihr euch nennen mögt, ihr Arier: Deutsche, Franzosen, Engländer. Einzelne Narren unter uns mögen diese günstige Stellung aufgeben und sich um ein Adoptivvaterland zu Tode grämen à la Löb Baruch, germanice Ludwig Börne; mein Freund Harry Heine in Paris bleibt trotz seines weißen Katechumenengewandes ein echter Jude, dem alles Laufwasser, aller französische Champagner und deutsche Rheinwein das semitische Blut nicht aus den Adern spült. Weshalb sollte er deutsche Schmach und Schande nicht mit einem Anhauch von Wehmut verspotten? Jede Dummheit und Niederträchtigkeit, die man diesseits des Rheins begeht, ist ja ein Gottesseggen für ihn!"

Wir, die wir die Wirksamkeit jener von Moses Freudenstein gepriesenen Rettungsgürtel kennengelernt und erfahren haben, daß für den Gottesseggen Judas die deutsche Not ein besonders günstiger Keimboden war, werden vielleicht geneigt sein, in dieser talmudischen Dialektik über den Vaterlandsbegriff die ernsteste Warnung des Sehers Raabe zu sehen. Aber das wäre ein großer Irrtum. Eine viel schärfere liegt in dem gleichfalls durchaus typischen Gegensatz zwischen der deutschen Gefühlsgebundenheit, die den ehrlichen Hans Unwirth immer wieder hilflos macht, und der eisefühlen Verstandeschärfe des jüdischen Intellekts, der jene ihm lächerlich erscheinende Gefühlsgebundenheit unbedenklich als Haben in seine Rechnung setzt.

Es ist selbstverständlich, daß mit all diesem der Dichter streng im Rahmen der Kunst geblieben ist und nicht etwa die schöpferische Gestaltung durch politisierende Reflexion ersetzt hat. Moses Freudenstein bleibt im Kunstwerk eine durchaus einmalige, scharf umrissene Persönlichkeit. Und wenn von dieser eine so starke sinnbildliche Kraft ausstrahlt, dann beruht das gerade darauf, daß in der Anschauung des Dichters die Unerbittlichkeit der raffischen Bedingtheit des Dämons viel klarer lebendig war als in der der meisten seiner Zeitgenossen.

Überhaupt werden wir uns der neuen Höhe, die Raabe mit seinem „Hungerpastor“ erstieg, erst dann bewußt, wenn wir die Vertiefung gewahr werden, die seine Menschengestaltung hier gewinnt. Gegenüber der eindringlichen Überzeugungskraft der Kröppelstraße und ihrer mannigfachen Bewohner erhält die Musikantengasse in den „Leuten aus dem Walde“ den blassen Schein des Flächenhaften. Selbst Fiebigers vom Dichter selbst betonte Originalität verbleicht angesichts der lebenswarmen Gestalten,

die durch Hans Unwirschs Jugendwelt gehen. Und während dort sich das angeflogene Gehebe des großen Mimen Julius Schminckert immer hart an der Grenze der Karikatur bewegt, steigt hier selbst die urwüchsige Komik des Onkels Grünebaum aus seelischen Tiefen auf. Sogar das Meisterwerk Dickens', dem Raabe im „Hungerpastor“ manche motivische Anregung verdankt, verliert, wenn wir Vergleiche ziehen. Nicht nur über die Entwicklungslosigkeit seiner Gestalten werden wir uns dann klar, auch für die Unmöglichkeit der psychologischen Märchen, die Dickens uns zumutet, werden uns die Augen geöffnet.

Auch die Technik, mit der Raabe seiner Romandichtung ihren charakteristischen Aufbau gibt, vollendet sich im „Hungerpastor“. Es ist merkwürdig, daß der Dichter, dessen Gebilde man häufig genug Willkür und Verworrenheit vorgeworfen hat, ein geradezu pedantischer Baumeister war, der nicht nur mit großem Bedacht seinen Grundriß zeichnete, sondern auch eine erstaunliche Gewissenhaftigkeit an die Errichtung und Verankerung seines Gerüsts wendete. Wir können ziemlich sicher sein bei ihm, daß wir das Wesen seines Werkes nur unvollkommen uns zu eigen gemacht haben, wenn es uns nicht gelingt, zur Erkenntnis der Notwendigkeit seiner Form hindurchzudringen. Die für Raabes Romane typische Bauform ist die Pyramide. Ziemlich genau in der Mitte seiner Dichtung ragt ihre „funkelnde Spitze“, wie er sie selbst einmal bezeichnet hat, empor. Dies bleibt unerschütterliches Gesetz, ob er nun den Grundriß zweiteilig oder dreiteilig anlegt. Jeder Teil bildet dann wieder eine eigene Pyramide; aber die mittlere Spitze des Ganzen bleibt die beherrschende. Im „Hungerpastor“ entspricht zum erstenmal diesem äußeren Schema die innere Form in klassischer Weise. Der Grundriß ist dreiteilig: Entfaltung des Hungers, Auseinandersetzung des Hungers mit der Welt, Erfüllung des Hungers. Folgerichtig zeigt die Spitze der Pyramide beide Träger der Idee im Widerstreit: Moses' Freudenstein öffnet das Bissier und teilt dem erschütterten Hans seinen Glaubenswechsel mit. Was diesem das Heiligste ist, das ist jenem ein gleichgültiges Mittel zur Befriedigung seines Hungers geworden. Auch die Spitzen der beiden Nebenpyramiden sind deutlich erkennbar. In der Mitte des ersten Teiles erzwingt der Raabe Hans Unwirsch sich den Eintritt ins Gymnasium, in der Mitte des dritten öffnet er sich durch das Bekenntnis seiner Liebe den Weg zur Erfüllung. Man mag über solche strenge Architektonik denken, wie man will, sie erhebt das eine über jeden Zweifel: daß dem nie befriedigten Drang des

Dichters nach Eroberung des Lebens in all seinen Höhen und all seinen Tiefen ein künstlerischer Ernst zur Seite steht, der gegen jede Verlockung zu einem bloßen Spiel der Laune gefeit ist.

Der „Hungerpastor“ wurde der erste rückhaltlose Erfolg Raabes. Er bahnte der neugegründeten „Romanzeitung“, auf deren ersten Seiten er erschien, den Weg. Der Berliner Verleger konnte den ersten Band seiner Zeitschrift sogar in zweiter Auflage erscheinen lassen. Für den Verfasser wirkte sich freilich dieser Erfolg erst viel später aus. Und als er dann im Bunde mit der „Chronik der Sperlingsgasse“ der wichtigste Helfer für seinen Lebenshaushalt geworden war, da waren es recht sauer-süße Gefühle, mit denen er die Krone des Erfolges entgegennahm. Er war längst über dieses Werk, das ein Liebling der Leserschaft blieb, hinausgeschritten, war in ganz andere Lebensstiefen vorgedrungen, wie die waren, in die er seinen „Hungerpastor“ hatte schauen lassen. Und nun mußte er sich damit abfinden, daß er lange Jahrzehnte lang im Urteil der Welt immer der Dichter der „Chronik der Sperlingsgasse“ und des „Hungerpastors“ war, während die Werke, denen sein strenges Urteil den höheren Preis zuerkannte, unbeachtet blieben. Hat ihn das ungerecht gemacht gegen sein erstes wirkliches Meisterwerk, so haben wir kein Recht, ihm darin zu folgen. Wir können die Offenbarung der schlichten Herzensinnigkeit deutschen Wesens, die der Dichter in diesem Buche gerade bei den Ärmsten der Armen aufweist, weniger als je entbehren, und wir haben erst heute das rechte Verständnis gewonnen für die Weisheit, mit der er den Aufstieg seines Helden begleitet: „Aus der Tiefe steigen die Befreier der Menschheit; und wie die Quellen aus der Tiefe kommen, das Land fruchtbar zu machen, so wird der Acker der Menschheit ewig aus der Tiefe erfrischt.“

Dramatische und epische Pläne. Ferienfahrt in die Heimat und an die Ostsee

Während Raabe eifrig genug am „Hungerpastor“ schrieb, umschwebten ihn Dichterträume, die eine ganze Welt von der Kröppelstraße und von Grunzenow trennte. Sie brachten es über ein erstes Knospen nicht hinaus; aber sie sind doch sehr bezeichnend dafür, daß der Dichter in dieser Zeit sich selbst noch nicht für „fertig“ hielt. Am 8. Februar 1863 überrascht uns das Tagebuch mit der Bemerkung: „Nachmittags 4 Uhr

Beginn von *Violante*, ein Schauspiel.“ Und zehn Tage darauf wird der „Gedanke“ festgehalten: „Die Italienerinnen, Lustspiel.“ Und daß es ihm wirklich ernst mit diesen Plänen ist, zeigt die Tatsache, daß er gleich tags darauf sich den englischen und deutschen Text von Shakespeares Werken besorgt und auch gleich beginnt, den großen Meister zu studieren. Und dieser schreckt ihn nicht etwa ab. Denn im Juni bestellt er sich Freytags „Technik des Dramas“. Und fast noch anderthalb Jahr spinnt er weiter an dem Traum. Am 27. November 1864 vermerkt er: „Erste Vollendung des Planes von *Violante*.“ Noch merkwürdiger wird diese Sache, wenn wir uns diesen Traum näher ansehen. In dem zweiten Notizbuch der Stuttgarter Zeit war der Plan zur Niederschrift gelangt. Die ersten Blätter davon sind herausgerissen, nur die kurzen Angaben für den Schluß des dritten Aktes und der Inhalt des vierten und fünften sind diesem Schicksal entgangen. So viel wird daraus klar, daß es sich um ein Intrigenstück handelt, das zur Zeit der Eroberung Mexikos durch die Spanier spielt. Die Heldin *Violante* opfert sich, um ihren Geliebten, den im Kerker schmachtenden *Ribera*, vom Tode zu retten, und verlobt sich mit seinem heimtückischen Feinde *Perez*. Trotzdem wird das Urteil über *Ribera* gesprochen. Aber im letzten Augenblick, als schon der Henker erscheint, wird *Perez* irgendwie entlarvt. Das ist ein Stoff, der so abseits von dem Wege liegt, den wir Raabe in dieser Zeit gehen sehen, daß wir an den Ernst des Planes kaum glauben können. Aber vielleicht war er ihm gerade deshalb gut genug, seine Phantasie und Gestaltungskraft daran zu prüfen. Schwerlich hat er davon geträumt, sich mit einem Werk dieser Art den Lorbeer des Dramatikers zu verdienen. Doch mit der Frage an sich selbst, ob nicht vielleicht doch auch eine dramatische Ader in ihm vorhanden sei, wird er es ernst genommen haben. Das Theater hatte bis jetzt wenigstens eine sehr starke Anziehungskraft auf ihn gehabt. Das Abonnement in Stuttgart verpflichtete zu zehn Besuchen im Monat. In mancher Woche sehen wir ihn hier dreimal in der Loge des Obersten von Hamel, an der er sich beteiligt hatte. Noch stärker aber wird die Anregung gewesen sein, die von verschiedenen Mitgliedern seines Lebenskreises, besonders von denen des Sonntagskränzchens ausging. J. G. Fischer, Heinrich Kustige, Friedrich Notter und Albert Dulk, die zu Raabes Intimen gehörten, hatten verschiedene Werke über die Bretter geschickt. Sicherlich wird Drama und Bühne ein wichtiges Gesprächsthema bei ihren Zusammenkünften gebildet haben. Auch Raabes Freund Glaser

suchte schon seit Jahren nach dramatischer Befriedigung seines dichterischen Ehrgeizes, und er sandte gerade in dieser Zeit ein neues Werk „Der Weg zum Ruhme“ mit der Bitte um ernsthafte Kritik nach Stuttgart. Und noch mehr: eines Tages erhielt Raabe von einem Wolfenbütteler Landsmann J. Reuper ein dramatisches Manuskript „Rache und Sühne“ zur Beurteilung vorgelegt, zu dem er selbst den Stoff geliefert hatte. Der junge Mensch hatte nämlich „Unseres Herrgotts Kanzlei“ für die Bühne bearbeitet. Mag er auch diesen Versuch als verfehlt angesehen haben — wir kennen sein Urteil nicht — so wird doch die Tatsache, daß einer seiner Romane zu dramatischer Behandlung angeregt hatte, nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben sein.

„Violante“ gedieh über den Plan nicht hinaus und geriet wohl rasch in Vergessenheit. Ein anderes Motiv aber, das gleichfalls in dieser Zeit in dem Dichter aufgetaucht sein wird, obgleich wir keine schriftliche Kunde davon haben, ist ihm bis in sein hohes Alter treu geblieben, und er hat, ohne je ernstlich an eine Ausarbeitung zu denken, seine Phantasie damit beschäftigt. Die Heldin dieses Planes war Michal, die Tochter Sauls, und von diesem dem jungen David als Siegespreis zur Gattin gegeben. Die Tragik dieser Frau, die ihren Helden und Gatten schließlich verachten lernen mußte, da er sich als Pfaffenknecht vor allem Volke durch seinen Tanz vor der Bundeslade entwürdigte, war es, die den Dichter anzog. Michals Verachtung sollte im Bewußtsein ihrer Mitschuld am Untergange ihres stolzen Geschlechtes, das sie dem Geliebten geopfert hatte, und in der maßlosen Enttäuschung angesichts seiner Selbsterniedrigung sich in einem furchtbaren Lachen entladen. Und um dieses Lachen als erschütternden Ausdruck der tragischen Erhebung und Vernichtung zugleich hat noch die Phantasie des Greises ihre Fäden gesponnen.

Uns erscheint die Frage, die Raabe mit seinen dramatischen Träumen an seinen Dämon richtete, wohl verständlich. Schon der ursprüngliche Plan zum „Hungerpaster“ deutete klar genug den Weg seiner Dichtung zur Tragik hin an. In „Abu Telfan“ und im „Schüdderump“ hat er ihn dann bis zum Ende beschritten. Ja, in späteren Jahren hat er einmal die Bezeichnung Humorist für sich abgelehnt und behauptet, er sei ein Tragiker. In solchem Bewußtsein mag er die Aufgabe des Dramas und vor allem der Tragödie als eine starke Lockung empfunden haben. Wenn er sich ihr schließlich doch versagte, dann mag die Erfahrung, daß er auch auf seinem epischen Wege zu dem gleichen Ziele gelangen konnte,

die Entscheidung gebracht haben. Daneben mag ein anderer Zweifel mitgesprochen haben: in dem ersten Notizbuch findet sich undatiert, aber wahrscheinlich dem Jahre 1864 zuzuschreiben, der Satz: „Für ein großes dramatisches Schaffen und Dichten ist unser individuelles Leben nicht bunt genug und das Völkerleben zu bunt.“ Was er damit meinte, das hat er ein andermal klarer und schärfer gefaßt hingeschrieben:

„Das Drama ist die Kunstform der Monarchie, der Roman die Kunstform der Demokratie. Ein dramatischer Republikaner ist ein Unding und wird sich immer als ein solches ausweisen. Daß Sophokles und andere in einer Republik geschrieben haben, beweist nichts. Ein Sklavenstaat ist immer ein absolutest monarchischer. Denn jeder Schuhmacher und Bürger ist seinem Leibeigenen gegenüber der König, fühlt königlich und — dramatisch, wenn es gilt, seine Würde aufrechtzuerhalten.“

Wer dieses Urteil so großzügig aufzunehmen vermag, wie es gegeben wird, der wird anerkennen müssen, daß das Herauswachsen des Theaters aus dem Gesamtbewußtsein des Volkes ihm recht gegeben hat.

Noch von einem anderen Lasten nach verführerisch winkenden Dichterkronen wissen diese Jahre. Während er die Korrekturen des „Hungerpastors“ erledigt und seine Phantasie geruhsam sich in den Plan eines neuen Romans, der vorläufig „Hinterberg“ getauft wird, einspinnt, schießt ihm der Gedanke eines großen humoristischen Epos im Stile von Byrons „Don Juan“ in die Seele. Am 12. Dezember kauft er sich dieses Meisterwerk, und daß dies zu dem Ziele eifrigen Studiums geschehen ist, besagt der Zusatz in seinem Tagebuch:

Beschlossen ist's, ein Büchlein will ich schreiben,
Dem Buch der Ewigkeit dadurch mich einverleiben.

Und fünf Tage darauf schreibt er den Plan des auf zwölf Gesänge berechneten Gedichtes „Die Königin von Saba“ nieder. Die Handlung sollte am Hofe zu Saba einsetzen. Ein „philosophischer“ Pilger unterbricht durch humoristische Schilderung seiner Erlebnisse auf das angenehmste die tödliche Langeweile, an der die Königin und ihr Hof leiden, und durch den Glanz, den er dabei auf die Herrlichkeit des Königs Salomo fallen läßt, erweckt er in ihrer Seele den Wunsch, ihn zu besuchen. Ein Traum bestärkt sie in diesem Beschluß, dessen Ausführung dann sofort ins Werk gesetzt wird. Auch in Jerusalem herrscht die Langeweile, und so ist der Besuch der fremden Gäste hoch willkommen. Aber er wirkt sich

auch zerstörend aus. Der König Salomo vergiftet über der glänzenden Erscheinung, die jetzt in sein Leben tritt, seine Geliebte, die treue Sulamith. Und während er im Banne der Fremden liegt und sich von ihr zum Staunen seines Volkes an der Nase herumziehen läßt, schießt die verlassene Sulamith dahin und stirbt schließlich an gebrochenem Herzen. Ihr Tod und die bittere Reue reißt den König aus seinem Rausch. Die Gäste ziehen heim, und sie lassen einen Unglücklichen zurück, der sich der Schuld an der Vernichtung seines Glückes zeihen muß. Der Tod der Geliebten macht den prachtliebenden König zu dem weisen, weltverachtenden Prediger Salomo.

Diese wehmütige Handlung sollte umspinnen werden von einem buntschillernden Gewebe satirischen Humors. Und wenn der zweite Gesang eine humoristische Schilderung der Geschichte und Religion der Juden vorsah, dann zeigt sich darin sehr wahrscheinlich der Zusammenhang, in dem das Motiv des geplanten Epos zu der Arbeit am „Hungerpastor“ steht. Denn offenbar war es die Geschichte der Israeliten von Dossauer, die Raabe die Anregung gab, gerade zu einem Stoff aus der jüdischen Geschichte zu greifen und dabei seine eben erst gewonnene Erkenntnis auf seine Weise zu verwerten.

Auch dieser epische Plan ist nicht sehr weit gediehen. Eine einzige Strophe, am 6. Oktober 1864, also dreiviertel Jahr nach dem Auftauchen des Planes, gedichtet, ist uns erhalten, weil der Dichter sie im Jahre 1870 mit anderen Federproben ähnlicher Art in heiterer Selbstironie für seinen Schillerroman „Der Dräumling“ verwendet hat. Sie zeigt eine vollendete Einfühlung in den von Byron am Anfang seines „Don Juan“ angeschlagenen Ton, gibt uns freilich damit auch zugleich die Erklärung für das Scheitern des Planes. Ein Dichter, der sich auf dem Wege zum eigensten Ausdruck seines Gehaltes sah, durfte nicht in der Nachahmung eines anderen seine Aufgabe sehen. Wahrscheinlich ist die Strophe die einzige, die überhaupt entstand:

O Sonne, hohe Göttin, Zauberin,
Du schufst mein Herz, den Löwen und den Pfau,
Du schufst das Gold, das Auge, den Rubin,
Den Haß, die Liebe, sowie meine Frau;
Smaragd und Purpur sinkt dein Mantel hin
Zu Füßen dir — um dich das ew'ge Blau!
Den König schufest du und Sulamith
Und Sabas Herrscherin und dieses Lied.

Aberwunden hat Raabe die Verlockung des humoristischen Epos schon während der Arbeit an seinem neuen Roman. Schwerlich hätte er sonst in ihm die Königin von Saba zum Aushängeschild des giftigen Apothekers Spierling gemacht, um dann festzustellen, daß sie immer mehr von ihrer Farbenpracht und Vergoldung eingeüßt habe. Heitere Selbstironie war und blieb ein bezeichnender Zug seines Wesens.

Daß er überhaupt der Verlockung verfiel, obgleich er sicher wußte, daß ihm die Gabe des leichten humoristischen Verspieles nicht gegeben war, mag uns heute, wo der Roman längst das Versepos aus dem Felde geschlagen hat, sonderbar erscheinen. Damals jedoch war der Kampf noch nicht endgültig entschieden. Raabe kannte jenes peinliche Wort Schillers wohl, der in seinem Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung“ den Romanschriftsteller als den „Halbbruder des Dichters“ bezeichnet hatte. Diese Auffassung war damals durchaus noch lebendig, und gerade in dem Jahr seines epischen Traumes wurde in den „Blättern für literarische Unterhaltung“, die sich des Versepos besonders annahmen, eine lebhafte Auseinandersetzung über das Für und Wider geführt. Daß in Raabes Seele das höchste Dichterideal lebte, das ihm immer wieder alles Erreichte als unvollkommen erscheinen ließ, haben wir gesehen. So ist der Zweifel verständlich, ob es ihm überhaupt mit der ihm gewiesenen Prosaform gelingen würde, jenem Ideal gerecht zu werden. Die Enttäuschung, die er dann bei dem Versuch, den anderen Weg einzuschlagen, erlebte, erhärtete dann seinen Entschluß, gerade auf *seiner* Weise und mit *seiner* Form hinauszudringen über jene Ebene, auf der die Dichtung bloßes Mittel der Unterhaltung ist, und aufzusteigen zu den Höhen, auf denen das durch die Kunst eroberte und gestaltete Leben jene erhabene Notwendigkeit ausprägt, die verächtlich über das müßige Unterhaltungsbedürfnis der Menge hinwegsieht, aber stark genug ist, die Not des ringenden Menschenherzens zu wenden.

Die Arbeit an dem neuen Roman schritt langsamer vorwärts, als man nach dem Tempo der beiden vorhergehenden Romane hätte annehmen sollen. Über die Gründe bleiben wir nicht im Unklaren. Während er an den letzten Kapiteln des „Hungerpastors“ arbeitete, hatten sich die ersten schweren Anfälle des Asthmas gezeigt, das von nun an ihm ein qualvoller Lebensbegleiter blieb. Er und die Seinen suchten den Grund für die Entwicklung dieses Leidens, „bei dem man 80 Jahre alt werden kann“, wie Raabe selbst einmal seinem Bruder offensichtlich zum Troste der Mutter

schrieb, in der Überarbeitung. Auch die Entstehung des „Hungerpastors“ hatte ja die Angst begleitet, daß der Drucker schneller mit dem Manuskript fertig werden könnte als der Verfasser. Für das Jahr 1864 war darum eine längere Zeit des Ausspannens ins Auge gefaßt worden, in der natürlich vor allem der Heimat ein Besuch abgestattet werden sollte. Daneben mochte noch eine andere Sehnsucht sich regen: die nach dem Meer. Seinen Hans Unwirrsch hatte Raabe unter diesen Zauber gestellt, ohne selbst ihn jemals empfunden zu haben. Jetzt aber sorgte die Zeitgeschichte dafür, daß der Blick immer wieder dorthin gelenkt wurde. Im Norden rollten die Schicksalswürfel. Die schleswig-holsteinische Krise wuchs über die Protokolle und Verhandlungen hinaus. Preussische und österreichische Truppen rückten über die Eider und vertrieben die Dänen aus den Herzogtümern. Mit fieberhafter Spannung verfolgte Raabe die Ereignisse. Ahnte er, daß die Folgen dessen, was dort oben geschah, noch bedeutsamer sein würden als die Erfolge der Waffen?

Am Anfang des Jahres erfuhr er das sauer süße Vergnügen, sein Erstlingswerk noch einmal dem Publikum anbieten zu dürfen. Es war die erste Neuauflage, die eins seiner Werke erlebte. Und recht unerquickliche Verhandlungen mit dem Verleger Schotte, der die Restauflage schon hatte „abstoßen“ wollen, waren vorausgegangen. Der Schmerzensweg der „Chronik der Sperlingsgasse“, den sie bis zum Siege über alle Widerwärtigkeiten zu gehen hatte, sollte damit noch nicht abgeschlossen sein.

Kurz vor Antritt seiner Fahrt in die Heimat vollendete Raabe in rascher Folge noch zwei Novellen, die in der Gegensätzlichkeit ihrer Stimmung wieder ein sprechendes Zeugnis für die merkwürdige Polarität seines Wesens geben: die eine, „Else von der Lanne“, vielleicht das düsterste Bild deutschen Schicksals, das er je heraufgebannet hat, die andere, „Keltische Knochen“, eine satirische Posse, die hart an den Rand des Burlesken streift.

„Else von der Lanne“ ist die erschütterndste Darstellung der Not des Dreißigjährigen Krieges, die wir in unserem Schrifttum besitzen. Das Grauen einer entarteten Kriegsführung mag von anderen vielleicht noch furchtbarer geschildert worden sein; aber Raabe dringt über dieses Grauen noch hinaus zu der hoffnungslosen seelischen Verwüstung vor, die diese gnadenloseste Zeit der deutschen Geschichte heraufführte.

Am 24. Dezember des Jahres 1648, während ein wilder Schneesturm seine ärmliche Behausung umtost, versucht der Pfarrer des kleinen Harzdorfes Wallrode im Elend vergebens, seine Gedanken für die Weib-

nachtspredigt zu sammeln. Die Erinnerungsqual gibt ihn nicht frei. Er, der den ganzen Verlauf des schrecklichen Krieges durchlebt und oft genug wehrloses Opfer der entfesselten Roheit war, kommt nicht los von dem Johannistag des zu Ende gehenden Jahres, der ihm den schwersten Schlag in seinem jammerreichen Dasein versetzt hat. Zwölf Jahre ist es her, da ist in dem Hochwald in der Nähe des Dorfes ein Fremdling mit einem kleinen Mädchen, vier wilden Hunden und einem Pferde erschienen und hat sich dort zunächst selbst ein notdürftiges Obdach gebaut. Aber die Sorge um sein Kind wurde schließlich doch stärker als sein Menschenhaß, und so entstand denn ein paar Wochen später mit der erkauften Hilfe der mißtrauisch widerstrebenden Bauern unter einer hohen Tanne im Forst ein Blockhaus, das den Anstürmen auch eines grimmigen Harzwinters Troß bieten konnte. Lange dauerte es, bis sich zwischen dem seltsamen Wesen unter der hohen Tanne und dem Pfarrhause die ersten Fäden spannen. Die von der Geißel des Krieges tausendfach gepeinigten Dorfbewohner aber halten zäh an ihrem Mißtrauen fest. Die unheimlichen Geräte der chemischen Küche, die der Fremde in seiner Hütte aufgebaut hat, machen diesen in ihren Augen zu einem Hexenmeister. Seine Tochter Else ist ihnen wegen ihres vertrauten Umgangs mit den Tieren nicht minder verdächtig. Und wie sie ihren Pfarrer immer rettungsloser dem Bann der Fremden verfallen sehen, da bleibt ihnen kein Zweifel mehr, daß hier Zauber im Spiel. Daß es der Zauber der Schönheit und Unschuld ist, der hier seine Wirkung ausübt, das können die halbvertierten Menschen nicht ahnen, denn sie wissen nichts von Schönheit und Unschuld. Aus dem Grimm einer erbarmungslosen Welt hat der Fremde sein Kind retten wollen, seinen letzten Schatz wollte er vor ihrem Zugriff wahren, und er sieht nicht, wie er selbst auf das Haupt seines Kindes das Unheil lenkt, vor dem er es hüten wollte. Aus dem zerstörten Magdeburg ist der Magister Konrad gekommen. An derselben Domschule, deren Rektor einst der Dichter des „Froschmenselers“ Georg Rollenhagen war, hat er als Lehrer gewirkt. Unter den dreißigtausend Opfern, die in den Flammen der unglücklichen Stadt oder unter den Waffen der wütenden Soldaten Tillys umkamen, waren seine Frau und zwei seiner Kinder gewesen. Vier Jahre lang hatte er in dumpfer Betäubung auf den Trümmern der Stadt ausgeharrt, bis die Hoffnung auf ein rasches Wiederaufleben schwand. Der Wahnsinn des Krieges wütete weiter. Da war er mit seinem letzten Gut in die Wildnis des Harzes geflüchtet.

Am Johannistage des Jahres, in dem der große Krieg, der zwei Drittel der Bevölkerung des deutschen Landes dahingerafft hat, zu Ende geht, erfüllt sich das Geschick. Friedemann Leutenbacher hat eine Abendmahlsfeier in seiner Kirche angesagt, und als auch die Fremden aus dem Walde dazu erscheinen, da halten die vom Aberglauben besessenen Dorfleute die Gelegenheit für günstig, den Herrenmeister und seine Tochter zu „bannen“. Als nach dem Gottesdienst bei dem Austritt der Verhafteten aus der Kirche ihr Zauber zu wirken scheint, bricht der Tumult los. Ein schwerer Stein trifft die Jungfrau an die Brust, und sie sinkt zusammen. Außer sich vor Schmerz dringt der Pfarrer auf die wahnsinnstolle Menge ein und verjagt sie. Aber es ist zu spät: seit dem Johannistage siecht Else von der Lanne hoffnungslos dahin.

Das sind die Bilder, die Friedemann Leutenbacher am Heiligen Abend heimsuchen, da er sich bemüht, die Sätze seiner Weihnachtspredigt niederzuschreiben. Plötzlich wird er durch ein Klopfen an sein Fenster aufgeschreckt. Es ist ein altes Weib, das die unheimliche Gabe hat, die Lebenden in der Umschattung des Todes zu sehen. „Else von der Lanne muß sterben in dieser Nacht“, ist ihr Ruf. Der Pfarrer stürzt in den Schneesturm der Winternacht hinaus der Hütte des Magisters Konrad zu. Er findet das Mädchen, das ihn einst aus trostloser Versunkenheit im Jammer der Welt zu dem Glauben an den Sieg des Lichtes erweckte, tot und ihren Vater gebrochen in der wehen Erkenntnis, daß es keine Rettung in der Welt vor der Welt gibt. Als er die Hütte wieder verlassen hat, irrt er im Banne seiner Verzweiflung ziellos durch die Wildnis des Gebirges, bis er ermattet niedersinkt und der Schnee dem im Arm des Winterfrostes Eingeschlafenen das Leichentuch webt.

„Else von der Lanne“ gehört zu den erschütterndsten Bildern, die Raabe je gemalt hat. Aber er erfüllt auch hier seinen Dichterberuf, Licht aus Schatten zu greifen. Der helle Schein, der von dem Lager der sterbenden Else ausstrahlt, siegt über das Dunkel dieser Tragödie der Weltflucht.

Mit dem Motiv dieser Dichtung kehrte Raabe zu seinen Anfängen zurück. Wir haben es schon angedeutet mit dem Hinweis, daß der Magister Konrad von derselben Magdeburger Domschule kam, deren Rektor einst Georg Rollenhausen war. In dieser Beziehung ruht ein verstecktes Selbstzitat, wie Raabe es mitunter liebt. Es ist das Schicksal der Felicia Guarnieri aus dem „Studenten von Wittenberg“, das er in

„Else von der Lanne“ mit gereifter Kunst gestaltet. Der leise, für den gewöhnlichen Leser kaum sichtbare Verbindungsfaden, den er zwischen beiden Dichtungen zieht, sagt uns, daß er sich dieser Tatsache bewußt war. Es ist dies nichts Einmaliges bei ihm. Er hat wiederholt auf frühere Motive zurückgegriffen zweifellos nicht zuletzt, um einen Maßstab für die Steigerung seiner künstlerischen Kraft zu gewinnen, die er nicht nur in der Vertiefung, sondern auch in der Eigenart der Gestaltung suchte. Und dies liegt auch hier vor. Niemand, den man nicht darauf stößt, wird zwischen dem „Studenten von Wittenberg“ und „Else von der Lanne“ irgendeine wesentliche Ähnlichkeit bemerken, und jeder, der die Gleichheit des Motivs erkennt, wird die erstaunliche Vertiefung anerkennen, die in dem späteren Werk gewonnen ist.

„Else von der Lanne“ ist Raabes zweite Harzgeschichte. Und wenn wir von ihr auf die erste, „Nach dem großen Kriege“, zurückblicken, dann wird uns auch in der Spiegelung der Landschaft der Aufstieg klar, den im Laufe weniger Jahre Raabes Kunst genommen hatte. Trotz des zahmen Rehes, das Else von der Lanne begleitet, ist hier nichts mehr von der poetischen Unwirklichkeit des romantischen Märchenwaldes zu finden. Aus der Stuttgarter Ferne sah der Dichter jetzt den Harz in seiner ersten Herbstzeit viel klarer als von dem nahen Wolfenbüttel aus, weil er seinen Träumen jetzt nicht mehr gestattete, die harten Umrisse der Wirklichkeit mit ihren Schleiern zu verhüllen. Es ist jene Gegend des Unterharzes, wo der freundlichere Laubwald der ersteren Lanne weicht, in die er uns hier führt. An Allrode, wo noch heute eine Feldflur den Namen „das Glend“ führt, wird er bei seinem Wallrode gedacht haben. Und vielleicht regte dieser Name seine Phantasie erst an, den Magister Konrad hier das Ziel seiner Flucht vor der Welt finden zu lassen.

Die andere Novelle, die Raabe vor seiner Reise nach dem Norden vollendete, ist wesentlich leichteren Geblüts. Sie ist, wahrscheinlich ohne jeden Entwurf, schnell im Laufe einer Woche hingeworfen worden. Und das war möglich, weil der Rahmen, in den er seinen ergötzlichen Gelehrtenstreit hineinfügte, als unverwischtes Erinnerungsbild in seiner Seele bereit stand. „In den *R e l t i s c h e n K n o c h e n*“ ist alles Anschauung, auch der Regen“, hat der Dichter später bekannt.

Der Erzähler unternimmt in Gesellschaft eines Dichters Roderich Krautworst und eines Universitätsprosektors Zuckriegel eine Fahrt von Linz über Ischl nach Hallstatt. Nach zweistündiger Fahrt über den

düsteren Hallstatter See bei strömendem Regen erreichen sie ihr Ziel. Als der Erzähler dann nach dem Mittagessen von einer ersten Besichtigung der Stadt in das Gasthaus zurückkehrt, findet er Zuckriegel in leidenschaftlichem Streit mit einem Herrn, der ihm in dem Verzicht auf jegliches Partgefühl auf ein Haar gleicht und sich als Professor Steinbüchse vorstellt. Der Gegenstand des Haders sind die Gebeine des vorgeschichtlichen Volkes, die man in Hallstatt ausgegraben hat und die die Wissenschaft in beträchtliche Aufregung versetzt haben. Zuckriegel hält sie für germanisch, Steinbüchse für keltisch, und jeder vertritt seine Meinung so ingrimmig, daß der Übergang zu Tätlichkeiten nur eine Frage der Zeit zu sein scheint. Mit Mühe gelingt eine vorläufige Ausöhnung. Jetzt kommt auch Roderich zurück. Er hat unter dem Gestäube des Mühlbachs seine Linzer Erlebnisse in Verse gebracht und brennt darauf, sie zum besten zu geben. Beständig unterbrochen durch Zuckriegels schnöde Zwischenbemerkungen, trägt er triumphierend sein langes Iyrisches Gespinnst vor. In der Nacht gibt es einen neuen und diesmal wirklich von den Jäusten nachdrücklich betonten Kampf der beiden Gelehrten. Am Morgen aber haben sie sich zu gemeinsamer Raubfahrt geeinigt, da den einen mehr die Knochen der Vorzeitleute verlocken, den anderen mehr ihr Bronzeschmuck und ihre Waffen. Vom Erzähler begleitet, steigen die beiden edlen Genossen zum Rudolfsturm empor und zur Gräberstätte. Der Raub aus dem geöffneten Grab gelingt, aber die Beschließerin der toten Kelten oder Germanen schlägt Alarm, und bei der sofort einsetzenden Verfolgung werfen Zuckriegel und Steinbüchse ihre Beute wieder fort, denn jeder hat gerade das erwischt, woran dem anderen liegt, und glaubt durch seine Preisgabe die Verfolger aufzuhalten. Der daheimgebliebene Roderich aber führt im Gasthaus einen Tanz des Entzückens auf, als die geschlagenen Räuber, wütend aufeinander, das Asyl erreichen.

Die „Keltischen Knochen“ sind wahrscheinlich die erste Erzählung unserer Literatur, zu der die damals recht junge vorgeschichtliche Wissenschaft den Stoff geliefert hat. Friedrich Theodor Vischers „Auch einer“ erschien erst zwölf Jahre später. Wenn Raabe auf seiner Reise im Jahre 1859 Hallstatt zwei Tage gewidmet hatte, die noch dazu infolge des beständigen Regens wenig Genuß an der Landschaft gewährten, dann schließen wir daraus, daß ihm damals schon die Hallstatter Funde etwas mehr bedeuteten als die üblichen Kuriositäten, an denen ein gewissenhafter

Reisender eben nicht vorbeigeht. Und erst recht wird er nach seinem Besuch in Hallstatt den Gelehrtenstreit um die Hallstätter Kultur, dessen Leidenschaftlichkeit seinen Humor reizen mußte, nicht aus den Augen verloren haben. Zu diesen Erlebnismotiven kam freilich noch etwas anderes. Die „Keltischen Knochen“ sind das einzige Werk Raabes, bei dem sich ein Einfluß Jean Pauls nachweisen läßt. Es sind Motive aus „Razengbergers Badereise“, die hier wirksam geworden sind, vor allem der Knochenraub und der bissige Gelehrtenstreit. Aber auch der Dichter Roderich von der Leine, dem Raabe in heiterer Selbstironie seine eigene aus der Langerweile herausgeborene Linzer Regenpoesie in die Feder diktiert, ist hierdurch angeregt worden. Er hat in dem Herrn von Nief sein Vorbild. Und Jean Pauls widerborstiger Held hat mehr als einen seiner lebenswürdigen Wesenszüge an Herrn Zukriegel abgegeben. Im übrigen aber hält sich Raabe hier wie auch sonst immer fern von der Willkür einer zerflatternden Form, wie sie Jean Paul eignet.

Eine Abschweifung freilich gestattet er sich hier, die mit den vorgeschichtlichen Salzbergleuten Hallstatts und ihren Knochen nichts zu tun hatte. Die Erinnerung an Linz und Hallstatt kannte ihm auch jenen Tag herauf, an dem er Wien fluchtartig verlassen hatte, und die Gründe dafür. Und nach fünf Jahren noch war sein Grimm über das lieberliche Wien so stark in ihm, daß er ihm jetzt ziemlich unvermittelt und auf Kosten der inneren Einheit seiner Erzählung Raum geben mußte.

Mit einem schweren Aufatmen wird Raabe nach Abschluß dieser letzten Arbeit seine Reisevorbereitungen getroffen haben. In den letzten Wochen hatte der Alltag mit tausend Widerwärtigkeiten seinen Frieden gestört und ihm gezeigt, daß auch ein Dichter wehrlos gegenüber der Unmaßung der Daseinsprosa ist. Ein Abschnitt der Ausarbeitung der Novelle „Else von der Tanne“ trägt in seinem Notizbuche die Überschrift „Scriptum in miseria“ (geschrieben im Glend). Das war in den „Tagen des Borns“ am Anfang des Wonnemonats, als der Umzug der Familie in die neue Wohnung Hermannstraße 11 in der Nähe des geliebten Hasenberges auf Grund polizeilicher Entscheidung recht überstürzt zu einem früheren Zeitpunkt vollzogen werden mußte, als man vorausgesehen hatte. Und dann hatte ein dramatischer Dienstbotenwechsel einen recht unbehaglichen Auftakt zur Reise gegeben. Denn im Jahre 1864 war es durchaus keine Kleinigkeit, ein Schwabemädel dazu zu bringen, daß sie ohne Schauder im Dienste von „Ausländern“ auf ein paar

Monate in das hinter kimmerischen Nebeln liegende Norddeutschland reiste. Am 9. Juni fand sich eine Mutige für dieses Wagnis, und am 10. Juni erfolgte der Ausbruch der Familie.

Es leuchtete kein glücklicher Stern über dieser Reise. Die Freude des Wiedersehens in der Heimat wurde bald herabgedrückt durch Krankheit, die nacheinander alle drei Glieder der kleinen Familie ergriff. Besonders schwere Sorgen machte eine ernste Erkrankung des Töchterchens, und als diese überwunden war, legte sich die Mutter unter heftigen Schmerzen einer schweren Krampfcolik, vor der die Ärzte ratlos standen. Der Dichter selbst hatte Not, unter dem Druck fortgesetzter Erkältungen seine Stimmung aufrechtzuerhalten, und auch das böse Asthma raubte ihm wieder die Ruhe so mancher Nacht. Die ersten Wochen wurden ausschließlich den Verwandten in Wolfenbüttel und Braunschweig gewidmet. Erst Ende Juli siegte die Sehnsucht nach der See über alle Bedenken, die vor allem in Frau Berthas leidendem Zustand begründet waren. Lübeck war das erste Ziel. Am Strande von Travemünde grüßten beide zum erstenmal das Meer. Dann ging es nach Hamburg, dem der größte Teil der zehntägigen Reise gewidmet wurde. Ein Ausflug nach Cuxhaven auf dem Raddampfer Groden muß besonders starken Eindruck auf den Dichter gemacht haben; denn ein eigenes Kapitel in seinem neuen Roman, an dem er auf seiner Reise „imaginierte“, verdankt ihr die Entstehung, und er hat in ihm sogar die dankbare Erinnerung an den Dampfer Groden festgehalten. Von Hamburg ging die Fahrt nach Kiel. Hier erschienen sie gerade rechtzeitig, um in einem Sinnbild den Abschluß des Krieges zu erleben. Als sie am 2. August nach einem Spaziergang durch das Gehölz Düsternbrook den Aussichtspunkt Bellevue ersteigen, sehen sie, wie das dänische Blockadeschiff eben auf der Meereshöhe außer Sicht geht. Und am gleichen Tage noch meldet ein Telegramm: Die Dänen geben alles heraus. Auf der Rückreise wurde in Lüneburg Station gemacht und das prächtige Rathaus bewundert. Die letzten Wochen in der Heimat wurden durch Verwandtenbesuche in Schöppenstedt und Hüttenrode unterbrochen. Von Schöppenstedt führte ihn ein Spaziergang mit seinem Schwager Floto auch nach Kneitlingen, „allwo das gute Kind Eulenspiegel geboren wurde“, und ein paar Tage darauf beobachtete er von Schöppenstedt ein Feuer in Ampleben, wo der Schelm, der schon in den Windeln zeigte, was er werden sollte, seine berühmte, dreimalige Laufe erlebte. War es ein Zufall, daß Raabe auf seiner Reise nach

Norden zweimal durch Mölln gefahren war, wo der lustige Gesell, noch im Tode seiner Lebensart getreu, aufrecht in seinem Grabe steht? An landsmannschaftlicher Zuneigung zu dem Schalksnarren, in dem er eine lachende Verkörperung niederdeutschen Humors fand, hat er es jedenfalls nicht fehlen lassen, und wir werden sowohl Kneitlingen und Ump- leben als auch Mölln in seinem Werke wieder begegnen.

Am 2. September war die Familie wieder in Stuttgart. Drei Wochen später fand das Rätsel, das einen so ernsten Schatten auf die ganze Reise geworfen hatte und an dem die Kunst von nicht weniger als vier Ärzten zu Schanden geworden war, seine Lösung: Frau Bertha wurde von einem toten Kinde entbunden. Zum Glück erholte sie sich schnell, und der Schmerz über die Enttäuschung wurde durch die Freude an der Entwicklung des Töchterchens überwunden, das jetzt in das vergnügliche Alter der ersten Selbständigkeit eintrat. Am 28. Oktober erreichte Raabe ein recht willkommener Gruß. Es war ein Brief von der deutschen Schillerstiftung, der ihm eine Ehrengabe von 300 Talern anbot. Er notiert das nüchtern in seinem Tagebuch, ohne jedes Ausrufzeichen. Unmittelbar dahinter aber steht um so gefühlbetonter: Gr[etchen] g e h t! — Es ist gar kein Zweifel, welche Freude die größere war.

Drei Federn

Die Arbeit an der neuen Erzählung schritt auch nach der Heimkehr nach Stuttgart nur langsam vorwärts. Der wiederholt drängende Verleger des „Hungerpastors“ wurde zunächst mit einer neuen Sammlung schon gedruckter Novellen abgefunden, an der ihm sicherlich weniger gelegen war, als an einem neuen Roman für seine Romanzeitung. Sie erschien unter dem Titel „Ferne Stimmen“ und faßte „Die schwarze Galeere“, „Eine Grabrede aus dem Jahre 1609“, „Das letzte Recht“ und „Holum- derblüte“ zusammen.

Am 7. April des folgenden Jahres erst setzte er den Schlußstrich unter den Roman „Drei Federn“. Nur ungern gab er ihn zum Abdruck in der „Romanzeitung“ frei. Er wußte wohl, daß er noch viel weniger als seine früheren Werke die Zerstückelung vertrug, weil er vom Leser Besinnlichkeit verlangte und ihm auf der anderen Seite den Reiz einer spannenden Handlung und eines breit angelegten Weltbildes schuldig

blieb. Daß mit diesem Roman die Tragik des Schriftstellers Wilhelm Raabe einsetzte, ahnte er damals noch nicht.

In der Tat mußte jeder enttäuscht sein, der von der lebenswürdigen Innigkeit des „Hungerpastors“ gefangen genommen, nun Ähnliches erwartete. Wenn uns etwas von dem Ingrimme erzählt, mit dem Raabe unter Zerreißung aller holden Schleier nach einem ungeschminkten Bilde des Lebens tastete, dann ist es der Abstand, in dem dieses Buch vom „Hungerpastor“ steht.

Drei Federn schreiben diesen Roman, und die drei Menschen, die sie führen, sehen mit recht verschiedenen Augen in die Welt, um zuletzt doch, durch ihr Ringen mit dem Dämon Dasein geleitet, auf einen Standpunkt zu gelangen, von dem sie gemeinsam ohne Bitterkeit rückwärts und mit lächelndem Vertrauen vorwärts blicken dürfen.

Hart und scharf, widerborstig und verbissen ist die erste Feder, deren Schrift wir zu lesen bekommen. Beinahe hörbar scheint uns ihr feindseliges Gefräse zu werden. Dreißig Jahre ist der Schreiber alt, wie er uns erzählt, aber er schreibt wie ein verbitterter Greis, den es drängt, einen höhnischen Schlußstrich unter ein erbarmungslos leeres Leben voller Enttäuschungen zu ziehen. Der Advokat Hahnenberg berichtet von seiner Jugend, von der Enttäuschung seiner Liebe und von der Aufgabe, die diese Liebe ihm zuletzt in sein Leben warf. Es ist ein trostloser Bericht, und ein Grauen übersfliegt uns bei der Vorstellung von dem „Spinnennest“, in dem er licht- und liebelos seine Jugend verlebt hat. Als der junge Jurist dann seine Jugendfreundin Karoline Spierling aus der Apotheke zur Königin von Saba an sich fesseln will, da erweist sich die Geliebte, die wehrlos unter der Herrschaft ihres tyrannischen Vaters steht, unfähig, um ihre Liebe zu kämpfen. Ohne Widerstand heiratet sie auf Weisung ihres Vaters den ebenso schwachen und lebensuntüchtigen Provisor Joseph Sonntag, einen Freund Hahnenbergs. Die Geburt ihres ersten Kindes kostet sie das Leben. Als sie auf dem Sterbebette liegt, läßt sie Hahnenberg rufen und überträgt ihm die Sorge für ihren Sohn und seinen hilflosen Vater.

Das ist das Lebensbild August Hahnenbergs, und seine Melodie ist ein einziger schriller Mißklang. Der Dreißigjährige, der niemals so etwas wie Lebensfreude kennengelernt hat, zieht aus dem Schicksal Karolinens und ihres Mannes seine grimmigen Schlüsse für seine Lebensanschauung und seine Erziehungsmethoden. Der junge Menschenverächter sieht in

aller Weichheit einen Fluch, und erbarmungslos gegen sich selbst und andere bekämpft er jegliche Gefühlsgebundenheit als Lebenshemmung. Ein von bitterem Sarkasmus gefärbter Stoizismus ist der unbehagliche Ertrag eines freudlosen Geschicks.

Nach zweiunddreißig Jahren setzt die zweite Feder ein, und sie malt in ganz anderen Farben. Mathilde Sonntag gehört sie an, der Frau August Sonntags, für den einst die sterbende Karoline um des Advokaten Hahnenbergs Patenschaft gebeten hatte. Die junge Frau hat die Ergießungen des Herrn Paten gelesen und ist ehrlich empört über die greuliche Beleuchtung, in der diese alten Blätter ihr die bunte Welt und das lachende Leben zeigen. Sie ist nicht umsonst eine geborene Frühling und stammt nicht umsonst aus dem zwar auch an Köpfen, aber auch an Liebe und herzhafter Fröhlichkeit reichen Rektorhause zu Hohennöthlingen. Es ist nicht viel und nichts Aufregendes, was sie zu berichten hat. Denn nach der Art ihres Geschlechtes kommt sie von ihrem Hauptthema, dem Paten Hahnenberg, ab und erzählt nur frisch und spasshaft ohne alle philosophischen Abschweifungen, wie sie ihren August, den Doktor der Medizin, zum Gatten bekam. Ihre Philosophie ist sehr einfach, und vielleicht schlägt sie gerade darum die brummige Weisheit des verbitterten Stoikers siegreich aus dem Felde:

„Du liebster Gott, und wenn man auch allen Sonnenschein wegstreicht, so gibt es doch noch den Mond und die hübschen Sterne und die Lampe am Winterabend; — es ist so viel schönes Licht in der Welt . . . Du liebster Gott, und nachher geben sie dir die Schuld, wenn sie sich selber hinter's Licht geführt haben.“

Es ist wirklich alles harmlos, was sie niederschreibt; aber die Schreiberin selbst wächst aus ihren Zeilen heraus als eine ungemein lebendige Kritik an allem, was auf den „lästerlichen Seiten“ des Herrn Paten steht.

Die dritte Feder folgt der zweiten ohne Pause, und sie ist nicht so leicht beschwingt wie diese. Sie hat freilich auch Schwereres mitzuteilen. Das Opfer der Erziehungsmaximen des Advokaten und Notars Hahnenberg, August Sonntag, nimmt mit ihr das Wort. Er rettet die Bilder seiner Eltern — und auch das des Paten selbst vor der Verzerrung, die sie auf Hahnenbergs bösen Blättern vor dreiunddreißig Jahren erfuhren. Er streicht dabei keine Linie jener Zeichnung aus; aber er zeigt, daß ihre Umrisse nicht das volle Leben ahnen ließen, das hinter ihnen mit tiefer

und nachhaltiger Wirkung verborgen lag. Bald nach dem Tode seiner Mutter ist die Apotheke zur Königin von Saba in Bankrott geraten, und der Vater, noch hilfloser als vorher, fristet als Kopist in einer trübseligen Behausung, die kein Sonnenstrahl grüßt, ein kümmerliches Dasein. Er kann seinem Kinde nichts bieten, als daß er mit ihm in der Abgeschlossenheit von Licht und Lachen Kind zu sein vermag und dem Knaben ein reines Bild von der Lieblichkeit und Schönheit seiner armen Mutter geben kann, das dieser zu seinem unschätzbaren Glück als unverlierbaren Wert in sein Leben rettet. Und so läßt auch diese Feder hinter der starken, harten Philosophie des Vaters ein ernsthaftes Fragezeichen aufsteigen. Worin dieser den Fluch sah, darin darf August Sonntag in unauslöschlicher Dankbarkeit den Segen sehen:

„Armer Vater! Dein krankhaftes, trübseliges Bild werde ich nie aus dem Gedächtnis verlieren; um tausend sonnige, freudige Erinnerungen würde ich es nicht hergeben. Es steigt immer zur rechten Zeit in meiner Seele auf, und dann strahlt es über die Dinge einen Schein, welcher dann nimmer eine Täuschung zuläßt.“

Und dieser Einfluß bestimmt dann des Knaben Einstellung zu seinem Vater. Er sieht zuerst in ihm mit dem sicheren Instinkt des Kindes den Feind, der ihn herausreißen will aus der weichen, verschwommenen Gefühls- und Phantasiwelt, die doch sein einziges Glück ausmacht. Er haßt den Friedensstörer, der das Recht auf seiner Seite hat, wenn er die hoffnungslos versinkende Lebenskraft des Vaters durch Vernunft und Ironie aufzupeitschen sucht, wenn er ihm selber in drohenden Bildern das Schicksal vor Augen stellt, das einen versonnenen Träumer im Leben erwartet. Und als dann der Knabe zu klarerer Lebenserkenntnis erwacht und ihm damit die Augen aufgehen auch für die Schwächen des Vaters, der immer hilfloser in den Stumpfsinn sich verliert, da steht er erst recht mit schlimmster Ratlosigkeit in der Seele zwischen den beiden Männern. Er haßt den Vater, der mit kühler Überlegenheit ihm den Bildungsweg anweist, er haßt ihn doppelt, weil er seine Unentbehrlichkeit für sich und den Vater durchschaut, und sieht nur ein Lebensziel, sich von ihm zu befreien. August Sonntag ist siebenzehn Jahre alt, als er den Mut zu dem Versuch findet, den eifigen Druck, den die Wohlthaten des Vaters auf seine Seele legen, abzuschütteln. Er ahnt nicht, daß dieser triumphierend in dem Trotz des Knaben den ersten Erfolg seiner Erziehungsmethode sieht. Hahnenberg gibt die leidenschaftliche Ablehnung der

Dankbarkeit die Gewißheit, daß sein Zögling auf dem besten Wege ist zu dem Lebensstandpunkt, auf dem er selber steht. Jetzt hält er ihn für reif für ein neues, freilich sehr gewagtes Experiment. Er soll das Leben sehen lernen, wie es wirklich ist, schleierlos nackt, zugleich aber durch die Brille jener menschlichen Flachheit, die ihren Witz an allem Hohen und Edlen wegt, das sie nicht begreift, und nur einen Maßstab für die Bewertung aller Dinge hat, die Frage: Was kann ich mir dafür kaufen? Er gibt ihm seinen ehemaligen Schreiber Pinnemann, der ihn einst, als es ihm noch dürftig ging, verlassen hat, als Lebensbegleiter. Und nach anfänglichem Widerstreben gibt sich der junge Mensch der Führung und dem Einfluß dieses Schuftes anheim, der den Weltfremden auf seine Weise und auf seinen Wegen in die mannigfachsten Bezirke des Lebens, die ihm sonst verschlossen geblieben wären, einführt. Er vermeint, daß der Pate ihn auf diese Weise zu seiner Welt- und Lebensverachtung erziehen will, er ahnt nicht, daß dieser durch diese gefährliche Schule nur das Edelmetall seines Wesens erproben und stählen will. Und der Erfolg gibt diesem Recht. Trotz aller Verlockungen wehrt sich der gute Genius des Jünglings gegen den Einfluß, den die Gewöhnlichkeit auf ihn ausstrahlt, bis er klaräugig in Pinnemann den Typus einer Menschenschicht erkennt, die keine Ausnahme, sondern die Regel darstellt, die auf allen Lebensgebieten die herrschende und maßgebende ist.

„Durch die Theater, die Musikaufführungen, die Ausstellungen von Kunstwerken wurde ich von diesem Pinnemann gezogen, und heute noch faßt mich ein zähneknirschender Bohn, wenn ich daran gedanke, in welcher Weise er mir jedes begeisterte Aufwallen der Gefühle abzutöten strebte. Diese halbgebildete Böswilligkeit, dieses impotente Geisern der Nichtigkeit gegen das Wahre und Schöne, gegen jede Hoffnung und Opferlust, sind das Schrecklichste, was die Zivilisation in ihrem Schoße erzeugt. Die Menschheit schlägt sich darin selber ins Gesicht, und der Gedanke, daß doch im Grunde Leute, wie mein Führer, den meisten Einfluß auf die Masse und überall das erste und das letzte Wort zu sprechen haben, reicht hin, auch den Treuesten und Ehrlichsten zu verbittern und in den tiefsten Ekel hinabzujagen.

Wo steht Pinnemann nicht neben uns und den Dingen? Wo tritt er uns nicht entgegen? Wo folgt er uns nicht auf den Fersen? Muß man ihm nicht alles abkämpfen, um zuletzt, selbst im Siege mit der eigenen Persönlichkeit für den Sieg zu büßen?

Ist es nicht Pinnemann, die blasse, frostkalte, kahle, pomadisierte, genußlüchtige, nüchterne Unverschämtheit, welche überall bereit steht, um, wie mein Pinnemann sich treffend ausdrückte, ‚unmotivierter Begeisterung und Aufgeregtheit den Hut einzutreiben‘ – ? Ist es nicht Pinnemann, welcher überall die besten Plätze einnimmt, Pinnemann der Claqueur, Pinnemann der Cliqueur? Wenn es eine zweite Vorsehung gäbe, müßte man sie Pinnemann nennen; Pinnemann selbst hält sich für die einzige und alleinige Vorsehung und setzt sein jämmerliches Ich stets auf den höchsten Stuhl im Mittelpunkt der Dinge.“

Im entscheidenden Augenblicke läßt Augusts guter Engel ihn den blindgeborenen Geiger Friedrich Winkler finden, und die bezwingende Reinheit und Höheit des Weltbildes, das dieser vom Schicksal Entrechtete sich geschaffen hat, entringt ihn dem Einfluß Pinnemanns, entringt ihn zugleich aber auch für immer dem Einfluß seines Paten. An dem erhabenen Frieden des neuen Freundes mißt er die Verworrenheit seiner Lebensgeschichte, und er reißt in seinem Umgang zum Manne. Als nach langem Siechtum sein Vater stirbt, reißt er sich entschlossen von dem Notar los, um sich aus eigener Kraft sein Leben zu zimmern. Er erwirbt sich durch Unterrichtsgeben die bescheidenen Mittel, die er braucht, und vertauscht das Studium der Rechte mit dem der Medizin. Er setzt seinen Willen durch und wird Arzt in Hohennöthlingen.

Hier entreißt ihm die Ungeduld seiner Frau die Feder. Sie hat etwas anderes von ihr erwartet. Ihr ist das Vergangene etwas längst Überwundenes, und nun brennt sie darauf, selbst von ihrem siegreich-gewonnenen Prozeß contra August Hahnenberg zu berichten. Sie erzählt von dem lachenden Winkelglück ihrer jungen Ehe und wie sie aus diesem Behagen im zweiten Jahre, als ihr August schon sein großes Buch über die Eingeweidewürmer geschrieben und das allernueste dieser Lebewesen selbst entdeckt und Coprosaurus Sonntagianus getauft hatte, durch einen Hilferuf Friedrich Winklers aus der Hauptstadt aufgestört wurden. Der Blinde, der sonst durch die Hand seiner Schwester Luise mit dem Freunde den Briefwechsel geführt hatte, hat diesmal die Hilfe eines alten Invaliden in Anspruch genommen. Denn es handelt sich um das Wohl und Wehe dieser Schwester selbst und eine grimmig ernste Bedrohung seines Lebensfriedens. August, der dem Ruf sofort gefolgt ist, kommt ratlos aus der Hauptstadt zurück. Die menschliche Gewöhnlichkeit hat wieder einmal einen ihrer Siege gewonnen. Als Triumphator steht

Pinnemann auf der Lebensbühne. Er hat sich dem nach August Sonntags Selbstbefreiung müde und gleichgültig gewordenen Notar Hahnenberg unentbehrlich gemacht, er wohnt jetzt in seinem Hause als Vermittler zwischen ihm und der Nichtswürdigkeit der Welt draußen, und jetzt streckt er seine Hand nach dem hübschen Schmetterling Luise aus. Das Mädchen, das niemals die Liebe einer Mutter erfahren hat, sehnt sich aus ihrem engen Dasein heraus und will den Kerl, dessen Hohlheit sie durchschaut, heiraten, um durch ihn all der lockenden Dinge theilhaftig zu werden, die ihr so verführerisch vorgaukeln. August Sonntag weiß, was er Friedrich Winkler verdankt, und Frau Mathilde weiß, was sie dem neu entdeckten Coprosaurus schuldig ist, der dem Gatten in der Hauptstadt wahrscheinlich eher den Weg ebnet als in Hohennöthlingen. So sind beide schnell einig in dem Entschluß, in die Hauptstadt zu ziehen. Aber das Opfer scheint umsonst. Mathilde muß ihre Dhnmacht bekennen. Ihre Bekehrungsversuche scheitern an der lustigen Flatterhaftigkeit des reizenden Schmetterlings. Da zerreißt Pinnemann selbst die Ratlosigkeit. Mit einem nicht unbedeutenden Teil von Hahnenbergs Vermögen sucht er ins Ausland zu entfliehen und nimmt Luise mit. Und während August Sonntag den Flüchtigen nachsetzt, bahnt sich Mathilde den Weg zu dem Paten und sagt ihm die Wahrheit, und so gründlich und erfolgreich, daß ihr Bericht am Schluß ihn und den blinden Friedrich Winkler in friedlicher Gemeinschaft mit ihr am Leetisch zeigt. Das Wie? ihres Sieges über den Stoizismus darzulegen, überläßt sie siegesicher dem Paten.

Bevor dieser dazu kommt, greift August Sonntag noch einmal zur Feder und erzählt, wie er in Begleitung des Goethe- und Schiller-festen Kriminalinspektors Laube auf dem Dampfer Groden den Flüchtigen nachgeeilt ist und die von ihrem Galan verlassene Luise Winkler von Ughaven heimgeholt hat. Der durch einen Maschinenschaden verursachte Aufenthalt des zur Flucht auserlesenen englischen Schiffes hatte dem Agenten Pinnemann den Erfolg einer polizeilichen Verfolgung bedrohlich vor die Seele gestellt, und in dieser Lage hatte er es für angezeigt gehalten, sich von jedem hemmenden Ballast zu befreien.

Und nun setzt die erste Feder wieder ein, und der Pate Hahnenberg erhält das Wort zu seiner Rechtfertigung und zum Eingeständnis seiner Wandlung. Sie ist nicht dieselbe geblieben, ihr feindseliges Kragen ist verstummt. Ein Greis schreibt von der Niederlage seines Lebens, aber mit der beglückenden Gewißheit, daß diese Niederlage seine Rettung aus

hoffnungsloser seelischer Not bedeutet. Er verteidigt seine Grundsätze, nach denen der Knabe, den er liebte und der ihm eine Brücke zu einem freundlicheren Dasein schlagen sollte, zu einem starken, kühnen, gewandten und mitleidlosen Mann im Sinne des alten Chirurgenideals erzogen werden sollte. Aber er bekennt auch, daß in demselben Augenblicke, wo er dieses Ziel erreicht sah, die tragische Erschütterung dieser Grundsätze in seinem eigenen Sein begann. Der stolze, selbstbewußte Mann, den längst der Erfolg seines Lebens über alle Zweifel hinweggehoben hatte, mußte erkennen, daß durch den blinden Friedrich Winkler eine höhere und bessere Macht mit unantastbarem Recht ihm seinen Zögling und damit einen schon lange wesenhaft gewordenen Inhalt seines Lebens entriß. Der reiche, angesehene Notar, der niemand kannte, dem er sich nicht gleichberechtigt fühlte, lernte den Neid kennen, den Neid auf einen namenlosen blinden Bettler. Und mit dieser Niederlage verödete unaufhaltsam sein Leben, weil es Ziel und Sinn verlor. Und die hochgepriesene unerschütterliche Göttin „Gelassenheit“ offenbarte sich als ein recht flüchtiges Wesen und räumte den Platz der Gleichgültigkeit, und je machtvoller diese das Zepter ergriff, um so weiter öffneten sich die Pforten für die Gewöhnlichkeit, die in Pinnemanns Gestalt wieder Hausrecht bei dem müde gewordenen Notar gewann. Und dann kommt für ihn der Tag des bitteren Triumphes, da er erfährt, daß auch der Frieden des armen Blinden, der ihn aus dem Sattel gehoben hat, nicht vor dem Zugriff der Gewöhnlichkeit gesichert ist. Mit diesem Erleben kommt über Nacht das Alter über ihn, und er schiebt den Gedanken, selbst einzugreifen in das Geschehen, müde beiseite. Aber auch die Gleichgültigkeit bleibt jetzt nicht mehr, was sie war, sie verwandelt sich in Ekel an dem eigenen Sein und Wesen. Pinnemanns Raub und Flucht erregt ihn wenig; erst als er an die unglückliche Luise gemahnt wird, da wächst ihm der Grimm und Groll über sein Dasein widerlich empor. Und in dieser Lage und Stimmung findet ihn Mathilde Sonntag. Er ist reif für ihren Besuch und für das, was sie ihm zu sagen hat. Und sie macht wieder einmal ihrem Mädchennamen Ehre: wie ein Frühlingsgewitter prasselt ihre Redeflut auf eine verdorrte, durstig trinkende Flur. Der Herr Notar kommt kaum zu Wort. Aber das ist auch gar nicht nötig. Er bringt die neu gewonnene Freundin nicht nur nach Hause, er bringt sie zu ihrer Verblüffung in das lichtleere Gemach Friedrich Winklers und behält damit doch das letzte Wort auch ihr gegenüber.

„Mit dem Schritt über diese Schwelle war das Fazit meines Lebens gezogen“, schreibt die erste und letzte Feder nieder. August Hahnenberg weiß, daß seine zweite Kindheit sonniger sein wird als seine erste.

Die Keimzelle zu dieser Erzählung ist zweifellos in Raabes Selbstkritik zu suchen, in dem unbefriedigten Rückblick auf die beiden ersten Stufen seines Aufstiegs, der ihn zur Bewältigung der Aufgabe des Erziehungsromans, aber auch zur Eroberung des Lebens schlecht hin führen sollte. Wie theoretisch blaß und wortreich erscheinen uns die schönen Erziehungslehren aus den „Leuten aus dem Walde“, wenn wir mit August Sonntag die harte, kalte Hand des Paten auf der Schulter fühlen! Und diese Erziehungslehren selbst, einen wie fahlen, verschwommenen Schein gewinnen sie, wenn wir sie hier in der scharfen Kritik ihrer Wirksamkeit sehen! Der astronomisch verklärte Stoizismus des weltabgeschlossenen Weg scheint aus dem Märchenlande zu stammen, wenn wir ihn mit dem überlegenen Lebenstroz vergleichen, den Hahnenberg sich im harten Kampfe mit einem gnadenlosen Jugendschicksal abgerungen hat. Und was ist aus Tiebigers „Gib acht auf die Gassen!“ hier geworden! Die beiden schönen Lebensregeln, die dort nebeneinander standen und die so oft als bezeichnendes Motto über des Dichters ganzes Werk gesetzt wurden, hier werden sie von dem, der sie prägte, selbst scharf unter die Lupe genommen. Und wenn sie sich dabei auch nicht als fragwürdig erweisen, so wird ihnen doch ihre Unklarheit bescheinigt. Sie waren Gedanken und darum mit der Einseitigkeit des Gedachten belastet. Nicht aber der Gedanke ist das Wirksame, sondern immer die Ganzheit des Lebens.

Die Voraussetzungen des „Hungerpastors“ aber mußten dem Dichter von der neuen Stufe aus als harmlos erscheinen. An der Wiege Hans Unwirtschs hatten nur gute, freundliche Feen gestanden, und die bittere Armut der Schusterwerkstatt war von einem fast überirdischen Glanze der Liebe und des Vatersegens umflossen. Wer aus diesem Reichtum in das feindliche Leben trat, der war schon vor vielen Angriffen gefeit, und der führte bei jedem Gang durch das Dunkel eine Leuchte mit, die den Pfad erhellte. Welch einen Grad in der Unerbittlichkeit seiner schleierlosen Lebensschau hatte er im Vergleich dazu jetzt gewonnen, wo er bei Erzieher und Zögling die unergründlich lächelnde Sphinx unmittelbar an die Wiege rückte!

Den größten Mangel jedoch mochte Raabe bei dem Rückblick auf seine beiden ersten Erziehungsbilder in ihrer schwachen Überzeugungskraft

erkennen. Robert Wolf sehen wir bis zuletzt immer nur in erzieherischem Geleit. Er hat kaum Gelegenheit, handelnd den Mann zu erweisen, der er geworden ist. Denn daß er das ihm vom Glück in den Schoß geworfene Gold zur Lösung des verworrenen Lebensknotens gebraucht, reicht dazu nicht aus. An den Hungerpastor aber tritt die Forderung, jenen Nachweis zu erbringen, gar nicht heran. Er wird ihm erlassen in dem Augenblick, da der Nebel der Vertrauensseligkeit von seinen Augen sinkt. In den „Drei Federn“ aber nimmt der Dichter es bitter ernst mit der Forderung, daß der Zögling die Vollendung seiner Erziehung durch seine innere Unabhängigkeit vom Erzieher zu beglaubigen und handelnd über jeden Zweifel zu erheben hat.

„Drei Federn“ hat Raabe als sein erstes selbständiges Werk bezeichnet. Möglich, daß er dabei an die Umbiegung seines Planes zum „Hungerpastor“ unter dem Einfluß von „David Copperfield“ gedacht hat. Aber auch „Drei Federn“ zeigen den motivischen Einfluß dieses Romans. Wie der schurkische Uria Heep durch schleichende Unterwürfigkeit Macht über den Rechtsanwalt Wickfield gewinnt, so hier Pinnemann über den Notar Hahnenberg. Und wir sehen auch später immer wieder, daß Raabe in der Übernahme fremder Motive ebensowenig einen Mangel an Selbständigkeit gesehen hat wie Goethe. Maßgebend wird also bei Raabes Urteil doch etwas anderes gewesen sein. Wir sehen dies in der letzten Verneinung jeder romantischen Lebensillusion, in der erbarmungslosen Enthüllung auch der bittersten Wahrheit, die sich so gern unter dem Mantel mildernder Gefühlsgewebe verbirgt. Die Eroberung des Lebens, wie es ist, nicht wie es scheint, sah der Dichter mit diesem Werke abgeschlossen. Auf dem Wege scharfer Selbstkritik hatte er sich die Fähigkeit gewonnen, in das Gewirr der Dinge durch die eigene Brille zu sehen. Daß dabei manch schöner Wahn zerflatterte und weite gnadenlose Strecken des Daseins, an denen die Gewöhnlichkeit mit einem Achselzucken vorübergeht, ihre Drohung offenbarten, war unvermeidlich. Wer sich das Leben ohne Selbsttäuschung erobern will, der muß auch dieser Drohung scharf ins Auge sehen. Nicht nur der Chirurg, auch der Dichter, der mehr will als unterhalten, muß stark, kühn, gewandt — und mitleidlos sein, das letztere gegen sich und seine Leser. Man braucht deshalb noch nicht seine Bücher wie einen Skorpion von sich zu schleudern. Denn es gilt auch da das Wort des Paten Hahnenberg:

„Wer erfahren hat, wie merkwürdig schwarz die Nacht unter Umständen sein kann, der weiß auch, welch ein Licht ein einziger Johannis-Käfer in den Busch zu werfen vermag.“

Aber freilich wächst die Dichtung damit aus dem harmlosen Berufe heraus, den jene Leser, die, wie der Agent Pinnemann, die Mehrheit hinter sich haben, für den allein zulässigen halten. Folgerichtig fiel der Roman, den sein Dichter für sein erstes selbständiges Werk erklärte, ins Leere. Die zweite Auflage ließ fast genau so viele Jahre auf sich warten, wie zwischen den zwei Lebensberichten des Herrn Notar August Hahnenberg liegen. Ahnte der Verfasser etwas von diesem bösen Schicksal seines neuen Werkes? — Am 8. Mai liest er die erste Korrektur. „Gemischte Gefühle in Hinsicht der Drei Federn“ verzeichnet das Tagebuch.



Die Entschleierung des Lebens

Lebensnot und Dichterträume. Novellen als Zwischenspiel

Auch das Jahr 1865 war kein Jahr des Segens für Raabe. Es erregte Hoffnungen, aber enttäuschte sie schwer. Krankheit und Sorge waren wieder häufig genug zu Gast. Vier Wochen nach dem Aufatmen, mit dem der Schlussstrich unter „Drei Federn“ gezogen wurde, meldet sich „die schauerliche Gewißheit, daß das Elend vom vorigen Jahre wieder angefangen habe“. Und nun kämpft im Wechsel von Sieg und Niederlage die Hoffnung mit der Furcht. Zwölf beglückte Frühlingstage ziehen herauf: für die Zeit zwischen Himmelfahrt und Pfingsten erscheint Frau Auguste Raabe mit Sohn und Tochter. Zum erstenmal ist die gesamte Raabe-Familie in Stuttgart vereint. Doppelt froh kann die Mutter diese Lage mit den Ihrigen feiern. Denn auch die Sorge um den zweiten Sohn ist gebannt. Heinrich Raabe hat sein zweites juristisches Examen hinter sich und ist wohlbestallter Polizeikommissar von Wolfenbüttel.

„Nun kann die Mutter ihre Erziehungsakten als geschlossen betrachten, und die Welt wird ihr nicht ableugnen, daß sie ein paar ganz famose Burschen durch ihr gutes Beispiel, ihre Ermahnungen, weise Lehren usw. herangefüttert hat. Vivat, sie lebe hoch!“ hatte ihr Ältester zu Weihnachten 1864 geschrieben.

Anfang August meldet sich neuer Besuch aus der Heimat: Schwager Karl Leiste und seine junge Frau Dittlie beehren auf der Hochzeitsreise Stuttgart. Aber sie kommen zur unglücklichsten Zeit: am 6. August wird Frau Bertha von einem toten Knaben entbunden. Wenn sie sich auch rasch unter Mutter Leistes Pflege wieder aufraffte, es blieb doch ein dauernder Schatten über diesem unheilvollen Jahr, das einen verheerenden Sommer von geradezu tropischer Glut heraufgeführt hatte.

Auch der Fortgang der Arbeit enttäuschte die hochgespannten Erwartungen, die Raabe nach dem Verkauf der „Drei Federn“ der Mutter

geäußert hatte. Er habe jetzt das höchste Honorar erreicht, das auf seinem Gebiete gezahlt würde, und dürfe künftig mit einem jährlichen Einkommen von 2000 Talern ohne die Zinseinnahmen rechnen. Schon das Jahr 1865 sollte diesen Optimismus bedenklich herabmindern.

Wohl war sein Geist unablässig beschäftigt. Am Karfreitag, dem 14. April, genau eine Woche nach Abschluß der „Drei Federn“, sieht er die neue große Aufgabe vor sich: „Mittags 11¹/₂ Uhr auf dem Treppwege nach dem Hasenberge. Hinab: Plan zu dem Buche: Die Heimkehr. H a g e b u c h e r.“ Eine Stunde später zeichnet er die Umrisse seiner Vision in seinem Notizbuch auf. Zwei Tage darauf nimmt er die Arbeit an den „Gänsen von Büzow“, deren Plan ihn schon während seiner letzten Reise in Braunschweig beschäftigt hatte, wieder auf. Und weitere fünf Tage danach vermerkt er den Beginn der Novelle „Sankt Thomas“. Aber das Jahr vergeht, ohne daß der neue Roman, der auf drei Bände berechnet wird, auch nur in seiner Planung sich ausreift. Erst das große weltgeschichtliche Geschehen des folgenden Jahres gibt ihm über die ursprüngliche Vision hinaus Ziel und Richtung. Vollendet werden nur die beiden Novellen und die humoristische Skizze „Theklas Erbschaft“. Und da nur die „Gänse von Büzow“ zu dem Haushalt des Jahres 1865 beisteuerten, so lag die behäbige Wohlhabenheit der 2000 Taler noch in weiter Ferne. Es sollte ihm noch lange beschieden sein, „des Lebens epische Breite an dem Honorar zu messen“, wie es so unübertrefflich anschaulich in dem Widmungsgedicht heißt, das er seinem Freunde Otto Müller in das Exemplar des „Hungerpastors“ schrieb.

Noch einen anderen Zukunftstraum zeitigte dies Jahr, dem das Schicksal die Erfüllung versagte. Durch Otto Müller war Raabe mit dem jungen, unternehmungslustigen Buchhändler Emil Ebner bekannt geworden. Dieser entwarf den Plan eines „Hausschatzes deutscher Erzählungen“, der in Lieferungen erscheinen sollte. In diesem Rahmen wollte er auch Raabes Gesamtwerk im Laufe der Zeit der Lesewelt aufs neue anbieten. Der Dichter wurde für diesen Plan um so leichter gewonnen, als er seinen sehnlichsten Wünschen entgegenkam. Einmal erlöste er ihn von der fortgesetzten Enttäuschung, die ihm sein Berliner Verleger Schotte bereitetete. Denn Ebner erklärte sich bereit, sämtliche in jenem Verlage ruhenden Rechte für 1000 Taler zu erwerben. Wichtiger noch wird ihm die Aussicht gewesen sein, auf diesem Wege die Abhängigkeit von den Verlegern der belletristischen Zeitschriften künftig abschütteln zu können.

Die Erfahrung hatte ihm gezeigt, daß diese seine Erzählungen für ihre Blätter wohl sehr gern erwarben, daß sie aber an der Buchausgabe dann recht wenig Interesse hatten. Sie rechneten mit einem Kundenkreis, der zwar ein starkes Lesebedürfnis besaß, aber wenig Neigung, sich Bücher zu kaufen, deren Preis weit höher berechnet war als der der Zeitschrift, die besonders auch durch die überall eingerichteten Lesezirkel es rasch zu einer hohen Auflage brachte. Jedenfalls bot es zum Beispiel wenig Anreiz, wenn der Verleger der „Romanzeitung“ den Quartalsband, in dem der „Hungerpastor“ erschien, für einen Taler verkaufte, und die dreibändige Buchausgabe für drei Taler anbot. Dazu kam Raabes sichere Erkenntnis, daß die Veröffentlichung in Bruchstücken die Wirkung seiner Erzählungen, die je länger, je rücksichtsloser dem billigen Spannungszweig aus dem Wege gingen, auf das empfindlichste beeinträchtigten. Seit längerer Zeit hatte er insolgedessen der Erfüllung seines Wunsches nach Zusammenfassung seines Werkes durch zeitliche Beschränkung des Ausbeutungsrechtes beim Verkauf den Weg geebnet. Kein Wunder darum, daß der Vorschlag Ebners ihm sehr willkommen war. So gab er nicht nur gern seine Zustimmung zu dem Handel zwischen Ebner und Schotte, er selbst kaufte von dem Verlag Vieweg die Restauflage seines zweiten Romans „Ein Frühling“ zurück, um sie ganz aus dem Handel zu ziehen. Und kaum traf der Ballen aus Braunschweig ein, da begann er mit den Büchern den Ofen zu heizen. In umgearbeiteter Form verkaufte er den Roman dann an Ebner. Als der Vertrag über die Gesamtausgabe abgeschlossen ist, teilt er der Mutter mit, daß sich dadurch sein Vermögen verdoppeln werde. Aber es sollte ein schöner Traum bleiben. Nur die „Chronik der Sperlingsgasse“ erschien in dem „Hauschatz“. Die erwartete Abonnentenzahl blieb aus, und das Unternehmen scheiterte nicht zuletzt an der Ungunst der Zeit.

Es war ein Glück, daß in diesem Punkte Raabes Seheerum versagte. So konnte der Wahn, daß er der Erfüllung seines Lieblingswunsches nahe sei, doch einen Lichtschein werfen auf den traurigen Abschluß des Jahres, dessen letzte Monate der treuen Hausmutter noch eine schwere, hartnäckige Erkrankung an gastrischem Fieber gebracht hatten. Das Tagebuch verzeichnet für den Weihnachtsheiligabend „klägliche Festtagsfreude“ und für den Silvesterabend „trübe, sorgenvolle Stimmung“. Noch lange, so berichtet seine Frau, pflegte Raabe drei Kreuze zu machen, wenn von dem Jahre 1865 die Rede war.

Und doch war es ein Jahr, das entscheidende Bedeutung für Raabes Schaffen haben sollte. Es war eine Zeit der Gärung und Klärung für den Niebefriedigten, und es gab ihm die letzte Klarheit über die Notwendigkeit seines Weges. Im Jahre 1865 fand Raabe den Lebensführer, dem er sich nun immer rückhaltloser unterstellte: Wolfgang Goethe.

Der sichtbare Ertrag seiner Feder in diesem Jahre zeigt davon noch nichts. Von „Theklas Erbschaft“, einem unbedeutenden Kinde seiner Laune, abgesehen, hat er in den Novellen des Jahres Aufgaben kulturgeschichtlicher Gestaltung gelöst, die wenig mit dem zu tun haben, was ihn im Banne seines großen Romanplanes als Eigenstes beschäftigte. Aber diese Aufgaben und ihre Lösung zeugen in ihrem Neben- und Nacheinander und in ihrer Gegensätzlichkeit von Raum und Zeit von einem Künstler, der seines Pinselstrichs sicher war, der aber auch „Farben auf der Palette“ hatte. Manch anderer hätte wohl die Zumutung, ohne große Pause aus dem nahrhaften Dbotritenlande in die Tropenglut von Sankt Thomas und von da in die bigotte Lebensluft der Muckerstadt Kopenhagen den Weg zu finden, als unsinnig abgelehnt.

„Die Gänse von Bügow“ sind wieder eine Ich-Erzählung. Der Rektor J. W. Spring, der in dem mecklenburgischen Städtchen Bügow nach langjährigem Schuldienst sich eines behaglichen Daseins im Ruhestande erfreut, stellt sich uns als ein lachender Philosoph vor, der im Frühling des Jahres 1795 die Feder Ulios ergreift, um mit der lebendigen Teilnahme eines humorvollen Herzens die Ereignisse niederzuschreiben, die im vergangenen Winter das friedliche Städtchen Bügow im Lande der Dbotriten in stürmische Erregung versetzt haben. Den Anlaß dazu hat ein Verbot des Bürgermeisters Dr. Hane gegeben, die Gänse fürderhin auf den Gassen und Plätzen der Stadt frei umherlaufen zu lassen, weil sich bei solcher Übung des zuchtlosen Federviehs gewichtige Unzuträglichkeiten ergeben haben. Haben sich die frechen Vögel doch erdreistet, das Stroh, mit dem die Pumpen im harten Winter vor dem Einfrieren gesichert wurden, abzufressen. Grävedünkel, der Hüter der öffentlichen Ordnung, wird angewiesen, jede Gans, die dieses Verbot übertritt, in Haft zu nehmen und dem Pfandstall zuzuführen. Dieser Angriff auf die „Gänsefreiheit“ von seiten der Stadtbehörde weckt in der Bürgerschaft eine gewaltige Empörung, die zu offenem Aufruhr und zum Sturm auf den Pfandstall anschwillt. Leidenschaftliche Wortführer des Aufruhrs sind der Advokat Dr. Wübbke und der arme Magister Albus, beide durchaus

nicht durch das Mitleid mit dem Federvieh, sondern durch geheime Wünsche ihres Herzens zu der katalinischen Rolle berufen. Denn hinter dem ganzen Aufruhr steht als Drahtzieherin Jungfer Julie Hornborstel, die die Bützower Empörung benützt, um Rache zu nehmen an dem Stadtoberhaupt Dr. Hane, der sich einst nicht entblödet hat, sein ruhiges Hagestolzendasein vor den Verlockungen der holden Julie zu verteidigen. Wübbke und Albus aber werben beide hoffnungsfelig um die Gunst der begüterten Jungfer, die sie in den Dienst ihrer Rache stellt, um ihnen nach dem Erfolg höhnisch den Rücken zu drehen. Der gepeinigter Bürgermeister durchschaut das Spiel. Und als zur Unterdrückung des Aufruhrs der Leutnant von Schlappupp mit einem Unteroffizier, einem Trompeter und acht Husaren von Schwerin in Bützow einzieht, legt er den größten Teil der bewaffneten Macht in Julies jungfräuliches Haus in Quartier, um sich seinerseits zu rächen. Aber die Rache mißlingt, denn die Mamsell findet in dem gelben, schnauzbärtigen Leutnant den Erlöser von der Sünde ihres Jungferntums. Der Rektor hat rechtzeitig den unglücklichen Magister Albus über die Grenze geschafft und ihn mit einem Empfehlungsschreiben an den Führer der Berliner Aufklärung Nicolai nach Berlin gesandt. Und da Dr. Wübbke sich klug aus der Schlinge zu ziehen weiß, so trifft die Strafe des Gesetzes nur die kleinen Geister, die sich bei der Eroberung des Pfandstalles und der Zerstörung von Gräbedünkels Behausung hervorgetan haben. Die Strenge dieser Strafen wird dann auf Grund eines Gutachtens der Hallischen Juristenfakultät sehr wesentlich gemildert.

Die Anregung zu dieser Novelle, in der er wie in kaum einer anderen das bunte Feuerwerk seines Geistes spielen läßt, hat Raabe von seiner Reise in die Heimat mitgebracht. Am 12. Juli 1864 verzeichnet er ihren Beginn. Er war damals in Braunschweig im Hause seiner Schwiegermutter, und so ist es wahrscheinlich, daß sein Schwager Karl Leiste, der Rechtsanwält, ihn auf die Quelle hingewiesen hat. Es ist dies das Buch „Merkwürdige Rechtsprüche der Hallischen Juristenfakultät“, das der Direktor der Universität und Vorsteher der Juristenfakultät zu Halle im Jahre 1796 bei Friedrich Nicolai in Berlin herausgegeben hatte.

Schon dem Herausgeber war der Humor der Bützower Gänserevolution, mit der seine Fakultät behelligt worden war, aufgegangen. Er gibt diesem „Fall“ die Überschrift „Es lebe die Gänsefreiheit!“ und rettet sich aus dem Arger darüber, daß ernsthaftere Männer sich mit den Folgen

einer so albernen Sache zu befassen hatten, indem er eine Vorrede schreibt, die den juristischen Ernst dem satirischen Spaß opfert.

Zweifellos hat Raabe dem Stoff sofort seine Fruchtbarkeit angesehen und darum seine Gestaltung sich vorgemerkt. Und wenn er im folgenden Winter sich eindringlich mit den bisher erschienenen Werken Fritz Reuters, besonders mit der „Festungstid“ und der „Stromtid“ beschäftigte, dann tat er es wahrscheinlich vor allem, um in sich die ihm fremde Stimmungswelt des mecklenburgischen Bodens lebendig zu machen. Ubrigens hat Fritz Reuter selbst die Bügower Gänserevolution gekannt und im 36. Kapitel der „Stromtid“ bescheiden ausgebeutet, wenn er im tollen Jahr 1848 den guten Jochen Nüssler in Angst vor einer Rebellion seiner Tagelöhner schweben läßt, weil er ihnen die Weidefreiheit ihrer Gänse durch Geld abgelöst hat.

Die groteske Komik des Stoffes lag zutage; aber gerade deshalb war es nicht leicht, ihn zu einem wirklichen Kunstwerk zu gestalten. Zwei Fingerzeige geben dem Dichter die Richtung dazu: der über den Aufruhr seiner Untertanen entrüstete Stadttyrann hatte in seinem Bericht an den Herzog von Mecklenburg von einem „dem französischen Unwesen nahe-kommenden, schrecklichen und in Bügow unerhörten Tumult“ gesprochen. Dieser prachtvolle Vergleich des Bügower Aufstands vor dem Gänsestall mit dem Bastillesturm der französischen Revolution zündete in Raabe. Er ließ in ihm die Kunstform aufsteigen, in der die Possenhaftigkeit des Geschehens allein erträglich gemacht werden konnte. Das war die Form des parodistischen Heldenepos, die das Winzige in dem lustig verzerrenden Spiegel des Großen zeigte, die das Lächerliche in dem pathetischen Stil des heroischen Ernstes darstellte. Und diese Form bannte dann die unergleichliche Gestalt des lateinischen Rektors J. W. Gyring herauf, der mit Berufung auf das bekannte Wort des Thukydides am Anfang seines „Peloponesischen Krieges“ sich der hohen Aufgabe eines Bügower Historiographen lachenden Auges unterzieht und im Stile des göttlichen Sängers Homer das Muster findet, das des welterschütternden Geschehens, das er miterlebt hat, würdig ist.

Der zweite Fingerzeig jedoch war der Name des Verlegers seiner Quelle, Friedrich Nicolai, des großen Mannes der Aufklärungsliteratur. Er lenkte des Dichters Blick auf die literarischen Zeitverhältnisse des Jahres 1794. Da haben zwar die Großen von Weimar und Jena schon längst das Szepter der Geistesherrschaft ergriffen; aber den Widerstand

der stumpfen Welt haben sie noch lange nicht besiegt. Herr Nicolai, der Verächter des „Werther“, lebt und wirkt noch in der unangefochtenen Macht seines Ansehens. Der Xenienangriff, der ihm den Theatermantel des Diktators eines vernunftgebändigten Geschmacks von den Schultern reißt, um ihn der Welt in seiner dürftigen Blöße zu zeigen, liegt noch im Schoße der Zukunft. Das ist die Welt, in die des Dichters Blick jetzt hineingezogen wird, und er stellt sein Werk auch unter diese Zeichen. So wird sein J. W. Gyring nicht nur ein Verehrer des Homer, des Sophokles und des Aristophanes, des Cicero, des Horaz und des Boëthius, sondern auch ein mit dem geistigen Wellenschlag seiner Zeit wohlvertrauter Mann. Er steht mit dem Berliner Nicolai im Briefwechsel, aber auch mit dem Weimarer Pagenhofmeister und Erzähler reizvoller Kokomärchen Johann Karl August Musäus. Er kennt seinen Klopstock, seinen Wieland, und von dem Herrn Geheimrat Goethe wenigstens den „Werther“ sehr genau, aber daneben auch viele von den geringeren Göttern des deutschen Parnasses, und der Spötter Voltaire ist ihm ebensowenig fremd wie der geniale Dichter des „Tristram Shandy“. Und man kann wohl sagen, daß dieser im Bunde mit Musäus, dessen Lob Raabe kurz vorher in einem für die Stuttgarter „Freya“ geschriebenen Aufsatz gesungen hatte, nicht unbeteiligt war an dem humoristisch-satirischen Tonfall, in dem der Rektor seine Historia schreibt. Daß im übrigen sich ein gut Teil der erstaunlichen zeitgeschichtlichen Belesenheit, die Raabe in diesem geistvollen Werkchen an den Tag legt, aus den Collectanea seines gescheiten und überaus fleißigen und vielseitigen Großvaters August Raabe herschreibt, haben wir schon verraten.

Freilich stoßen wir dabei auf einen Stein, den Raabe selbst auf den Weg seiner Leser zu ihm geworfen hat und der oft genug als ein unangenehmes Hindernis empfunden wird. „Die Gänse von Bügow“ gehören zu den Werken Raabes, die besonders stark von Zitaten durchsetzt sind, und zwar auch von vielen abseits liegenden, deren Sinn und Bedeutung an der Stelle, da sie stehen, nicht auf den ersten Blick zu erkennen ist. Es äußert sich gewiß eine Hochachtung des Dichters vor dem Leser, mit dem er rechnet, darin. Er traut ihm seine eigene Bildungshöhe und -weite rückhaltlos zu und nimmt an, daß er Zeit genug findet, das Kunstwerk so ernst zu nehmen, wie sein Schöpfer es auffaßt. Aber er beschränkt dadurch häufig seinen Leserkreis ohne zwingenden Grund. Wer ihm mühelos bei seinem geistvollen Spiel zu folgen vermag, der wird entzückt sein über das

feine Kulturbild des ausgehenden Rokoko, das ihm in den „Gänsen von Bügow“ durch die Auspielungen lebendig gemacht wird, weit über das hinaus, was der Stoff erforderte. Aber es werden eben nur wenige sein. Und nicht immer hat auch bei ihm der Zitatentum malerische Bedeutung; ja, diese Zitelsetzung tritt bei ihm gerade zurück. In der weit größeren Zahl von Fällen handelt es sich bei ihm, dem unablässigen Lebenssucher, um dankbare Freude, mit der er in dem Zitat geprägtes Leben entdeckt, das ihm eigenes Suchen und Ringen deuten und klären hilft. In solchen Fällen kann es denn geschehen, daß ein Zitat in seinem Werk zu einer Leuchte wird, an der man nicht achtlos vorbeigehen darf, will man seinen tiefsten Sinn nicht verfehlen. Weit über 2000 verschiedener Zitate aus den Literaturen der bedeutendsten Kultursprachen sind ihm nachgewiesen worden, von denen die meisten mehr oder minder Versteck spielen. Es liegt auf der Hand, daß der Dichter, der unter dem Zwange eines unheimlichen Gedächtnisses sie austreute, damit auch seinem Leser manche Nuß zu knacken aufgeben mußte.

Unmittelbar nach Abschluß der „Gänse von Bügow“ vollendete Raabe das letzte seiner Geschichtsbilder aus dem 16. Jahrhundert: „Sankt Thomas“. Es spielt in demselben Jahre wie der „Junker von Denow“ und die „Schwarze Galeere“. Und das ist kein Zufall, sondern beruht auf der Gemeinsamkeit der Quelle: Carl Curths Fortsetzung von Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande. Und wahrscheinlich war ihm das hier behandelte Motiv schon damals aufgestoßen, als er diese Quelle für die einleitenden Szenen des „Junkers von Denow“ benutzte. Er selbst hat den Plan dazu bis auf das Jahr 1861 zurückdatiert. Wie in der „Schwarzen Galeere“ handelt es sich um einen Ausschnitt aus den wilden Kämpfen der Niederländer mit den Spaniern, aber „Sankt Thomas“ ist in mehr als einer Beziehung ein Gegenstück zu dem Heldenfang von Jan Norris und Nyga van Bergen geworden.

Im Jahre 1599 senden die Generalstaaten eine neu ausgerüstete große Flotte aus, die die Aufgabe hat, die spanische Seemacht zu vernichten. Aber ihr Admiral van der Does findet die spanischen Schiffe im Hafen von Coruña in sicherer Hut, und da die Küstengeschütze eine nicht zu verachtende Sprache reden, sucht er sich andere Ziele. Er plündert und zerstört die spanischen Festungen auf den Kanarischen Inseln, sendet einen Teil der Schiffe mit der Beute heim und nimmt den Kurs weiter nach Süden. Er will nach großer Fahrt die Küsten Brasiliens heimsuchen,

nachdem er auf der Guineaimsel Sankt Thomas frisches Wasser eingenommen hat. Aber auf Pavaosa, der Feste von Sankt Thomas, befehlt Don Franzisko Meneses, ein tapferer alter Soldat, der den Geusen einen recht unliebenswürdigen Empfang bereitet. Bei ihm weilt seine Nichte Camilla Drago, die trotz ihrer Jugend in den Kriegswirren der Zeit schon sehr viel Schweres erlebt hat. Auf dem Wege von Lüttich, wo sie in einem Nonnenkloster untergebracht worden war, zu ihrem Vater, dem spanischen Hauptmann Don Alonzo Drago, nach Brügge ist sie einer niederländischen Streifschar in die Hand gefallen, die sie als Geisel nach dem Haag weitergibt. Hier hat sie mehrere Jahre im Hause Mynheers van der Does, des Bruders des Admirals, gelebt, von der Frau des Hauses wie eine Tochter gehalten. Hier hat sie auch den jungen Georg van der Does kennen gelernt. Nach dem Tode ihres Vaters in der Schlacht bei Turnhout wurde sie freigelassen. Bei ihrem einzigen Verwandten, ihrem Oheim Meneses, dem Kommandanten von Sankt Thomas, fand sie ein Asyl. Und nun liegt Georg van der Does, der Neffe des Admirals, als Offizier seines Oheims mit den niederländischen Schiffen vor Pavaosa. Die Angreifer holen sich von ihren Stürmen auf die Stadt blutige Köpfe. Schlimmer aber räumen unter dem unerträglichen Strahl der Tropensonne die Ausschweifungen mit den Weibern der Eingeborenen und die böse Seuche der Madorka unter ihnen auf. Vergebens warnt Heinrich Leflerus, der Prädikant von Ysselmünde, und mahnt zur Flucht vor dem sicheren Untergang: er erregt nur die Wut der grimmigen Seeleute. Auch in Pavaosa sieht es übel aus. Der Kommandant hat den Befehl zur Einäscherung der Stadt gegeben, um die Feste um so nachdrücklicher verteidigen zu können, bis Entsatz von Coruña erscheint. Aber kaum lodert das Feuer auf, da fällt er, von einem Eingeborenenpfeil getroffen. Sterbend rät er zur Übergabe. Aber jetzt wächst seine Nichte Camilla zur Heldin empor. Trotz der traulichen Erinnerungsträume an den grünen Haag weiß sie in der Zeit der Gegenreformation und der Heiligen Inquisition, daß von ihr, der katholischen Spanierin, keine Brücke führt zu dem kezerischen Georg van der Does, um den ihre Träume spielten. Sie lehnt ihm selbst die Übergabe der Feste ab. Die Madorka wüthet fort, der Admiral fällt ihr zum Opfer. In einem letzten Aufblatzen ihrer Kraft gelingt es den Niederländern, die Feste zu nehmen. Georg van der Does stürzt sich in das Getümmel, die Weiber und Kinder vor der Wut der Geusen zu retten. Die Trümmer Pavaosas begraben

ihn, wie sie die tapfere Camilla begraben. Die böse Madorka aber nehmen die Sieger auf ihren Schiffen mit, und sie vollzieht die Rache. Zwölfhundert Leichen gleiten auf der schlimmen Heimfahrt über Bord. Letzte Siegerin bleibt die Insel unter der unbarmherzigen Tropensonne, und ein lachendes Negermädchen singt den Triumph von Sankt Thomas über die Fremden, die ihren Übermut küßen mußten.

In Raabes zweitem Notizbuch ist uns unter den Daten des 9. Februar und 15. April 1865 der in acht Kapiteln gegliederte Plan zu der Erzählung gegeben. Auf den ersten Blick scheint er bis auf unwesentliche Abweichungen sich genau mit der Ausführung zu decken. In Wahrheit aber handelt es sich bei dieser um eine recht bezeichnende Umbiegung. Nach dem Plan sollten sich nach der Eroberung der Festung die beiden Jugendgeführten erkennen und gemeinsam an dem heillofen Fieber zugrunde gehen. Ein Geschichtsbild aus wilder Zeit war geplant, dem durch den gemeinsamen Tod zweier junger Menschen, die sich vielleicht im Sterben ihre Zuneigung verraten sollten, ein wehmütiger Ausklang gegeben wurde. Zwischen Plan und Ausführung aber hat Raabe mit harter Hand alle bunten Schleier romantischer Illusion zerrissen. Nüchtern ruht sein Auge auf der Undurchdringlichkeit der Schranken, die zwischen dem Mädchen und dem Jüngling ragen und die auch ein gemeinsamer Tod nicht beiseite schieben kann. In ihren Fieberträumen vielleicht mögen sie Hand in Hand gehen. Aber jedes Wort, das über ihre Lippen bringt, wäre eine Lüge an der Wirklichkeit. Und so tritt, um die Hoffnungslosigkeit der Jugendfreundschaft unerbittlich zur Erscheinung kommen zu lassen, neben Georg van der Does der protestantische Prädikant und neben Camilla die leidenschaftliche Regierhasserin Gennora Rosamunda Bracamonte. Und so schüttelt jetzt die Spanierin in wachem Wirklichkeitsinn die Schlawheit ihrer Fieberträume von sich ab und sagt als Heldin ja zu ihrem harten Schicksal, das doch auch einen Trost in sich birgt, denn es bringt die Erlösung.

Diese Umbiegung des Planes mit ihrer Zerstörung freundlicher Illusionen und ihrer Bejahung nüchternen Schicksalstragik ist aber der erste Widerschein jenes neuen großen Werkes, das der Dichter jetzt wachsend und im Wachsen sich wandelnd in seiner Seele trug.

Am zweiten Tage nach dem Abschluß von „Sankt Thomas“ beginnt er, „den Roman Hagebucher auszuarbeiten“. Zwei Kapitel dieses Konzeptes, das noch kein endgültiger Text sein soll, das vierte und fünfte

(datiert vom 18., 21. und 26. Oktober), sind uns in seinem Notizbuche erhalten. Sie entsprechen einem in acht Kapitel gegliederten Plane des ersten Buches, der sich gleichfalls in diesem Notizbuch findet. Dieser Plan, der von der wichtigen Gestalt des Vettters Wasserreter noch nichts weiß, ist offenbar alles, was zu diesem Zeitpunkt festere Form angenommen hat. Der Dichter hat diesmal mit der Ausarbeitung begonnen, lange bevor er sich über das Ganze klar war. Kein Wunder, daß er dann bald damit ins Stocken kam.

Gleichzeitig läuft dann die Arbeit an der am 17. Oktober begonnenen Erzählung „Gedelöcke“, die vom 1. November bis zum 4. Dezember durch die an der humoristischen Skizze „Thelias Erbschaft“ unterbrochen wird.

Die Winzigkeit dieser letzten Schöpfung wird am besten erklärt und entschuldigt durch die ersten Sätze des Entwurfs dazu im Notizbuch, besser und echter jedenfalls, als es durch den Dichter selbst in der Einleitung seiner Ausführung geschieht:

„Der Himmel ist grau, und ich bereits ein gelesener Schriftsteller. Es liegt schwer auf der Hirnschale, unter der sich wenig Merkwürdiges und Neues bewegen will. Alte abgetragene Gedanken werden langsam hin- und hergewälzt. Man haßt das Schwarze der Decke, die Weiße des Papiers und findet selbst in den Wolken der Zigarre nicht den Trost wie sonst. Dazwischen dumpfe Erinnerungen, daß einmal die Sonne schien, daß man von Ländern las, wo stets die Sonne scheint. Sehnsucht nach diesen Ländern. Man drückt die Stirn an die Scheiben und starrt hinaus. Der Nachbargarten. Der Herr Tertianer mit dem Schulbuch, der auf die verschiedenste Art zu lesen sucht, usw.“

In solcher Stimmung darf auch einmal „ein gelesener Schriftsteller“ seine Feder und seinen Humor an Alltägliches wenden. Und das ist die Enttäuschung, die Frau Thella, Gattin des Lottereeinnehmers Felix Strinazky, bei der Eröffnung des Testaments ihres verstorbenen Onkels erlebt. Der höhnische Gesell vermacht ihr statt seiner halben Million einen silbernen Suppenlöffel mit dem Bemerkn, mit diesem Löffel im Mund sei sie geboren, und es sei nicht seine Schuld, wenn sie ihn mit einem hölzernen vertauscht habe. Der Grimm über diese Enttäuschung scheint von tragischen Folgen unwittert, findet dann aber doch seine Ent-

gichtung in dem flüssigen Feuer einer Punschbowle, zu dem sich Onkel Krellnagels Legat gewandelt hat. Den „grauen Tag“ des Entwurfs hat des Dichters Zauberstab in einen jener heißen Julitage des Jahres 1865 verwandelt, da das Thermometer 29 Grad im Schatten und 42 Grad in der Sonne zeigte und er sich einen Eid abnahm, niemals wieder einen Sommer in dem „Stuttgarter Backofen“ zu verleben. Damit aber nun niemand auf den Gedanken käme, Frau Thekla in seinem Stuttgarter Hause zu suchen, verlegte er das erschütternde Ereignis in die Berliner Sperlingsgasse seiner Studentenzeit, wenn er dies auch nur verschämt durch den Beruf des Mannes seiner Wirtin, des Hofstafeldeckers Billig, andeutet.

Viel weniger harmlos ist „die absonderliche, doch wahre Geschichte“ von Jens Pedersen Gedelöcke, zu dessen Geschichtsschreiber Raabe durch die Macht des Zufalls berufen wurde. Wir würden einen nicht unbedeutenden Zug im Wesen des Humoristen verschweigen, wenn wir die Feststellung unterließen, daß in Stuttgart ein gelegentlicher Gang über den Trödelmarkt zu seinen Gepflogenheiten gehörte. Er hat ja, wie wir schon früher bemerkten, mehr als einmal sein eigenes Gewerbe mit dem eines Trödlers oder Lumpensammlers in sinnvolle Beziehung gesetzt. Und wenn er seine Besuche auf dem Trödelmarkt in seinem Tagebuche festhält, dann zeigt das uns deutlich, daß es ihm damit ernst genug war. Nirgends in seinem Werke aber liegt jene Beziehung so lichtvoll zutage wie im Fall Gedelöcke. Am 30. September 1865 bringt er „antiquarische Varia“ vom Trödelmarke heim, und wir können uns sein Schmungeln lebhaft vorstellen, wie er bei der Durchmusterung seiner Beute die Feststellung machte, daß er wieder einmal einen guten Griff in den Kehricht des Daseins getan. Da war ein zierlich Büchlein in Sedezformat, dessen Titel schon verriet, daß sich der Kauf gelohnt:

„Der sonderbare Glaube, Leben, Erstaunender Tod Und Merkwürdige Begräbniß des Curatoris Jens Pedersen Gedelöcks, welcher Am ersten Oster- und Auferstehungs-Tage JESU Christi in Copenhagen als ein vorhero gewesener Christ Wie ein ungläubiger Jude gestorben, derer darinnen vorkommenden sonderlichen Begebenheiten halber der curiusesten Welt mitgetheilet Von J. H. K., Cölln, 1731.“

Das Büchlein hält in der Tat, was sein Titel verspricht, wenn wir es heute auch mit einem anderen Behagen lesen wie jenes ist, das der

Anonymus, hinter dem sich ein Theologe verbirgt, der „von denen Studiis keine Profession mehr macht“, seinen Lesern im Jahre 1731 hat schaffen wollen. Er berichtet von Leben, Lehren, Tod und Begräbnis eines Mannes, der sich durch seine Schriften und seinen Umgang mit dem Vorsänger der Juden, der ihm bei seinen alttestamentlichen Studien behilflich war, bei der orthodoxen Geistlichkeit in einen üblen Geruch gebracht hat. Und da der Herr Kurator sich um das Gewäsch seiner lieben Mitmenschen nicht kümmerte, so ist es kein Wunder, daß die Klatschsucht der curiösen Welt ihre bösen Märchen um ihn spann. Und leider wird es nur zu deutlich, daß seine fromme Ehefrau Nette in ihrer Angst um das Seelenheil des Freigeistes munter mit daran spann. Als Jens Pedersen nun im sechzigsten Lebensjahr von einer Krankheit auf das Sterbebett geworfen wird, da ruft sie natürlich die Geistlichkeit zu Hilfe, und da auch diese von dem Sterbenden nur das ungenügende Bekenntnis hört: „Ich weiß, daß ein allmächtiger Gott ist!“ verläßt sie tieferschütterten den Sünder, um ihre Entschlüsse zu fassen. Der tote Kurator wird zu einem bekehrten Juden gestempelt und darf natürlich kein christlich Begräbnis erhalten. Aber in Ahnung des Kommenden hat Freundeshand den Leichnam schon der geistlichen Rache entrissen. Ein ungenannter Studiosus hat ihn heimlich auf dem Garnisonfriedhof begraben lassen. Das ist nun durchaus nicht im Sinne der Kirche. So wird der Polizeimeister und durch diesen des Königs Christian VI. Majestät aufgeboden, ihre Rechte zu wahren. Ein Urtheil erfolgt, das der Anonymus als salomonisch bezeichnet: Die Ältesten der Judenschaft werden angewiesen, Gedelöcke auszugraben und auf ihrem Kirchhof zu bestatten. Könnten sie es allein nicht, so wird ihnen gnädigst die Hilfe des Scharfrichters und seiner Knechte zugesagt. Mit großem militärischen Aufgebot wird der Befehl unter drohender Hinzuziehung des Scharfrichters ausgeführt. Kein Sträuben hilft, und der Rabbi muß den ersten Spatenstich thun. Unter dem Geleit der ganzen seufzenden Judenschaft wird Jens Pedersen Gedelöcke zum Judenkirchhof gebracht und dort zum zweitenmal bestattet. Schon glaubt der Anonymus, den die Begeisterung an seinem Stoff sogar zum Dichter macht, am Schluß seines Berichtes zu sein, da wird er durch ein zwar geheim gehaltenes, aber um so offeneres Gerücht veranlaßt, von neuem zu seiner christlich frommen Feder zu greifen. Auch die Juden sind in Angst, daß ihr Kirchhof durch Gedelöcke unrein geworden sei. Hundert Dukaten lassen sie sich

die Angelegenheit kosten, und sie erhalten dafür die Erlaubnis, den unlieb-
samen Gast wieder auszugraben und hundert Schritt von der Grenze ihres
geweihten Bezirks im freien Felde zum drittenmal zu bestatten. So ge-
schehen im Jahre 1731, da Friedrich der Große und Gotthold Ephraim
Lessing schon atmeten.

Dieses Buch bot sicherlich dem Humoristen eine ergögliche Lektüre,
aber auch dem Novellisten einen höchst gefährlichen Stoff. Sehr schwer
war es hier, die scharfe Grenzlinie einzuhalten, jenseits welcher Ekel und
Empörung dem Humor sein Recht versagten. Die Novelle „Gedelöcke“
gehört gewiß zu den unbekanntesten von Raabes Erzählungen, und der
heikle Stoff, den sie behandelt, wird sie schwerlich von diesem Schicksal
erlösen; aber das hindert nicht unser Staunen über die geniale Kunst, mit
der hier eine schier unmöglich scheinende Aufgabe gelöst wurde. Denn es
war nicht damit getan, wenn das unser Empfinden so verletzende Geschehen
erklärt wurde durch die überzeugende Darstellung der seelischen Atmo-
sphäre, die zu jener Zeit Kopenhagen erfüllte. Menschliche Beschränktheit,
die sich überlegen dünkt, wenn sie sich heuchlerisch den Mantel religiöser
Moral umhängt, ist auch dann unerträglich, wenn sie als Massenpsychose
in Erscheinung tritt. Hier gab es nur eine Möglichkeit, die widerliche
Offenbarung scheinheiliger Unduldsamkeit zum Gegenstand des Lachens zu
machen: das Opfer selbst mußte seine Überlegenheit über die jämmerlichen
Gesellen an den Tag legen, die triumphierend an seinem Leichnam Rache
nahmen. Einen winzigen Hinweis zu dieser Lösung bot die Quelle. Die
erste Bestattung Gedelöckes auf dem Garnisonfriedhof ließ irgendwelche
Beziehungen des Verstorbenen zu militärischen Kreisen vermuten. Und da
knüpfte Raabe an.

Sein Gedelöcke kennt seine Leute und sieht klar genug voraus, was
seinem sterblichen Teil nach seinem Tode blüht. Und er findet noch im
Sterben den Humor, seinem Freunde, dem Obristen Benediktus von
Knorpp, mit dem er von der gemeinsamen Jugendzeit her auf dem Neck-
fuß steht, einen letzten lustigen Streich zu spielen, indem er ihm die Sorge
um sein Begräbniß anvertraut. Die heikle Lage, in die der Freund da-
durch kommt, den Ingrim über die Torheit der Welt, den die Erfüllung
des Auftrags in ihm erregen wird, sieht er schmunzelnd voraus. Er weiß,
er hat in dem lustigen Wettstreit um den besten Streich den letzten Sieg
gewonnen. Dadurch bleibt Gedelöcke bis zuletzt der handelnde Held, bis
zuletzt hören wir sein überlegenes Lachen. Er ist nicht mehr bloß Opfer

eines hartherzigen Fanatismus, dessen kleinlich widerliche Rache an einem Leichnam einen eklen Nachgeschmack bei uns hinterläßt, Jens Pedersen Gedelöcke selbst steht in der ersten Reihe der Zuschauer und hat sein Gaudium an der Tragikomödie, die er in Szene gesetzt. Erst dadurch, daß er die Handlung aus dem Wesen und Wollen des Helden herleitet, erhebt der Dichter die unfreiwillige Burleske einer schmählich engherzigen Zeit zu einem versöhnenden Bilde des Humors. Freilich auch hier ist aller Komik zum Trotz der Humor wie immer bei Raabe das sieghafte Lachen, das den Schmerz überwindet, hier den Schmerz über die äußerlich siegreiche Beschränktheit der Menge.

Mit diesem Schmerz und seiner lachenden Überwindung aber streckt auch die Novelle „Gedelöcke“ ihre Wurzeln in jenen Keimboden, aus dem das Lurkertieland mit seinem Kettengeklirr erwuchs.

„Gedelöcke“ erschien in „Westermanns Monatsheften“. Als Glaser das Manuskript gelesen hatte, schrieb er an den Freund:

„Ich habe mich seinerzeit zu sehr in den eigentümlichen Zauber des ‚Scheibenhart‘, ‚Junker von Denow‘, ‚Heiligen Born‘ usw. eingelebt, um so ganz mit dieser neuen Gattung befriedigt zu sein — es fehlt die wehmütige Saite, die Dein junggeselliges Herz damals aufgezogen hatte. Nichts destoweniger finde ich mich auch in das Neue und erkenne die Vorzüge nicht.“

Und dieser erwiderte:

„Deine Bemerkungen über die Veränderung, die in meiner Schriftsteller-Anschauungsweise allmählich sich vollzieht, erkenne ich als begründet an; — man wird eben älter, und ich glaube, meine mehr lyrische Periode glücklich hinter mir zu haben. So puzt ich denn meine epische Rüstung und gedenke als deutscher Sittenschilderer noch einen guten Kampf zu kämpfen. Es ist so viel Lüge in unserer Literatur, und ich werde auch für mein armes Teil nach Kräften das meinige dazu tun, sie herauszubringen, obgleich ich recht gut weiß, daß meine Lebensbehaglichkeit dabei nicht gewinnen wird. —“

Wir sehen: hier regt schon der Wind die Flügel, der bald als ein böser Störenfried in die muffige Atmosphäre von Nippenburg einbrechen wird.

Noch das ganze Jahr 1866 und ein gut Teil des folgenden ging über der Arbeit an dem neuen großen Roman hin. Immer bedächtiger wird jetzt das Tempo des Schaffens. Vielleicht hält Raabe sich jetzt das Wort als Warnung vor Augen, das er im Jahre zuvor in sein Notizbuch schrieb:

„Ein Schriftsteller resp. Dichter, welcher den Baum zu stark schüttelt, so daß mit den reifen auch die unreifen Früchte herabfallen.“

Reifen lassen! heißt darum die Parole. Reumütig kehrt er nach der Ausarbeitung der ersten sechs Kapitel der „Heimkehr“ zu dem Grundsatz sorgfältigster Plangestaltung zurück. Genau elf Monate nach dem ersten Auftauchen des Planes notiert er jetzt die Vollendung des Entwurfs. Und nun vergeht mehr als ein halbes Jahr, bis das zweite Konzept abgeschlossen wird (30. September). Dann erst setzt die Niederschrift des endgültigen Textes ein. Unterbrochen wird die Arbeit freilich oft genug, nicht nur durch den häufigen Besuch der gelben, giftigen Frau aus seiner Regennachtvision. Ein großes Schicksalsjahr des deutschen Volkes ist ja jetzt angebrochen, und es ist ein ehernes Lebensgesetz, daß zwischen den Waffen die Muses schweigen.

So wenig das getreue Mitglied des Deutschen Nationalvereins bei der gewaltsamen Lösung der großen Krisis durch den Machtwillen des Eisernen Kanzlers eine Möglichkeit zu ernsthafter politischer Tätigkeit sah, so unvermeidlich war es doch, daß der Dichter in ihm während der fieberhaft raschen Entwicklung der Ereignisse des Frühlings und Sommers durch den Politiker abgelöst wurde. Es brach für ihn eine neue Lehrzeit auf diesem Gebiete an, ein praktischer Kursus, der merkwürdige Ähnlichkeit mit dem hatte, den er im Frühjahr des Jahres 1859 in Wien durchgemacht hatte. Es war nicht unwesentlich für die Klärung seiner Erkenntnis, daß er in Süddeutschland sich umtost sah von der Verneinung dessen, was die unerbittliche Logik des Schicksals jetzt zur Reise brachte. Denn nichts gibt klarere Einsicht in das Wesen der Dinge und des Menschentums zugleich als das mitleidige Zuschauen bei einem hoffnungslosen Widerstand gegen das Notwendige. Und an Irrwahn gab es in dieser Zeit in Stuttgart genug zu beobachten. Wie ein Ruf aus dem Tollhause mußte dem Dichter, der so oft das Glend der Franzosenzeit heraufgebannet hatte, der Ruf „Lieber Franzosen als Preußen!“ in die Ohren gellen. Um so ernsthafter sah er es als seine Aufgabe an, seinen

Blick durch keine Leidenschaftlichkeit trüben zu lassen. Am 10. Mai, also geraume Zeit vor der Entscheidung, legt er seinen Standpunkt in seinem Notizbuch fest:

„Die Mehrzahl der deutschen Menschheit rettet sich aus dem Werktagelieben in die Politik als ein Ideal und baut auch richtig so etwas danach auf. Für den Poeten aber ist die Beschäftigung mit der Politik ein Herabsteigen, und man findet häufig, daß gerade die Dichter diese Gebilde des Tages am nüchternsten und verständigsten ansehen.“

Damit meinte er natürlich nicht jeden beliebigen Verseschmied, sondern jenen Poeten mit dem reinen Gemüt aus Schillers „Vier Weltaltern“, der sich gewöhnt hat, in allem Wandel des Einzelnen die Auswirkung der Werdegesetze des Ganzen zu erkennen. Die hilflose Verlegenheit, in die das boshafte Geschick den Staat, dessen Gast er war, im Jahre 1866 hineingestoßen hatte, machte Raabe das Studium der Zeit freilich zu einer Angelegenheit, die keine Schwierigkeit bot. Und dann ging ja der eigentliche Wirbel so rasend schnell vorüber, daß das biedere Philistertum gar keine Zeit fand, sich irgendwie seelisch darauf einzustellen. Aber Nacht war Raabe mit zahlreichen anderen Norddeutschen, die Stuttgarts Luft atmeten, zum „Landesfeind“ geworden; aber man versah sich offensichtlich von ihm so wenig wie von den anderen irgendeiner Eröffnung der Feindseligkeiten. Und so verliefen die aufgeregten Tage im Grunde recht harmlos. Erst am Tage vor Beginn des Waffenstillstandes zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten wurde Fran Bertha einmal als „Preußenkopp“ insultiert. Und noch acht Tage später wurde Raabe bei der Gründung der neuen Deutschen Partei die vertrauliche Mitteilung, daß er auf der Polizei als „Spötter über Schwaben“, Verächter am Heer und Vaterland denunziert und zur Ausweisung empfohlen sei. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß die württembergische Polizei über den letzten Punkt wenigstens ziemlich richtig informiert war. Das zeigen schon die geringfügigen Ausschnitte, die wir über das Kriegserleben aus den Briefen an die Mutter aneinanderreihen können. Sie zeigen aber auch, wie unbedeutend trotz aller Aufgeregtheit das Gekräusel war, das der große Wellenschlag der Zeit gerade in Stuttgart hervorrief.

16. Mai:

„Die Stimmung hier ist sehr unkriegerisch und gedrückt. Die brutale schwäbische Selbstüberhebung zeigt sich aber schon in manchen Formen;

diese partikularistische Borniertheit, wie sie hier in Blüte steht, ist wahrhaft malerisch abgeschmackt.“

16. Juni:

„Hier wird mit großem Eifer mobil gemacht. Die Straßen wimmeln bereits von betrunkenen Soldateska. Zweihundert Mann hat man wegen Unbotmäßigkeit nach Urach schicken müssen.“

29. Juni:

„Hier geht ein Tag nach dem anderen in großer Aufregung vorüber, und wir mit unseren norddeutschen Anschauungen sitzen schon ganz in Feindesland. Gestern war großes Jauchzen über die Siegesnachrichten aus Böhmen, und jedermann ist fest überzeugt, daß die Österreicher in den nächsten Tagen in Breslau und dann auch ebenso schnell in Berlin sein werden.“

25. Juli:

„Augenblicklich scheint uns der Krieg näher rücken zu wollen; soeben habe ich ein Extrablatt gekauft, welches von einem Gefecht der Württemberger bei Tauberbischofsheim meldet. Die Furcht vor der preussischen Einquartierung liegt den guten Schwaben sehr auf dem Nacken, und es gibt viele böse Gewissen in Stadt und Land. Sonst aber sind die norddeutschen Sympathien — besonders seit der Schlacht bei Königgrätz — auch hier sehr im Steigen, und es wagt schon mancher, seine Herzensmeinung zu sagen.“ . . . „Daß Braunschweig nun auch marschirt, freut uns sehr. Nur immerzu! Die Hanseaten rücken ja schon auf Gießen! — Vielleicht kann jetzt aus dem alten Deutschland doch noch etwas Rechtes werden; der Nationalverein hat jedenfalls das Seinige dazu getan, und es ist gewiß nicht seine Schuld, wenn die Sache wieder in die Brüche gehen sollte.“

27. August:

„Am 16ten August ist die Württemberger Felddivision mit einer Subtraktion von 719 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten glücklich hier wieder eingezogen, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, Gretchen an diesem weltgeschichtlichen Ereignis teilnehmen zu lassen.“

Was für Raabe aus dem Erlebnis der Stuttgarter Verworrenheit dieser Wochen heraussprang, das speiste unmittelbar den entstehenden

großen Roman. Er hatte in kritischer Lage die Haltung des deutschen Philistertums angesichts des deutschen Schicksals studieren dürfen, und er hatte jenes politische Ideal, das der Beschränktheit des Philistertums einzigartig entspricht, den engstirnigen Partikularismus, in seiner prächtigsten Entfaltung sehen dürfen. Und so floß denn der Hohn der Satire über diese Erscheinungen in sein Werk. Raabe hat sich in seinen alten Tagen etwas darauf zugute getan, daß er am Abend des Tages von Königgrätz, noch ahnungslos, daß die Entscheidung gefallen war, die satirische Geschichte der deutschen Residenzen im 13. Kapitel seines „Albu Selsan“ geschrieben habe. Das Tagebuch bestätigt diese Angabe nicht; aber daß die Idee dazu diesen Tagen entstammt, daran ist kein Zweifel.

Raabes Zustimmung zu der Politik Bismarcks war durchaus nicht ohne Einschränkung. Er billigte die Ziele, verurteilte aber die rückwärtslose Härte der Mittel, mit denen er sein Ziel zu erreichen suchte. Und wenn der Erfolg Bismarck recht gab und damit die Auseinandersetzung über seinen Weg zum Ziel recht sinnlos wurde, so ist damit doch nicht entschieden, ob eine psychologisch kluge Unterbauung seiner Politik durch Berufung auf die großen gemeindeutschen Ideen, die in Jahrzehnten harter Kämpfe ihre Kraft bewiesen hatten, nicht sein Werk von vielem entlastet hätte, was sich später als verhängnisvolle innere Schwäche äußerte. Bei aller Nüchternheit, mit der er die harten Notwendigkeiten des politischen Geschehens anerkannte, mußte Raabe die Lösung der deutschen Frage im Sinne einer, wie es schien, rein preussischen Angelegenheit fragwürdig erscheinen, nicht weil er Braunschweiger war, sondern gerade, weil er sehr gründlich jeglichen Partikularismus überwunden hatte, gründlicher sogar als Bismarck die Einseitigkeit seines Preussentums. So gewinnen wir Verständnis für die Doppelstellung Raabes in dieser Zeit. Er verteidigt ebenso rückhaltlos den Süddeutschen gegenüber das große Geschehen, wie er sich im Kreise der Norddeutschen das Recht der Kritik nicht beschneiden läßt. Der Zweifler des Jahres 1866 ist gleichwohl sehr bald ein starker Bismarckverehrer geworden, nicht weil er seine eigene Überzeugung preisgab, sondern weil das, was er zwischen 1866 und 1870 von der Jämmerlichkeit des deutschen Philistertums erlebte, ihm die Überzeugung aufgezwungen haben mag, daß dieser Macht unbelehrbarer Gewöhnlichkeit gegenüber auch die größte und erhabenste Idee ohnmächtig war.

Natürlich störte der Gegensatz zwischen großdeutscher und kleindeutscher Einstellung auch Frieden und Behagen in Raabes Verkehrskreis, aber auch hierfür erwiesen sich die Auswirkungen des Krieges empfindlicher als der Krieg selbst. Jedem Einsichtigen war es klar, daß die gewonnene Ordnung nur eine vorläufige war, daß gerade Süddeutschland durch sie erst vor die eigentliche Entscheidung gestellt wurde. So folgte den großen Schlägen des Schicksalshammers der leidenschaftliche Kleinkrieg der Parteinngen, dessen krähwinklerische Ahnungslosigkeit die Zuschauer aus dem Norden mit einer Mischung von Grimm und Heiterkeit erfüllte. Es ist bezeichnend, daß Raabe schon früh in einem Kriege mit Frankreich die Erlösung von dieser lächerlichen Ratlosigkeit sah.

Die einzige literarische Frucht, die in diesem Jahre zur Reife kam, ist die Novelle „Im Siegeskranz“. Auch sie war wie ihre Vorgängerin ein Geschenk des Zufalls. Ende März traf die Mutter Leiste zu mehrwöchigem Aufenthalt in Stuttgart ein. Am 19. April empfing diese den Besuch der befreundeten Auguste von Bosse. Bei dieser Gelegenheit wird das schwere Schicksal einer gemeinsamen Bekannten, der Frau von Hayn, die sich im Irrenhause befand, ein Thema der Unterhaltung gebildet und Frau Leiste angeregt haben, von ihrer Jugendzeit und von dem zu erzählen, was sie damals mit ihrer Schwester Christiane durchzumachen hatte. Frau Leiste war die jüngste Tochter des Ratskellerwirtes Ditto Martin Heyden zu Döbselfelde und seiner zweiten Frau Elisabeth Antoinette Friederike Claude du Tell et de la Jeunesse, die aus einer ehemals vornehmen, aber verarmten Refugiéfamilie stammte. Die älteste Tochter aus dieser Ehe, die im Jahre 1793 geborene Christiane, war geisteskrank und starb im Jahre 1817 an Epilepsie zu Vorsfelde. Die Schilderung der grausamen und unsinnigen Behandlung, die damals solche unglücklichen Menschenkinder erfuhren, muß unmittelbar einen starken Eindruck auf den Dichter gemacht haben. Am nächsten Tage schon verzeichnet er: „Anfang der Geschichte der Familie La Jeunesse (Im Siegeskranz).“ Beim Abschluß des Konzepts nennt er sie die „Geschichte der Mutter Leiste.“

Die Zeit, die damit lebendig wurde, leitete seine Phantasie weiter. Heimatliche Erinnerungen an einen westfälischen Leutnant Kupfermann, der im Frühjahr des Jahres 1813 eine Abteilung Husaren von Wolfenbüttel zu den Preußen hatte hinüberführen wollen, aber eingeholt und in Kassel erschossen worden war, verbanden sich mit der Erzählung der

Schwiegermutter von ihren französischen Ahnen und ihrer Schwester. Und so woben sich die Fäden zusammen zum Gewebe eines erschütternden Schicksals.

Die schöne Ludowike ist die stolze, heldenmütige Braut des Leutnants Kupfermann, der „eine halbe Stunde zu früh“ den herannahenden Marwigschen Reitern, der Vorhut des Befreierheeres, entgegeneilt. Und die Nachricht von seiner Erschießung, von der sie, die sich schon stolz und groß mit der Notwendigkeit ihres Opfers abgefunden hat, brutal überfallen wird, wirft sie für immer in den Wahnsinn. Und nun beginnt das unselige Glend des unglücklichen Menschenkindes, dessen Irrwahn und Raserei man durch Dunkelheit und Kälte zu heilen vermeint, jenes Glend, das auch wie ein Winterreif auf den Lebensweg der jüngeren Schwester fällt, bis endlich am Himmelfahrtstage des Jahres 1814 der Tod nach einem kurzen Erwachen ihres Bewußtseins die Kranke erlöst.

Raabe läßt dieses wehvolle Geschick von der Schwester Ludowikes selbst in dem „unruhvollen und angsthaften Frühling des Jahres sechs- undsechzig“ ihrer Enkelin erzählen, hält also genau den Zeitpunkt fest, an dem er selbst den Bericht der Mutter Leiste vernommen hat: offenbar, weil ihm der Tonfall, in dem sie erzählt, untrennbar davon schien. In der Tat zittert die Unmittelbarkeit des Eindrucks fühlbar in dieser Novelle nach, die zu dem an Mannigfaltigkeit und Eindringlichkeit nicht zu überbietenden Gemälde der Freiheitskriege in Raabes Gesamtwerk vielleicht das ergreifendste Einzelbild stellt.

In dem Augenblick aber, da er es zeichnete — unmittelbar vor dem Ausbruch des deutschen Bürgerkrieges — bedeutete es für ihn eine schneidende Begründung des politischen Rechtes des deutschen Nordens. Damals, als die stolze Ludowike ihr Herzensglück hochgemut dem Vaterlande opferte, um in grenzenloses Glend zu versinken, damals stand der deutsche Süden im Freundschaftsverhältnis zum Erbfeinde. Es war nur die Gerechtigkeit eines Schicksals, das sich nicht betrügen läßt, wenn der in jener Not erzogene und hartgeschmiedete Norden sich das Recht zusprach, in seinem Sinne die deutsche Frage zu lösen.

Abu Telfan

Als Raabe am 30. März 1867 gegen 5 Uhr nachmittags den Roman „Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge“ vollendet hatte, war er sich bewußt, die Höhe der Meisterschaft erklommen

zu haben. Schon vor dem Abschluß hatte er der Mutter geschrieben: „Ich habe mir vorgenommen, gerade dieses Manuskript nicht zu leicht loszuschlagen, da ich — eigentlich zum ersten Male — einen wirklichen Wert darauf lege.“ Und am 7. Juni schrieb er: „Ich hoffe, das Buch soll uns auf die Höhe unseres Rufes heben, doch wäre es mir gerade darum lieber, daß Ihr Euch geduldetet und es auch nur als B u c h läset.“ Und er hat an diesem Urteil unerschütterlich bis an sein Lebensende festgehalten, wie schwer auch wieder die Enttäuschung war, die ihm das Versagen der Leserschaft bereitete. Wenn alles, was ihm vorher entstanden war, ihm „vor seiner Geburt“ zu liegen schien, dann legt uns das eine doppelte Frage vor, die gebieterisch Antwort erheischt: worin sah der Dichter selbst den überragenden Wert des „Abu Telfan“ im Vergleich zu seinen früheren Leistungen, und wie erklärt sich das jahrzehntelange Versagen nicht nur der Leser, sondern auch der literarischen Kritik diesem Werke gegenüber?

In „Abu Telfan“ gibt uns Raabe ein Zeitbild seiner unmittelbaren Gegenwart. Diese Feststellung ist nicht ganz unwesentlich. Während er an den ersten Fäden des Romans spann, stand er unter dem starken Eindruck der Schlacht bei Richmond, die den amerikanischen Sklavenkrieg entschied (3. April 1865), und des Todes von Abraham Lincoln, der beim Einzug in die eroberte Stadt erschossen wurde. Dieses tragische Ende des Präsidenten wird im Tagebuche mit starker Hervorhebung festgehalten. Und am Schluß des Romans wird uns mitgeteilt, daß Viktor von Fehlfelsen sein Versagen im Lebenskampf durch seinen Tod in der Schlacht von Richmond geföhnt habe. Wenn Raabe hier auf den zeitlichen Abstand des Epikers von den Geschehnissen verzichtet, dann bedeutet das, daß er hier von vornherein sich bewußt war, seine eigene Sache zu führen und zu dichten, was ihm „auf die Nägel braunte“.

Im ersten Kapitel begleitet Raabe seinen Helden Leonhard Hagebucker, der sich auf den Stationen seiner Fahrt den verschiedenen Polizeibeamten des Deutschen Bundes zu ihrem kopfschüttelnden Erstaunen als Kriegsgefangener aus Abu Telfan im Sumurkielande, Königreich Darfur, ausweist, von Triest bis Leipzig, um dann die ironische Feststellung zu machen, daß dieser Mann, gewiß ein prächtiges Motiv für einen exotischen Abenteuerroman, seine „mannigfaltigsten, buntesten, gefahrvollsten, geheimnisvollsten Abenteuer“ im lieben deutschen Vaterlande erlebte. In Bumsdorf bei Nippenburg, wo das Haus seines Vaters, des Steuer-

inspektors Hagebuecher, steht, finden wir ihn wieder. Hier erfahren wir, was in seinem Leben romantisch erscheinen könnte, was aber von ihm selber mit grimmiger Nüchternheit jeglicher Romantik entkleidet wird. Ein Ehrenhandel, der einen gewaltigen Durchzieher auf seinem Gesicht zurückließ, hat den Studenten der Theologie aus der Bahn geworfen. Da er mit Sicherheit annehmen durfte, daheim kein Verständnis für sein Schicksal zu finden, ist er in die Welt hinausgestürmt. Nach mannigfachen Versuchen, des Lebens Herr zu werden, hat er einen Posten in der französischen Studienkommission gefunden, die die wissenschaftlichen Grundlagen für den Bau des Suezkanals festlegte. Nach Abschluß der Arbeiten der Kommission hat er sich einem Eisenbeinhändler angeschlossen, der in das Innere Afrikas zog. Bei einem Überfall der Bagarraneger auf die Handelskarawane ist er in Gefangenschaft geraten, um schließlich als Handelsartikel nach Abu Telfan im Sumurkielande zu gelangen, wo er dann als Sklave eines Negerstammes mehr als ein Jahrzehnt Gelegenheit hatte, über die Vergangenheit, über sich selbst und über den Sinn des Lebens nachzusinnen. Von dem Leiter einer Tierkarawane, die Raubtiere für zoologische Gärten Europas einhandelte, Kornelius van der Mook, ist er dann losgekauft worden und hat den Weg zur Heimat zurückgefunden.

Drei Wochen sind seit seiner Heimkehr vergangen, und wir finden den Entwurzelten wieder am Busen der „süßen Heimat“, die ihren lieblichsten Maientraum um ihn webt. Noch ist er nicht aus seiner Betäubung erwacht, noch liegt es dunkel zwischen ihm und seinem Weg zum Ziele. Aber er weiß schon, daß es eine schwere und traurige Aufgabe ist, zum zweitenmal mit dem ABC des Lebens beginnen zu müssen. Und inzwischen ist in der Philisterwelt ringsum der Glanz im Verbleichen, mit dem die Aufregung über das merkwürdige Schicksal den Heimgekehrten umspinnen hatte. Man weiß, daß er aus dem Lande seiner Abenteuer nichts mitgebracht hat, was ihn den Sorgen des Alltags enthebt. Und da er selbst keine Miene zu machen scheint, diese Sorgen zu sehen, rüstet sich die liebe Verwandtschaft schon, ihm die Augen dafür zu öffnen. Unmittelbar, bevor dieser Vorstoß einsetzt, findet er aber einen Bundesgenossen, der zu seiner Überraschung Verständnis für seine seelische Lage hat. Das ist das Hoffräulein Nikola von Einstein, die als Gast bei ihrem Verwandten, dem Gutsherrn von Bumsdorf, weilt. Sie erkennt im Spiegel seines Schicksals ihr eigenes wieder. Ja, sie ist schließlich noch schlimmer daran. Denn wenn es auf die trostlose Leere des Daseins ankommt, dann lebt sie

in dem engen Hofkreise ihrer kleinen Residenz auch „im Tummellande“, und es ist kein großer Unterschied, daß es goldene Ketten sind, die an ihren Gliedern klirren. Und für sie gibt es keinen Kornelius van der Moek. Denn die Versorgung durch die standesgemäße Heirat, der sie sich nicht entziehen kann, wird ihr kein Freiheitstor öffnen.

Unter dem Vorsitz der energischen Tante Schnödler tagt dann der Familienrat über den aus der Bahn geschleuderten Vagabunden. Durch Vermittelung des Onkels Stadtrat soll er in das Bürowesen eingeführt werden, um später einmal Ratschreiber in Nippenburg zu werden. Und als der Unglückliche seine Unfähigkeit dazu bekennet, ist die Entrüstung groß. Nur einer tritt für ihn ein: das ist der Wegebauinspektor Vetter Wassertreter, ein alter Herr in den Sechzigern, der aber aus guten Gründen keine besondere Achtung in dem Kreise genießt. Er weiß, wie Leonhard zu Mute ist; denn er ist auch „im Tummellande“ gewesen. Als er im Jahre 1815 gläubiger Hoffnungen für sein deutsches Vaterland voll aus den Befreiungskriegen auf die Universität ging, da begann für ihn die Lehrzeit. Er war bei dem großen Wartburgfest der deutschen Burschenschaft dabei, und wie viele deutsche Jünglinge, die von ihres Volkes Einheit und Größe träumten, wurde er ein Opfer der Karlsbader Beschlüsse. Auf deutschen Festungen wurde ihm in den entscheidenden Mannesjahren Zeit gegeben, darüber nachzusinnen, was es bedeutet, für Deutschlands Zukunft Panier aufzuwerfen. Er hat noch nicht vergessen, wie es in ihm aussah, als man ihn nach inhaltlos dahinschleichenden Jahren aus der Haft entließ. Er sieht voraus, was kommt. So mahnt er den ratlosen Steuerinspektor, der innerlich nur zu sehr der Tante Schnödler Recht gibt, zur Geduld; könne er sie aber nicht aufbringen, so möge er so bald wie möglich den Vagabunden aus dem Hause jagen. Diesem aber gibt er zu verstehen, daß er zu jeder Tag- und Nachtzeit bei ihm Asyl beziehen dürfe. Und noch bevor sich erfüllt, was er voraussieht, nimmt er sich Leonhards an. Er stellt ihn unter die Weisheit des alten Goethe, und er führt ihn zu der einsamen Frau Claudine Fehleysen in der Ragenmühle. Auch diese hat einen schweren Lebensbruch zu überwinden gehabt; aber sie ist als eine weise, gütige und heldenhafte Frau daraus hervorgegangen und darum gerüstet, in der Ratlosigkeit des Lebens Wege zu weisen. Vor zehn Jahren ist ihr Mann, ein hoher Staatsbeamter, im Augenblick einer schweren Anklage vom Schläge gerührt worden. Ihr Sohn Viktor hat sie damals unter dem Eindruck des drohenden Skandals

mit sich auf seine sinnlose Flucht gerissen. Im Winterschneesturm ist der Wagen in der Nähe des Dorfes Fliegenhausen zusammengebrochen, und der Vetter Wassertreter hat die fieberkranke Frau in die Ragenmühle bringen lassen. Die Besitzer der Mühle sind bald darauf nach Amerika ausgewandert und haben ihr Besitztum an die Kranke verkauft, die hier nun ein abgelegenes, grün umspinnenes Asyl gefunden hat, während ihr Sohn weitergestürzt ist auf seiner törichtten Flucht vor den Wahngelbten der öffentlichen Meinung. In der Einsamkeit der Ragenmühle, wo die fallenden Tropfen von dem stillgelegten Rade der Mühle ihr die Stunden zählen, ist von dieser Frau alles abgefallen, was sie einst mit der Eitelkeit der Welt verband. Sie hat das Wünschen verlernt und ist immer reicher dadurch geworden. Nur auf eines wartet sie noch im Leben und rüstet sich darauf: auf die Heimkehr ihres Sohnes, den sie als Irrläufer in der Wildnis der Welt weiß. „Unsere liebe Frau von der Geduld“ nennt sie Nikola von Einstein, die Ungebuldige, die wie der Vetter Wassertreter zu den wenigen gehört, die Zutritt zu ihr finden.

Bei seinem ersten Besuch mit dem Vetter Wassertreter findet Hagebucher das Hoffräulein bei ihr, und Frau Claudine bestätigt die Erwartungen des Wegebauinspektors, indem sie dem ironischen Vorschlag Nikolas, der Afrikaner solle seine Abenteuer auf ein Jahrmarktsbild malen, sich einen Leierkasten kaufen und den Leuten von seinem Schicksal singen, einen ernsthaften Sinn gibt. Sie regt ihn an, seine Erlebnisse durch Schrift oder Wort für andere nutzbar zu machen. Und zum ersten Male seit seiner Heimkehr sieht dieser einen Weg vor sich, den er gehen kann. Daß er das Zeug zu dieser Aufgabe hat, zeigt er unmittelbar darauf, als er nach dem Fortgang der beiden anderen der Frau Claudine allein von seiner Befreiung durch Kornelius van der Nook erzählt. Zu seiner eigenen Überraschung gestaltet sich ihm der Bericht von jener entscheidenden Lebensstunde zu einem von Farben, Tönen und Bewegungen flimmernden Bilde, das ihm nur an dem einen Punkte ins Klang- und Farblose verläuft, wo er auf den besonderen Wunsch seiner Zuhörerin ihr eine Vorstellung von der mürrischen, schweigsamen Person seines Retters zu geben sich bemüht, der sich seiner dankbaren Herzlichkeit gegenüber völlig unzugänglich erwiesen hatte. Als Leonhard dann hoffnungsfreudig und klar über den künftigen Weg heimkehrt, trifft er vor der Schwelle des väterlichen Hauses mit dem Steuerinspektor zusammen. Es ist ein unglückseliger Augenblick. Denn der giftige Hohn der Stammtischgenossen im

Honoratiorenstübchen des Goldenen Pfau zu Nippenburg über den aus dem Mohrenlande heimgekehrten Sohn hat diesen für immer aus dem ihm unentbehrlich gewordenen Kreise vertrieben. Nun erkennt der gewissenhafte Beamte, dem von jeher das Leben so etwas wie ein Rechenexempel war, in dem Sohne einen Rechenfehler und schließt ihm die Tür vor der Nase zu. In der Nacht meldet sich Leonhard bei dem Vetter Wasserreter, der längst darauf gewartet hat.

Auch Nikolas Schicksal erfüllt sich. Die Frist, die sie sich ausbedungen hat, ist abgelaufen. Das große Wunder, das ihr die Ketten abstreifen könnte, ist ausgeblieben. So handelt es sich für sie nur um einen Kettentausch, der unter dem Motto „enttäuschte Illusionen“ steht. Sie verläßt wehen Herzens Bumsdorf und die Ragenmühle, um die Frau des Freiherrn von Glimmern zu werden. Sie hat im Umgang mit Hagebucher und der Frau Claudine die schwere Kunst gelernt, sich tot zu stellen in der Hand des Fatums, und sie wird die ihr zugeschriebene Rolle fehlerfrei spielen. Die wirkliche Nikola aber bewahrt sich ihr Heimatrecht in der Ragenmühle, und wenn die Welt, in die sie eingeht, ihr gar zu frech ihre Forderungen vorlegt, wird sie von dem Stück schwarzen Brotes kosten, das ihr unsere liebe Frau von der Geduld mit auf den Weg gibt.

Das zweite Buch des Romans führt uns in die Residenz, wo Hagebucher mit der vor kurzem von der Hochzeitsreise zurückgekehrten Nikola zusammentrifft. Raabe leitet dieses Buch mit einer glänzenden kulturgeschichtlichen Satire ein. In einer flimmernden Reihe von Suckkastenbildern zeichnet er die Geschichte der deutschen Residenz schlechthin, denn: „der Plunder bleibt eben überall derselbe und die Liebe und Verehrung zum angestammten Fürstenhause, sowie die Anhänglichkeit an sonstige altgewohnte, behagliche oder unbehagliche Überkommnisse und Einrichtungen gleichfalls“. Es läßt sich dabei nicht vermeiden, daß die über alle deutschen Schicksale gleichgültig hinwegschreitende Selbstsucht der kleinen Fürstenhäuser in die grellste Beleuchtung tritt.

Leonhard Hagebucher tritt uns in äußerlich sehr gewandelter Gestalt entgegen. Der Wildling hat sich der Herrschaft der Mode unterworfen. Die Zivilisation hat ihr Recht über ihn gewonnen; aber unter der Eleganz ist der Widerspruch zu ihr lebendig geblieben. Mit der Sicherheit, mit der die Vögel von demselben Gefieder zueinander finden, hat er bei dem Schneider Felix Celestin Täubrich sein Quartier gefunden. Das ist vielleicht der wunderbarste Gesell, den die ganze Residenz beherbergt. Er

ist auf seiner Wanderschaft bis nach Palästina gekommen, und seine Wachträume spinnen ihre Fäden immer wieder um die Zeit, die er in Jerusalem verlebte. Bei einem Überfall im Kidrontal, in den er im Dienste eines Klosters hineingezogen wurde, hat er einen Schlag vor die Stirn mit einem schweren Stein erhalten. Mormonische Missionare haben den Bewußtlosen nach Jerusalem zurückgebracht, und von dort ist er auf dem Schub, wie sein Wanderbuch ausweist, in die Heimat zurückgekommen. Erst hier ist er wieder zum Bewußtsein erwacht, aber es ist kein klares Bewußtsein, das die Grenzlinien zwischen Traum und Wirklichkeit zu erkennen weiß. Der Reichtum des Traumes aber, der die harten, erbarmungslosen Umrisse der Wirklichkeit ihm in jedem Augenblick zu verhüllen vermag, ist sein Glück. Von Säubrich erhält Leonhard verworrene Kunde von der Vergangenheit des Gatten Nikolas. Der Freiherr von Glimmern hat in kritischen Verwicklungen des Hoflebens eine Rolle gespielt, er hat es verstanden, durch alle Gefahren hindurch seine Stellung zu wahren, freilich, wie es scheint, mit rücksichtsloser Preisgabe unschuldiger Opfer. Als Intendant des Fürstlichen Hoftheaters und Exzellenz gehört er jetzt zu den einflußreichsten Persönlichkeiten der Residenz.

Im Hause des wackeren Majors Wildberg, dessen Frau eine Freundin Nikolas ist, trifft Hagebucher wieder mit dieser zusammen und berichtet von der Art, in der er sich unter der treuen Obhut des Vettters Wasserretter seine Waffen für den neuen Lebenskampf geschmiedet. Mit zäher Gründlichkeit hat er die Lücke, die sein zwölfjähriges Sklaventum in seiner Kenntnis der Zivilisation und ihrer Entwicklung entstehen ließ, ausgefüllt. Berge von Makulatur hat er zähneknirschend durchwühlt. Und das war keine müßige Unterhaltung gewesen. Denn sein Schicksal hatte ihn ja dazu erzogen, mit Augen zu lesen, die — nach Nikolas Wort — „aus korrumpierten Sklaven der Gesellschaft zu freien Bürgern des wahren Reiches Gottes“ geworden waren. Unbestochen sind diese Augen durch alle buntschillernden Schleier, die die heuchlerische Zeit um die Dinge wand, hindurchgedrungen, und was sie schauten, hat ihm immer wieder den Grimm und den Ekel aufsteigen lassen über das sinnlose und gemeine Tun und Gebaren einer selbst- und siegessicheren Zivilisation. Nur drei Dinge haben den vom Schicksal in so harte Schule Genommenen bei seinem Schreiten durch diesen Wust zu neuer Welt- und Lebensklarheit hin aufrecht erhalten können: der schwarze Kaffee des Vettters Wasserretter, der geduldige Trost der Frau Claudine und die hoheitsvoll gelassen über aller

Erdenwirrnis leuchtende Weisheit des alten Goethe. Aber Nikola mißversteht ihn, wenn sie mit traurigem Bedauern meint, er versuche, sein zerstörtes Leben durch wilde Ironie zusammenzufassen und zusammenzuhalten. Leonhard weiß, daß er die Waffen bereit hält zum Kampf mit dem Geist der Gewöhnlichkeit, der ihm überall bei seinem Studium entgegenbleckte. Vorerst begnügt er sich freilich noch damit, seine reichen Kenntnisse morgenländischer Sprachen in den Dienst der koptischen Grammatik des Professors Reihenschlager, eines Studienfreundes Wasserretters, zu stellen und dabei seine Träume um das kluge Köpfchen Serenas, der Tochter des Professors, gaukeln zu lassen.

Aber endlich kommt der große Tag doch, an dem der Afrikaner die Reihe seiner öffentlichen Vorträge eröffnet, und wenn die Einwohnerschaft der Residenz in der Erwartung, eine große Sensation zu erleben, den Saal gefüllt hatte, dann wurde sie wahrlich nicht enttäuscht. Leonhard wußte anschaulich genug die Welt zwischen dem Mittelmeer und dem Mondgebirge zu schildern; aber damit war es bei ihm nicht getan. Er benutzte, ja er mißbrauchte in schönster Weise die ihm so innig vertrauten Verhältnisse des Sumurkielandes als Spiegel, um in ihm den verblüfften Pfahlbürgern ein ganz neues Bild von ihren eigenen Lebensverhältnissen in einer ganz heimtückischen Beleuchtung zu geben. Ohne selbst zu ahnen, was er tat, ließ er sie mit seinen eigenen Augen die Kerkerwände ihrer Existenz sehen, ließ er sie den Gefängnisbrodem empfinden, der zwischen ihnen nicht anders lastete, als in den Höhlen von Abu Sefan. Zum Entzücken des Veters Wasserretter, der den begeistertsten Hörer seines weit über ihn hinausgewachsenen Zöglings darstellte, riß er ihnen das Immergrün ihrer Gefühle von dem grauen Gemäuer, das ihre Welt umhegte, und zeigte ihnen, wie morsch und zerfallen es dahinter ausah. Durch die Welt „der rationell geordneten Gewöhnlichkeit“, deren Hüter und Opfer da vor ihm saßen, ließ er so schneidend den Hauch seiner eigenen freien Seele wehen, daß bei einem Teil seiner Hörer die sonderbarsten Gefühle wach wurden, eine seltsame Mischung von heißer Sehnsucht und tiefer Beschämung.

Aber als der Redner nach einem Hochgesang auf das freie Menschentum, das demutsvoll und stolz zugleich sich zum Ganzen bekennt, von seinen Hörern Abschied nehmen will, da erlebt er selber seine Sensation. Im Hintergrund des Saales sieht er seinen Retter Kornelius van der Mook, der ihm im Augenblick des Erkennens durch Zeichen zu verstehen gibt, daß

er nicht gekannt sein will. Und in der Erregung, in die ihn diese gespenstische Erscheinung versetzt, hat er Mühe, seinen Vortrag zu Ende zu bringen.

Das unerwartete Wiedersehen nimmt Leonhards Seele so stark gefangen, daß er für die Wirkung seines Vortrags keine Gedanken haben kann. Diese ist schlimm genug, vor allem in den führenden Kreisen der Residenz, und am nächsten Morgen trägt ein Schreiben des Polizeidirektors, das die Fortsetzung der Vorträge verbietet, dem Rechnung. Es hat kaum eine Wirkung auf den Empfänger, denn ein anderes ist ihm vorausgegangen und hat seine unerträgliche Spannung gelöst: Kornelius van der Mook hat ein Zusammentreffen für den Abend in Aussicht gestellt. Leonhard ahnt nicht, daß dies ein Ruf des Schicksals ist, das ihn heimtückisch beim Wort nimmt. Nachdem er eben arglos sein volles Herz ausgeschüttet und der Gesellschaft den Spiegel vorgehalten hat, wird er jetzt zum Mitwisser einer Verschwörung berufen, die einen der schuldigsten Schädlinge dieser Gesellschaft zur Strecke bringen soll.

Es handelt sich um eine alte, längst verjährte Schuld, die ihre Sühne sucht. Vor vielen Jahren, da stand der Oberleutnant Freiherr von Glimmern mit dem Feldwebel Kind in einer Kompanie. Der Feldwebel, ein straffer, schroffer Friedenssoldat, hatte eine schöne Tochter, die dem Offizier in die Augen stach. Sie war mit einem Schreiber des Gerichtsrats Fehlfelsen verlobt. Der Feldwebel war mit der Wahl seiner Tochter einverstanden, verlangte aber, daß der Bräutigam zuvor seinen Militärdienst ableisten solle. Der Freiherr weiß durch seinen Einfluß den Alten außer Sicht zu schaffen. Er wird als Leutnant der Strafkompagnie nach Wallenburg versetzt. Die Tochter bleibt in der Residenz zurück, die „feine Bildung zu lernen“. Nun ist nur der Bräutigam noch im Wege. Wegen eines Disziplinarfalls wird er in die Strafkompagnie des künftigen Schwiegervaters geschickt. Der unglückliche Soldat glaubt an ein böses Spiel, an dem der Vater seiner Braut beteiligt ist. Er meint, der Leutnant Kind rechne mit einem adligen Schwiegersohn. So schweigt er in verbissenem Troß. Aber als der Freiherr in dienstlicher Eigenschaft vor der Front der Strafkompagnie erscheint, schießt er ihn an, von sinnloser Wut überwältigt, um sofort auf Befehl Kinds erschossen zu werden. Zu spät durchschaut dieser die Schurkerei des Freiherrn. Seine Tochter hatte dem Verlobten die Treue gehalten, aber für diesen selbst war es eine unmögliche Forderung gewesen, dem Offizier, der seiner Braut nachstellte,

Order zu parieren. Auch die Tochter überlebte den Zusammenbruch ihres Glücks nicht lange. Und in ihr Grab hatte der Leutnant Kind alles versenkt, was weich in ihm war.

Die Kriegsgerichtsverhandlung hatte der Gerichtsrat Fehleysen, ein katonisch strenger und darum unbeliebter Mann, geleitet. Die Art, wie er es getan, hatte ihn erst recht zum Feinde einer mächtigen Partei gemacht, die alles Erdenkliche tat, ihn unmöglich zu machen. Eine Erkrankung des Rats bot dazu erwünschte Gelegenheit. Die Flucht eines Untergebenen wurde zum Anlaß der Anklage genommen. Das tückische Netz zu zerreißen, wurde der Gerichtsrat durch seinen plötzlichen Tod gehindert.

Der Leutnant Kind aber hat jahrelang nur seiner Rache gelebt. Raslos hat er den Zerstörer seiner Familie umlauert. Jetzt ist er am Ziel. Vernichtendes Material hat er in Händen, den Freiherrn als Urkundenfälscher und Betrüger zu entlarven. Dieser hat lange Zeit den Haushalt der Prinzessin, deren Hoffräulein Nikola war, geleitet und sich dabei bereichert. Er hat Nikola nur geheiratet, sich zu sichern, weil er wußte, daß sie der Liebling der Prinzessin war.

Das ist der böse Schicksalsknoten, zu dessen Lösung jetzt Leonhard Hagebucher durch seinen Retter Kornelius van der Mook herbeigerufen wird. Denn dieser van der Mook ist kein anderer als der Sohn des Gerichtsrats Fehleysen und der Frau Claudine in der Ragenmühle. Und zentnerschwer fällt es nun Leonhard auf die Seele, als er sieht, daß dieser Hohlkopf, den der Zusammenbruch seiner frivolen Scheinexistenz in die Weite getrieben hat, von allen Uberteuern der Welt draußen nicht erzogen, sondern nur in Menschenfeindschaft und Selbstverachtung zu einem hohnvollen Spiel mit dem Leben verleitet worden ist, und tief beugt ihn der Gedanke, was die Heimkehr dieses Sohnes für den Frieden der Ragenmühle bedeuten könnte. Der Rache des Leutnants Kind kann er und will er nicht in den Arm fallen. Ihm bleibt nur eine Aufgabe, sich schützend vor die zu stellen, die schuldlos in das drohende Verhängnis hineingerissen werden müssen. So setzt er bei dem Leutnant einen Aufschub durch. Er will den verlorenen Sohn der Mutter zuführen und mit Frau Claudine Rat halten.

Der Gang zur Ragenmühle wird Leonhard nicht minder schwer als dem von Scham und Grimm über sich selbst zerrissenen verlorenen Sohne. An ihrer Pforte erfährt er, daß auch in sein Leben wieder die Hand des

Schicksals eingegriffen hat. Sein Vater liegt im Sterben. An einem Uebermaß von Freude ist der alte, griesgrämige Mann zugrunde gegangen. Dem Vetter Wassertreter war es gelungen, ihn im Triumph wieder an seinen Ehrenplatz an der Honoratiorentafel der Stammtischphilister des „Goldenen Pfans“ zu Nippenburg zurückzuführen. Aber der Wandel von verbissenem Groll zur ehrenvollen Wiedereinsetzung in seine Rechte war zu groß und zu plögllich für das alte Herz gewesen. Ein Schlaganfall hatte dem wohlvoorbereiteten Versöhnungsfest ein jähes Ende gemacht; und als Leonhard sein Vaterhaus erreicht, findet er einen Toten, mit dem er in mitleidschwerer Erkenntnis der Schranken allen Menschentums seinen Frieden macht.

Als er dann nach der Beerdigung des Vaters wieder zur Ragenmühle kommt, findet er Frau Claudine noch gewachsen, noch sieghafter in ihrer Art, das Leben zu zwingen. Alle Sorgen waren zwecklos. Sie hatte sich die langen Jahre des Wartens durch keine Illusionen trügerisch gemacht. Sie hatte still für den Heimkehrenden einen neuen Herd gebaut und war auf ihn gerüstet, wie er auch kam. Und wir sind gewiß, daß sie, vor der jeder Sturm sich legt, jede Flut verebbt und jeder Lärm verweht, auch der zerrissenen Seele des Sohnes, der mit höhnischem Troz nur seinen Schwächlingsinn zu maskieren sucht, Heilung zu geben vermag. Aber noch mit einem anderen Trost kehrt Leonhard in die Residenz zurück: im Augenblick, da das Verhängnis über Nikola hereinbricht und sie gestreift wird von der Flut der Schande, die sich über den Namen ihres Gatten ergießt, wird sie sich ihres Heimatrechts in der Ragenmühle erinnern, und unsere liebe Frau von der Geduld ist reich genug, auch dieser in der Wirrnis der Welt Verirrten Frieden zu geben.

Das dritte Buch bringt die Lösung der verschlungenen Lebensfäden, soweit das Leben, wie es Raabe in diesem schwerblütigen Werke sieht, eine Lösung überhaupt zuläßt. Hagebucher kehrt in die Residenz zurück und erhält trübe Kunde von der herben Bitterkeit, mit der Nikola das Opfer ihrer Konvenienzehe trägt. Der Herr Intendant hat es nicht mehr nötig, eine Maske zu tragen, und seine junge Gattin sieht, wer er ist. Aber der Grimm, den der Afrikaner darob empfindet, verbindet sich mit einem seufzenden Trost: der unvermeidliche Skandal wird letzten Endes auch ihr eine Lösung und Erlösung bringen. Um ihn selbst aber ziehen sich die Fäden der Sehnsucht fester und fester. Der in dumpfer Knechtschaft dem Leben der Gegenwart Entfremdete hat wohl in rastloser Arbeit

seinen Standpunkt in der Zeit wiedergewonnen; aber erst jetzt kann er anfangen, an sich selbst zu denken, und da zeigt sich die ironische Rehrseite seines Lebensstudiums. Einem Problem gegenüber ist er ein kläglich ratloser Lehrling geblieben, das ist seine Stellung zum Weibe, und die dunklen Erfahrungen des Professors Reihenschlager auf diesem Gebiete konnten ihm keine wertvolle Leuchte sein. So muß er von der klugen Ebanatur seiner Tochter Serena eine Niederlage hinnehmen. Es ist wohl für das gute Kind, aber erst recht für Leonhard Hagebucher doch besser, daß noch gerade im richtigen Augenblick der schon aufgegebene Verehrer sich anmeldet und ihn aus dem Felde schlägt. Der beschämte Blick in den empfangenen Korb ist immerhin ein erträglicher Ersatz für die lange Reue, die ihn seine Unerfahrenheit hätte kosten können.

Am dem Abend des Tages, da er seinen Traum begräbt, jagt der Leutnant Kind die in Jahren hartnäckiger Arbeit gelegte Mine in die Luft. Es ist große Gesellschaft bei dem Herrn Polizeidirektor von Begendorff. Wie ein Gespenst erscheint der alte Soldat in dem vornehmen Kreise, der sich hier zusammengefunden hat, und entlarvt den Freiherrn als Betrüger, indem er seine Beweisurkunden dem höchsten richterlichen Beamten der Residenz überreicht. Nikola ist aus der verstorbenen Gesellschaft in das Haus des Majors Wildberg geflüchtet, und dieser ruft Hagebucher noch in der Nacht in sein Haus. Die vom Ekel über die Rolle, die sie spielt und weiter spielen soll, zerrissene Seele der Freifrau von Glimmern zu heilen, davon kann er nicht träumen. Aber er kann den Weg zur Heilung weisen. Wohl weiß er, daß im Augenblick auch die Ragemühle kein Asyl für die Unglückliche bietet; denn dort weilt jetzt der Bundesgenosse des Leutnants Kind, Viktor von Fehlysen, der einst als Leutnant mit Nikola sein frivoles Spiel gespielt hat. Und dennoch weist er den Weg dorthin, weil er die große Seele der Frau von der Geduld kennt. Der Leutnant von Bumsdorf reitet als Bote durch die Nacht nach Fliegenhausen. Und Viktor erkennt sofort seine Pflicht. Er muß wieder in die Welt hinaus, aber er wird den neuen Weg gehen, „nicht wie ein Wilder, ein Betrunkener, ein Wahnsinniger, sondern wie ein vernünftiger Mann, ein anständiger Gesell“. Und Frau Claudine gibt ihm die erste Aufgabe. Der Freiherr von Glimmern hat die allgemeine Verwirrung zur Flucht benutzt, und der Leutnant Kind hat sich als Rachegott an seine Fersen gehängt. Viktor soll beiden folgen und verhüten, daß nicht noch neues Blut nach neuer Rache schreit. Als Hagebucher mit

seinem Schützling in der verschneiten Ragenmühle erscheint, ist die Stätte zum Empfang bereitet, und Frau Claudine ist gerüstet, mit ihrem Zauberstab das wilde Wogen in Nikolas Brust zu besänftigen. Leonhard aber findet vorerst sein Genügen daran, die Einsamkeit der Ragenmühle schützend zu umhegen.

Viktor von Fehlesen kommt zu spät auf seiner Verfolgung. Der Leutnant und der Freiherr haben, beide des Lebensspieles überdrüssig, ihre Rechnung in einem kühl verabredeten Zimmerduell bereinigt, dem sie beide zum Opfer gefallen sind. Von dem Dampfer, der ihn nach Amerika zu dem Heere des Generals Grant bringen soll, berichtet er Hagebucher davon. In dem „edelsten aller Kriege“ wird er die Schuld seines Lebens sühnen.

Das letzte Kapitel des Romans schildert uns einen Sommertag, an dem die wichtigsten Gestalten noch einmal an uns vorübergleiten. Hagebucher hat den Professor Reihenschlager und Täubrich nach Bumsdorf eingeladen. Den Professor hat er mit der Aussicht verlockt, einen Stein, der vermutlich aus der Römerzeit stamme, auszugraben. Um die Besucher aus der Residenz sammeln sich die Freunde aus Nippenburg und Bumsdorf, und alle nehmen sie die Gelegenheit zu sorglosem Lebensspiel nach Kräften wahr, ohne rückwärts zu blicken auf das Lebensschlachtfeld und seine Opfer. Am Tage der Ausgrabung liegt Hagebucher abseits von den anderen neben dem auf einem Baumstumpf sitzenden Täubrich im Grase. Den traumbefangenen Schneider aber haben gerade die schönen, geruhlichen Tage in Bumsdorf trübsinnig gemacht, und er fragt sich zum erstenmal, ob es Wahrheit ist, was ihn beglückt, oder ein Traum, der ihn narret. Da fährt Hagebucher empor und hält ihm eine Predigt:

„Wer weiß von der Welt, in der er lebt, und von sich selber mehr als dieser Kamerad hier hinter mir? Da lachen sie im Sonnenschein und treiben ihre Spiele, solange sie jung sind; da wühlen sie alte versunkene Steine, einen Traum im Traum, hervor, und alle glauben sie an ihr Spielzeug, nur dieser kluge Gesell hinter mir will nicht an das seinige glauben und nennt sich selber einen Narren! Womit spielt er, was sieht er? Das Meer und die Wüste, Paläste in den Wolken, Palmenwälder, schöne Mädchen und Gärten, so herrlich wie niemand auf Erden sie pflanzen kann, sind ihm zu unbefränkter Verfügung gestellt, und — er heult! O Täubrich, Täubrich!“

Und als dieser das schwere, dunkle Wort spricht, das auf dem Titelblatt von „Abu Telfan“ steht, „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, sprach

Mahomet, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen!“ da weist er ihn beinahe schroff, aber doch mit ehrlicher Achtung zurecht:

„Kennen Sie das arabische Wort auch? Was geht das Sie an? Die andern alle, die mit List oder Gewalt den ägyptischen Proteus, das Leben, zu überwältigen und zu ihrem Willen zu zwingen suchen, und mit ihm ringen müssen bis an den Tod, die mögen das Wort sprechen, Sie aber sollen's gefälligst bleiben lassen. Täubrich, es ist keine Kleinigkeit für einen Menschen, der aus dem Tummellande nach Hause kommt, einen Gefellen Ihresgleichen Wand an Wand neben sich zu wissen, und ich verbitte mir ernsthaft jeden Versuch Ihrerseits, auch das werden zu wollen, was jene dort über und dort unter uns einen klaren Kopf und vernünftigen Menschen zu nennen belieben. Ich sage Ihnen, Täubrich, es ist auch unter jenen nicht einer, der mit Sicherheit sagen kann, ob er in seinen Gedanken, Wünschen und Handlungen wahrhaftig in der Wirklichkeit wandle; und so ist's ein Großes zu nennen, was einem Bevorzugten, das heißt einem närrischen Kerl, wie Sie, gegeben wurde von den Göttern.“

Und dann erweist er ihm eine hohe Ehre, er führt ihn durch das Gebüsch und läßt ihn einen Blick auf die blütenumwobene Ragenmühle werfen. Leise spricht er ihm von den beiden Frauen, die einsam hinter der blühenden Wildnis ihr Leben fortspinnen:

„Das ist die Ragenmühle, Täubrich! Alle jene, welche wir dort an der anderen Seite der Straße im Walde an den Bergen ließen, kennen den Ort so gut wie ich; doch niemand von ihnen geht mehr hierher. Das ist halb eine Verabredung, doch nicht ganz. Was zuerst Scheu und Ehrfurcht vor dem Unglück war, das ist bald zu einer bequemen Gewohnheit geworden, und es ist das beste so. O Täubrich, es schlägt keine Welle mehr bis zu jener Schwelle dort, seit der Major Wildberg mir den Bericht des amerikanischen Konsuls über die Schlacht bei Richmond sendete. Sie weinen nicht mehr, dort hinter den Blumen, dort unter dem morschen Dache. Sie sitzen still, und still ist es um sie her, sie verlangen nicht mehr.“

Und mit dem Wort des Mahomet auf den Lippen zieht er ihn wieder „zu den Lebendigen“ zurück.

Das ist der Inhalt des Romans — und wir sind uns wieder bewußt, daß wir uns mit vielen Worten nur recht unzulänglich bemüht haben.

Abu Telfan. Entstehung und Bedeutung

Die Entstehung des „Abu Telfan“ ist nicht nur für die künstlerische Entwicklung Raabes, sondern auch für die Klärung seines Weltbildes so bedeutsam, daß wir aus ihr die mannigfachsten Einblicke in sein Wesen und die Zielsetzung seines Wollens gewinnen. Aufschlußreich ist vor allem die erste Vision des Lebensbildes, das ihn zur Gestaltung lockte. Sie ist festgehalten in dem zweiten Notizbuch. Es ist ein billiges Büchlein von kleinem Format, dessen Leinwanddeckel in Golddruck die Aufschrift „Notes“ trägt. Auf das gelbe Schutzblatt hat die Hand des Dichters in klaren, festen Zügen ein Motto geschrieben:

Mit ihrem heil'gen Wettertschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Hölderlin.

Die ältesten datierten Eintragungen des Buches, dessen Inhalt wie immer in Raabes Notizbüchern ein mannigfaltiges Durcheinander ohne jede Zeitfolge darstellt, stammen von dem 28. Juli 1864. Es sind Bleistiftzeichnungen, die am Strande von Travemünde hingeworfen sind und Ausblicke auf die See zeigen. Die spätesten sind wieder Bleistiftzeichnungen. Sie gehören dem August 1867 an und sind in der Mehrzahl am Strande von Sylt entstanden. Die Niederschrift, die in diesem Büchlein den ersten Plan zu dem großen Roman festhält, lautet:

„14. April, Charfreitag 1865, Mittags 12¹/₂ Uhr auf dem Wege vom Jägerhause herab nach Stuttgart.

Die Heimkehr

Ein junger Gelehrter, welchen der Drang nach Wissen in die Ferne trieb (Afrika), ist in das Haus seiner Eltern zurückgekehrt und erwacht am Morgen, wo die Geschichte beginnt, in seinem alten Schlafzimmer. Er ist noch ein wenig fieberkrank. Er hat sich sehr nach dieser Heimkehr gesehnt. Das Glück des Ankommens — dieser Augenblick des Erwachens — die Enttäuschung der folgenden Tage. Wie aus der fieberhaften Spannung alles allmählich wieder in das Gewöhnliche herabsinkt.

Der Held ist mit seinen Entdeckungen überall zurückgewiesen. Andere haben es überall besser gemacht. Die Basen, Vettern und Philister: die Zurückhaltung der Alten, die ihn für einen phantastischen Vagabonden halten; und ihn sehr verachten gegen seine Brüder, die es „zu etwas gebracht haben“. —

Seine einsamen Spaziergänge, das Leben der kleinen Stadt. — Seine Schulfreunde usw. — Das junge Mädchen. —

Er zieht aus und richtet sich seine eigene diogenische Einsiedler-Klaufe ein.

Wer ihn da besucht: Gedanken, Erinnerungen; das junge Mädchen.

Auf einem Spaziergang der englische und französische Forscher, welche das Gerücht vom urweltlichen Menschen oder etwas ähnliches hierher getrieben hat. Reiche Leute, die Ermattung und Apathie des deutschen Gelehrten.

Das junge Mädchen schiebt ihn zu ihrem Onkel, der ebenfalls von der Gesellschaft seiner Narrheit wegen verbannt und irgendwo in der Einsamkeit lebt.

Dieser Alte führt mit dem jungen Mädchen die Schlußentwicklung herbei.

Der Heimgekehrte wird so zufrieden, als er **w e r d e n k a n n**.

(Nun folgt im Notizbuch eine geschlängelte Linie, die die Seite in zwei Teile zerlegt, darunter heißt es dann weiter:)

Der gewanderte Schneider als Bedienter und Teilnehmer an den europäischen Abenteuern. —

Die Damen sind alle für ihn, die Männer alle gegen ihn. Einer alten Dame verdankt er endlich sein Glück. —

Die öffentlichen Vorlesungen vor einem „gebildeten Publikum“.

Klar genug schimmert aus diesem Dichtertraum das Urerlebnis durch, das Gestaltung suchte, viel klarer noch als in der Ausführung. Es ist das Los des Propheten, der in seinem Vaterlande nichts gilt, das sich an dem Afrikaforscher des Entwurfs wiederholt. Ursprünglich mochte dieses Motiv nur von Gedanken an die Erfahrungen und Enttäuschungen ausgelöst worden sein, die ihm seine erste Heimkehr aus Stuttgart nach Wolfenbüttel gebracht hatte. Das künstlerische Selbstbewußtsein, das ihm sein steiler Aufstieg erweckt hatte, die Gewißheit des Erfolges seines „Hungerpastors“, für den ihm die Bewunderung des Verlegers die

sicherste Bürgschaft gab; die steigende Achtung, die er sich durch sein Schaffen im Kreise seiner Stuttgarter Freunde errungen hatte, all das wird bei dem Besuch in der heimatlichen Kleinstadt in einem etwas komischen, aber doch recht bitteren Gegensatz zu der Ahnungslosigkeit seines früheren Bekanntenkreises gestanden haben, der wußte, daß der aus der Bahn Gebrochene den Leuten mehr oder minder glaubwürdige Geschichten erzählte, aber ebenso genau wußte, daß er dabei noch keine Rosen gepflückt hatte. Was konnten diese gewiß vorwiegend unliterarischen Menschen auch wissen von seinem mühseligen Lasten nach den Geheimnissen der großen Lebenssphäre, von seinen Entdeckungen auf einem Gebiete, von dem sie nur eine recht verschwommene Vorstellung hatten. Klar war nur, daß er eine Ausnahme von jenen Regeln war, die das nüchterne Gesetz ihres Daseins bestimmten, und für die Ausnahme hat eine festgegliederte Gesellschaft, wie sie sich durch jahrzehntelange Tradition in einer kleinen Beamtenstadt ausbildet, immer nur dann Verständnis, wenn sie sich durch einen glanzvollen äußeren Erfolg beglaubigt, weil sie dann sich einen Anteil an diesem Glanze zusprechen und sich in ihm sonnen darf. Ein solcher Erfolg aber lag hier nicht vor; das war bei dem bescheidenen Auftreten der kleinen Familie zu offensichtlich. Also drängte sich der Vergleich auf mit seinen Altersgenossen, die es inzwischen auf dem geregelten Wege des Philistertums doch „zu etwas gebracht hatten“ und im übrigen eine ruhige, ebene Bahn zu den verschiedenen Plätzen an der Ehrentafel des Lebens vor sich sahen. Das feine Gefühl des Dichters, dessen Menschenkenntnis sich gerade in den ersten Stuttgarter Jahren gewaltig gesteigert hatte, wird mühelos aus der alten biedereren Vertraulichkeit, mit der man ihm entgegentrat, den Nebenton einer herablassenden Teilnahme herausgehört, aus den unpersönlichen Gesprächen aber mit den Fernerlehenden die achselzuckende Einstellung der öffentlichen Meinung zu dem, was ihm selbst Lebens- und Wesensgrund war, erkannt haben. Die Auseinandersetzung mit dem Widerspruch, der hier sichtbar wurde, bannte die Vision des neuen Romans herauf. Aber es ist bezeichnend für sie, daß in ihr kein Bild eines überlegenen Triumphes sichtbar wird. Es handelt sich also von Anfang an nicht um einen Kampf, in dem es Sieg oder Niederlage gibt, noch weniger um die Eroberung des Glücks. Der Satz, daß der Heimgekehrte so zufrieden wird, als er werden kann, mit starker Unterstreichung der beiden letzten Wörter zeigt, daß der Dichter über den Wahn hinausgewachsen ist, der das Glück von außen erwartet.

Auch von Liebe ist nicht die Rede. Das Notizbuch, in dem der Entwurf steht, enthält auch den wehmütig ironischen Satz:

„Es ist doch eine schöne Zeit, in welcher der Mensch noch meint, daß das endliche und glückliche Zusammenkommen des Liebhabers und seines Mädchens das Letzte und Höchste ist, mit welchem das Drama oder der Roman sich abgeben könne.“

In diesem Satz wird die Scheidelinie zwischen „Hungerpastor“ und „Abu Telfan“ sichtbar.

Nichts als ein Lebensbild also wollte der Dichter ursprünglich geben, in dessen Mittelpunkt der große Gegensatz im Menschentum stand, der ihm fühlbar geworden war. Auf der einen Seite sollte sich die gesellige Menge der selbstsicheren Gewöhnlichkeit entfalten, auf der anderen sollte in einem gar engen Kreise verständnisvoller Menschen der innerlich einsame und die Einsamkeit suchende Lebensforscher stehen. Das ist ein Bild, das seine Sinnbildlichkeit für Raabes Dichterschicksal bis auf den heutigsten Tag nicht verloren hat. Es war also eine Vision von prophetischer Wucht, die ihn am Karfreitag des Jahres 1865 auf seinem Wege vom Hasenberge herab überfiel, und die Karfreitagsstimmung blieb dem Motiv durch alle Wandlungen, die es erfuhr, getreu.

„Wir breiten unsere Mäntel auf dem Wege aus, aber der Weg selbst führt nichtsdestoweniger nach Golgatha“, seufzt Hagabucher im Hinblick auf Nikolas Weg zur Einsamkeit der Katzenmühle.

Hatten an jenem Karfreitag seine Gedanken um das schwere Lebensopfer gespielt, das jeder Berufene unweigerlich zu bringen hat? — Unmittelbar unter dem Satz, der uns sein Hinauswachsen über den Liebesroman bezeugt, steht ein anderer Satz in dem Notizbuch:

„Je mehr ihm das Leben entglitt, desto mehr wurde er Dichter.“

Die Anregung, seinen Helden zum Afrikaforscher zu machen, gab Raabe die Zeit. Die Erforschung der Nilquellen durch Grant und Speke fand auch in der deutschen Öffentlichkeit starke Beachtung. Spekes Reisebericht wurde im Jahre 1863 veröffentlicht, schon im folgenden Jahre erschien eine deutsche Übersetzung. Ein Gelehrtenstreit knüpfte sich daran, der sich auch um Spekes Behauptung drehte, das steile Gebirge, das den Quellsee des Nils umschließe, sei das Mondgebirge des Ptolemäus. Für Raabe hatte der schwarze Erdteil schon von seiner Jugendzeit her eine starke Anziehungskraft gehabt. Der eifrige Zeitschriftenleser wird den Streit der Wissenschaftler lebhaft verfolgt haben. Auch mensch-

liche Teilnahme sprach dabei mit. Ein Bruder seiner Freundin und hohen Verehrerin, der Dichterin Elise Polko, der Astronom Dr. Eduard Vogel, war 1856 in Wadai verschollen, und noch bis in die jüngste Vergangenheit war Geld zur Aufklärung seines Schicksals gesammelt worden. Bei dem Besuch Raabes in Minden im Herbst 1860 wird im Hause der Frau Polko das Schicksal des jungen Gelehrten zweifellos einen wichtigen Gesprächsstoff gebildet haben.

Als Raabe am 28. September mit der ersten Ausschreibung begann, von der das Notizbuch das vierte und fünfte Kapitel in skizzenhafter Form enthält, hatte sich ihm sein Plan schon entscheidend geändert. Eine Gliederung des ersten Bandes in acht Kapitel, gleichfalls im Notizbuch, hält diese Wandlung fest: *H a g e b u c h e r*. Ein Roman in drei Bänden. 1. *K a p i t e l*. Immer etwas Neues aus Afrika. 2. *K a p i t e l*. Bumsdorf. 3. *K a p i t e l*. Reisebilder. 4. *K a p i t e l*. Fräulein Nikola von Einstein. 5. *K a p i t e l*. Was fängt man mit dem Kerl an? 6. *K a p i t e l*. Deutscher Mondenschein. 7. *K a p i t e l*. Madame Claudine. 8. *K a p i t e l*. Die Ragenmühle.

Die Umrisse, die der erste Band des Romans in der endgültigen Fassung erhielt, sind hier deutlich vorgezeichnet, nur daß die Gestalt des Veters Wasserkreter noch nicht in Erscheinung tritt. Die wichtigste Änderung hat die Person des Helden betroffen: er ist nicht mehr der in seinem Vaterlande verkannte Gelehrte, er ist jetzt im vollen Wortsinne der „phantastische Vagabond“, mit dem die liebe Heimat nichts anzufangen weiß, wie der Familienrat, der für das 5. Kapitel vorgesehen ist, beweist. Das Erlebnis der Sommerreise 1864 ist also in den Hintergrund getreten. Es ist verdrängt worden durch Wolfenbütteler Erinnerungsbilder weit früherer Zeit, da der Buchhändlerlehrling nach vier verschwundenen Magdeburger Jahren und dann der Berliner Student nach zwei ebenso ergebnislosen Studienjahren als verlorener Sohn nach der Ansicht der weisen Philisterwelt in die Heimat zurückkehrte. Wie erklärt sich dieser Wandel? Hatte Raabe nicht schon in „Unseres Herrgotts Kanzlei“ in ganz anderer Weise diese Heimkehr des Geseheiterten gestaltet?

Raabe hatte inzwischen den Gedanken des Gegensatzes in der Einstellung des Menschentums zu den Dingen dieser Welt bis in seine letzten und tiefsten Schlußfolgerungen zu Ende gedacht, und da waren ihm die bitteren Erfahrungen seiner schweren Jugendentwicklung viel aufschluß-

reicher geworden als die im Grunde doch recht unwesentlichen Enttäuschungen seiner Reise. Vor allem aber: ein Afrikareisender, der daheim keine Anerkennung und keinen rechten Glauben für seine Entdeckungen findet, ist ein allzu besonderer Fall und darum ungeeignet, an seinem Schicksal das Typische jenes Gegensatzes zu erweisen. Es galt nicht mehr die lächerliche Unmaßung eines ahnungslosen Philistertums gegenüber der bedeutenden Leistung eines ernststen Mannes aufzuzeigen. Der Gegensatz hatte sich vertieft zu dem zweier Menschenklassen, die durch ihre verschiedene Art, das Leben zu schauen und den Dingen ihren Wert zu geben, so grundsätzlich voneinander geschieden sind, daß kaum eine Brücke sich zwischen ihnen spannt. Raabes Selbsterkenntnis war bis zum tiefsten Wesenskern vorgedrungen, zur inneren Freiheit des ursprünglichen Menschen, der der vergoldeten Fesseln der Zivilisation spotten darf, die alle die anderen tragen.

Die Steigerung des eigenen Erlebens ins Typische bannte als Gleichlauf und Gegensatz zugleich das Schicksal Nikolaus herauf. Ihre Aufgabe wurde es, der Gefangenschaft des Helden im Sumurkielande die Gefangenschaft an die Seite zu stellen, die in der „süßen Heimat“ nicht die Ausnahme, sondern die Regel ist. Leben sie auch nicht alle in einem vergoldeten Käfig wie das adlige Hoffräulein in dem Residenzschloß, so tragen sie doch alle ihre Ketten an den Armen, das Schmiedewerk des ewig Gestrigen, träger Gewohnheit und ehrfurchtgeheiliger Überlieferung. Ja, ihre wunschgeborene Wertung der Dinge und ihr klägliches Geltungsbedürfnis läßt sie diese Ketten, läßt sie die Gefängniszellen ihrer engen Vorurteile lieben, während Nikolaus, der wilde Edel falke, ohnmächtig und hoffnungslos sich die Flügel an den Gitterstäben wund stößt.

Das Hochgefühl des freien Menschentums aber, das den Dingen in die Wesenstiefe zu sehen vermag ohne die Frage der Täuschung „Was bist du mir wert?“ ließ dem Dichter das Bild der Mutter heraufsteigen, die, selbst ein ursprünglicher Mensch von Gottes Gnaden, in ihrer stillen Geduld und ihrem gläubigen Vertrauen dem Sohn in jedem Familienrat das Recht verfochten hatte, er selbst zu bleiben, und ihn dadurch vor dem Fesselzwang der Kleinlichen Philisterwelt bewahrt hatte. Ihr Reich, in das er jederzeit von seinen Irrfahrten zurückkehren durfte, gleichgültig, ob er mit leeren oder vollen Händen kam, wurde nun zu dem Reich der Ragenmühle, jenem „Reich der Freiheit, Ruhe und stolzen Gelassenheit“, vor dessen Schwelle jeder verworrene Lärm vererbt, zu dem nur jene

wenigen Zutritt haben, die Bescheid wissen um die grimelige Sklaverei der Welt außerhalb seines Bezirks.

Nach der Klärung all dieser Gesichte blieb von der ursprünglichen Vision bis auf die öffentlichen Vorträge des Helden, bei denen es zum Zusammenstoß der beiden Welten kommen mußte, und der ganz im Nebel gelassenen Schlußentwicklung nicht viel mehr übrig, die beiden anderen Bände damit zu füllen.

Da taucht unmittelbar hinter der Skizze des fünften Kapitels, die das Datum des 26. Oktobers trägt, im Notizbuch ein Merkzeichen auf:

„Der Leutnant Reich der Disziplinarcompagnie erhält vermöge höchster Entschließung die Stelle eines Kasernen-Verwalters der Garnison Ulm. — Tageblatt 1865, 25. November. NB. Als Charakter gut zu gebrauchen.“ —

Um diesen Charakter spann nun der Dichter neue Fäden und verwob sie mit dem fertigen Gewirk. Das kostete geraume Zeit, und das Ergebnis war doch nur, daß die figurenreiche Episode des Leutnants Kind recht wenig mit dem Urerlebnis der ersten Vision und seiner späteren Wandlung zu tun hatte. Wir dürfen annehmen, daß der zweite Entwurf (März 1866), der den Inhalt des ganzen Romans umriß, wohl die Schicksale der Gruppe Fehlfelsen — Glimmern — Kind auf der einen, der Gruppe Läubrich — Reihenschlager auf der anderen festhielt. Aber die entscheidende neue Wendung wird erst in der darauffolgenden Abfassung des zweiten „Konzepts“ eingetreten sein. Sie besteht nicht in einer Änderung der Personen, sondern in einer Durchdringung der neugewonnenen Lebens- und Schicksalskreise mit der ursprünglichen Idee, der jetzt ein erweitertes Wirkungsbereich zugewiesen wurde. Und dabei arbeitete die Zeit für den Dichter.

Während er das dem ausgeführten Werk zugrunde liegende Konzept schrieb, kämpften Deutsche gegen Deutsche auf deutschem Boden. Und die Wogen der Erregung rauschten durch die Gassen Stuttgarts, und dem Dichter bot sich viel mehr Gelegenheit, als ihm lieb war, das deutsche Philistertum in der politischen Rolle zu beobachten und festzustellen, daß es in ihr trotz aller schönen, begeisternden Phrasen durchaus nicht eine höhere Freiheit verkörperte als in glorreicher Friedenszeit die geschäftlichen und ungeschäftlichen „Hoflieferanten“. Durch dieses Erleben des Sommers 1866 erhielt der Angriff auf das deutsche Philistertum seine politische Färbung, ja es wirkte sich so stark auf das ganze Werk aus, daß man „Abu Telfan“ mit gutem Grunde ein politisches Buch erster Ordnung

nennen darf. Denn es ist nicht damit abgetan, daß die wissenschaftlichen Vorträge des Helden jetzt politische Wellen schlagen und einem raschen Polizeiverbot zum Opfer fallen. Der Dichter erkennt hier die verhängnisvolle Auswirkung des politisch sich gebarenden Philistertums als deutscher Schicksalsmacht. Er richtet seinen Angriff nicht nur gegen den deutschen Partikularismus und die engstirnige Selbstsucht der kleinen Fürstenhäuser, die sich hinter dem Wall der pietätgeheiligten Gewohnheit verschanzen, um nicht opfern zu müssen, er wendet sich viel schärfer und erbarmungsloser gegen die seelische Verankerung des Partikularismus im deutschen Philistertum. Das ist in Wahrheit der Sinn jener satirischen Geschichte der deutschen Residenz, die den zweiten Band des Romans einleitet. Das selbstgefällige Lakaiertum des politischen Philistertums ist es, das Hagebucher in dem ironischen Sage treffen will, den er dem Major Wildberg als heimtückischen Fangball zuwirft:

„Derjenige politische Zustand ist immer der normalste, welcher den meisten Kleinen Eitelkeiten der Menschen gerecht wird.“ Die Heimtücke liegt darin, daß dieser Satz leider nur zu richtig ist, daß jener normale politische Zustand aber notwendigerweise jedesmal auf das Kläglichste versagen muß, wenn es sich um die großen Schicksalsfragen eines ganzen Volkes handelt. Und so ruhig Hagebucher nach dem Auffliegen der Mine von dem zornmütig triumphierenden Leutnant Rind abrückt, das Wort, mit dem der alte Soldat die Leuchte seines Hasses auf die vermorste Kleinstaatswirtschaft richtet, gehört doch als notwendige Ergänzung dazu:

„Die Karten liegen auf dem Tische, aber sie haben alle falsch gespielt, wie der Herr Friedrich von Blimmern, und wollen auch nicht zahlen. Es ist ihre Art so, und sie vermeinen, sie können es treiben, wie sie wollen, weil sie das Regiment führen im Mäusenest, und dünken sich groß, weil sie vier Quadratmeilen zum besten haben. Er gehört zu ihnen, und ob er schon nichts weiter als ein gemeiner Schuft und Dieb ist, so war's doch unpaßlich und verdrießlich, ihm dasselbe Maß geben zu müssen wie dem Paß, welchem sie ihre gottesjämmerliche Erbärmlichkeit in Kupfer ausgeprägt und vergoldet als der Welt größte Herrlichkeit und Erhabenheit vorzahlen. Ho, es wird wohl einmal die Stunde kommen, wo der Auktionator mit dem Hammer auf den Tisch klopft und den ganzen Trödel vor dem ganzen deutschen Volk versteigert. Zwölf Erzellenzen für'n Groschen und die dreizehnte zu! Zwölf Durchlauchten für einen Groschen und die dreizehnte zu!“

Diese scharfe Anklage wird noch ergänzt und erweitert durch das Jugendschicksal des Veters Wassertreter, zu dem Raabe zweifellos durch das Studium Friß Reuters angeregt wurde, dessen „Festungstid“ er noch frisch im Gedächtnis trug.

Durch die Hineinziehung des Politischen in seine große persönliche Auseinandersetzung mit dem Menschentum und seinen Schranken gewann der Dichter die innere Einheit seines Kunstwerks, die durch die nachträgliche Erweiterung seines Planes schwer gefährdet war. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß die Gusslinien trotzdem sichtbar geblieben sind. Mit dem großen Vortrag in der Residenz ist das Thema Hagebucher eigentlich erledigt. Er verschwindet zwar in dem Wirbel, in den er unmittelbar danach hineingezogen wird, keinen Augenblick aus unseren Augen; aber trotzdem steht er von da ab immer am R a n d e des Geschehens als ein stets bereiter, weiser und tatkräftiger Helfer der anderen gewiß, aber doch nicht als Gestalter des eigenen Schicksals. Und die ergebnislose Serenaepisode, die unseren Blick davon ablenken soll, tut uns diesen Gefallen leider nur recht unzureichend. Und wenn wir auch aus einigen leichten Andeutungen schließen dürfen, daß Hagebucher, unbeirrt durch den Mißerfolg seines Vortrags in der Residenz, als freier Schriftsteller sich neue Lebensgrundlagen schaffen wird, so bleibt es doch in dem ganzen zweiten Teil des Romans eben nur bei diesen leicht zu übersehenden Andeutungen, und wir sehen ihn am Schluß sozusagen „in der Schwebel hängen“.

Raabe selbst hat das Unbefriedigende dieses Ausgangs klar empfunden. Denn noch während des Ausschreibens seines Romans zwischen dem achten und neunten Kapitel des dritten Bandes (jetzt 32. und 33. Kapitel) bemerkt er im Tagebuche (10. März 1867) die „Idee, dem Hagebucher den Titel ‚Die Heimkehr‘ zu geben und in drei Bänden eine Fortsetzung des ‚H a g e b u c h e r‘ zu schreiben“. Und schon vier Tage nach Beendigung der Durchsicht seines abgeschlossenen Manuskripts (7. April 1867) heißt es: „Zweite Abteilung des ‚Hagebucher‘ — begonnen.“ Er mußte sich also schon über Weg und Ziel klargeworden sein. Wir besitzen keinen Hinweis darauf, wie er sich diese Fortsetzung dachte. Aber es kann kein Zweifel sein, daß er nun seinen Helden beim Bau des eigenen Schicksals zeigen wollte, nachdem er sich so lange mit der Rolle eines Helfers und Schützers anderer begnügt hatte. Und sicher hat er dabei auch daran gedacht, Nikola wieder aus der Ragenmühle in das Leben draußen zu entlassen, auch wenn an eine Vereinigung mit Hagebucher nicht zu denken

ist. Im übrigen hätte sich der Lebenskreis natürlich mit zahlreichen neuen Gestalten gefüllt. Das Scheitern dieses Planes wurde durch rein äußerliche Gründe herbeigeführt. Bei den Verhandlungen mit den Verlegern, den Gebrüdern Hallberger, über den Verkauf des „Abu Telfan“ werden diese eine Fortsetzung rundweg abgelehnt haben. Denn wir wissen aus ihrer Korrespondenz über den „Schüdderump“, daß sie schon Bedenken gegen die Aufnahme langer dreibändiger Romane in ihre Zeitschrift „Über Land und Meer“ hatten, weil das Interesse der Leser dabei ermüde.

Die Schwäche im Aufbau des „Abu Telfan“, an der ohne Zweifel die Erweiterung des ursprünglichen Entwurfs die Schuld trägt, wird jedoch durch die Lebenstiefe, in die der Roman hinabsteigt, fast vollständig aus dem Bewußtsein verdrängt. Der grimmige Ernst, der den Dichter hier bei dem Spiel seiner Phantasie im Bann hält und der sich mit dem Worte Mahomets als herbe Warnung schon auf das Titelblatt drängt, offenbart sich vor allem in einer erbarmungslosen Entlarvung der Illusion, in der das Durchschnittsmenschentum befangen ist und die letzten Endes auch der Schutzmantel dessen ist, was es sein Glück nennt. „Sie glauben an ihr Spielzeug.“ Daneben aber stehen die anderen, die vom Schicksal Auserlesenen, nicht zum Triumph, sondern zum niebefriedeten Kampf mit dem Proteus Leben. Ihr Weg geht durch den Lebensbruch. Rettungslos wird ihnen ihr Spielzeug zerschlagen, an das auch sie einmal geglaubt haben. Ihnen wird für immer der in allen Regenbogenfarben schillernde Schleier der Illusion von dem grimmigen Antlitz der Welt gezogen. Und sie stehen alle einmal vor der unerbittlichen Wahl zwischen dem hoffnungslosen Versinken in die dumpfe Nichtigkeit, die ihnen ein Lotsein bedeutet, das nicht sterben kann, und dem entsagungsvollen Ringen um den Bürgerbrief im Reiche der inneren Freiheit, das nur denen Einlaß gewährt, denen das Wünschen eine recht sinnlose Sache geworden ist. Einem Irrtum aber müssen wir begegnen, zu dem das Bild der Rattenmühle verführen könnte: es ist nicht ein Reich weltflüchtiger Einsamkeit. Es hat keine Grenzen, es ist überall da, wo seine Bürger mitten im Gewühl des Lebenskampfes stehen, und sie ziehen ihre Kraft aus ihm an jeder Stätte und zu jeder Stunde. Und weil sie es verlernt haben, die Dinge dieser Welt im trügerischen Glanze der Sehnsucht zu sehen, sind sie gefeit vor jeder Niederlage: „In unserem Reiche hält man den Sieg gerade dann am festesten, wenn die Widersacher am lautesten Sieg über uns kreischen“, sagt Hagebucher. „Wir sind wenige gegen eine Million, wir verteidigen

ein kleines Reich gegen eine ganze wilde Welt; aber wir glauben an den Sieg, und mehr ist nicht nötig, um ihn zu gewinnen“, sagt Frau Claudine. Was kann ihnen auch der gierige Zugriff der anderen rauben? Was bedeutet ihnen Geld und Ansehen in der Welt, der lächerliche Sitz an der Ehrentafel des Lebens, um dessen Verlust sich der arme Steuerinspektor das Herz abgrämt? Ihr Reichthum ist ja unerschöpflich; denn ihnen allein gehört das Ganze, als dessen Theil sie sich wissen. In dem Bekenntnis zum Bürgerrecht in diesem unsichtbaren Reich der wahrhaft Freien gipfelt die große Rede Hagebuchers. Es ist das Lebenslied Raabes selbst, das hier aufklingt, um nun nicht wieder in seinem Werke zu verhallen. Und es ist wahrlich kein Zufall, daß es von seinem Erleben der abgrundtiefen Gegensätzlichkeit der Welt und seiner demütig stolzen Überwindung zeugt:

„Es ist etwas Gewaltiges um den Gegensatz der Welt, und die zweiundneunzigste Nacht der arabischen Märchen weiß davon zu berichten. Wenn der König von Serendib auf seinem weißen Elefanten ausreitet, so ruft der vor ihm sitzende Hofmarschall von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme: Dies ist der große Monarch, der mächtige und furchtbare Sultan von Indien, welcher größer ist, als der große Salomo und der große Maharadschah waren! — Worauf der hinter Seiner Majestät hockende erste Kammerherr ruft: Dieser so große und mächtige Monarch muß sterben, muß sterben, muß sterben! — Und der Chor des Volkes antwortet: Gelobt sei der, der da lebt und nie stirbt! — Meine hochverehrten Herrschaften, es ist niemand auf Erden, wes Standes und Geschlechts er auch sein möge, den diese drei Rufe nicht fort und fort auf seinem Wege von der Wiege bis zum Grabe umtönen. Wohl dem, der seines Menschentums Kraft, Macht und Herrlichkeit kennt und fühlt durch alle Adern und Fibern des Leibes und der Seele! Wohl dem, der stark genug ist, sich nicht zu überheben, und ruhig genug, um zu jeder Stunde dem Nichts in die leeren Augenhöhlen blicken zu können! Wohl dem vor allen, dem jener letzte Ruf überall und immer der erste ist, welchem der ungeheure Lobgesang der Schöpfung an keiner Stelle und zu keiner Stunde ein sinnloses oder gar widerliches Rauschen ist, und der aus jeder Not und jeder Verdunkelung die Hand aufrecken kann mit dem Schrei: Ich lebe, denn das Ganze lebt über mir und um mich!“

Aber trotz dieses Hochgesangs — es geht von dem Reiche der wahrhaft Freien keine Kampfansage aus. Wohl kennen die Bürger dieses Reiches einander leicht in allen Verkleidungen der Weltlichkeit und finden

zueinander durch all das künstliche Schrankenwerk der Zivilisation hindurch. Wohl ist ihnen die unsichtbare Scheidewand, die sie von den anderen trennt, aus mehr als einer Erfahrung bekannt. Aber sie träumen nicht davon, sich über die anderen zu überheben, weil sie anderer Art sind. Sie, die um die Fragwürdigkeit alles Wollens nur zu wohl Bescheid wissen, sind sich auch über das Klar, was die Menschen Verdienst nennen. Frau Claudine findet das rechte Wort dafür:

„Wer verliert nicht mehr, als er findet, auf seiner Wanderung? Welche ehrlichen Leute rühmen und freuen sich dessen, was sie heimbringen? Nur die Kleinen und Nichtigen dürfen Triumph rufen, wenn sie ihren Bettelsack ausschütten; die Großen und Edeln werden immer sich abwenden und sagen: das Beste gehört nicht uns zu, und wir wissen nicht, von wem wir es haben! — Was sind wir allesamt anders, als Boten, die versiegelte Gaben zu unbekanntem Leuten tragen? Die größte Schlacht und das höchste Gedicht, von wem kommen und zu wem gehen sie? Kein rechter Sieger auf irgendeinem Felde wird je rufen: dies ist mein Werk, und das soll es wirken.“

Boten sind sie, die versiegelte Gaben zu unbekanntem Leuten tragen — aber keine Sendboten einer überlegenen Weltanschauung. Sie wollen nichts für sich, und deshalb wirken sie immer nur durch das, was sie sind. Und diese Wirkung ist immer dieselbe wie die, die von dem Freiheitsodem in Hagebuchers Rede erweckt wird: Sehnsucht und Beschämung. Denn wo die andern sich an dem Gewirr der Schranken stoßen, die den Menschen von dem Menschen trennen, da gehen sie frei hindurch, als sähen sie sie nicht.

Ihr Verhältnis zur Philisterwelt aber wird nur durch eine Empfindung bestimmt: Mitleid. Wohl haben sie alle ihren Kampf mit ihr zu führen gehabt, um sich das Recht auf ihre Freiheit zu erringen. Aber sie haben in diesem Kampf auch gelernt, daß die Ketten, die sie abgestreift haben, den anderen unentbehrlich sind, und sie halten sich nicht berechtigt, ihnen ihr Spielzeug zu zerschlagen, d. h. ihnen den bunten Schleier der Selbsttäuschung von dem herben Antlitz des Lebens zu reißen und ihnen damit den Halt im Dasein zu rauben. Sie tun es aber vor allem auch deshalb nicht, weil sie selbst mehr als eine Wurzel in den Boden des Philistertums hinabsenden und aus ihm Kräfte ziehen, die ihnen unentbehrlich sind. Deshalb hält es Raabe im vorletzten Kapitel seines Romans für unerläßlich, die Wechselwirkung zwischen Nippenburg

und der Ragenmühle, zwischen dem gebundenen Philistertum und der inneren Freiheit von Gottes Gnaden auf deutschem Boden klar herauszustellen. Und er bezeugt damit, daß er auch bei seinem Ringen um das Menschentum festhält an dem Motto seines „Hungerpastors“:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“

„Ist das nicht ein wunderliches Ding im deutschen Land, daß überall die Ragenmühle liegen kann und liegt, und Nippenburg rund umher sein Wesen hat, und nie die eine ohne das andere gedacht werden kann? Ist das nicht ein wunderlich Ding, daß der Mann aus dem Samurkielande, der Mann vom Mondgebirge nie ohne den Onkel und die Tante Schnöbler in die Erscheinung tritt? Wohin wir blicken, zieht stets und überall der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum, und wird von dem alten Riesen, dem Gedanken, mit welchem er ringt, in den Lüften schwebend erdrückt, wenn es ihm nicht gelingt, zur rechten Zeit wieder den Boden, aus dem er erwuchs, zu berühren. Da wandeln die Sonntagskinder anderer Völker, wie sie heißen mögen: Shakespeare, Milton, Byron; Dante, Ariost, Lasso; Kabelais, Corneille, Molière; sie säen nicht, sie spinnen nicht und sind doch herrlicher gekleidet als Galomo in aller seiner Pracht: in dem Lande aber zwischen den Vogesen und der Weichsel herrscht ein ewiger Werkeltag, dampft es immerfort wie frischgepflügter Acker, und trägt jeder Blitz, der aus den fruchtbaren Schwaden aufwärts schlägt, einen Erdgeruch an sich, welchen die Götter uns endlich, endlich segnen mögen. Sie säen und sie spinnen alle, die hohen Männer, welche uns durch die Zeiten vorausschreiten, sie kommen alle aus Nippenburg, wie sie Namen haben: Luther, Goethe, Jean Paul, und sie schämen sich ihres Herkommens auch keineswegs, zeigen gern ein behagliches Verständnis für die Werkstatt, die Schreibstube und die Katsstube; und selbst Friedrich von Schiller, der doch von allen unsern geistigen Heroen vielleicht am schroffsten mit Nippenburg und Bumsdorf brach, fühlt doch von Zeit zu Zeit das herzliche Bedürfnis, sich von einem früheren Kanzlei- und Stammverwandten grüßen und mit einem bieder'n ‚Weischt‘ an alte, natürlich-vertrauliche Verhältnisse erinnern zu lassen.“

Goethe als Lebensführer

Wenn wir uns die Frage vorlegen, was die Arbeit an „Abu Telfan“ für Raabe selbst bedeutete, dann drängt sich uns der Einfluß Goethes in

den Vordergrund. Vom Oktober 1864 bis zum September 1865 bezeugt uns das Tagebuch eine sehr eindringliche Beschäftigung mit der Gestalt Goethes. Eine lange Reihe von Büchern erscheint da in diesem Zeitraum, von denen die meisten angeschafft werden: Briefwechsel Schillers und Goethes; Dünzgers Erläuterungen dazu; Uebken, Goethe in den Jahren 1771 bis 1775; Goethes Briefwechsel mit einem Kinde; Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgange; Eckermann, Gespräche mit Goethe; Baas, Xenienkampf; Rosenkranz, Goethe und seine Werke; Briefwechsel Goethes mit Knebel; Kiemer, Mitteilungen über Goethe; W. G. Gottardi, Weimarische Theaterbilder aus Goethes Zeit. Das letztere erscheint in besonderer Betonung, weil sein Verfasser das Unterfangen, seine Erinnerungen niederzuschreiben, mit dem schönen Wort aus der „Chronik der Sperlingsgasse“ entschuldigt: „Die Erinnerung ist das Gewinde, welches die Wiege mit dem Grabe verknüpft. Niemals wird's hier und da an einer hervorleuchtenden Blume fehlen, bei welcher wir verweilen und flüstern können: ‚Wie lieblich und heilig ist diese Stätte!‘“

Daß die Beschäftigung mit diesen Werken begleitet war von eindringlichem Versenken in die vierzig Bände seiner Goetheausgabe, dürften wir ohne weiteres annehmen, auch wenn es uns „Abu Telfan“ selbst nicht verriete. Der Vetter Wassertreter erscheint hier als Herold der nie versagenden Lebensweisheit Goethes, und auf Leitsterne Goethes beruft sich Hagebuecher, als er im Hause des Majors Wildberg von der Überwindung seines Lebensbruches berichtet. Der Vetter hat, wie er erzählt, den Herrn Geheimrat wenigstens einmal in seinem Leben noch von hinten gesehen, gerade als er sich zur Abfahrt bereit machte. Der behagliche Gedanke Raabes, daß die Anfänge seines eigenen Daseins noch in Goethes Lebenszeit hineinragten, spricht sich darin aus. Daß es aber nicht nur der große Dichter ist, dem hier der Dank gezollt wird, sondern der Mensch mit der Ganzheit seines Werkes und seines Lebens, das wird uns deutlich genug gesagt:

„Nun sage mir, ob diese Gegend nicht daliegt wie Goethes sämtliche Werke in vierzig Bänden?“ rief der Vetter Wassertreter. In Duft und Glanz lag die Nähe und die Ferne, und der Vetter Wassertreter wiederholte: „Goethes sämtliche Werke! Von diesem Steinhaufen bis zum Horizont und hinaus über den Horizont sagt alles mit Behaglichkeit: Blättern Sie weiter, auch über die nächste Seite scheint die Sonne! . . . Vierzig Bände Weltruhms, zweiundachtzig Lebensjahre und nur vier

Wochen ungetrübtes Glück oder besser eigentliches Behagen; — welcher ein Trost für uns alle dieser alte Knabe in seiner Fürstengrube zu Weimar ist!“

Die Anspielung auf die bekannte Äußerung Goethes bei Eckermann, in der der Liebling der Götter den kargen Glücksertrag seines begnadeten Lebens zusammenzählt, sagt uns schon, daß der Einfluß des Großen von Weimar hier nicht im Ästhetischen gesucht wird. Das Beispielhafte seiner Haltung in Leben und Kunst ist es, was für Raabe bei seiner Goetheforschung herausgesprungen war. Wahrscheinlich gehört dieser Zeit auch jener zeitlich nicht bestimmbar Satz an, der sich unter seinen „Gedanken und Einfällen“ findet:

„Es kommt für den wirklichen Menschen die Zeit, wo er in den Werken der Autoren nicht mehr die Kunst, das Ästhetische sucht, um sich selber Ruhe zu schaffen im Sturm des Lebens, sondern die Fingerzeige, wie jene sich in dem großen Kampfe zurechtgefunden haben. Da werden in alle Zeit hinein alle 40 Bände Goethe die große Panazee bilden; und die armseligen Schwächer laßt die Nasen rümpfen über den Geheimratsstil usw. darin!“

Es ist kein Zufall, daß die beiden wichtigsten Zitate, auf die sich Hagebuecher beruft, aus den „Zahmen Xenien“ stammen, denn in ihnen führt Goethe seinen Kampf mit dem Philistertum aller Art. Und ebensowenig ist es ein Zufall, daß sich unter ihnen jenes befindet, das wir als das Lösungswort der inneren Freiheit schlechtthin bezeichnen dürfen:

Denk an die Menschen nicht,
Denk an die Sachen!

Diese Forderung ist die Voraussetzung jeder großen Tat, jedes echten Kunstwerks, denn sie schiebt herrisch die Vorurteile der Menschen beiseite, aber sie verbietet auch das Schielen des Schaffenden auf den äußeren Erfolg. Sie ersetzt jede Willkür durch das innere Muß. Und ihre Erfüllung erst gibt einem Menschenwerke jene unnachahmliche Vornehmheit, jene Abstand gebietende Hoheit, die alles aufweist, was den Stempel der Notwendigkeit trägt und schon deshalb dessen überhoben ist, was die Menschen dazu sagen.

Die Bedeutung, die damit dieser Vers vor allem für den Künstler gewinnt, darf uns aber nicht beirren. Darin kommt gerade die Tiefe der

Welt- und Menschenschau Raabes zum Ausdruck, daß er unter Goethes Leitung keinen entscheidenden Unterschied zwischen dem Menschen und dem Künstler erkennt. Das Gebiet der Betätigung mag noch so mannigfaltig sein, es ist immer und überall die adlige, das heißt innerlich freie Haltung des Handelnden, was die Handlung über die Ebene des gewöhnlichen Nutzens hinaushebt.

Und nicht anders steht es mit dem zweiten Goethewort, das Hagebucher als Leitstern auf dem Wege aus seiner Verdunkelung heraus geleuchtet hat:

Anschau, wenn es dir gelingt,
Daß es erst ins Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt.

Gewiß ist auch dieses Wort vor allem für den Künstler bedeutungsvoll, und Raabe ist später Schopenhauer vielleicht für nichts dankbarer gewesen als dafür, daß er ihm seine mit Goethes Hilfe gewonnene Erkenntnis vom Wesen der Anschauung in dem Kapitel über das Genie philosophisch unterbaut hat. Aber die Scheidung zwischen Sehen, das heißt der Beziehung des Gegenstandes auf das Ich, und dem Schauen, das heißt der Beziehung des Gegenstandes auf das Ganze, ist eine unerläßliche Aufgabe auch für jeden anderen Menschen, der hinter den rastlos und hastig vorübergleitenden Schattenbildern des Daseins das ewig gelassene Antlitz des Lebens sucht.

Der wichtigste Rat aber, den der alte Goethe Raabe-Hagebucher vermittelte, muß erst aus der symbolischen Verhüllung gelöst werden, in der er im Roman erscheint. Falk erzählt uns eine Äußerung Goethes aus der Zeit nach der Schlacht bei Jena, da das Schicksal des Herzogs Karl August, der auf preussischer Seite gestanden hatte, recht dunkel war. Bei dem Gedanken, der Herzog könne des Thrones verlustig gehen, malte sich Goethe leidenschaftlich aus, wie er den Fürsten ins Elend begleitete: „Ich will uns Brot singen! Ich will Bänkelsänger werden und unser Elend in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist: die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie zu Männern werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von eurem heruntersingern!“

Diesem Bilde des alten Goethe, der als Bänkelfänger durch das Land zieht, verdankt Nikolaus Rat, Hagebucher solle sich seine Geschichte auf eine Leinwandtafel malen und sie in den Gassen absingen, die Anregung. Wie Hagebucher diesen Rat befolgt, wissen wir. Aber auch Raabe warf jenes Bild Licht auf den Weg seiner Kunst. Hat Goethe denn nicht immer und immer so gehandelt? Hat er nicht immer nur gedichtet, was ihm „auf die Nägel brannte“ und „zu schaffen machte“? Und hier wurde nun das Vorbild Goethe erst in schicksalsmäßiger Weise entscheidend. Wohl hatte Raabe auch vorher schon immer aus seinem Erleben geschöpft, er hatte rückhaltlos genug das Bild der Welt, wie er sie sah, in seiner Dichtung gezeichnet. Jetzt aber erkennt er, daß es daran nicht genug ist. Jetzt wird ihm klar, daß das Wertvollste, was er weiterzugeben hat, sein eigenes nie abgeschlossenes Ringen mit dem Proteus Leben ist. Was er an Goethe erfahren hat, überträgt sich ihm unmittelbar auf die Sinngebung des eigenen Kunstwerks: das „Ästhetische“ tritt zurück, die Wirkung wird gleichgültig, und das Gewicht legt sich auf die „Fingerzeige“ für den Kampf, der keinem erspart bleibt. Unwesentlich bleibt dabei Zeit und Schauplatz, unwesentlich jede besondere Zuspitzung. Denn es handelt sich bei allem Zeit- und Kostümwechsel immer um das gleiche, nämlich um das einzige, was wir zeitlich gebundenen Menschen mit einigem Recht das Ewige nennen dürfen.

Von dieser neuen Erkenntnis seiner Aufgabe und der daraus folgenden neuen Zielrichtung seiner Kunst begreifen wir nun auch das Urteil Raabes über seine früheren Werke. Er hatte um den geschichtlichen Roman, er hatte um den Erziehungsroman gerungen. Von dem neugewonnenen Standpunkt aus mußte ihm schon diese Zielsetzung als unzulänglich erscheinen. Vor allem aber mußte sie ihm versagen vor dem Richterstuhl der jetzt vertieften Lebensschau. Wie unbedeutend erscheinen uns, vom „Abu Telfan“ aus gesehen, die Lebenskämpfe Robert Wolfs und Hans Anwirtschs! Sie machen da Halt, wo der Grimm des Lebens, der sich viel weniger in den dramatischen Zusammenstößen des Kampfes als in der abgrundtiefen Gegensätzlichkeit seiner Grundlagen offenbart, vor ihnen seine Maske noch nicht gelüftet hat. Im Vergleich zu Leonhard Hagebucher gehen sie auch dann noch traumgebunden genug durch ihr Dasein, als sie die Schmerzen ihrer ersten Enttäuschungen verwunden haben. Sie haben beide noch nicht erfahren, welche Wege man zu gehen hat, ehe man „aus jeder Not und jeder Verdunkelung die Hand aufrecken

kann mit dem Schrei: Ich lebe, denn das Ganze lebt über mir und um mich!“

Gewinnen wir so Verständnis für die Selbstkritik Raabes, so ist auf der anderen Seite seine Erwartung, der Roman werde ihn auf die Höhe seines Rufes heben, viel schwerer zu begreifen. Daß er in auseinandergerissener Form in den Spalten eines illustrierten Unterhaltungsblattes wie „Über Land und Meer“ ziemlich wirkungslos verpuffen mußte, wußte Raabe voraus. Aber ebenso klar hätte er sich sagen können, daß der Roman der Masse des Philistertums, das doch auch in der unterhaltungsdurstigen Lesewelt die große Mehrheit ausmacht, sehr eindeutig ins Gesicht schlägt. Und dieses Philistertum war unmittelbar nach dem deutschen Kriege in besonders feindseliger Erregung wie immer, wenn das große Schicksal Wege einschlägt, die ihm seine Ahnungslosigkeit bestätigen. Bei aller schonenden Zurückhaltung war doch dieses Schicksal gerade dabei, dem deutschen Philister so manches Spielzeug zu zerschlagen, das ihm heilig war. Und da war ihm wirklich nicht zuzumuten, daß es einem Buche Beifall zollte, das unverhohlen seinen Segen dazu gab. Aber auch das Siegergeschlecht von 1870 und 1871 gewann kein Verständnis für die Ragenmühle. Es hatte anderes, neues Spielzeug gewonnen und glaubte in dem stolzen Bewußtsein seines weltgeschichtlichen Erfolges mit besonderer Inbrunst daran.

Aber wir sind überzeugt, daß sich darin mit keinem Zeitwechsel etwas ändern wird. Die Grenzlinie zwischen dem unsichtbaren Reich der wahrhaft Freien, die, das wehe Wort des Mahomet in ihrer Seele, mit wissenden Augen in das Gewirr des Daseins sehen, und der als Ergänzung doch so unentbehrlichen zweck- und wunschgebundenen Philisterwelt, wird kein Wandel der Zeit zu verwischen vermögen. Nippenburg und Bumsdorf sind ebenso unsterblich wie die Ragenmühle. Und das scheue Verhältnis, in dem beide Reiche zueinander stehen, wird immer dasselbe bleiben. „Wir sind wenige gegen eine Million, wir verteidigen ein kleines Reich gegen eine ganze wilde Welt“, sagte unsere liebe Frau von der Geduld. „Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer!“ seufzte Goethe, den man als einen Liebling der Natur und der Götter bezeichnet hat.

Der „Abu Telfan“, der dreißig Jahre lang auf seine zweite Auflage wartete, nachdem man ärgerlich genug den unverkäuflichen Rest der ersten verramscht hatte, führte Raabe nicht auf die Höhe seines Rufes. Er

drückte ihm statt dessen die Märtyrerkrone auf die Stirn. Und daß von den Stirnen, die solche Kronen tragen, der Adel des Sieges leuchtet, das gehört auch nur zu dem Wissen derer, die den Bürgerbrief zu dem Reiche der Ragenmühle ihr eigen nennen.

Freundschaftsbund mit Wilhelm Jensen

„Nach Beendigung meines Romans gleiche ich einer Fischblase, in welche mit einer Nadel gestochen wurde und die eine geraume Zeit Pfft! pfft! pfft! machte, nun aber sehr verschrumpelt und hohl und leer da liegt“, schrieb Raabe am 4. April 1867 an die Mutter. Der Frühling kam recht zögernd in diesem Jahre und brachte eine recht unangenehme Begleitung mit, die Grippe, die die gesamte Einwohnerschaft des Hauses am Hasenberge nacheinander ergriff. Aber wie immer wurde der Anzulänglichlichkeit des Daseins kein Vorrecht bei der Bewertung des Lebens gegeben. „Es ist eine schlechte Zeit für die Schriftsteller, aber sonst eine sehr herrliche Zeit, und ich freue mich ungemein, in ihr Atem holen zu dürfen“, heißt es in demselben Brief. Sicherlich ließ ihn über alle häuslichen Nöte vor allem der Blick nach Berlin hinwegsehen, wo der Reichstag des Norddeutschen Bundes zusammengetreten war und über seine Verfassung beriet. Es ging vorwärts auf dem Wege der deutschen Einigung. Da mußten alle persönlichen Klagen verstummen.

In Raabes äußeren Lebensverhältnissen war während seiner Arbeit am „Abu Telfan“ wenig Veränderung eingetreten. Im Oktober 1865 war er aus dem „Bergwerk“ ausgetreten. Die Gründe dafür können wir nur vermuten, jedenfalls waren sie keine persönlichen. Solche Gesellschaften wie das „Bergwerk“, die sich eine bestimmte humoristische Form geben, erleben über kurz oder lang alle einen Zeitpunkt, an dem sich zeigt, daß die gewählte Form nicht ausreicht, den fehlenden Gehalt zu ersetzen. In eine solche Krisis war auch das „Bergwerk“ eingetreten, und sein Begründer Haackländer unternahm selbst den Versuch der Heilung. In einem Rundschreiben stellte er unumwunden die Versicherung des Humors fest. Er forderte eine stärkere Geschäftigkeit der einzelnen Gruppen und schlug zur Erreichung dieses Zieles einen kürzeren Wechsel der Leiter der Gruppen vor. Raabe mochte diese künstliche Wiedererweckung des versandeten Humors für hoffnungslos halten und außerdem fürchten, daß

man auf ihn, den anerkannten „Humoristen“ bei der Wiederbelebung rechnen würde. Und da er sich vollständig ungeeignet fand, auf solche Weise den Leuten Spaß zu machen, beugte er der Gefahr durch seinen Austritt vor.

Der Krieg, der die Geister trennte, nahm und gab. Politisches Gezänk zwischen Groß- und Kleindeutschen war unvermeidlich und führte auch zu gesellschaftlicher Scheidung. Das sonntägliche Kränzchen der equites Pegasi aber blieb im ganzen davon unberührt. Namentlich wurde das Verhältnis zu dem lebensfreudigen, aber gichtgeplagten Otto Müller und dem feinsinnigen Dramatiker und Danteübersetzer Notter immer herzlicher. Bedeutsam aber wurde vor allem ein neues Mitglied des Stuttgarter Schriftstellerkreises, das die gleiche Einstellung zu den politischen Ereignissen mit Raabe zusammenführte. Das war Wilhelm Jensen.

Wir sagen wohl nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß von allen Menschen, die Raabe nähertraten, dieser die erste Stelle in seiner Freundschaft sich errang. Begründet wurde dies durch Wesensverwandtschaft und Wesensergänzung in gleicher Weise. Die Innigkeit und Dauer der Freundschaft aber wurde nicht zuletzt verankert durch die herzliche Teilnahme der Frauen an dem Bunde der Männer.

Wilhelm Jensen wurde am 15. Februar 1837 zu Heiligenhafen in Holstein geboren. Der Altersunterschied zwischen ihm und Raabe, so unbedeutend er an sich war, war für die Stellung beider zueinander nicht unwesentlich. Jensens Vater war Landessvogt von Söylt gewesen und hatte in den vierziger und fünfziger Jahren in der Politik seiner engeren Heimat eine bedeutsame Rolle gespielt. Eigenartigerweise hatte er den Sohn schon in seiner Kindheit Fremden anvertraut. Und so treu und liebevoll diese auch seine Entwicklung hüteten, so war es doch unvermeidlich, daß ein früher herber Ernst das Wesen des jungen Menschen prägen mußte, dem die Wärme der Vater- und Mutterliebe versagt blieb. Was ihm die Menschen schuldig blieben, fand er früh bei der Natur, deren Reichthum ihm lange einzigstes Lebensglück war und die ihm seine Liebe durch den Zauber gelohnt hat, den ihr Widerschein in seinem Werke ausstrahlt. Seine Jugendjahre verlebte er in Kiel. Auf den Universitäten Kiel, Jena, Breslau und München studierte er dann zunächst Medizin, dann aber Philosophie, Naturwissenschaft und Literaturkunde. In München erwarb er sich den philosophischen Doktor. Das

Ziel des Schriftstellerberufs stand vor ihm. Da es aber vorerst noch unerreichbar schien, wählte er als Überleitung den Journalistenberuf. Im Mai des Jahres 1865 kam er mit seiner jungen Frau, einer geborenen Wienerin, Marie Brühl, nach Stuttgart, wo er die Redaktion der „Schwäbischen Volkszeitung“ übernahm.

Das verwandte friesische und niederländische Blut, die vaterlose Erziehung in entscheidenden Jugendjahren, die dadurch früh geweckte Neigung zu selbständigem Lebenssinnen und herber Abgeschlossenheit, der Irrweg bei der Wahl des Berufs — dieser Gleichlauf der Entwicklung mußte die beiden Dichter leicht zueinander finden lassen, als sie sich als Bundesgenossen in den politischen Auseinandersetzungen des Tages begegneten. Unmittelbar nach dem Friedensschluß zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten wurde in Stuttgart die Deutsche Partei gegründet, die sich die wirkliche innere Befriedung der Gegner von gestern zum Ziel setzte und natürlich als Gegnerschaft all die sterbensreifen, aber darum nur um so verbitterter kämpfenden Kräfte des Partikularismus sich gegenüber sah. Die Jahre nach dem Friedensschluß waren für die Norddeutschen in Württemberg durchaus nicht behaglicher als die gewitterschwülen Monate des rasch vorüberziehenden Deutschen Krieges. Der Redakteur der „Schwäbischen Volkszeitung“ aber gehörte zu den bestgehaßten Gegnern der heimatlich gebundenen Beschränktheit. Er führte eine gute und, wenn es notwendig war, scharfe Feder. Als „preussische Preß-Meße“ wurde er abgestempelt, als er mit seinen Leitartikeln in die politischen Kämpfe Stuttgarts eingriff. Ja, er mußte sogar mit der Württembergischen Staatsfestung auf dem Hohen Asperg Bekanntschaft machen, wenn die durch seine Feder verwirkte Festungshaft auch mehr symbolisch humoristischen als ernsthaften Charakter trug.

Das Tagebuch nennt den Namen Jensen zum ersten Male erst am 18. August 1866 bei Gelegenheit einer Volksversammlung in der Liederhalle. Äußerungen Jensens, die von einem früheren Bekantwerden sprechen, sind offenbar irrig. Am 12. Oktober 1866 heißt es dann: „Besuch bei Dr. Wilhelm Jensen und Frau, Forststraße.“ Während sonst tagtäglich die Begegnungen auch mit den gleichgültigsten Menschen vermerkt werden, erfahren wir von einem früheren Umgang mit dem Holsteiner nichts. Am 25. Oktober erwidert Jensen mit seiner Frau den Besuch. Ein näherer Verkehr von Haus zu Haus entwickelt sich erst im Anfang des folgenden Jahres, nimmt dann aber bald so herzliche

Formen an, daß alle anderen Verbindungen dahinter zurücktreten. Zu den zahlreichen Berührungspunkten der Männer treten die musikalischen Interessen der Frauen, die das Band immer enger knüpfen. Der Verkehrston scheint sich von Anfang an auf eine lustige Neckerei eingestellt zu haben. Denn schon die ersten Briefe, die sie miteinander wechseln, machen dies ersichtlich. Und auch später findet der umfangreiche Briefwechsel zwischen beiden Familien, der bis zu Raabes Tode niemals ganz einschläft, immer wieder zu diesem Tone zurück. Aus ihm fällt auch dauernd wieder ein Glanz auf die gemeinsam durchlebten Stunden, in denen sich der Ernst hinter ungezügelttem Übermut verbarg und Behagen und Lebenslust zu ihrem Recht kamen. Der gutmütige Humor Wilhelm Jensens fand in dem gewollt borstigen des Meisters „Huckebein“ ein lustiges Widerspiel, und die beiden Frauen, denen das rückhaltlose Verständnis für Art und Streben ihrer Gatten doch das Recht zu scherzender Kritik an ihnen nicht versagte, gaben das ihrige dazu.

Das Wichtige aber war, daß diese Freundschaft Raabe gerade in einer Zeit, da er sich innerlich mit der äußeren Erfolglosigkeit seiner Lebensarbeit abzufinden hatte, da er auf der Höhe seines Schaffens in die tiefe Kluft blicken mußte, die zwischen seinem Werk und der großen Masse der Leservelt gähnte, ein so warmes Verstehen schenkte, wie er es sonst nirgends fand.

Wilhelm und Marie Jensen waren in Stuttgart vielleicht die einzigen Menschen, die eine Ahnung hatten von dem hohen Abstand, in dem Raabes Dichten zu allem stand, was der ausgedehnte Schriftstellerkreis Stuttgarts in die Welt hinausandte. Und Jensen war klarsichtig und ehrlich genug, diesen Abstand auch für sein eigenes Schaffen anzuerkennen. Die Wirkung von „Abu Selfan“ zumal auf Jensen war eine sehr starke. Dieser Roman zeigte ihm unmittelbar, daß hier ein Dichter am Schaffen war, der sich andere Ziele gesetzt hatte als tausend andere, für den darum auch das Maß nicht ausreichte, mit dem jene gemessen wurden. Er scheint damit auch der erste gewesen zu sein, der die herbe Schicksalstragik des Freundes als notwendig erkannte und dem bei dem Gedanken an die eigene leichtere Art, mit dem Dasein fertig zu werden, eine mit leisem Grauen gemischte Bewunderung davor überkam. Er ist mehr als einmal gerade für die Meisterwerke Raabes mit seiner Feder eingetreten, und fast immer drängte sich ihm dann eine gallenbittere Anklage gegen den Zeitgeist und die geschäftliche Literaturmache auf, die solche Werke

nicht zu ihrer Wirkung kommen ließen. Und so teilte er mit Raabe die herzliche Verachtung des Massenerfolges. Sichernte sich dieser hinter Altmeister Goethes Erfahrung:

Sie sagen: das mutet mich nicht an!
Und glauben, sie hätten es abgetan,

so fand er noch schärfere Formen für seine Ablehnung:

Fürchte den Lobspruch der Menge!
Wenn ihr Klatschen dir Beifall kündigt,
Hast du an deinem Altare gesündigt.

Er selbst stand, als er nach Stuttgart kam, erst am Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn. Im Jahre 1866 erschien seine erste Novelle „Magister Timotheus“, die schmerzliche Geschichte von einem alten Schulmeister, der ein junges Mädchen heiratet und sich opferwillig aus dem Leben schleicht, als er merkt, daß in seinem Weibe die Liebe zu einem jungen Menschen, den er liebt und für den er gelebt hat, aufsteigt. Die zweite Novelle, die im Jahre 1868 erschien, „Die braune Erika“, entfaltete zum ersten Male die reiche Kunst der Naturbeseelung Jensens zu voller Blüte. Sie erzählt von einem jungen Botaniker, der aus der Dumpsfheit seiner Studierstube auf die Heide hinausflieht, die braune Erika zu suchen, und der mit ihr zugleich ein braunes Heidekind für sein Leben findet. Es ist der Geist Theodor Storms, seines Landsmannes, der in diesen Erstlingswerken nachwirkt. Einen bedeutenden Schritt über diese Abhängigkeit hinaus stellt dann die Novelle „Eddystone“ dar (1872), der er ein herzliches Widmungsge-dicht an Raabe voranstellte. Hier webt er mit überraschend gereifter Gestaltungskraft wilde, leidenschaftlich bewegte Bilder um einen neuerbauten Leuchtturm, der in einer Sturmnacht der Wut der Wellen zum Opfer fällt.

Es war unvermeidlich, daß auch Raabe den Abstand, der zwischen seinem Schaffen und dem des Freundes lag, klar erkannte. Und es ehrt beide, daß dies nichts an einer Freundschaft änderte, die bis an das Lebensende dauerte. Er schätzte den Lyriker Jensen höher ein als den Epiker und suchte ihn deshalb immer wieder auf die Versdichtung, der ja auch einmal seine eigene Sehnsucht galt, hinzuweisen. Raabe mochte fühlen, daß Jensens aus lyrischem Reimboden entsprossene Epik der Anschauung, seine Menschengestaltung vor allem der psychologischen Über-

zeugungskraft entbehrte. Der Kritik an den Arbeiten des Freundes entzog er, den ja „ein ästhetisches Gespräch in den Sumpf jagen konnte“, sich nach Möglichkeit. Aber einmal wurde er doch von Frau Marie gestellt und durfte nicht ausweichen. Die Art, wie er sich in den peinlichen Zwang mit einer Mischung von Ernst und Humor fügte, ist köstlich genug. Aber auch das Licht, das hier auf seine eigene Schaffensart fällt, ist so bedeutend, daß wir nicht daran vorübergehen dürfen.

Am 29. Januar 1869 schrieb Marie Jensen an Raabe einen Brief, der zunächst zurückgehalten, am 3. Februar aber, von Wilhelm Jensen ergänzt, an ihn abgesandt wurde:

„Lieber Raabe! Klaus Groth schickt soeben eine Kritik über Wilhelms Gedichte und Novellen, damit er dieselbe in irgendeinem Journale möge abdrucken lassen. Sie wissen, daß uns beiden etwas derartiges zuwider ist und außerdem hat die Kritik einen so sonderbaren Ton, daß ich nicht einmal weiß, ob sie Wilhelm mehr schaden als nützen würde. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, Sie zu bitten, mir einmal im Vertrauen unumwunden und völlig aufrichtig zu sagen, was Sie von Wilhelms Produktionen halten. Ubel genommen wird nichts, als Mangel an Aufrichtigkeit. —

Dieses veraltete Blatt, lieber Raabe, unverkennbar von der e i n e Dicke habenden Handschrift meiner Gattin, geriet mir heute in die Hände, und ich ersehe daraus zu meiner Befriedigung, daß sie auch me absente einmal einen eigentümlichen Gedanken zu haben vermag. Träume Du die Antwort dazu und ‚träumtest Du mir auch das Messer in das Herz‘, wie Lenaus Faust. Es würde mich allerdings im höchsten Maße interessieren, von Dir ein aufrichtiges Urtheil über das, was Dir von meinen Sachen gefällt oder mißfällt, zu hören. Ich will mäuschenstill darauf sein, eine Debatte soll sich nicht darüber entspinnen. Alles, was Du sagst, will ich einstecken, nämlich den Tadel, wo ich nicht mit ihm einverstanden bin, in den Ofen (Du weißt, ich sage in solchem Fall höchstens halbblaut: Schafskopf!) und wo er mich juckt, hinter die Ohren. Tadel ist mir in dem von Dir Gewünschten überhaupt lieber als Lob. Das letztere kann ich mir selbst singen, wenn ich Sehnsucht danach habe und meine Melodie für sehr schön halte.“

Darunter hat Marie Jensen, die auch ein starkes malerisches Talent besaß, eine Federzeichnung gesetzt, die einen von kahlen Felsen umgebenen See mit einem trockenen Gebüsch im Vordergrund zeigt, auf dem ein



Meisner 1867.

Wilhelm
Kaaly

Rabe hockt, während auf einem Felsvorsprung ein Fuchs erscheint. Darunter steht Lenaus Gedicht:

Sehr ernst ist hier die Welt
Und stumm in sich versunken usw.

Mit ironischem Humor datiert Raabe seine Antwort: St. Fastnacht 1869.

„Liebe Frau Kollega! Ja, was bin ich und was ist das ‚Ertheil des Blutes‘? Da schreibe einmal einer eine unbefangene, unparteiliche Kritik! Frau Kollega (denn G i e wollen sie doch haben?!). Er soll weiter schreiben und womöglich nur das Ertheil seiner ausgebreiteten Lektüre und seines Enthusiasmus für andere Leute ein wenig beiseite legen (für die alten Tage aufheben!). Er soll schreiben — er — Wilhelm Jensen — Wilhelm Jensen aus Kiel; — morgen über acht Tage ist an Jensens die Reihe, da wollen wir die Sache in gewohnter Weise mündlich besprechen. Und was hat eigentlich ein Mensch, dem sein Verleger Extrahonorare schickt, der im Lhombre ein paar Taler gewinnt, der eine Zeitungsredaktion nur deshalb annimmt, um mit mehr Muße Verse schreiben zu können, dem junge Wiener Damen seine Dramen kopieren, kurz und gut, welchen

‚Die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon liebten‘,

was hat solch ein Mensch noch andere zu fragen, wie ihnen seine Sachen gefallen?

Mir gefallen Deine Sachen ausgezeichnet, lieber Freund; ob sie Dir aber nach fünf Jahren auch noch so gefallen werden, das ist die Frage. Du schreibst gut; aber Du läßt bis jetzt noch nicht Deine e i g e n e n Figuren tanzen. Du beneidenswerter Gesell hast Dich eigentlich viel zu vergnügt und sorgenlos in der Welt umhergetrieben, und hast deshalb bis dato nur Dein Vergnügen an den Dingen (sowohl nach der dunklen wie nach der hellen Seite hin) zu Papier gebracht, aber noch nicht die Dinge selbst. Hat er nicht immer seinen Willen gekriegt, Frau Marie? Hat er nicht Nerven wie Bindfaden? Hat er nicht einen guten Magen? Spielt er nicht mit Wollust Whist und Lhombre und — redigiert er nicht mit innerlichstem Behagen? Er soll zufrieden sein und die Leute reden lassen! . . .

Liebe Freunde! Ihr seid brave Leute, und wir freuen uns jedesmal, wenn ein Brief von Euch kommt. Auch auf das nächste Werk freuen wir uns. Sanguine et viribus niteat!“

Prächtigt ist auch Marie Jensens Erwiderung darauf. Sie zeigt, wie fein diese innerlich vornehmen Menschen zwischen den Zeilen zu lesen verstanden und wie sie frei von jeder Befangenheit den Dingen ihr Recht zu geben wußten:

„Coelum non animum mutant, qui trans (seu:ad) mare currunt!

O Raabe, Raabe, Raabe! Ihr seid ein guter Mensch — und das habe ich gemerkt, man kann auf Euch zählen. Der Geburtstagsbrief ist pünktlichst angekommen, die Kritik ebenfalls. Was letztere betrifft, so kann ich nur sagen: ‚Ich verstehe Euch, Meister‘, obgleich ich nicht Emerentia von Schnick-Schnack-Schnurr aus der Boccage zum Warzentröst [vgl. Immermanns ‚Münchhausen‘!] bin. Willi Jensen hat allerdings noch nie mit seinem Herzblute geschrieben, 's ist aber auch gar nicht nötig, zweitens sehr gefährlich. In Eurer Kritik schien die grausige Anspielung enthalten, ich möge mich erdolchen [Hinweis auf Charlotte Stieglitz, die sich erdolchte, um ihrem Gatten durch ihren Opfertod den Anstoß zu höherem künstlerischen Aufstieg zu geben] — fällt mir aber nicht im Traume ein. Und, Hand aufs Herz, Willi Raabe, ist der sentimentale Alte nicht seine eigene Figur? (Siehe ‚Magister Timotheus‘, siehe ‚Späte Heimkehr‘.) Und ist der poetische Professor nicht seine eigene Figur? (Siehe ‚Braune Erika‘, siehe zweiter Teil des ‚Pfarrdorf‘, siehe ‚Unter heißerer Sonne‘.) Ich bedauere nur, daß sie alle zuviel Liebhaber und zu wenig Charakter sind.“

Wilhelm Jensen aber sandte statt der Antwort ein paar Tage später ein Fäßchen Auster, das in dem an Bescheidenheit gewöhnten Hause der Hermannstraße zuerst große Aufregung, dann aber im geladenen Freundeskreise jubelndes Entzücken erregte. Raabe selbst gab von dem Fest den Freunden einen dramatischen Bericht:

„Gegen zwei Uhr morgens hat Otto Müller als der letzte das Schlachtfeld verlassen. Wie der Doktor Höfer und die Frau Dr. Nötter mit Gemahl nach Haus gelangt sind, weiß ich nicht. Meine sämtlichen Finger bluten — Müller hat sich den linken Daumen halb abgeschnitten — aber — so:

triumphiert man über einen würdigen Gegner!“

Frau Bertha aber sprach das Schlußwort:

„Er war vor Empfang der Auster ganz wütend, nach dem Empfang, Ihr habt es gelesen, verzweifelt, nach der großen Heldentat (er wollte sie

alle öffnen, sechs hat er auf seinem Gewissen) erleichtert und nach überstandnem Genuß und glücklich ausgeschlafenem Ragenjammer heiter, wie Ihr ihn zuweilen bei Euch, wie ihn sonst aber die Sterblichen selten sehen. Liebe Kinder, Ihr habt ein gutes Werk getan, und die großen Geister Stuttgarts sind Euch dankbar dafür.“

Wir haben diesen Briefwechsel, wiewohl er einem späteren Zeitpunkt angehört, herausgehoben, weil er in Ernst und Scherz uns ein anschauliches Bild von dem Verhältnis der vier Menschen malt, die in Stuttgart in den Jahren 1867 und 1868 so oft zueinander fanden, um dem kargen, von mannigfachen Sorgen bedrängten Alltag ihr Quentchen Lebensfreude und Behagen abzulisten.

Fahrt in die Heimat und an die Nordsee Schüdderump = Stimmung

Das Gefühl, sich leer geschrieben zu haben, blieb Raabe nach dem Abschluß des „Abu Telfan“ länger getreu, als das sonst bei ihm der Fall war. Die Sehnsucht, einmal wieder ausgiebig unter anderem Himmel zu atmen und neue Eindrücke in sich hineinzuziehen, drängte ihn schon im frühen Sommer von Stuttgart fort. Aber auch die Heimat sandte einen dringenden Ruf. Die Mutter lag schon lange an einem schmerzhaften Leberleiden darnieder, und im Hochsommer sollte Bruder Heinrichs Hochzeit mit Luise Brakelbusch gefeiert werden.

Zunächst schienen freilich die bedrohlichen Gewitterwolken, die wieder einmal am politischen Horizont aufgezogen waren, alle schönen Pläne zerstören zu wollen. Die Luxemburger Frage hielt Europa in Atem. Die französischen Kriegsrüstungen versetzten den Süden Deutschlands in noch weit größere Unruhe als den Norden. Mit Humor erlebte Raabe, wie man von dort nach dem Gegner von gestern schielte, der doch der einzige Retter von morgen war. Am 20. April schrieb er an seinen Bruder:

„Was nun uns hier anbetrifft, so sitzen wir wieder bereits in der hellsten kriegerischen Aufregung und erwarten baldigst den Anmarsch der Franzosen über den Jura und aus dem Lager von Chalons über Basel. Hinterlader haben wir nicht; aber ein schönes System Brändle-Albini [?]; die Stimmung ist gut; aber am besten und sichersten ist's doch, Norddeutschland holt den Heerbann des Herrn von Warmbücker bald-

möglichst ab, und läßt ihn irgendeine westpreussische Festung verteidigen. Wir beide, im zweiten Aufgebot, verteidigen die Festung Magdeburg, laß mich nur frühzeitig wissen, wann ich Dich in Wolfenbüttel abholen muß.“

Die Londoner Konferenz beschwor noch einmal die Drohung; und so war auf einen friedlichen Sommer der Erholung zu hoffen.

Am 4. Juni brach die Familie auf. Zwischen Bruchsal und Frankfurt sah Raabe den ersten schwarzweißen Grenzpfahl, der die vorgeschobene preussische Grenze anzeigte, und in Frankfurt bemerkte er sicherlich mit der freudigsten Genugthuung: „Im Norddeutschen Bund.“ Diesmal macht er mit den Seinen in Kassel die erste Station. Auch das hat seine Bedeutung. Seit der „Chronik der Sperlingsgasse“ war ihm der „große Christoffel“ auf Wilhelmshöhe das schmachvolle Sinnbild jener Fürstenwillkür, der die Untertanen recht- und willenloses Handelsobjekt waren. Jetzt hatte das Schicksal die Rechnung beglichen. Fortgesetzt war das schuldige Geschlecht vom jüngsten Zeitsturm, und Kassel war preussisch. Die Schmach der Vergangenheit war gesühnt. Eine eigenartige Stimmung überkam den Dichter, als er mit Frau und Töchterchen hier vor vielen Jahren betretene Wege ging:

„Jene Reise mit dem Vater und Dir, liebe Mutter, wurde vollständig wieder wach in mir, und wie ich jetzt mit Gretchen dem Wasser nachlief, so lief der Vater einst mit mir; und die Treppe von der Löwenburg hinab, auf welcher jener mythische Junge einst sämtliche Knöpfe von Jacke und Hose verlor, ist ebenfalls noch vorhanden, und Gretchen wurde ebenfalls müde und weinerlich auf derselben: es ist mir bis jetzt noch niemals so klar geworden, wie das Leben vergeht und die Geschlechter wechseln!“ — so schrieb er am folgenden Tage aus Holzminden, wo im Hause des Schwagers Floto Quartier bezogen war. Und er schildert der Mutter weiter die Fahrt und seine Rührung beim Wiedersehen der alten Weserheimat. „Nun bleiben wir 14 Tage hier, und ich besuche alle die alten Bekannten, die noch am Leben sind, hier sowohl wie in Stadoldendorf. Ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach der ‚Hohlen Burg‘. Dann kommen wir zu Euch und wollen vergnügt und froh in den Sommer hineinleben — bei den Göttern, wir haben es verdient, daß dieses Jahr die Sonne über uns scheine! ich für mein Teil wünsche sehr, eine gewisse trockene Hitze aus den Handflächen los zu werden.“

Mit der Erfüllung dieser Hoffnungen sah es freilich zuerst recht übel aus. Kind und Mutter wurden von einer schweren Erkältung befallen, und ihn selbst besuchte in Nächten, die sich durch asthmatische Beklemmungen ins Endlose zu dehnen schienen, seine alte, gelbe, giftige Freundin wieder. Aber die in dem Briefe erwähnten Vorzüge wurden doch ausgeführt. Mehr als einmal wird „der goldene Winkel“, der Schauplatz der ersten Kinderspiele, aufgesucht; müssen weitere Ausflüge auch unterbleiben, so wird doch in näherem Umkreis manche Stätte wieder gegreift, die von nie verlorener Erinnerung heilig gesprochen war. Auch Stadtdorf und die Hohle Burg erhalten ihr Recht. Vielleicht war dieser vierzehntägige Besuch in der Jugendheimat schon von jener Stimmung erfüllt, die sich später für den Roman „Alte Nester“ als schöpferisch erwies, vielleicht zogen damals schon, wie es das Kasseler Erleben ahnen läßt, seine Träume ihre Fäden um die Wahrheit der Verse Goethes:

Ach, und in demselben Flusse

Schwimmst du nicht zum zweitenmal.

Gleichwohl wirkte der Zauber des Wiedersehens stark nach. Schon seit langer Zeit war sich Raabe klar, daß er nicht dauernd sich im Süden verwurzeln würde. Von nun an spielt er mit dem Gedanken, hier an der Weser einmal sein Schifflein vor Anker zu legen. Inmitten einer wundervollen Landschaft, die uralte deutsche Kulturstätte Kloster Corvey vor Augen, in der Nähe lieber Verwandter und bewährter Freunde ließ sich schon von einem behaglichen Musensitz träumen für die Zeit, da man es nicht mehr so unbedingt notwendig hatte, sich „tüchtig umzutreiben“. Drüben in Kloster Corvey saß ja auch ein hochberühmter Ritter von der Feder, Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes. Er verwaltete die 60 000 Bände starke Klosterbibliothek, die wahrscheinlich manches enthielt, was Raabes Phantasie hätte befruchten können.

Vor der Abreise von Holzminden hatte Raabe am 15. Juni noch ein besonderes Erlebnis. Auf dem Bahnhof von Holzminden sah er den König von Preußen in Begleitung von Moltke und Bismarck. Schon in Stuttgart hatte er sich ein Bild Bismarcks gekauft. Jetzt sah er den eisernen Kanzler, in dessen Hand er vertrauensvoll die deutsche Zukunft gelegt wußte, zum ersten Male.

„Was hat denn Bismarck zu Heinrich gesagt?“ schrieb er darauf nach Wolfenbüttel. „Hier haben wir das Vergnügen gehabt, ihn auf dem Bahnhof eine Viertelstunde zu betrachten. Er sah gottlob und unberufen recht munter und frech aus.“

Dann folgten lebhaftere Wochen in dem alten Wolfenbütteler und Braunschweiger Bekannten- und dem erweiterten Verwandtenkreise. Getrübt wurden sie nur durch die Sorge um die Mutter, die noch immer bettlägerig war. Im Juli wurde der Aufenthalt hier durch einen 14tägigen Besuch im Pfarrhause zu Hüttenrode (5. bis 19. Juli) unterbrochen, wo der lustige und lebenskluge, aber auch literarisch stark interessierte Pfarrherr Louis Tappe und seine rührige Gattin Mathilde sich auf das herzlichste um die Gäste bemühten, die trotz des vorwiegend trüben Wetters sich tüchtig in den Bergen umhertummeln konnten. Am Tage nach der Heimkehr siedelte Frau Auguste in ihre neue Wohnung über, und die Stuttgarter verlegten nun ihr Quartier nach Braunschweig in das Heim der Mutter Leiste. Am 6. August wurde Bruder Heinrichs Hochzeit gefeiert, und zwei Tage darauf brach Raabe mit Frau und Tochter zur Nordsee auf.

Die Fahrt ging über Altona, von wo aus Klopstocks Grab in Ottenfen besucht wurde, und über Husum, wo bei dem Landvoigt Theodor Storm die Besuchskarte abgegeben wurde, zunächst nach Wyk auf Föhr und dann nach Sylt, wo in Linnum für längeren Aufenthalt Quartier bezogen wurde. Es sah damals noch recht bescheiden auf der Insel aus.

„Luft, Menschen, Wasser und Land sind originell genug; die Badeanstalten noch recht primitiv; und wir drei sind bereits zu Zigeunern verbrannt. 300 Badegäste und mehr leben auf einem sehr weiten Raum zerstreut und genießen einander nur bei Tisch“, schrieb Raabe an die Mutter (15. August).

Fünf Jahre später hielt er die Erinnerungen an die geruchsameren Sylter Wochen in der Skizze „Deutscher Mondschein“ fest. Am 28. August waren die Ausflügler wieder in Braunschweig, und nun galt es, Abschied zu nehmen. Die Mutter hatte gottlob inzwischen ihr Krankenzimmer verlassen können. Am 3. September wurde die Fahrt nach dem Westen angetreten. Noch zwei kurze Unterbrechungen gibt es, in Kreienssen, wo mit Vetter Plagge Wiedersehen gefeiert wird, und in Holzminden, wo der Luftwechsel während des zweitägigen Aufenthalts mit schweren Asthmaanfällen gebüßt werden muß. Gleichwohl geht es von da

nicht unmittelbar nach Stuttgart zurück. Wieder lockt der Rhein, Deutschlands Schicksalsstrom. Bildet er denn nicht auch jetzt wieder das mehr oder minder verhüllte Kampfziel des politischen Ringens der Zeit? Am 8. September feiert Raabe auf dem Dampfer „Loreley“, der ihn an der Wein- und Burgenherrlichkeit des Stromes vorbei von Ehrenbreitstein bis Mainz trägt, seinen 36. Geburtstag. Am Tage darauf sind die Reisenden wieder daheim, und gleich am 10. September wird bei Jenseus der Geburtstag noch einmal gefeiert, ein doppelter Geburtstag sogar, denn auch Frau Marie ist am 8. September geboren.

Der Alltag ergriff wieder sein Zepter, und mit den alten Freunden und Bekannten stellte sich auch Frau Sorge wieder ein. Sie hatte es sogar sehr eilig. Keine zwei Wochen geduldete sie sich, da war sie da und brachte für Gretchen Raabe die Masern mit. Auch sonst war sie beflissen genug, die Daseinstimmung nicht auf allzu lange Zeit und nicht gar zu oft in Widerspruch geraten zu lassen mit der herben, lastenden Stimmung des neuen Werkes, das im Entstehen war. Am 22. Oktober, noch gerade rechtzeitig vor dem Hereinbrechen der düstersten Zeit des Jahres, die für Raabe immer die fruchtbarste war, meldet sich zum ersten Male der „*Schüdderump*“ im Tagebuche an. Mehr als neunzehn Monate lang lauscht Raabe nun auf das Gepolter des greulichen Karrens, der so vieles zu der dunklen Grube befördert, was den Menschen einmal unschätzbar und unentbehrlich schien. Mit ingrimmigem Ernst und Unerbittlichkeit gegen sich selbst ging Raabe diesmal an die Arbeit. Die Erfahrungen, die er mit dem „*Abu Telfan*“ gemacht hatte, warnten ihn jetzt vor jeder Übereilung, vor jeder Vorwegnahme einzelner Teile, bevor nicht das Ganze im Konzept abgeschlossen vorlag. Am 6. März 1868 war der erste Band im Rohguß fertiggestellt. Unheimlich pünktlich war Frau Sorge zur Stelle, den Faden nicht abreißen zu lassen. „*Ohrenverstopfung*“ meldet das Tagebuch am gleichen Tage. Es dauerte lange, ehe die ärztliche Wissenschaft dahinter kam, was hierbei im Spiele war. Am 7. Mai berichtet der so heimtückisch Betroffene darüber:

„Ich habe das zweifelhafte Vergnügen, vermittelt meines rechten Ohres der medizinischen Wissenschaft ein „interessanter Fall“ zu sein. Man hat nämlich seit ungefähr zwei Jahren entdeckt, daß eine niederträchtige mikroskopische Pilzsorte in der Luft herumfliegt, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, sich auf dem dazu geeigneten menschlichen Trommelfell festzusetzen, und zwar nur auf dem Trommelfell, — und

daselbst lustig weiter zu wuchern, Früchte zu tragen, abzusterven und von neuem in Samen zu schießen.

Eine solche Sorte von Bestien trage ich nun im rechten Ohr und daher seit sechs Jahren meine zeitweilige Schwerhörigkeit und so weiter! . . . Ist das nicht heillos?

Die Doktoren nennen die Sache Mykomingitis und haben bisher erst sechs Fälle beobachtet. Meiner ist der siebente. Ist das nicht scheußlich? In alle Lotterien der Welt hätte ich setzen können, ohne das geringste zu gewinnen, und dies muß mir unter den Millionen und Milliarden passieren!!!!

. ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht so vergreift und lebensüberdrüssig gewesen wie jetzt. Krieg, Krieg! nichts als eine neue und verbesserte Auflage des Jahres Sechsendsechzig könnte mich jetzt ein wenig erheitern. Daß das hochlöbliche Königreich Württemberg ebenfalls an der Mykomingitis leidet, habt Ihr aus den Zollparlamentsverhandlungen jedenfalls entnommen.“

Es ist nicht nur der Grimm über den heimtückischen Ohrenpilz, nicht nur der Arger über die Kleinlichkeit und Dummheit des schwäbischen Partikularismus bei den Einigungsverhandlungen, was hier sich welt-schmerzlich genug Ausdruck schafft. Gleichzeitig mit der Dual des Ohres war wieder bittere Sorge in das Haus gezogen. Das Töchterchen lag lange Wochen an einer schweren typhösen Erkrankung darnieder. Aber auch als es wieder auf den Beinen war und die Sonne wieder schien und alle Sorge überwunden war, hörte der düstere Ton, den wir aus dem Brief an die Mutter vernahmen, nicht auf zu schwingen. Auch nach dem 17. Juni, an dem ihm sein zweites Töchterchen Elisabeth geboren wird und sehr ernste Befürchtungen sich als unbegründet herausstellen, verstummt er nicht. Selbst das Tagebuch verliert jetzt bisweilen seine Zurückhaltung und stellt mehr als einmal die „Nichtigkeit und Abernheit des Lebens“ fest oder bezeugt die Lebensmüdigkeit des Schreibers.

Man hat diese „Schütterump-Stimmung“ des Dichters dem Einfluß Schopenhauers zuschreiben wollen. Wir zweifeln mit guten Gründen von vornherein daran, daß Raabe überhaupt für die Färbung seiner Lebensschau Einflüssen zugänglich war, die von außen herantraten. Aber wir sind auch durch das Tagebuch in die Lage versetzt, diese Annahme zu widerlegen.

Am 12. Juli 1863, als er das 13. Kapitel des „Hungerpastors“ abgeschlossen hatte, kamen ihm die „Memorabilien“ von Lindner und Franenstädt in die Hand, die ihn zuerst mit den Grundlinien der Philosophie Schopenhauers bekanntmachten. Das Buch wird am folgenden Tage noch einmal genannt, dann nicht mehr. Im „Hungerpastor“ wird ja wohl auch niemand den Einfluß des Frankfurter Buddha suchen. Im Herbst des Jahres 1868 erst ist eine ernsthafte Beschäftigung mit Schopenhauer nachweisbar. Sie beginnt erst nach den bitteren Stoßseufzern im Tagebuch, die dem Monat August angehören. Am 5. September kauft er sich bei seinem Antiquar das Buch von Swinner, „Arthur Schopenhauer“. Am 7. Oktober erhält er von seinem Buchhändler die „Lichtstrahlen aus Schopenhauer“. Am 9. Oktober bestellt er sich bei diesem die Schopenhauerschen Schriften und kauft gleichzeitig Schopenhauers Abhandlung „Über den Willen in der Natur“. Am 22. Oktober erhält er die Schopenhauerschen Schriften. Von da ab wird wiederholt die Lektüre Schopenhauers erwähnt bis zum Silvesterabend des Jahres, wo es heißt: „Auf dem Sofa in das neue Jahr hineingeschlafen. Schopenhauer. —“ Es ist also nicht nur das ganze Konzept des „Schüdderump“ niedergeschrieben, sondern auch die ersten sechs Kapitel sind in endgültiger Fassung abgeschlossen, als die Beschäftigung mit dem Philosophen beginnt. Nicht die Lektüre seiner Schriften hat die düstere Stimmung des Jahres 1868 hervorgerufen, sondern er hat umgekehrt zu Schopenhauer gegriffen, weil dessen Lehre der beherrschenden Stimmung des Tages angemessen war, wie er im April, als sein Töchterchen so schwer darniederlag, mehrfach zu Lucians Totengesprächen gegriffen hatte.

Raabe selbst hat immer wieder abgestritten, daß er von Schopenhauer beeinflusst sei, am schärfsten vielleicht in dem Brief vom 15. November 1874, den er an Marie und Wilhelm Jensen als Antwort auf ihre Beileidsbriefe zum Tode der Mutter schrieb. Wilhelm Jensen war so unvorsichtig gewesen, im Schlusssatz den Namen Schopenhauer zu nennen. Das hatte den feinfühligsten Dichter, dessen Seele noch wund war, verlezt, und er erwiderte herb:

„Für W. J. beweist der Schluß seines Trostwortes nur, daß er seine Weltanschauung noch sehr viel auf die laufende Literatur basiert. Wie der ‚Liebe Gott‘ ist die Philosophie des Frankfurter Schuhbürgers freilich novellistisch sehr verwendbar und angenehm. Leider war es mir vor zwanzig Jahren, als man von Schopenhauer noch nichts wußte, bitterer

Ernst, als ich meine schriftstellerische Tätigkeit mit den Worten anfang: 'Es ist eigentlich eine böse Zeit! Das Lachen ist teuer geworden in der Welt, Stirnrünzeln und Seufzen gar wohlfeil!' Der Schüdderump ist mein Buch und nicht etwa eine Folge der Lektüre von der 'Welt als Wille und Vorstellung' oder gar der 'Lichtstrahlen' des Doktor Frauenstädt. Liebe Freunde, bleibt mir gut; es ist wahrhaftig auch mein Wunsch, daß wir uns der Sonne zusammen freuen!"

Mit dem hier gegebenen Hinweis, daß die dunkle Färbung seiner Lebensschau schon lange vor seiner näheren Bekanntschaft mit der Lehre des alten Murrkopfs in seinem Werke sichtbar sei, hat Raabe freilich uns noch keinen Aufschluß darüber gegeben, weshalb in dieser Zeit das Lebensbild der notwendigen Durchhellung durch funkelnde Sonnenlichter, wie sie die „Chronik“ doch in reichem Maße zeigt, vollständig zu entbehren scheint.

Wir haben an zahlreichen Beispielen nachgewiesen, daß die Stimmung seines Tages oft genug in scharfem Widerspruch zu der Stimmung der gleichzeitigen Dichtung steht, daß er Schatten im Sonnenschein zu denken vermochte, aber ebenso Sonnenschein im Schatten. Und diese Erfahrung warnt uns auch hier, in schmerzlichen Erlebnissen des Jahres die letzten Gründe für die auffällige Verbunkelung des Lebenshorizontes zu suchen. Aber sie gibt uns auch kein Rätsel auf. Sie ist uns nichts anderes als ein notwendiger Durchgangspunkt in der Entfaltung seiner Lebensschau. Sie war einfach unerläßlich bei dem folgerichtigen Weiterschreiten auf dem mit „Drei Federn“ begonnenen, mit „Abu Telfan“ fortgesetzten Wege. Sie war die letzte Schlussfolgerung der „Mitleidslosigkeit“ bei der Entlarbung der Lebensillusion. Bei der neugewonnenen Erkenntnis des Dichters von seiner Kunst als Lebensdeutung, seiner entschlossenen Abkehr von bloßem „Spiel“, war es unvermeidlich, wollte er sich nicht selbst dem Vorwurf aussetzen, die Dunkelheit der Dinge nur nach ihrer „novellistischen Verwendbarkeit“ einzuschätzen, daß er, mitleidslos gegen sich selbst, der eigenen Lebensphinx in das starre Antlitz sah. Er durfte einfach nicht vorzeitig von dem Wege abbiegen, der — nach Golgatha führte. In dieser Zeit wird ihm das Verständnis dafür aufgegangen sein, daß „das Mal der Dichtung ein Rainsstempel ist, der einem auch nicht gratis aufgedrückt wird“. „Meine Bücher gewonnen, ein Leben verloren“ — dieser Satz, dessen lastende Schwere wir mit größerem Nervenreiß ausgestattetem Durchschnittsmenschen niemals voll nachempfinden

können, wird dem Erleben dieser Tage entkeimt sein. Es gibt im Dasein eines jeden großen Menschen, der sich opfert, um seiner Führerberufung von Gottes Gnaden getreu zu bleiben, ein Gethsemane, und auf dieser Höhe sehen wir Raabe hier. Und wir müssen das begreifen, wenn wir Verständnis für den Glanz der Dstersonne aufbringen wollen, die auch bei ihm nicht ausblieb.

Das einzige Gegengewicht, das der schleichende Tag der düsteren Stimmung dieses Jahres bot, scheint der immer inniger gewordene Verkehr mit der Familie Jensen gewesen zu sein. Durch gleiches Erleben wurde auch der Bund der beiden Frauen noch enger. Auch Frau Marie erlebte in diesem Jahre neue Mutterfreuden, sie schenkte dem Gatten den ersehnten Stammhalter. Um so schmerzlicher mußte Raabe die Grausamkeit des Schicksals empfinden, die den schönen, beglückenden Bund, der ihn über so manche schwere Stunde hinweggehoben hatte, vorzeitig zerriß. Jensen wurde sein Redakteurposten an der Schwäbischen Volkszeitung gekündigt, und am Ende des Jahres vertauschte er ihn mit einem gleichen in Flensburg. Der einzige Freund, der etwas ahnen mochte von der Herbheit des Ringens, in dem er stand, ging von ihm. Die Bitterkeit des Abschiedschmerzes spricht das Tagebuch in drei griechischen Worten aus: *ὀδημονία, λύπτα, μανία* — sie bedeuten Traurigkeit, Grimm und Raserei.

Die harte Unerbittlichkeit der Zeit, in der Raabe seinen „Schüdderump“ schrieb, spricht sich auch darin aus, daß er jetzt nicht wie während der Entstehung von „Abu Telfan“ seiner Phantasie Erholungspausen zum Spiel auf anderen Schauplätzen und mit anderen Stoffen vergönnte. Das Poltern des Schüdderump duldete keine anderen Klänge neben sich. Nur eine neue Novellensammlung schickte er in diesem Jahre in die Welt hinaus. „Die Hämelschen Kinder“, „Else von der Lanne“, „Keltische Knochen“, „Sankt Thomas“, „Die Gänse von Bügow“, „Gedelöcke“ und „Im Siegeskranze“ faßte er in zwei Bänden unter dem Titel „Der Regenbogen“ zusammen. In der Tat zeigen die sieben hier vereinigten Erzählungen vortrefflich die Mannigfaltigkeit der Strahlenbrechung seiner Kunst.

Der Schüdderump

Am 8. Juni 1869 beendete Raabe den „Schüdderump“ mit dem sicheren Bewußtsein, „ein sehr schönes Werk“ geschaffen zu haben (Brief an die Mutter vom 26. Oktober 1869). In der Tat hatte er ein

Meisterwerk vollendet, das, wenn eines, mit seinem Herzblut geschrieben war, das an Lebendtiefe und Gestaltungskraft in der gesamten Literatur der Zeit seinesgleichen suchte, das aber gerade darum auch das tragische Schicksal solcher Werke zu teilen hatte.

Im „Schüdderump“ beschränkt Raabe ganz im Gegensatz zu „Abu Telfan“ sein Lebensbild auf einen gar engen Raum. Die Sehnsucht nach der weiten und bunten Fülle des Lebens ist überwunden, und zwar ein für allemal. Die Erkenntnis ist über jeden Zweifel hinausgewachsen, daß die bestimmenden Mächte in der Enge nicht weniger unerbittlich wirksam sind als in der Weite, daß aber in der Enge der Blick auf sie schärfer gebannt wird als in der verwirrenden Buntheit eines formen- und gestaltenreichen Lebensspiels.

Mit einer Reiserinnerung setzt der Dichter ein, mit der er den Titel seines Romans erklärt. Er berichtet, wie er in einem norddeutschen Städtchen eine unfreiwillige Reispause dazu benutzte, sich die einzige Sehenswürdigkeit des Ortes, einen Schüdderump, von dem melancholischen Totengräber zeigen zu lassen. Der Schüdderump, das ist ein hoher, schwarzer, auf zwei Rädern laufender Karren, der auf der Vorderseite ein verblichenes weißes Kreuz, auf der Rückseite die Jahreszahl 1615 trägt. Er ist dazu bestimmt gewesen, in Pestzeiten die Leichen zur Grube zu befördern. Ein einfacher Mechanismus ermöglichte es, die furchtbare Ladung des Karrens in die Grube hinabrutschen zu lassen, ohne daß eine Menschenhand die Leichen berührte. Und der Dichter bekennt, daß er den Schüdderump nicht wieder aus seinem Gedächtnis verloren habe, ja daß er ihm viel mehr geworden sei als eine bloße Reiserinnerung:

„In mancherlei Glanz und Licht sah ich seinen Schatten fallen, in allerlei Flöten- und Geigenklang vernahm ich sein dumpfes Gepolter, und manch einen herzerfrischenden braven Wunsch, aber auch verschiedenes andere wurde ich von der Seele los, indem ich wie jener kleine schwarze Mann die Kette aushob, den Karren überkippte und die Last hinabrutschen ließ in die große, schwarze, kalte Grube, in der kein Unterschied der Personen und Sachen mehr gilt. So ist mir der Schüdderump allmählich zum Angelpunkt eines ganzen, tief und weit ausgebildeten philosophischen Systems geworden, und es würde mich recht freuen, wenn ich im Laufe dieses Buches einige Anhänger, Schüler und Apostel für mein System heranzubildete.“

Dann werden wir auf den ersten Schauplatz der Erzählung geführt. Das ist die fruchtbare Ebene, die sich vor dem Nordrand des Harzes ausdehnt und auf die der alte germanische Zauberberg, der sagenumwobene Brocken herablickt. Hier liegt ein kleines Dorf, Krodebeck nach einem heidnischen Götzen genannt. Das adlige Geschlecht der Herren von Lauen besitzt hier seit Jahrhunderten ein nahrhaftes Familiengut. In der Nähe des Kirchhofes aber steht das altersgraue, verwitterte Siedenhaus. Und zwischen diesem und dem Lauenhofe spannen sich die Fäden des leidvollen Geschehens der Erzählung vom Schüdderump.

Dieser Schüdderump teilt mit vielen Dingen auf dieser Erde die Wandlungsfähigkeit seiner Erscheinung, ohne doch von seinem Wesen etwas preiszugeben. Als ein gewöhnlicher Bauernkarren rollt er am Anfang der Geschichte durch die Dorfstraße von Krodebeck, um vor dem Siedenhause dort seine Ladung, die der Welt da draußen nicht nur entbehrlich, sondern auch lästig geworden ist, auszuschütten. Ein junges Weib, das der Tod gezeichnet hat, liegt, von Scham und Grimm durchschüttelt, auf der Strohschütte des Karrens. Ein kleines, etwa sechsjähriges Mädchen klammert sich an die Unglückliche. So kehrt die „schöne Marie Häußler“, einst das stolzeste Mädchen des Dorfes, auf dem Schub von Braunschweig her in ihre Heimat zurück. Die Papiere sind in Ordnung; dem Gendarmen, der die Fuhre begleitet hat, kann der wütende Ortsvorsteher die Empfangsbeseinigung für die unwillkommene Sendung nicht verweigern. Unter dem johlenden Haß der Dorfbewohner bricht der letzte Akt einer der vielen menschlichen Tragikomödien an.

Marie Häußler ist die Tochter des ehemaligen Barbiers von Krodebeck, Dietrich Häußler. Dieser, ein heimtückischer, gerissener Gesell, der früh den Drang zu etwas Höherem in sich spürte, ist vor Jahren mit der Tochter, als sie herangewachsen und mit ihrer auffallenden Schönheit ihm für seine Zwecke brauchbar schien, in die Welt hinausgegangen. Von seinem wechselvollen Abenteuerleben sind nur märchenhafte Gerüchte nach Krodebeck gelangt, die zeigten, daß man ihm das Zuchthaus ebenso überzeugt zutraute wie große Erfolge draußen in der Welt. Jetzt ist er verschollen, und seine Tochter ist nach einem kurzen Dasein in Glück und Glanz auf den Schüdderump geraten.

Die Schönheit ist ihr Verhängnis geworden. Dieses heimtückische Geschenk der Natur hat sie herausgehoben aus dem Schmutz und dem Elend ihres Elternhauses und hat sie auf den Lauenhof geführt, sehr

gegen den Willen seiner Herrin, der wackeren, lebensnüchternen und fleißigen Frau von Lauen. So resolut diese nach dem vorzeitigen Tod ihres Mannes die Zügel auf dem Lauenhofe führt, so ist sie doch gegen manches wehrlos, worüber sie nur den Kopf zu schütteln und die Achseln zu zucken vermag. Denn sie hat in ihrem Hause zwei alte, merkwürdige, aber voneinander recht verschiedene Kostgänger, die ihrem warmen Herzen die Pflicht der Achtung und des Mitleids auferlegen, auch wo sie für ihre Eigenheiten kein Verständnis haben kann.

Der eine ist der würdige Ritter von Glaubigern, ein westfälischer Edelmann, der als Kürassiermeister in der Schlacht bei Ligny geblutet hat. Nach dem zweiten Pariser Frieden ist er auf den Lauenhof gekommen und dort hängengeblieben. Er ist ein vornehmer, kluger Greis, dessen Rat die Herrin des Lauenhofes zu schätzen weiß und der ihr, der allein stehenden Frau, unentbehrlich geworden ist.

Viel schwerer zu ertragen als dieser und auch viel anspruchsvoller ist der andere Kostgänger. Dieses ist Fräulein Adelaïde Aotilde Paula von Saint Trouin, trotz des langen Titelschwanzes, den sie an diesen Namen zu hängen berechtigt ist und der ihr auch ihre Verwandtschaft mit dem Kreuzungskaiser von Konstantinopel Jean de Brienne beglaubigt, zu ihrer beständigen Entrüstung Frölen Erine von den barbarischen Insassen des Lauenhofes genannt. Ihre hochadlige Familie ist ein Opfer der französischen Revolution geworden, und sie ist das Gnadenbrot des Lauenhofes. Das läßt sie aber keinen Augenblick die hohe Achtung vergessen, die man ihr schuldig ist, leider aber nur in allzu ungenügendem Maße gewährt. Vor den harten Enttäuschungen, die ihr das Leben in der Niedrigkeit bereitet, sucht sie Zuflucht in der Welt ihrer Träume, die ihre schillernden Fäden um die Glanzzeit der Bourbonenherrschaft spinnen. Wie ein von der Zeit vergessener Nachkömmling des holdseligen Kokoko geht sie, in ihrer empfindsamen Seele beständig gekränkt, durch die derbe Nüchternheit des Lauenhofs.

Sie ist es auch gewesen, die die schöne Marie Häußler entdeckt hat und sie halb als Spielzeug, halb als Erziehungsobjekt auf den Lauenhof gezogen hat. Sie, die unter der Roheit ihrer Umgebung so viel zu leiden hatte, wollte eine wirkliche Kammerjungfer aus ihr machen. Und ihr Glend war groß, als dann der Vater heimtückisch das Spielzeug ihr entriß, um sein eigenes schlaues Spiel damit zu spielen.

Einen freilich kümmerlichen Ersatz für den Verlust fand das Fräulein in dem unmündigen Erben des Lauenhofes Hennig von Lauen, den sie zu einem Chevalier, wie er in ihren zopfigen Vorstellungen lebt, zu erziehen versucht, den aber Mutter Natur durch seine gesunde Hausbackenheit vor dem Erfolg dieses Versuches gesichert hat. Außerdem ist aber noch für ein anderes Gegengewicht gegen die Übermacht der Kokokoideale gesorgt. Das ist der Einfluß des Herrn von Glaubigern, der gegen den Glanz des französischen Sonnenkönigs den Herzog Witttekind ins Feld führt und der mit dem freilich um die Mitte des 19. Jahrhunderts schon etwas verstaubten Orbis pictus des großen Pädagogen Johann Amos Comenius in dem Junker die Grundlagen der gelehrten Bildung zu legen sich bemüht. Die Mutter läßt die beiden sonderbaren Erzieher, deren Einfluß je nach den Vorteilen, die sie dem Zögling bieten, wechselt, vorläufig gewähren. Sie sorgt nur durch ihre rasche, schlagfertige Hand und ihren unwiderstehlichen Lebensruf „Munter!“ dafür, daß dem Letzten des Geschlechtes derer von Lauen das Bewußtsein der notwendigen Wirklichkeitsbedingungen nicht ganz und gar verlorengeht.

So steht es auf dem Lauenhof, als der Schüdderump seine betrübliche Last vor dem Siechenhause ablädt. Der Ritter von Glaubigern zeigt sich dabei wie immer bereit, das Notwendige ohne viel Worte zu tun. Das Fräulein aber wird durch ihren Ekel vor der Kanaille zurückgehalten und ist durchaus nicht bereit, ihr Teil Schuld an dem Schicksal, das sich hier vollendet, anzuerkennen.

Auch in dem Siechenhause selbst löst die Ankunft der neuen Gäste keine angenehmen Gefühle aus. Seine Insassin, die alte Hanne Allmann, hatte, nach so manchen schlimmen Erlebnissen in seinen Wänden, endlich das Reich für sich allein und damit eine längere Zeit Frieden gehabt. Und nun fürchtet sie, daß das alte Spiel von neuem beginnt. Denn sie hat keinen Grund, von der schönen Marie Gutes zu erwarten. Sie kennt sie seit der Zeit, da sie noch ein wildes Mädchen und für sie selbst ein böser Quälgeist war. Aber Marie Häußler quält keinen mehr, und als die Alte sich des Kindes, der kleinen Antonie, annimmt, ist der Friede geschlossen. Aber eine andere muß noch ihren Segen dazu geben. Und diese schenkt ihn nicht so leicht. Das ist Hanne Allmanns Freundin, Jane Warwolf aus Hüttenrode, die mit ihrer schweren Last von Holzwaren und Kräutertränklein jedesmal im Siechenhause von Krodebeck Rast macht, wenn sie aus den Waldbergen herniedersteigt, in den Dörfern

und Städten der Ebene ihre Waren an die Leute zu bringen. Sie ist ein wild genug aussehendes, hegenartiges Weib, das sich nicht nur auf seine scharfe Zunge verlassen darf, sondern, wenn es not tut, auch auf ihren derben Knotenstock mit der Teufelsfrage am Griff. Hart und zäh ist sie wie eine Wetterfichte, die auf einer Harzklippe jedem Sturme trogt. Ein recht gnadenloses Leben hat sie gegerbt, und ihr Tag ist noch immer freudlos genug. Aber sie trägt ihn mit einem grimmigen Humor. Unheimlich scharf sind die Augen, mit denen sie Dinge und Menschen durchschaut. Aber die alte, verwitterte Landgängerin, die kaum so etwas wie eine Heimat kennt, ist nicht nur eine Kluge, sondern auch eine gute Frau, die ein warmes, mitleidsvolles Herz in ihrer rauhen Schale birgt. Diesmal ist sie auf dem Wege zur Braunschweiger Messe. Sie hat sich in ihrem Landstraßenleben das Wundern längst abgewöhnt; aber jetzt erlebt sie doch ihre Verwunderung, wie die Freundin sie vor das Lager des Kindes führt, das im Schlafe lächelt, als ein Strahl der Morgensonne seine Stirn küßt. Sie erkennt sofort, daß hier das große Lebenswunder in rätselhafter Schönheit sich entfaltet. Und als sie dann finster ihren Blick auf die gleichfalls schlafende Mutter richtet, die ihr keine Unbekannte ist, da schmilzt ihr die giftige Kampfbereitschaft dahin, die sie jedesmal mit nach Krudebeck bringt, um der armen alten Freundin eine Zeitlang Ruhe vor ihren Widersachern zu schaffen. Sie hat schon in so manches Gesicht gesehen, wie die schöne Marie es zeigt, und weiß Bescheid. Hier hilft keine Menschenweisheit und keine Kräuterkunst mehr. Aber als die Erwachte dann die brennende Scham ihrer Lebensniederlage hinter albernem Hochmut zu verstecken sucht, da zerbricht sie ruhig den dummen Trotz der Todgeweihten durch den Hinweis auf ihr lachendes Kind. Und diese sieht zum ersten Mal klar in die dunklen Lebensgründe, die ihr der Leichtsinn verhüllt hat:

„Mein Kind! Mein Kind! Ich gehe fort und kümmerge mich um nichts; aber sie lassen mein Kind zahlen, was ich verzehrt habe!“ wimmerte Marie Häußler; und mit einem schweren, schweren Seufzer sagte Jane Warwolf:

„Ja, so hat man es freilich seit mehr als tausend Jahren gehalten!“

Und dieser Seufzer wirft einen schauervollen, ahnungsangen Schatten auf den Weg vorauf, den der Schüdderump zieht.

Schweren Herzens, wenn auch beruhigt um den Frieden der Freundin, setzt Jane ihren Weg nach Braunschweig fort. Sie kann sie nur an den

Ritter von Glaubigern verweisen, dessen Rat nicht versagen wird, wenn das Schicksal seinen Willen an der schönen Marie vollendet haben wird. Als sie auf ihrem Rückwege vorspricht, ist Marie Häußler tot und begraben, über ihr Kind aber hält der Ritter seine schützende Hand.

Fräulein Adelaide aber vergibt auch der Toten nicht die Enttäuschung, die sie an ihr erlebt hat, ja, sie überträgt ihre Abneigung auf die kleine Antonie. Eindringlicher widmet sie sich ihrer Erziehungsaufgabe an dem unglücklichen Hennig, indem sie ihren Abscheu vor der niedrigen Welt in ihn zu pflanzen sich bemüht und dabei sich des Mädchens aus dem Siechenhause als lebendigen Beispiels bedient. Aber gerade der Nachdruck, mit dem sie den widerstrebenden Junker mit Beschlag belegt, hat einen höchst unerwünschten Erfolg. Die Süße und Hoheit der holden Vergangenheit ideale gewinnt für den Jungen, der sich seines Gegenwartsrechts unter dieser Leitung beraubt fühlt, einen immer säuerlicheren Geschmack. Und an einem stürmischen Spätherbsttage zerreißt der Knabe, zum ersten Mal von einem echten Robinson-Crusoe-Gefühl gepackt, seine Bande und bricht aus. Es sollte ein Tag des entscheidenden Erlebens für ihn werden. In den Wäldern von Krodebeck lernt er zum ersten Mal zwischen Bangen und heimlicher Lust die Welt mit seinen eigenen Kinder-
augen sehen, und hier macht er die Bekanntschaft mit dem verachteten Kinde aus dem Siechenhause. Dieses hat inzwischen die Freiheit, die ihm die Absonderung von der mitleidslosen Krodebecker Dorfjugend gewährt, sich zu einem wenn auch einsamen Lebensbehagen gemacht. Sie ist ein wildes Mädchen geworden, dem kein Baum zu hoch ist. Und sie kann jetzt die überlegene Führerin machen, dem dummen Junker die Geheimnisse des Waldes zu zeigen. Natürlich geht das Bewußtsein von Zeit und Stunde darüber verloren. Es ist dunkel geworden, als den Junker der dumpfe Gedanke an sein Zuhause angstvoll überfällt, und in dem losbrechenden Plagregen verliert auch die ortskundige Antonie die Richtung, als sie aus dem Waldgewirr die Landstraße wieder erreicht haben. Sie haben Krodebeck im Rücken und laufen auf der Straße nach Goslar zu, als sie durchnäßt und recht verzagt auf Jane Warwolf stoßen, die sich ärgerlich und müde durch das scheußliche Wetter hindurchkämpft. Sie führt die beiden Ausreißer nach Krodebeck zurück, wo zum Glück für den Junker die Aufregung über eine ausgerissene und wieder eingefangene Gau sich stärker erweist als die über seine Heimkehr aus der Welt des Abenteuers und über den Zustand, in den er dabei geraten ist. Der Ritter

aber reißt sich die Hände. Er weiß jetzt die Gefahr gebannt, die Hennig von der verblichenern Wunderwelt des Fräuleins von Saint Trouin drohte. Die Natur ist bei dem Bögling durchgedrungen, und er sieht nun seine Hauptaufgabe darin, ihr bei der Entwicklung des Junkers Raum zu schaffen. Und Hennigs Mutter gibt ihren Segen dazu. Dem Verkehr der beiden Kinder miteinander werden jetzt keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt. So verschieden ihre Lebenszustände sind, sie stehen beide in gleicher Entfernung von der Dorfjugend, und das bringt sie von selbst zusammen. Die wackere Frau von Lauen aber behält das Spiel klar genug im Auge. Enger werden jetzt die Beziehungen zwischen dem Hof und dem Siechenhaus. Die alte Frau, unter deren Obhut die Kinder ihr Wesen treiben, hat das Vertrauen der Gutsherrin. Freundliche Lebensvisionen scheinen gaukelnd aufzusteigen. Aber noch bevor er den ersten Band seiner Geschichte vom Schüdderump abschließt, bannt sie der Dichter durch die Frage, die er als Motto auf das Titelblatt des Romans gesetzt hat:

Ergötzet ihr

Nicht lieber euch am lächerlichen Land
 Der Torheit? Oder an dem heitern Glück,
 Womit am Schluß des drolligen Romans
 Die Lieb' ein leichtgenecktes Paar belohnt?
 Vielleicht! —

Und mit dem Blick auf das, was für ihn selbst bei seinem Unterfangen herauspringen wird, verstärkt er dieses „Vielleicht“ zu einem „Sehr wahrscheinlich! Ja, ohne allen Zweifel!“ —

„O wie schön, wie friedlich und freundlich könnte unser Weg sein ohne das dumpfe Poltern in der Ferne, ohne den schwarzen Wagen, der immerfort seinen Weg durch die Geschlechter alles Lebendigen fortsetzt, dessen Fuhrmann so schläfrig düster mit dem Kopfe nickt, und dessen Begleiter, die Leidenschaften, mit Zähneknirschen und Hohnlachen die eisernen Stangen und Haken schwingen; denn ihrer ist ja das Reich und die Herrlichkeit der Welt, und wer kann sich rühmen, daß er im Kampfe wider sie wirklich den Sieg davongetragen habe?“

Die größte Hochachtung gewinnt sich die alte Armenhäuslerin bei der verständigen Frau von Lauen durch den Rat, ihren Junker zu Dstern

des nächsten Jahres vom Hofe fortzutun. Diese vergift aber über ihren Sorgen um ihr Fleisch und Blut auch das Kind der schönen Marie nicht. Wohl sieht sie, daß das Mädchen bei der alten Frau in guten Händen ist, aber auch, daß die räthelhafte Entfaltung des Lebenswunders, das in dem Kinde steckt, Fragen an die Zukunft stellt. Und sie beruhigt die Alte darüber, was einmal mit ihm werden solle, wenn sie selbst die Augen zudrückt. Der Lauenhof soll sich durch das Beispiel der Frau aus dem Siechenhause nicht beschämen lassen.

Ein ungeahnter Glanz fällt auf das letzte Jahr der vom Leben entrechteten Hanne Allmann. Sie wird der Wunder nicht Herr, die ihr das Kind in die kahlen Wände ihrer Stube trägt. Sie kann das Geheimnis der Natur nicht begreifen, die aus dem Moder der Verwesung die herrlichsten Blüten aufsteigen lassen kann. Aber mit dem Lichte, das ihre alten Augen blendet, wächst auch der Schatten der Bangnis, der ihre Gedanken an die Zukunft des Kindes durchzieht, und sie legt ihre Sorgen der Jane Warwolf aufs Herz, als diese wieder einmal in Krodbeck Halt macht. Jane sucht sie zu beruhigen; aber ihr ist nicht wohl dabei. Sie kennt die hohnvolle Grausamkeit des Lebens, und so eilt sie mit einer verdoppelten Last von Krodbeck ihren blauen Bergen zu.

Der Entschluß der Gutsherrin, zu Ostern Hennig auf das Gymnasium zu Halberstadt zu schicken, zerstört für eine Zeitspanne den Frieden des Lauenhofes. Der Junker sträubt sich weinerlich. Das Fräulein Adelaide aber kämpft wie eine Löwin um ihr Junges. Da sie die Zustimmung des Ritters für sich hat, geht Frau Adelheid von Lauen mit einem Achselzucken über Gejammer und Empörung hinweg, und der Junker findet sich in sein verhaßtes Los bald besser, als alle gedacht haben. Er ist keine Leuchte und wird niemals den bescheidenen Ruhm seiner Ahnen überstrahlen; aber er ist ein wackerer Gesell, der ihnen auch keine Schande machen wird.

Als Jane Warwolf im Sommer wieder vorspricht, da erlebt sie den schwersten Schmerz ihres Lebens. Vergebens klopft sie diesmal an die Fensterscheibe Hanne Allmanns; die alte Freundin hat sich lautlos fortgeschlichen. Das Siechenhaus ist leer. Das Letzte, woran ihr Herz hing, ruht unter einem Hügel auf dem Friedhof von Krodbeck, und blind und toll trägt sie ihren Schmerz ihren Harzbergen zu. Das platte Land schreit von allen Seiten auf sie ein. Antonie Häusler aber weilt seit dem Tode ihrer treuen Pflegemutter auf dem Lauenhofe. Es ist wieder einmal alles

wie von selbst gekommen, und selbst die von den Beteiligten, die am ernstesten den Kopf darüber schütteln, können nicht sagen, wie es anders hätte kommen können.

So setzt das Schicksal seinen Willen durch. Antonie wird zunächst der Obhut der Mamsell Molkemeyer überwiesen. Aber über die damit gewiesene Zielsetzung schreitet das Schicksal bald genug mit ironischem Lächeln hinweg. Das große Wunder der Natur läßt sich nicht auf die Dauer in die Milchammer verbannen. Der Glanz, der von dem Mädchen ausstrahlt, gehört zu jenem Licht, das der grauen Alltagswelt ein anderes Gesicht zu geben vermag. Und je weniger Antonie selbst davon weiß, um so sicherer schlägt sie alle in ihren Bann. Und so ernst die durch das Schicksal der Mutter gewarnte Frau Udelheid ihre Augen aufhält, sie selbst ist wehrlos gegen den Zauber der natürlichen Lieblichkeit, der ihr entgegenleuchtet. Wohl hat sie ihre Sorgen, wie sie das Kind ihren beiden greisen Hausgenossen ans Herz wachsen sieht. Aber sie ist wehrloser als je. Seit Hennig ihrem Gängelbände entwachsen ist, brauchen die alten Leute ein neues Spielzeug, und so finden sie in Antonie einen dankbareren und verheißungsvolleren Ersatz für den in die süßen Flegeljahre eingetretenen Junker. Wohl warnt Krodbeck. Die Mamsell Molkemeyer spendet ihren Rat, und auch das Pfarrhaus Buschmann läßt es daran nicht fehlen. Sie haben alle nur zu sehr Recht. Frau Udelheid weiß es wohl. Aber gleichwohl läßt sie den Pfarrer und seine Frau im Anschluß an die Auseinandersetzung zum Essen ein und zeigt ihnen, daß das vaterlose Kind der schönen Marie, die Enkelin des schurkischen Barbiers von Krodbeck, das Recht gewonnen hat, an der Tafel des Herrenhauses ihren Platz einzunehmen, und sie hat ihren Spaß an der unverhohlenen Enttäuschung der frommen Pfarrersfrau. Sie vertraut auch diesmal dem Ritter. Er hat sie darüber beruhigt, daß das Vergangene sich wiederholen könne. Wohl hat Antonie die Schönheit ihrer Mutter geerbt, aber noch andere wertvollere Gaben haben gütige Feen ihr in die Wiege gelegt. Und er verbürgt sich für sie und scheint Recht zu behalten. Selbst der Einfluß des alten Fräuleins, der bei der schönen, aber hohlköpfigen Marie die Frucht der Eitelkeit und des Hochmuts großzog, kann in der unantastbaren Echtheit von Antoniens Natur nur einen neuen Reiz anmutigster Höflichkeit entwickeln. So wächst sie, selbst ahnungslos ihrer Macht, denn sie verschenkt unablässig den Reichtum ihres Wesens von Gottes Gnaden, ohne je zu fordern, zur unbestrittenen Königin des Lauen-

hofes heran. Ja, sie macht selbst den der Heimat entwachsenen Hennig, wenn er in den Ferien daheim ist, zu ihrem ritterlichen Genossen. Und wogegen er sich früher in der Zucht des Fräuleins und des Ritters gesträubt hatte, das nimmt er von Antonie leicht und willig an. Nur einen Feind hat diese, gegen den sie sich wehren muß. Das ist Hennigs Schulfährte aus dem Pastorenhaus, Franz Buschmann, der würdige Sohn und künftige Nachfolger seines Vaters, ein widerlicher Gesell, der es darauf ablegt, Antonie ihre Herkunft aus dem Siechenhaus nicht vergessen zu lassen. Aber sie weiß auch ihn in seine Schranken zu verweisen, und die heuchlerische Wortfrömmigkeit des Pastorenhauses hat ohnehin einen recht geringen Kurs auf dem Lauenhofe. Jane Warwolf aber, an der Antonie zum Kummer des alten, eifersüchtigen Fräuleins in unerschütterlicher Herzlichkeit hängt, hat längst ihre grimmigen Lebenssorgen vergessen. Als sie das erste Mal nach dem Tode ihrer Freundin wieder in Krodebeck einfiel, da erteilte sie auf ihre Art der Herrin des Lauenhofes den höchsten Adel:

„Ja, Fraue, ich bin wieder einmal da. Ich bin gekommen, um nach der Erbschaft der Hanne zu sehen; da nehmt meine Hand, Fraue von Lauen; Ihr seid ein stolz brav Weib und sollt Euch nicht bloß in den Schlaf, sondern auch in den Tod lachen. Eure Sterbestunde soll Euch so leicht werden, als Ihr mit Eurem guten Herzen das Leben den Menschen macht. Fraue, Ihr seid eine stolze Frau, und es ist eine Ehre, Euch lieb zu haben.“

Am tiefsten erlebt das Wunder, das mit Antonie auf den Lauenhof gekommen ist, der Ritter von Glaubigern. Er, der sich sein Leben hindurch den Kopf zergrübelt hatte über den Rätseln des Daseins und so etwas wie ein Philosoph dabei geworden war, er sieht es wie einen Schleier von seinen Augen fallen. Durch ihr bloßes Sein und Wesen gibt ihm dieses Mädchen Antwort auf sein hoffnungsloses Fragen nach dem Sinn des Lebens:

„Sie wächst in allen Dingen in die Armut hinein! Die Blüten schlagen über ihrem Haupte zusammen. Und man spricht von der Armut der Erde, während so etwas auf ihr möglich ist! Alles begreift sie auf den ersten Wink, — Herrgott, und wenn ich daran denke, wie der Bursch, der Hennig, der Esel, mir und sich den hellen Angstschweiß über denselben Wissenschaften ausgepreßt hat, so möchte ich ihr zu Ehren den Jungen heut noch rechts und links ohrfeigen! Und sie allein darf das

Frölen Frölen nennen, ohne auf der Stelle zu Asche zu werden! Es ist ein Wunder, ein Wunder, ein Wunder, — ein Wunder! Sie ist die Lehrerin, und wir sind die Schüler. Achtundsechzig Jahre bin ich alt geworden und habe mich abgequält, um zu erfahren, was mir fehle: bis sie gekommen ist, um es mir und um es uns allen zu sagen. Denn allen hat das gefehlt, was sie nach Krodbeck bringt, sie haben sich nur nicht gleich mir gemüht und abgeängstet.“

So scheint sich ein ewig blauer Himmel über dem Lauenhofs Hofe zu spannen. Hennig hat die Schule durchlaufen, sechzehn Jahre alt ist Antonie und zu einer schönen Jungfrau herangereift. Das Jahr ist ein Jahr reichen Segens. Und das Wetter ist der Ernte hold. Alle Sorgen sind gebannt. Hoch auf dem letzten Erntewagen thront Antonie als Erntekönigin unter der buntbebänderten Krone. Aber gerade als Hennig den Wagen vom Felde führen will, da zieht sich mit unheimlicher Schnelle ein merkwürdiger Dunst um die Abendsonne. Beklemmend und betäubend legt sich der Höhenrauch auf Flur und Menschen, und alle die Farben des bunten Sommertages versinken in ein trübseliges Grau. Und als mit lärmendem Jubel der Erntezug von dem Feldweg auf die Straße einbiegt, da steht da am Wegrande in dem fahlen Schein des Höhenrauchs doppelt gespenstlich mit tieferstem Gesicht Jane Warwolf, und sie macht keine Miene, den Jubel zu teilen, der ihr entgegen dringt. Auf das verwunderte Fragen weicht sie aus, gibt aber Hennig schließlich zu verstehen, daß sie mit ihm über Wichtiges zu reden habe. Vorerst hat dieser keine Zeit für sie, denn es gilt nach uraltem Brauch die Einfahrt zu begehen und der Herrin des Lauenhofes den Erntespruch zu sagen. Spät erinnert er sich des mürrischen Gespenstes, das ihm die Freude der Stunde störte. Er findet sie teilnahmslos versunken auf dem Prellstein am Hofstore sitzen. Und nun erzählt sie dem jungen Menschen, der ihr Wesen noch immer nicht zu begreifen vermag, daß sie den Dietrich Häußler, Antonies Großvater, in Alexisbad gesehen habe und daß sein Erscheinen in Krodbeck zu erwarten stehe. Er werde kommen, seine Enkelin vom Lauenhofs Hofe fortzuholen. Hennig versteht sie auch jetzt noch nur halb. Er macht die törichtesten Vorschläge, der Gefahr zu begegnen. Jane macht ihm klar, daß alles vergebens sei. Nicht als Landstreicher sei der ehemalige Barbier im Lande, sondern als schwerreicher Herr von Hausenbleib. Niemand habe die Macht, ihm sein Recht auf seine Enkelin streitig zu machen. Sie weiß nur zu gut, daß einer diese Macht

hat, nämlich Hennig. Aber der ahnt nichts davon. Und diese Ahnungslosigkeit verrät Jane, daß sie ihn überschätzt hat. Hennig wird nicht um Antonie als um einen unersetzlichen Besitz kämpfen. Ratlos weist er die bitter enttäuschte Greisin an den Ritter von Glaubigern. Daß bei diesem und dem anderen alten Kinde, dem Fräulein, der drohende Verlust die größte Erregung auslöst, braucht nicht gesagt zu werden. Am ruhigsten bleibt Hennigs Mutter, als der Sohn aufgeregt ihr die Sache mitteilt. Zunächst löst alles, was mit Dietrich Hänßler in Verbindung steht, ihr immer nur einen Gedanken aus: Schwindel. Dann aber deutet sie Hennigs verwirrte Erregung als Liebe zu Antonie, und sie sieht eine Befürchtung gereift, die schon lange in ihr gekeimt war. Unmittelbar erkennt sie ihre Pflicht, jetzt da ihre alten Kinder unzurechnungsfähig durch die Drohung des Schicksals geworden sind, mit doppelter Nüchternheit in das Werden der Dinge zu sehen. Sie besitzt keine Spur von Adelsstolz. Die Ansprüche, die das Fräulein von Saint Trouin auf diesem Gebiete stellt, sind ihr „dummes Zeug“. Und sie liebt das Mädchen und weiß nur zu gut, was aus dem Leben auf dem Lauenhofe werden wird, wenn sie nicht mehr das Licht in den Alltag wirft. Aber sie weiß auch, daß die Enkelin Dietrich Hänßlers, die uneheliche Tochter der schönen Marie, als künftige Herrin des Lauenhofes undenkbar ist. Sie sieht viel zu klar in das Leben, um nicht voranzusehen, daß für diese selbst diese Rolle die gnadenloseste sein würde, die sich denken läßt. Die drei Schicksalschwestern haben diesmal wie immer unzerreißbare Fäden gesponnen.

Die Hauptbeteiligte, Antonie, ist, wie das so die Regel ist, die letzte, die von der Drohung erfährt. Die andern sind alle so ratlos, daß sie nicht den Mut finden, ihr die Tatsachen mitzuteilen, und so erhält sie auf die grausamste Art davon Kenntnis. Das Siechenhaus hatte wieder einen Insassen erhalten. Diesmal war es ein zur Ruhe gesetzter Zuchthäusler. Er hatte das Gespräch zwischen Jane und Hennig über den Herrn von Hausenbleib belauscht. Der alte Gauner aber kennt den Edlen aus früheren Geschäftsverbindungen nur zu gut, und in neidvoller Bewunderung hat er dem Gespräch vor allem die Tatsache entnommen, daß der Kumpan aus früheren Tagen auf der Leiter des Glücks einen beträchtlichen Aufstieg gewonnen hat. Als Antonie am Abend nach dem Erntezug die Gräber der Mutter und Pflegemutter mit Blumen schmückt, um auch ihnen ihren Anteil an der Ernte zu geben, da benützt der Zuchthäusler die Gelegenheit, ihr seinen Glückwunsch zu dem großen Lose in

der Lebenslotterie auf seine Weise auszusprechen, in der Hoffnung, daß sich Dietrich Häußler seiner erinnern und ihm ein Scherflein von seinem Überfluß zukommen lassen werde. Erbarmungslos wird so der Arglosen der Schleier der holden Lebensillusion, der sich auch um ihre Augen gewoben hatte, hinweggerissen, und sie sieht zum erstenmal unheimlich klar, wie es in Wahrheit um ihre Stellung auf dem Lauenhofe und in der Welt überhaupt steht. Sie blickt in das starre Antlitz ihres unerbittlichen Schicksals und liest ihr Urteil, das hier und überall auf der weiten Welt das gleiche sein wird: heimatlos!

Das Verhängnis geht seinen Gang. Das edle Pastorenhaus bemüht sich, ihm den Weg zu ebnen, indem es auf eigne Faust versucht, mit dem Edlen von Hausenbleib in Verbindung zu treten und ihn auf dem Lauenhofe einzuführen. Und es hat ein sehr gutes Gewissen dabei. Könnte denn je der böse Fleck, den Antonies Dasein im Leben Krodebecks bedeutet, auf bessere Weise getilgt werden als jetzt, da der Großvater sie zu einem Leben des Glanzes und Reichthums abrufte? Was wissen diese frommen Leute auch von den verschiedenartigen Gestalten, die der Schüdderump auf Erden anzunehmen vermag! Der Dichter aber kann es nicht lassen, gerade jetzt uns das dumpfe Gepolter des unheimlichen Gefährts wieder zu Gehör zu bringen.

„Wir haben wohl den Schüdderump gänzlich vergessen? Das Leben ging uns so leicht und weich ein, die Tage gingen wie auf samtnen Schuhen vorüber: weshalb auch sollten wir in der guten Stunde selbstquälerisch das auffuchen, was seinerzeit ohne Einladung nahen und sich nicht abhalten lassen wird? Wir waren gesund und wohltauf; ja, wir konnten lachen, ohne zu wissen warum; warum sollten wir freiwillig das dunkle Bild im Winkel aufstöbern, welches uns sehr ernst stimmt, ohne daß wir behaupten könnten, wir wüßten nicht weshalb?“

Horch, was war das? Vielleicht traf das Rad des widerwärtigen Karrens auf einen Stein am Wege, und so wurde die schauerliche Last ein wenig zusammengerüttelt, und den Ton vernahmen wir mitten im fröhlichen Behagen des Daseins, im Kreise der Freunde, einsam am warmen Ofen in der Winternacht, auf der Höhe des Gelags, unter den Kränzen der Hochzeitsfeier, im Theater, am Wirtshausstisch oder im tiefen traumlosen Schlaf. Das ist's! Und man fährt mit der Hand an die Stirn: so viel Lichter um uns her angezündet sein mögen, so hell die Sonne scheinen mag, auf einmal wissen wir wieder, daß wir aus dem

Dunkeln kommen und in das Dunkle gehen, und daß auf Erden kein größeres Wunder ist, als daß wir dieses je für den kürzesten Moment vergessen konnten.

Da denken wir mit Schauern derer, welche gestern starben, und derer, die in tausend Jahren sterben werden, und vielleicht denken wir auch an ein uns fremdes, gleichgültiges, unbekanntes Kind, das wir einst zufällig unter den Blumen seines Sarges erblickten, und sehen ernst genug geradaus und begreifen augenblicklich kaum noch, wie der dicke Gevatter uns gegenüber so herzlich über den alten Witz seines hageren Nachbarn lachen kann; bis dasselbe Wunder auch uns von neuem widerfährt, und das Messer- und Gabelgeklirr des Lebens auch uns von neuem betäubt und obendrein uns recht vergnügt stimmt.“

Der Edle von Hausenbleib läßt länger auf sich warten, als man denkt; und als er endlich in Begleitung des Pastors erscheint, da enttäuscht er alle Erwartungen. Er kommt als ein freundlicher, alter Herr, der sich der peinlichen Lage vollkommen gewachsen zeigt, selbst als die Guts herrin deutlich genug an Vergangenes rührt, und der die großväterliche Rührung vortrefflich spielt. Ja, er weiß sich sogar selbst zur Abendtafel einzuladen, ohne daß jemand ihn abzuweisen wagt. Und da erzählt er denn vortrefflich von seiner neuen Heimat, der Stadt Wien, und von der herrlichen Stadt Verona, die er schon dreimal hat verproviantieren helfen. Er redet so gut, daß zuletzt selbst Frau Adelheid mit Vergnügen zuhört und über Antonies Zukunft sich vollkommen beruhigt; ja, sie begreift kaum, weshalb diese ihre trostlose Miene nicht ablegen kann. Der Edle von Hausenbleib gewinnt das Spiel in jeder Hinsicht. Was hilft es dem alten Ritter, daß er in der Nacht mit einer letzten schwachen Hoffnung klagend am Bette Hennigs erscheint? Was hilft es, daß er aus allem das bittere Fazit zieht:

„Das ist das Schrecknis in der Welt, schlimmer als der Tod, daß die Kanaille Herr ist und Herr bleibt?“

Er hält damit den Schüdderump nicht auf. Denn wir wissen, daß der offene Wagen, der am Nachmittag des nächsten Tages mit dem behaglichen alten Herrn und der bleichen Antonie durch den sonnedurchleuchteten Tannenwald fährt, der Schüdderump ist. Als Triumphator verläßt der gerissene Gauner das Schlachtfeld. Nur eine weiß, daß er seines Siegespreises sich nie erfreuen wird: Jane Warwolf. Vom Straßenrand reckt sie die Hand gegen das entschwindende Gefährt aus: „Du bist doch ein Narr, Dietrich Häußler!“

Mehrere Jahre vergehen. Außerlich geht das Leben auf dem Lauenhof seinen gleichen Gang. Hennig studiert ein Jahr lang Landwirtschaft in Berlin, ein zweites verlebt er als Einjähriger bei den Kürassieren in Halberstadt. Dann legt die Frau Adelhaid die Zügel der Regierung in seine Hand. Sie ist müde und weiß selbst nicht, woran es liegt. Fremdlos ist das Leben auf dem Hofe geworden. Hennig wird von einem rastlosen Unbehagen gepeinigt. Er weiß nichts mit seinem Leben anzufangen. Die beiden Alten geben der Gutsherrin weder Trost noch Arger mehr. Sie sind dem Dasein fast entrückt und leben nur auf, wenn Antonies Briefe aus Wien kommen. Und doch ist Frau Adelhaid, deren frische Lebendigkeit kaum mit Krankheit vereinbar scheint, die erste, die aus dem Kreise scheidet. Eines Tages hatte Hennig die feste Absicht kundgegeben, das Regiment der Mutter zurückzugeben und auf Reisen zu gehen. Die Mutter stemmte sich dagegen und hielt den Plan für eine große Torheit. Erhitzt von dem Streit, hatte sie sich beim Gang über den Hof an dem stürmischen Februarabend zum ersten Mal in ihrem Leben erkältet und war aufs Krankenlager geworfen worden. Sie stirbt so klar und klaglos, wie sie gelebt. Und sie hat ihr Haus wohl bestellt. Den Ritter und das Fräulein legt sie dem Sohne ernst ans Herz; ja am Tage vor ihrem Tode verpflichtet sie Jane Warwolf, sich auf dem Lauenhofe zur Ruhe zu setzen, damit immer jemand da sei, der für die beiden alten Kinder Sorge, wenn es Not sei.

Hennig aber macht sich nach ihrem Tode auf die Reise. Die von dem Fräulein ihm überkommenen romantischen Eindrücke seiner Jugend sind in ihm plötzlich wach geworden. Nach Italien soll die Fahrt gehen. Das erste Ziel aber ist Wien. Am Tage vor ihrem Tode hatte ihm die Mutter gesagt:

„Wenn du durch Wien kommen solltest, so bringe dem Kinde einen Gruß von mir; ich habe es sehr lieb gehabt. Aber — halt — dich nicht zu lange dabei auf!“

Die Briefe, die Antonie nach Krodbeck gesandt hatte, hatten gelacht, wie die Absenderin auf dem Lauenhofe jederzeit gelacht hatte. Nur der Brief, mit dem sie auf die Nachricht vom Tode der Frau von Lauen geantwortet, hatte einen anderen Ton und enthielt dunkle verworrene Anspielungen, die man in Krodbeck aber mit dem gemeinsamen Schmerz in Beziehung gesetzt hatte.

Es zeigt sich bald klar genug, daß der gute Hennig nicht der Mann ist, dem Schüdderump sein Opfer zu entreißen. Er ist ein guter Kerl mit einem warmen Herzen, und er ist kein dummer Junge mehr; aber das Schicksal hat ihm nicht die Augen gegeben, die durch die Decke der Oberfläche in die Tiefe sehen. Er ist ehrlich entsetzt, als er an Stelle der munteren, stets zu einem herzlichen Lachen bereiten Antonie ein schwerkrankes Mädchen findet, und er ahnt wohl dunkel, daß der Edle von Hausenbleib, der wieder einmal ein glänzendes Geschäft in Verona erledigt, die Schuld daran trägt. Er sucht sie, die, von seinem überraschenden Besuch beglückt, nicht genug von ihrem Jugendparadies hören kann, nach Kräften aufzuheitern. Aber die lächelnd ernstesten Anspielungen der Freundin versteht er kaum zur Hälfte, und er ahnt nicht im geringsten, worum es hier geht.

„Vielleicht kannst du auch Tote auferwecken — probier es einmal!“ sagt ihm Antonie mitten im lächelnden Geplauder. Aber Hennig hat diese Kunst nicht gelernt. Ja, er versteht so wenig den seelischen Zustand der Kranken, daß er bei seinen späteren Besuchen geistreich wird und den erinnerungsdurstigen Mädchen, dem das Geringste aus der durchsonnten Vergangenheit lieb und heilig ist, den Lauenhof und selbst den ehrwürdigen Ritter in ironischer Beleuchtung zeigt.

Nach Hause schreibt er einen verworrenen Brief über seine Reiseerlebnisse und über den Zustand, in dem er Antonie gefunden hat. Und er fühlt damit sein Gewissen beruhigt, wenn er sich auch einige Gedanken macht über die Wirkung, die dieser Brief in Krobebeck auslösen wird. Und dann gewinnt bald die schöne Stadt Wien mit ihren mannigfaltigen Reizen Gewalt über ihn und reißt ihn in ihren Wirbel. Wenn er dann, aus dem Rausch erwacht, zu Antonie kommt, so trägt er das Gefühl seiner hilflosen Anzulänglichlichkeit als Schuld zu ihr.

Einmal öffnet bei solcher Gelegenheit Antonie ihr Visier vor ihm. Ein Brief von Verona war eingetroffen. Der Edle von Hausenbleib hatte nicht nur von Antonie, sondern auch von seinen Bedienten, die ihm über alles zu berichten hatten, von dem Besuch des norddeutschen Gastes erfahren, und wenn er auch den guten Hennig nicht gar zu ernst nahm, so hatte er doch Antonie deutlich genug zu verstehen gegeben, was sie ihm schuldig sei und was er von ihr erwarte. Und unter dem Einflusse dieses brutalen Schreibens fand Hennig die Freundin schwächer und kränker als je. Und diese hielt es nicht mehr für nötig, Komödie zu spielen. Sie

selbst zieht ihm den Schleier von ihrem Leben und spricht ihm von ihrer Heimatlosigkeit und ewigen Fremdheit in diesem Leben, die jetzt ihr einziger Trost ist, da sie davon scheiden muß. Der Junker versteht sie auch jetzt nur halb, aber er fühlt doch den tiefen Ernst in ihren Worten, und der greift in sein warmes, gutmütiges Herz. Und er wird bereedt und sucht ihr ihren vermeintlichen Wahn auszureden, und auf einmal sieht er den Weg. Er will sie ihrem Großvater abringen, er will sie mit sich nach Krodebeck nehmen und mit ihr das Glück, das er einst kampflos preisgab, wieder auf den Lauenhof verpflanzen. Und wieder ahnt er nicht, daß er damit der Kranken den schwersten Schmerz bereitet. Denn sie liebt ihren Jugendgefährten, und sie weiß doch, daß es nur ratloses Mitleid ist, was ihr aus seinem Herzen entgegendringt. Und zum zweiten Mal versinkt ihr unwiederbringlich das Land ihrer Sehnsucht. Und nun muß sie dazu noch fürchten, daß der gute Junge, der sich selbst nicht kennt und ein leichter Spielball seiner Gefühle ist, ihr den Frieden ihres Sterbens stört.

Inzwischen hat der Edle von Hausenbleib seine Geschäfte in Verona zu seiner Zufriedenheit erledigt. Der gerissene Kriegsgewinnler hat sich diesmal aus einer recht peinlichen und gefährlichen Lage herauswinden müssen. Eine seiner Lieferungen war allzu vorzeitig in Fäulnis übergegangen, und der üble Geruch bedrohte ihn mit geschäftlichem Ruin. Nur den Beziehungen des Grafen Conezionsky hat er es zu verdanken, daß die Gefahr beseitigt wurde. Den Preis dafür soll die schöne Antonie Häußler bezahlen. In Venedig bereinigen die beiden Ehrenmänner mit aller wünschenswerten Offenheit das Geschäft, und beide sehen keinen Grund, ihrer Sache nicht sicher zu sein. Ja, der Großvater weiß jetzt sogar, daß seine Enkelin die Gegenwart ihres Jugendfreundes mehr fürchtet als alles andere.

Antonie wehrt sich nicht mehr gegen das Opfer, das das Schicksal von ihr fordert. Der alte Gauner sieht sein Spiel gewonnen und teilt Hennig die Verlobung seiner Enkelin mit dem Grafen Conezionsky in einer Weise mit, die den Ratlosen noch ratloser macht. Vierzehn Tage trägt dieser seine Verworrenheit in Wien spazieren, bis er sich, verzweifelt darüber, daß vom Lauenhose keine Antwort auf seine Briefe eintrifft, aufrafft, um dem Edlen von Hausenbleib seinen Besuch zu machen und zu ergründen, was er nicht begreift. Er findet in dem um Antonie versammelten Kreise die liebenswürdigste Aufnahme, um dann dummer und hilfloser als je Zuschauer der tragischen Komödie zu sein, die da gespielt

wird und in der die bleiche, aber lächelnde Braut die Hauptrolle spielt. Und als er schließlich in der Empörung seines ehrlichen Herzens die gesellschaftlichen Rücksichten beiseite schieben will, da ist es diese selbst, die ihn mahnend zurückeruft.

In demselben Augenblick aber wird das grausame Spiel von einer zitternden Greisenhand zerrissen, die sich doch machtvoller erweist als die lebenssichere Klugheit aller, die eine Rolle in dem frivolen Drama um Antonie spielen. Die hübsche Kammerjungfer, die der Edle seiner Enkelin zur Bedienung und zur Aufsicht gemietet hat, tritt in den Kreis und meldet den Ritter von Glaubigern.

Die verworrenen Briefe des Junkers haben auf dem Lauenhofe doch ihre Wirkung gehabt, freilich eine andere, als er selbst sich gedacht. Die drei Alten dort, der Ritter, das Fräulein und Jane Warwolf, haben aus ihnen noch viel mehr herausgelesen, als Hennig niedergeschrieben zu haben glaubte. Sie haben auf und zwischen den Zeilen gelesen, daß der Abgesandte nicht nur dem Glend ihres Kindes nicht gewachsen war, nein, daß er es ahnungslos nur noch grimmiger gemacht habe. Die verzehrende Sorge aber, die er ihnen dadurch auf die Seele gelegt, hatte der greise Ritter, der seit zwanzig Jahren nicht den Lauenhof verlassen, den längst sein müdes Dasein in den engsten Ring gebannt hatte, durch den heldenhaften Entschluß besiegt, selbst in Wien sein Unrecht auf sein Kind geltend zu machen. Und so steht er jetzt wie ein geharnischtes Gespenst in dem verblüfften und grenzenlos verwirrten Kreise Dietrich Häußlers und nimmt sein Kind an das Herz als sein unentreibbares Eigentum. Und seine zitternde Greisenschwäche erweist sich von so sieghafter Hoheit, daß selbst den beiden klugen Geschäftsfreunden, dem Edlen und dem Grafen, ihre wehrlose Ohnmacht dagegen unmittelbar bewußt wird.

Antonie aber erlebt ihr letztes, höchstes Glück. Wohl muß sie dem greisen Freunde klarmachen, daß er ganz umsonst die weite Reise gemacht habe, wenn er davon geträumt habe, sie mit sich nach dem Lauenhofe zurückzunehmen. Und jetzt erst sieht der Ritter die ganze Grausamkeit des unerbittlichen Schicksals, das seinem Liebling und ihm selbst entgegenstarrt.

„D sie sieht furchtbar klar — sie wäre doch verloren in der Heimat. Sie hat recht, sie hat keine Heimat — dort nicht — dort nicht. Und weil sie weiß, daß man an einer Rolle wie die ihrige wirklich stirbt, so

hat sie sich in dieselbe hineingeflüchtet, und ich — ich habe ihr nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu bieten!“ —

Aber mächtiger als dieses grimmige Schicksal ist doch der lächelnde Friede des Menschenkindes, das es trägt. Und dieser Friede bezwingt auch seine Not. Er erfährt es, daß er dennoch nicht umsonst gekommen ist, daß er seinen Weg niemals wieder von dem Antoniens zu trennen braucht.

Als einen kindisch gewordenen Greis, dessen verworrene Vorstellungsbilder um einen einzigen Pol kreisen, bringt Hennig von Lauen den Ritter von Glaubigern nach Krodebeck zurück. Und wir erfahren noch auf dem Wege dorthin durch den Mund des gottseligen Franz Buschmann, der sich anschickt, seines verstorbenen Vaters Amt anzutreten, wie die Welt sich achselzuckend mit dem Schicksal der schönen Antonie Häußler abfindet. Zulezt aber führt uns der Dichter noch einmal an die Stätte, von der er seine Erzählung vom Schüdderump den Ausgang nehmen ließ:

„Wenn die Witterung es erlaubt, schleichen drei alte, kümmerliche Gestalten nach dem Siechenhause, das wieder leer steht, und Jane Warwolf trägt den Schlüssel und öffnet so schnell als möglich; denn der Ritter von Glaubigern wird sehr böse jetzt, wenn er nicht sogleich seinen Willen bekommt. Die drei sitzen in einer Reihe auf der Bank und betrachten die kahlen Wände. Wenn jedoch plötzlich ein Schein über die morsche Wand hinlief, und eine lichte Gestalt leise winkend und freundlich lächelnd vorbeiging und den Finger auf den Mund legte, so würden sie sich kaum darüber wundern.“

Der Schüdderump. Entstehung und Bedeutung

Über den Weg, auf dem sich Raabe die Bilder seines Romans verdichteten, wissen wir, von dem Titelmotiv abgesehen, wenig zu sagen. Weder Plan noch Entwürfe haben sich erhalten. Der Schüdderump selbst ist keine Erfindung des Dichters. Er fand von ihm berichtet in einem Buche, das er vielfach als Quelle benützt hat: *Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Vorzeit . . . Der Lande Braunschweig und Hannover* von W. Görgeß, 3 Bände, 1843—45. Hier stieß er im ersten Bande (S. 227) in dem Aufsatz über die Stadt Schöningen auf eine Notiz, die seine Phantasie gefangen nahm.

„Obwohl nun im Dreißigjährigen Kriege die Stadt vom Schwerte verschont blieb, so wußte der Engel des Todes doch eine Waffe zu schwingen, die nicht minder verderblich war. Es wütete nämlich im Jahre 1625 die Pest. Raum konnte man damals die Toten begraben; von einer Totenbahre, ‚Schüdderump‘ genannt, wurden sie sofort, ohne berührt zu werden, ins Grab geschüttet. Cuno sah im Jahre 1728 noch einen Schüdderump, welcher als Reliquie zum Andenken an die greuelvolle Zeit zu St. Nicolai in Ostendorf aufbewahrt wurde.“

Der hier erwähnte Cuno ist der Verfasser der Memorabilia Scheningensia (Leipzig 1728), der unter den Merkwürdigkeiten der Stadt „eius modi feretrum, quod vocant einen Schüdderump“ aufführt.

Danach ist der geschichtliche Schüdderump kein Karren, sondern eine Tragbahre. Wahrscheinlich geleitet durch den Klang des merkwürdigen Wortes, hat Raabe damit das Motiv des rollenden Wagens verbunden, der durch sein Gepolter eine freundliche Augenblicksstimmung zerreißt. Und dieses Motiv läßt sich bei ihm bis in seine Anfänge zurückverfolgen.

In der „Chronik der Sperlingsgasse“ (30. November) späht Wachholder in der späten Nacht auf die dunkle Gasse hinunter und belauscht das scheue Geflüster zweier Liebenden. „Ein in der Ferne rollender Wagen macht das übrige unhörbar.“ Schon in seinem nächsten Roman „Ein Frühling“ wird diese alltägliche Beobachtung ins Typische erhoben. Im 10. Kapitel lauscht Ostermeier, während er die Treppe hinuntersteigt, auf Klärchens Gesang.

„Er bleibt stehen und horcht, bis das Geräusch eines in der Gasse rollenden Wagens Klärchens Gesang übertönt.“

„Beim Anubis“, sagt ärgerlich der Privatdozent. „Niederträchtiger Karren! Immer kommt einem doch in der Welt solch abscheuliches Gepolter zwischen alles Hübsche, Schöne und Gute!“

Dieses Urteil nimmt schon recht deutlich das Schüdderump-Erlebnis vorweg. Und die Entwicklung des Motivs zeigt uns an einem Beispiel, wie das Winzigste des Alltagslebens in Raabes Seele sich zu einem tief sinnigen Lebenssymbol zu entfalten vermag.

Für die Umwelt, in die Raabe das Geschehen seines Romans verlegt, ist nur eine leise Andeutung nachweisbar. Das zweite Notizbuch enthält einen Plan, der vom 1. April 1866 datiert ist:

„Das alte Weib im Armenhaus, welches einen entlassenen jungen Sträfling, der von seinem Vater nicht wieder aufgenommen wurde, bessert. Novelle.“

Hier haben wir offenbar den Keim zu der Atmosphäre des Krodebecker Giechenhauses und zu der Gestalt der Hanne Ullmann.

Die Versuche, Krodebeck und den Lauenhof irgendwo in dem nördlichen Vorgelände des Harzes auf Grund der recht unbestimmten Angaben des Dichters festzulegen, halten wir für verfehlt. Es kam ihm offensichtlich nur darauf an, den Brocken als ein Symbol von urweltlicher Kraft in die Landschaft seiner Erzählung hineinblicken zu lassen.

Als Raabe im Jahre 1871 zum ersten Mal die neu eröffnete Bahn von Bienenburg nach Halberstadt für seine Reise nach Blankenburg benutzte — vorher fuhr man über Dschersleben nach Halberstadt — schrieb er an seine Frau:

„Die neue Bahn über Bienenburg ist sehr schön; — es ist eben die Gegend von Krodebeck und macht meinem Schütterump alle Ehre.“
(11. Juli 1871.)

Für den Namen des Geschlechtes von Lauen hat ihm möglicherweise neben der Ruine Lauenstein im Harz jene Stelle aus seiner Skizze „Aus dem Lebensbuche des Schulmeisterleins Michel Haas“, um die er seinerzeit einen Streit mit Freund Glaser hatte führen müssen, die Anregung gegeben. Da ist von Lauenstein am 3. die Rede:

„Lauenstein ist ein Flecken, und ist auch ein Amtshaus darin. In diesem Flecken liegt eine lutherische Kirche ‚Spiegelberg‘ genannt, nebst einem Kirchhof, worauf die meisten Leichen aus dem Ort begraben werden. Bei dieser Kirche stehet ein Armenhaus, worin einige alte Weiber wohnen und totgefüttert werden.“

Ein anderes winziges Motiv, das sich im „Schütterump“ ausgewirkt hat, findet sich in dem gleichen Notizbuch aufgezeichnet:

„Eine Familiengeschichte oder vielmehr die Geschichte eines Geschlechtes zu schreiben. Ein drolliger Zug entwickelt sich von Geschlecht zu Geschlecht, und vom Vater auf den Sohn mehr und mehr. W. R. St. den 18. September 1866.“

Diesem Gedankenblitz, der ihn übrigens auch später noch einmal beschäftigte, entnahm Raabe die Anregung, den guten Hennis an dem Ende eines adligen Geschlechtes zu zeigen, von dem die Chronik keinerlei

romantische, sondern nur recht nüchterne Heldentaten zu berichten weiß. Der Ahnherr Hilmar von Lauen, der siegreiche Verschlinger der riesigen Bratwurst des Herzogs von Braunschweig, ist der hervorragendste Held der ganzen Reihe, und der Dichter gewinnt mit ihm ein humoristisches Symbol für die heldische Begrenztheit des jüngsten Enkels derer von Lauen.

In das Reich der Vermutungen kommen wir schon mit dem Hinweis, daß vielleicht „das kranke Mädchen“, das Kaabe in den ersten Tagen seines Wiener Aufenthalts kennenlernte und das sein Tagebuch festhält, das Urbild seiner Antonie geworden ist. Bei der Abhängigkeit der Phantasie Kaabes von der Anschauung ist das durchaus möglich, und er schöpft ja in seinem dritten Buch in sehr weitem Umfang aus seinen im Jahre 1859 in Leipzig, Dresden, Prag und Wien gewonnenen Erinnerungsbildern. Daß ihm das Motiv des kranken Mädchens schon lange auf der Seele lag, zeigt neben der „Holunderblüte“ der erste Plan zum „Hungerpastor“, wo aus dem Schmerz um den Tod des Mädchens der Hunger nach dem Höchsten entwickelt werden sollte.

All diese Motive erscheinen uns winzig und wenig aufschlußreich für die Entstehung des Romans. Das Motto aus Bürgers Prolog zu Sprickmanns Drama „Eulalia“ hat bei der Gestaltung nicht mitgewirkt. Kaabe hat es erst kurz vor der Vollendung des Romans gefunden, wie das Tagebuch vermerkt. Sehr wichtig und aufschlußreich aber erscheinen uns im Zusammenhang mit der ironischen Frage dieses Mottos die vier Verse, mit denen Kaabe Juvenal, Schopenhauer und sich selbst zugleich zitierte und die uns über den künstlerischen Standpunkt, den er mit diesem Roman gewinnt, aufklären.

Als Hennig in der entscheidenden Stunde kläglich versagt hat, da beginnt der Dichter das nächste Kapitel so, wie seiner Vorstellung nach die gerührten Leser es am liebsten gesehen hätten: er läßt den Junker in tiefem Schmerz den unerfesslichen und unentbehrlichen Wert Antonies für den Lauenhof und sein eigenes Leben erkennen. Und dann fährt er fort:

„So oder ungefähr so hätten wir berichten — schreiben müssen, wenn uns im geringsten daran gelegen wäre, den Beifall und die Teilnahme unserer Leser in der gewöhnlichen Weise zu fesseln und nach altem und durch die Gewohnheit fast geheiligtem Brauche das Wahre dem Erhebenden mit wahrhaft rührender Naivität nachzusetzen.“

Wer gut sein Schifflein zu steuern weiß,
Den soll man höchlichst preisen;
Doch vitam impendere vero ist
Das Wort der Helden und Weisen;

und obgleich wir weder zu den Helden noch den Weisen zu rechnen sind, werden wir in diesem Fall doch bei der Wahrheit bleiben. Der Junker von Lauen weinte keine blutigen Tränen, er rang nicht die Hände und hatte durchaus nicht die Absicht, seine Vasallen aufzurufen und mit Schild und Schwert den süßen Schatz des Lauenhofes gegen den nichtsahnenden Feind zu decken. Er war ärgerlich, wütend, ein wenig ängstlich betrübt, und vor allem in großer Verlegenheit. Das war aber auch alles, was wir in diesem Momente über seine Stimmung mitteilen können.“

Jene vier Verse stammen aus einem Gedicht „Ich sah in den Gassen des Volkes Geist“, das Raabe im Jahre 1864 für das „Bergwerk“ gedichtet hatte. Das Zitat darin aus Juvenals Satiren „Vitam impendere vero“ — das Leben der Wahrheit opfern — aber steht als Motto auf dem Titelblatt von Schopenhauers „Parerga und Paralipomena“.

Wir erinnern uns jetzt an jenes Wort in dem Brief an Glaser, in dem er darüber klagte, daß so viel Lüge in unserer Literatur sei, und den harten Entschluß kund tat, das Seinige dazu zu tun, sie daraus zu vertreiben. Die Berufung auf das Wort des Juvenal zeigt uns, daß es ihm bitter ernst mit dem Entschluß war, und zeigt uns weiter, was er darunter verstand.

Es handelt sich hier für Raabe um die Zielsetzung seiner Kunst. Und das erste Gesetz, das er aufstellt, lautet, daß die Rücksicht auf die Neigung und Abneigung des Lesers keine Stimme dabei haben darf. Der schleierlosen Wahrheit wird der unantastbare Vorrang vor dem holden Wahn eingeräumt, mit dem die Menge sich die Kerkerwände ihrer Existenz vergoldet. Die Kunst, wie Raabe sie jetzt sieht, hat eine höhere Aufgabe als mitzuweben an der bunten Lüge, die die meisten ach nur zu gern für das Leben nehmen und die sie so brünstig vor allem in der Dichtung suchen, wenn ihnen, was nicht ausbleiben kann, das Leben den Schleier lüftet. Zur Mitleidslosigkeit seinem Leser gegenüber bekennt sich hier Raabe, und er weiß zugleich, daß er damit sein eigenes Lebensschifflein den ungewissen Stürmen preisgibt. Und wenn er dabei auch gelassen den

Anspruch auf Heldenhaftigkeit ablehnt, er legt dennoch zugleich die Hand damit an den Kranz des höchsten und — dornenreichsten Heldentums, der auf seinem Gebiete zu erringen war. Denn die Fähigkeit in sich zu wissen, durch das Spiel seiner Kunst auch die Masse sich zu gewinnen, wie sie ihm sein „Hungerpastor“ beglaubigt hatte, und dennoch entschlossen um der Wahrheit willen dieser Fähigkeit mit dem Opfer seines Lebensbehagens und seines Ruhmes in der Zeit die Auswirkung zu versagen, dafür gibt es kein anderes Wort in unserer Sprache als Heldentum. Aber dennoch ist die Ablehnung dieses Titels keine bloße Phrase einer falschen Bescheidenheit. Das Wort verliert leider unvermeidlich seinen Glanz und seine Lockung für den, der da handelt, wie er muß.

„Es gehört immerhin ein fein organisiertes Geflecht der Nerven dazu, um die wirklichen Königreiche dieser Welt von den nachgemachten, den unechten, den scheinbaren zu unterscheiden, und der gute Junker war von der Natur, wie wir wissen, viel zu sehr begünstigt, um jemals durch seine Nerven veranlaßt zu werden, eine wirkliche Krone, die doch immer nur eine Dornenkrone sein kann, vor seinen Füßen vom Boden aufzuheben.“

Es ist hier von Hennig die Rede, aber wir zweifeln nicht, daß das Bild sich dem Dichter aufdrängte, weil er sich selbst die Hand nach der Dornenkrone ausstrecken sah.

Und von nun an werden ihm Wahrheit und Dichtung untrennbare Begriffe.

„Das ist unwahr und deshalb keine Dichtung. Lügen darfst du in politischen Abhandlungen, statistischen Aufstellungen und dergleichen. Das hat nichts zu sagen. Da lacht nur die pragmatische Weltentwicklung. Lügst du aber in der Dichtkunst, so lacht die Natur, die Sterne schütteln sich vor Lachen und — Mitleid.“

Wir wissen nicht, wann dieses Wort niedergeschrieben wurde, geboren aber wurde es in der Zeit des „Schütterump“.

Ein Lebensbild, das mit den unerbittlichen Augen der Wahrheit geschaut wird, muß ernst und dunkel sein. Diese Augen sind nicht gewöhnt und nicht gewillt sich abzuwenden, wenn das Elend hilflos am Wegrande aufschreit, und es sind fragende Augen, die an alles mit dem großen Warum? herantreten und nicht eher Ruhe geben, bis sie Antwort erhalten. Es sind Augen, die nirgends und niemals sich das Recht anmaßen, unbeteiligt zu sein an dem, was sie sehen, in denen immer das herbe Wissen leuchtet: *Tua res agitur*. Es war ein Dichter, der so viel unvergäng-

lichen Glanz in das deutsche Leben warf, daß man darüber seine eigene Dualgebundenheit vergaß, der die Tragik dieser Augen in zwei Verse kannte:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

Mit solchen Augen hat Raabe im „Schüdderump“ sein Weltbild gesehen, und man hat ihn darum einen Pessimisten gescholten. Er war es auch hier ebensowenig, wie Friedrich Schiller es war. Denn er ist auch hier nur durch das Dunkel gegangen, um für sich und für den Leser, an den er glaubte und für den er schrieb, das Licht zu erobern.

Darüber werden wir klar, wenn wir dem „tief und weit ausgebildeten System“ nachspüren, zu dem der Schüdderump den Dichter nach seinem Wort geführt hat.

Dieses System enthält keine mystischen Geheimnisse. Es ist unendlich einfach, und seine Lehrsätze sind jedem zugänglich, ja sie stehen in engster Verwandtschaft zu jenen Gemeinplätzen, die unzerstörbar durch Zeit und Raum ihre ewige Geltung bewahren. Diese Philosophie gipfelt in dem einzigen Rat, das Leben im Banne des Schüdderump zu sehen, sich abzufinden mit dem herben Gedanken der Vergänglichkeit und damit sich zu feien gegen den Schmerz der Enttäuschung, wenn der ans Herz gewachsene Erdenbesitz welkend und verwesend die Erdengebundenheit seines Wesens offenbart. Der Schüdderump ist gar nichts Neues in Raabes Lebenseroberung. Er ist nur das plastische Sinnbild jenes Verses aus des Dichters Liebesfrühling:

Denk Schatten im Sonnenschein!

Freilich ist dieser Gedanke hier rücksichtslos zu Ende gedacht und zur Grundlage einer Weltbewertung geworden, die keine Illusionen gestattet. Wie der gespenstische Höhenrauch, der in unserer Geschichte den nahenden Siegeslauf des Schüdderump ahnungs schwer ankündigt, den lachenden Tag in eine andere Beleuchtung rückt, so verbleichen im Banne des Vergänglichkeitsgedankens gar viele Farben an den Dingen und Gestalten, die wir für echt und unzerstörbar halten. Da verweht vor allem der trostreiche Wahn der „poetischen Gerechtigkeit“, die für die meisten Menschen trotz alltäglicher Erfahrungen leider mehr ist als ein ästhetischer Begriff. Im „Hungerpastor“ erhielt der Schurke noch seinen verdienten Lohn in der Verachtung derer, die ihn gebrauchten, und derer, gegen die er sich

gebrauchen ließ. „Bürgerlich tot im fürchterlichsten Sinne des Wortes“, hieß es damals von ihm. Im „Schüdderump“ sehen wir Dietrich Häußler am Schluß an seiner zweiten Million arbeiten, hinausgewachsen selbst über Helfershelfer, wie der Graf Congezionsky einer war. Und auf der anderen Seite erhalten wir eine erschütternde Lektion über das Thema vom Los des Schönen auf der Erde. Und es zerflattert damit nicht nur der holde Glaube, daß sich alle Schuld auf Erden rächt, nein hinter der Schuld selbst, wie der Durchschnitt der Menschen sie sich denkt, steigt ein großes Fragezeichen auf. Als der Dichter den alten Gauner zum ersten Mal in unseren Gesichtskreis treten läßt, da stellt er ausdrücklich die Fragwürdigkeit des üblichen Schuldurteils fest, in dem wir befangen sind:

„Das ist das Erfreuliche am Leben, daß der Mensch für seine Natur kaum verantwortlich zu machen ist, und so werden wir gewiß nicht auf den Meister Dietrich Häußler um das, was er war, und um das, was er wurde, mit zu finstrem Auge und zu tiefem Stirnrunzeln blicken.“

Wir haben heute ja wohl ein etwas stärkeres Verständnis dafür gewonnen als der leichtherzige Optimismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der die Umwelteinflüsse auf Kosten des schicksalgebundenen Wesenskernes bei der Menschenentfaltung überschätzte.

Nein, es ist schon so, und die Menschheit hat dies auch von jeher ihren Priestern zum Troß dunkel in ihrem Bewußtsein getragen, daß der Ausgleich von Schuld und Sühne auf dieser Welt eine recht mißliche Angelegenheit ist. Der Schüdderump poltert jedenfalls recht gleichgültig an dieser Frage vorüber, und sein Lenker kümmert sich wenig darum, „wie tapfer Hüon und wie schön Rezia ist“. Und das Wort des Ritters von Glaubigern von dem „Schrecknis in der Welt, schlimmer als der Tod, daß die Kanaille Herr ist und Herr bleibt“, ist nicht nur ein grimziger Stoßsenfzer, aus der Verzweiflung einer dunklen Stunde geboren, es ist eine sehr nüchterne Feststellung, an der nur der Leichtsinn vorübergeht, der immer nur sieht, was er sehen will.

Aber trägt denn nicht das Lebensbild, daß sich auf diese Weise offenbart, die Züge des gründlichsten Pessimismus? Bleibt denn bei solcher Schau etwas anderes übrig als die bittere Wahl zwischen entschlossener Wertverneinung oder der Flucht auf die Traumwiesen eines besseren Jenseits? — Beide Wege sind dem Humor versperrt. Er ist alles andere als ein Verneiner, und entschlossen, sich auf keine transzendenten Spekulationen einzulassen, bejaht er auch unumwunden die

Dunkelheit der irdischen Existenz mit dem Bekenntnis: „Es werden auf dieser Erde bloß menschliche Dinge verhandelt.“ Das Pastorenhaus Buschmann mit seinem heuchlerischen Wortchristentum und seinem guten Gewissen, das dem Urteil der Gewöhnlichkeit den Segen gibt, ist deshalb als Folie unentbehrlich. Humor ist immer Bejahung des Ganzen mit all seinen scheinbaren Ungereimtheiten und Widersprüchen, seine Parole heißt Dennoch! und diese zeigt schon, daß sein Weg keine Flucht vor den Drohungen des Schüdderump sein kann. Daß die Welt, in der der Mensch lebt, dem ehernen Gesetze der Vergänglichkeit unterworfen ist, daß in ihr auch das Große, Edle, Gute auf den schwarzen Schragen sinkt, das ist nur die dunkle Untermalung des „ungeheuren Lobgesangs der Schöpfung“, der dem hartgeschmiedeten Gesellen aus dem Lururklande, der ja auch so manchen holden Traum, aber auch so vieles andere, was sich im Wahne seiner Wertbeständigkeit wiegt, auf den Schüdderump sinken sieht, in den Ohren klang. Nicht dadurch, daß der Dichter seine Ohren vor dem dumpfen Gepolter des Schüdderump verschließt, um den uralten, immer von neuem aufklingenden, lieblichen Trostmärchen des Menschentums zu lauschen, überwindet er den greulichen Karren mit all seinen bitteren Schlussfolgerungen, sondern dadurch, daß er ihn bejaht, mit einem stolzen Dennoch! bejaht. Aber da er eben ein Dichter ist, gibt er uns diese Rehrseite seines „philosophischen Systems“ nicht in schönen, weisheitsvollen Sätzen, sondern in dem Bilde seiner Gestaltung, wie Mütterchen Natur es ja auch tut, wenn der Mensch mit seinen bangen Fragen zu ihr kommt.

Das Dennoch! mit dem er der dunklen Drohung seines Schüdderump Trotz bietet, heißt Antonie Häußler. Gerade sie, in deren Schicksal wir das grimmigste Beispiel für die Unerbittlichkeit des Titelsymbols sehen, weist es mit ihrem sieghaften Lächeln in seine Schranken zurück. Gerade sie, die uns mit ihrem Leid aus dem Wahn unserer freundlichen Lebensillusionen aufschreckt und unseren Blick in das Dunkel weist, ist es, die mit dem Lichte, das von ihr ausstrahlt, unseren bangen Zweifel an den Sinn des Lebens bannt. Denn wir fühlen es unmittelbar: ein Leben, das solche Blüten treibt, kann nicht sinnlos sein. Und bei diesem Gefühl hat es nicht sein Bewenden. Wohl sehen wir, wie es der Welt des Schüdderump gelingt, ihre gierige Hand an diese lichte Gestalt zu legen, um sie als Handelsobjekt auf den Markt des Lebens zu werfen; aber wir sehen auch, daß die alte Jane Recht behält: „Du bist doch ein Narr,

Dietrich Häußler!“ Mag auch überall und unter allen Bedingungen die Kanaille Herr sein und Herr bleiben, sie wird niemals das ihr eigen nennen dürfen, worin die hoheitsvolle Macht des Lebens den dunklen Augen der ringenden Menschheit, oft für einen Augenblick nur, den rätselhaften Sinn ihres Wesens und Wirkens entschleierte. Trotz ihrer Wehrlosigkeit den Angriffen der Gewöhnlichkeit gegenüber geht Antonie ihren wehvollen Weg in dem klaren Bewußtsein ihrer Unüberwindlichkeit. Und ihren schlimmen Gegenspielern bleibt nichts anderes übrig, als angesichts des sieghaften Lächelns der Sterbenden sich ihre Lebensniederlage einzugestehen. So endet das ernste Buch vom „Schütterump“ dennoch mit dem Triumph des Lichts. Und uns verbleibt die schmerzgewonnene, aber befreiende Erkenntnis, daß in der Welt der Vergänglichkeit nicht die Gebundenheit auch des Hohen, Edlen und Schönen an den Schütterump das Entscheidende für die Bewertung des Lebens ist, sondern der unzerstörbare Glanz dieses Hohen, Edlen und Schönen selbst und die Wirkung, die als Freiheit, Glück und Sehnsucht von ihm ausstrahlt.

Mit einem tiefen Aufatmen legte der Dichter nach der Vollendung dieses Buches die Feder aus der Hand. Aber bevor er es tat, zwang es ihn zu einem Rückblick auf die durchmessene Bahn, und der drängende Gehalt all der vorübergehenden Bilder preßte sich ihm in einen einzigen schwer lastenden Satz zusammen:

„Wir sind am Schlusse — und es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurkielande und im Schatten des Mondgebirges, bis in dieses Sieschenhaus zu Krobebeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges!“

Diese Zusammenstellung der drei Stuttgarter Meisterwerke durch ihren Dichter selbst hat zuerst Wilhelm Jensen und dann vielen anderen den Anlaß gegeben, von einer Trilogie zu sprechen. Diese Bezeichnung ist unglücklich und hat sich als sehr irreführend erwiesen. Die Tatsache, daß Raabe selbst den entscheidenden Umbruch seines Schaffens hinter seinen „Hungerpastor“ gelegt hat, muß uns schon davor warnen, in jener Zusammenstellung mehr zu sehen als den Rückblick eines Wanderers, der von der letzten gewonnenen Höhe aus die Wegmarken seines Anstiegs grüßt. Dieser Rückblick aber — des sind wir ganz gewiß — galt nicht den Stufen seiner künstlerischen Meisterschaft, sondern der schrittweisen Eroberung der tiefsten Lebensgründe. Das Ziel stand bei Beginn der

Bahn unverrückbar fest. Es hieß wie bei jedem großen Menschen, der sich seiner Berufung bewußt wird, Lebenseinheit. Daß dies bei einem Dichter, der von Jugend auf mit dem Ausgleich der in ihn gelegten Gegensätzlichkeiten zu ringen hatte, Einklang mit sich selbst und mit dem Ganzen bedeutete, war selbstverständlich. Damit war die Richtung nach innen von vornherein gegeben. Der Hunger nach dem Licht bedeutete darum dem Hungerpastor das liebende, wenn auch noch traumgebundene Hineinziehen der Welt in das Ich, den Reichtum weltweiter Dinge im engsten Ringe, im stillsten Herzen. Aber der Mann, der aus dem Tumultielande heimkehrte, wird jäh aus seiner Traumgebundenheit aufgeschreckt. Mit den leuchtenden Schleiern, die er in seiner dumpfen Gefangenschaft um das Bild der süßen Heimat gewoben hat, zerreißt auch der Wahn einer kampflosen Geborgenheit in der Welt. Die Waffen, die der Hungerpastor weitergab, versagen ihm, und er muß sich neue, schärfere schmieden. Statt auf „Goldzauberkreise“ starrt er auf die grimme Gegensätzlichkeit im Menschentum, die auch durch Arbeit und Liebe nicht zu überwinden ist. Aber der Kampf bleibt unentschieden und scheint unverföhnbar. Das Dennoch! das er mit dem Ausblick zum Ganzen sich abringt, vermag das herbe Wort des Mahomet nicht zu bannen, das das dumpfe Rollen des Schütterump deutlich genug anzeigt. Erst die Klarheit, daß auch der Schütterump nicht den Glanz der höchsten Erdenwerte zum Verbleichen zu bringen vermag, ja daß diese gerade in seinem Schatten ihre höchste Leuchtkraft gewinnen, bringt den endgültigen Sieg. Die erhabene Furchtlosigkeit, mit der Antonie Häußler Ja zu der ihr zugeschobenen Rolle in der Lebenstragödie sagt, unheimlich klar darüber, daß sich in ihr höchstes Glück und tiefstes Elend unentwirrbar miteinander verflechten, steht höher selbst als der gelassene Friede unserer lieben Frau von der Geduld in der Ragenmühle.

Dieser Weg aber, auf den Raabe hier zurücksieht, ist, so seltsam dies gar vielen erscheinen mag, der Weg des Humors, der immer in die tiefsten Lebensgründe steigt, um den Dämonen der Finsternis das heilige Lachen abzurufen. —

Der Kranz, nach dem Raabe mit seinem „Schütterump“ gegriffen hatte, sollte sich ihm bald als ein Dornenkranz erweisen, der ihm seine Stacheln tief ins Leben drückte. Die beiden Stuttgarter Verleger Hallberger und Kröner, denen das Meisterwerk, das auch in der Geschlossenheit seines künstlerischen Aufbaus alles hinter sich ließ, angeboten wurde,

lehnten ab, der letztere, weil er sich bei einer so tief tragischen, düsteren Grundstimmung keinen Erfolg beim großen Publikum versprach.

Vier Wochen nach dem Abschluß schrieb der Dichter an die Mutter (3. Juli 1869): „Mein Buch ist vollendet; aber noch nicht an den Mann gebracht. Ich finde, daß sich das ‚große Publikum‘ mehr und mehr von mir abwendet. Man muß sich zusammennehmen, um in dem guten Ruf einen Ersatz dafür zu finden.“ Und auch als er am 11. August von Glaser die Nachricht erhielt, daß der Verlag Westermann den Roman für die „Monatshefte“ erwerben wolle, war die Tragödie noch nicht zu Ende. Raabe hatte den Umfang ungefähr auf den von „Abu Telfan“ geschätzt und dies in seinem Schreiben angegeben. Während des Drucks stellte sich angeblich heraus, daß der Umfang des „Schüdderump“ um ein Fünftel kleiner sei als der des „Abu Telfan“. Eine entsprechende Herabsetzung des ausbedungenen Honorars wurde in Aussicht gestellt. Eine Nachprüfung war für den Dichter nicht möglich; er mußte das in gutem Glauben hinnehmen. Es empörte ihn aber auf das äußerste, daß das mit seinem Herzblut geschriebene Werk nach der Elle gemessen wurde. Eine erregte Brieffehde schloß sich daran, die ihren Höhepunkt erreichte, als George Westermann selbst in nicht gerade geschickter Art in den Streit eingriff, um ihm mit einer großartigen Geste ein Ende zu machen. Nur mit Mühe ließ sich Raabe durch die juristischen Belehrungen seines Schwagers Leiste beruhigen. Heute spricht die erste Gesamtausgabe der Werke Raabes das Urteil über den Ausgangspunkt des Streites: Der „Abu Telfan“ nimmt darin 411 Druckseiten ein, der angeblich um ein Fünftel kürzere „Schüdderump“ 408! Um dreier Druckseiten willen mußte sich einer der größten Dichter seiner Zeit Belehrungen über Stellung und Bewertung des Genius im Volke der Denker und Dichter gefallen lassen.

Aber seine augenblickliche Empörung aber hinaus warf ihm diese Einstellung eines der einflußreichsten Verleger Licht auf seine künftige Lebensfahrt. Wenn er es nicht schon wußte, so wurde es jetzt ihm klar: sie ging wider den Strom.



Jane Warwolf

III. Wider den Strom

Im Wandel der Zeit

Die Heimkehr

Der Marsch nach Hause

„Die furchtbaren Schicksale des ‚Schüdderump‘ sind nichts in der Schweiz, an der Küste oder irgendwo. Aber der Brocken, der Harz, das ist ihr Hintergrund. Dieses seltsame Gebirge, von Sachsen, Thüringern und Franken umwohnt, deren Phantasie der Berg, so verschieden diese Stämme sonst nach Gemütsart und Charakter sind, so gleichartig und gewaltig beherrscht. Diese enge Landschaft ist zunächst gewissermaßen das Material, der Block, aus dem die Figuren gehauen werden, diese Landschaft eine geschlossene Einheit von Wind- und Wetterstimmung, von Mensch und Erde, von Vergangenheit und Gegenwart, Kultur und Leben. Brockenduft über allem“

Es ist ein Berufener, der dieses Urteil niederlegte: Josef Nadler, der die Literaturgeschichte der deutschen Landschaften und Stämme schrieb.

Und in der Tat gibt es unter den größeren Werken Raabes keines, in dem die mystische Bindung des Menschentums an den Boden, auf dem es steht, so bezwingend in Erscheinung tritt wie im „Schüdderump“. Die Sicherheit, mit der diese nur zu erfüllende Bindung zur seelischen Grundlage der Gestaltung gemacht worden ist, erklärt sich uns nur aus der tiefen Gebundenheit des Dichters selbst an diese vom Brocken beherrschte Landschaft, die ja nur eine kurze Wegstrecke von Wolfenbüttel entfernt liegt, deren mystischer Zauber aber der seiner Ahnenheimat ist. Wenn diese Gebundenheit in dem letzten großen Roman der Stuttgarter Zeit so machtvoll hervortritt, so hat das seine guten Gründe. Es ist selbstverständlich bei dem grüblerischen Ernst der Lebensergründung Raabes, daß der Gegensatz zwischen süddeutscher und norddeutscher Wesensart ihm von Anfang an in Stuttgart ein bedeutsames Beobachtungsziel gewesen ist. Die Erfahrungen des Kriegsjahres 1866 hatten ihn diesen Gegensatz

dann als Schicksalsmacht empfinden lassen, und es war dabei unermüdlich gewesen, daß ihm die Frage aufstieg, ob eine dauernde Verwurzelung im Süden für ihn und seine Familie möglich sein werde. Daß die Verhältnisse, wie sie sich nach Königgrätz in Stuttgart entwickelten, nicht geeignet waren, diese Frage zum Schweigen zu bringen, haben wir gesehen. Die scharfe Gegenüberstellung der norddeutschen Wesensart mit der süddeutschen, wenn auch in der besonderen Färbung des Wienerturns, die schon in der Konzeption des „Schüdderump“ ein tragendes Motiv gewesen sein wird, ist uns ein sicheres Zeichen dafür, daß jene Frage eine verneinende Antwort gefunden hatte. Der Dichter zwar wird sich klar genug darüber gewesen sein, daß er auch im Süden immer nur er selbst bleiben werde; um so stärker aber hat er die Pflicht empfunden, seinen heranwachsenden Kindern eine norddeutsche Erziehung zu geben. In seinen Briefen nach Haus gibt er nur diese Begründung seiner Heimkehrgedanken, die früh genug in der Stuttgarter Zeit auftauchen, aber meist wieder ebenso rasch verschwinden. Erst während der Arbeit am „Schüdderump“, am 28. September 1868, vermerkt das Tagebuch in eindeutiger Form den Entschluß, in die Heimat zurückzukehren, und zwar nach Braunschweig zu gehen; und wenn auch mehr als anderthalb Jahre bis zu seiner Ausführung vergingen, umgestoßen wurde er in dieser Zeit nicht mehr. Das klarste Zeugnis dafür ist des Dichters Schaffen, das nach Abschluß des „Schüdderump“ vom Heimkehrgedanken überschattet ist und schon damit allein zeigt, daß der Entschluß kein leichter war. Das nächste Werk, das überraschend schnell aus ganz jungen Erlebnismotiven zur Reife kam, trägt den Titel „Der Marsch nach Hause“. Und der Dichter selbst setzt diesen in seinen Familienbriefen mehr als einmal mit seiner in Aussicht stehenden Heimkehr in Beziehung.

Aus den Sorgen um das Schicksal seines vollendeten Meisterwerks wurde Raabe am 14. Juli auf das freudigste durch den überraschenden Besuch Wilhelm und Marie Jenseus herausgerissen. Rasch war der Entschluß einer gemeinsamen Reise mit den Flensburgern gefaßt. Schon am 16. Juli wurde sie angetreten. Sie führte zunächst nach Bregenz. Von dort wurde ein Abstecher in die Schweiz zur Via mala und nach Ragaz gemacht. Am 20. Juli wurde in Lindau von Jenseus, die nach Wien weiterfahren, Abschied genommen. Raabe blieb mit seiner Familie in Bregenz bis zum 24. August, um dann über Konstanz, Schaffhausen und den Hohentwiel nach Stuttgart zurückzukehren. Die ersten Wochen

des Ferienaufenthalts in Bregenz vergingen in angeregtem Verkehr mit Stuttgarter Freunden. Die Familien des Hoffchauspielers Pauli und des von Raabe hochverehrten Dr. Nötter weilten gleichfalls in Bregenz. Am 24. Juli feierte der feinsinnige Dramatiker und Danteübersetzer bei einem Vormittagsausflug den siebenjährigen Krieg Raabes durch ein heiteres Gedicht, das sich Raabe in sein Reisetagebuch einschrieb.

Bald darauf sehen wir den Dichter dann bei einer neuen Arbeit. Am 7. August, also an demselben Tage, an dem die Erzählung „Der Marsch nach Hause“ einsetzt, vermerkt das Tagebuch den „versuchweisen Anfang einer Bregenzer Novelle“. Ihre Entstehung vermittelt uns vielleicht den reizvollsten Einblick in Raabes Schaffen, der uns gewährt wird. Denn selten sind wir in der Lage, so klar wie hier zu beobachten, wie unmittelbar sich in seiner Seele Erlebnis in Dichtung zu wandeln vermochte und wie innig ihm dabei Landschaft, Geschichte und ureigenes Schicksalsahnen zu einer neuen Einheit verschmolz.

Am 30. Juli erregte bei einem Ausflug nach Lindau im Gasthaus zur Krone die an eiserner Kette von der Decke herabhängende 180 Pfund schwere Kanonenkugel sein lebhaftes Interesse. Es war ein Geschöß, das im Jahre 1647 ein schwedisches Geschütz in die Stadt geschleudert hatte und das, ohne viel Schaden anzurichten, in dem alten Wirtshause stecken geblieben war. An der Wand der Wirtsstube aber erinnerte ein Bild des Schwedengenerals Gustav Wrangel an die Schreckenszeit am Ausgang des Dreißigjährigen Krieges, die den lachenden Erdenwinkel am Bodensee verwüstet hatte und deren Spuren die Jahrhunderte noch nicht vollständig hatten verwischen können.

Wiederholt war Raabe mit den Seinen von Bregenz aus zum Gebhardsberge emporgestiegen und hatte die Trümmer der einst hochberühmten stolzen Feste Hohenbregenz gesehen, die von den Schweden erobert und in die Luft gesprengt worden war. Nun erwachte der Historiker in ihm. Auch Bregenz wurde ihm zu einem Sinnbild deutschen Schicksals. Hier am Einfluß des jungen Rheins in den See hatten die Römer einst einen festen Stützpunkt zur Sicherung ihrer Alpenstraßen gebaut, und hier hatte der Siegeszug der Schweden seinen südlichsten Punkt erreicht. Das war eine recht deutliche Sprache der Geschichte. Raabe suchte sich über die Geschehnisse in der Bregenzer Schwedenzeit zu unterrichten. Er fand erwünschte Aufklärung in dem „Vorarlberger Volkskalender für das Schaltjahr nach der gnadenreichen Geburt unseres Heilandes Jesu Christi

1852". Dieser enthält einen Aufsaß „Die Schweden in und um Bregenz und ihre Aufreibung durch die mannhaften Weiber des Bregenzer Waldes“.

Darin wird erzählt, wie am 4. Januar 1647 die Schweden unter dem Feldmarschall Graf von Wrangel in der Nacht in die Bregenzer Klause eindringen, die 4000 Mann starke Besatzung niedermachten und Bregenz und die auf dem Pfannenberge (heute Gebhardsberge) gelegene Burg Hohenbregenz eroberten. Gleich darauf wurden zwei schwedische Kompanien, Polacken und Dragoner, nach Lingenau im Bregenzer Walde gelegt. Die von „Dero Königl. Majestät und Reiches Schweden Rat, General und Feldmarschall in Deutschland Karl Gustav Wrangel, Herr etc. etc.“ selbst ausgestellte Ordr darüber war 1852 noch in der Gerichtslade des Amtes Lingenau vorhanden und ist es hoffentlich noch. Diese beiden Kompanien wurden bald zu einer gefürchteten Landplage im Bregenzer Walde. Auf gut schwedisch plünderten sie die umliegenden Ortschaften gründlich aus. Als gegen Ende des Sommers Wrangel nach Sprengung der Burg Hohenbregenz gen Schwaben abzog, ließ er in Bregenz eine kleine Besatzung und jene beiden Kompanien in Lingenau zurück. Durch die Wehrlosigkeit der unglücklichen Bewohner immer dreister gemacht, dehnten diese ihre Streifzüge immer weiter aus, bis sie endlich den verdienten Lohn erhielten. Auf die Kunde, daß sie einen Streifzug in die inneren Wälder unternehmen wollten, taten sich die Weiber von der Egg, von Andelsbuch und Schwarzenberg zusammen und rüsteten sich zum würdigen Empfang und zur Bewirtung der Gäste.

„Da die Schweden den Fallbach hinauf kamen und die Höhen unversehrt besetzt fanden, erschraßen sie und wähten, es seien weiß gekleidete österreichische Soldaten, indem die Weiber nach damaliger Art noch in weißen Zuppen gekleidet waren, und wollten die Flucht ergreifen. Allein dieses Zuppenregiment ließ dem Feinde keine Zeit zur Flucht, sondern stürzte mit Wut über denselben her, erschlug alle bis auf den letzten Mann, die nun jetzt am Fallbach auf der roten Egg, welche von dem Blute der Erschlagenen gefärbt, diesen Namen erhielt und bis jetzt noch führt, begraben liegen.“

Auch den Schauplaß dieser Geschehnisse hatte Raabe kennengelernt. Am 26. Juli hatte er einen Ausflug in den Bregenzer Wald unternommen und in dem Wirtshaus zur Taube in Uberschwende Kast gemacht, um am Nachmittag zu den Ulmen der Lorena emporzusteigen.

Vielleicht hat er hier auch die Ueberlieferung von dem Schweden vernommen, der im Dreißigjährigen Kriege in dem Dorfe hängen geblieben war und geheiratet hatte.

So konnten seine Phantasiebilder auf dem Boden der frischesten und eindrucksvollsten Anschauung keimen. Für die Gestaltung seiner Fabel aber gab ihm der Name des Feldmarschalls Wrangel die entscheidende Anregung. Dieser Wrangel war ja derselbe, der den Oberbefehl über jene schwedische Heeresmacht führte, die vom Großen Kurfürsten im Jahre 1675 bei Rathenow und Fehrbellin aufs Haupt geschlagen wurde. Ein Jahr noch hatte er den Niedergang seines Kriegsrühms überlebt, der einst die Welt erfüllt hatte. 1676 starb er in dem Schlosse Spieker auf Rügen, und seltsame Mären knüpften sich an seinen Tod. Man mochte nicht glauben, daß der gewaltige Kriegsmann so rasch nach seiner verhängnisvollen Niederlage eines natürlichen Todes gestorben sei. Raabe empfand tief die tragische Ironie dieses Feldherrnschicksals, und sie tat das Beste dazu, ihn beim Spinnen der Fäden seiner Geschichte zu leiten.

Am 7. August 1674, dem Festtag des heiligen Gebhard, entwickelt sich ein buntes, lebendiges Treiben über den Ruinen der zerstörten Feste auf dem Pfannenberge. Nicht nur die Leute aus Bregenz tummeln sich darin, aus weitem Umkreis sind die Gäste gekommen, den Heiligen zu ehren, der auf diesem Berge geboren wurde. Der seltsamsten Gäste einer aber ist Ewen Knudson Knäckabröd, den seine Brotherrin, die Laubenwirtin von Alberschwende Frau Fortunata Madlenerin, von seiner Sennhütte am Hang der Lorena entboten hat, ihr, ihrer Tochter und ihren Enkelinnen auf der Fahrt durch den Bregenzer Wald Begleiter und Führer zu sein. Nicht gern ist er der Aufforderung gefolgt. Aber wenn Frau Fortunata ruft, ist Ewen, der ehemalige Korporal im Heere Gustav Wrangels, wehrlos. Sie war ihm seine Ketterin gewesen, als er in der Weiberschlacht am roten Egg zu Tode verwundet der Rache der wütenden Frauen ausgeliefert war, und hatte ihn als ihr persönliches Beutestück mit nach Alberschwende gebracht und dort gesund gepflegt. Als er nach langen Wochen aus seiner Betäubung erwacht war, da hatte es sich von selbst gemacht, daß er in ihrem Hause geblieben war und ihr ihre Tochter hatte erziehen helfen, und schließlich hatte der vom Schicksal Vergessene in der Einsamkeit der Lorena seinen Frieden gefunden. Er hatte wahrlich keine Sehnsucht gehabt, von seiner Höhe herabzusteigen,

und nun fühlte er sich in dem Gewühl des Gebhardfestes verlassener als je. Nun stand er, arg benommen von seinen Erinnerungen nicht weniger als von dem feurigen Veltliner, auf dem Berg, wo jeder Hang und jede Schlucht ihm ein Bild jenes Tages vor die Seele bannte, da er mit seinen Landsleuten nach blutigem Ringen die stolze Festung erobern half. Das Gedränge der Bilder war zu viel für ihn. Er floh vor ihnen hinunter an den See. Aber die weite Wasserfläche meinte es noch rüchischer mit ihm. Sie mahnte ihn an den Wettersee in der fernen Heimat, an dem seine Wiege stand, und mahnte ihn an das Meer, das er im Jahre 1630 mit seinem großen König Gustav Adolf überquert hatte. Er wußte kaum, daß er vor sich selber floh, als er plötzlich ein Segelboot vom Ufer löste, alles hinter sich vergaß und über den See nach Lindau fuhr. Hier offenbart sich ihm, daß das Fatum ihn geleitet hat. Auf der Hafenanlage von Lindau trifft er seinen Landsmann Rolf Rolfson Rof, den gleichfalls die Fluten des Krieges als Strandgut ausgeworfen haben. Längst eingebürgert in der alten Reichsstadt, lebt er hier unter dem Rosenamen Meister Gockele als Hafenvogt. Und nun schlagen über den beiden Invaliden unter der Kanonenkugel und dem Bilde ihres Generals Wrangel in der Krone zu Lindau die Wogen der Erinnerungen zusammen. Als sie aber von einem dritten Kumpan aus der wilden Zeit, dem ehemaligen Zahlmeister Tito Titinio Rassa, der damals auf der anderen Seite des wirbelnden Spieles stand, erfahren, wie es draußen in der Welt aussieht und daß der Wrangel sich gerade jetzt vielleicht schon zum Marsch auf Berlin rüstet, da ergreift die beiden Alten ein übermächtiges Heimweh, und unter dem Einfluß des bayrischen Bieres und der inneren Bewegung reißt in der Nacht noch der Entschluß zum Marsch nach Hause. Sie erreichen wirklich die Thron an der Havel und erregen nicht geringes Aufsehen im schwedischen Heer. Sie erleben dann an recht dramatischer Stelle den Überfall Derfflingers auf Rathenow und endlich die wilde Jagd von Fehrbellin mit. Hier küßt der Korporal Rolf Rolfson Rof sein wehmutsvolles Heimkehrabenteuer mit dem Leben; Coen aber, den das Gewirr der Schlacht von den Seinen versprengt hat, kehrt verstört und ernüchtert von seinem Heimwehtausch zu den Bregenzer Bergen zurück und schleicht sich heimlich wie ein Dieb zu seiner Hütte auf der Lorena. Es dauert einige Zeit, ehe die über seine Flucht entrüstete Laubenwirtin seinem kleinlauten Bericht Glauben schenkt und ihm den Willkomm bietet: „Grüß di Gott daheim, du alter Schwed!“

Es ist wohl zweifellos, daß der wehmutsvolle Humor dieser Heimwehgeschichte aus einem Dichterherzen aufstieg, das bange Fragen des Abschiednehmens und des Wiedereinlebens in der Heimat im Schaffensraum vorwegnahm. Und vielleicht kannte sich Raabe mit dem Zu spät! des alten Schweden selbst eine Warnung vor die Seele. Wenn er sich jahrelang Zeit nahm, das Für und Wider seiner Übersiedelung zu erwägen, dann zeigte sich schon darin, daß er sich des Lebensopfers bewußt war, das er damit brachte. Die Stuttgarter Jahre waren gewiß keine Zeit ungetrübten Glückes für ihn und die Seinen gewesen. Nur zu oft waren Krankheit und Sorge in seinem bescheidenen Hause zu Gaste gewesen. Aber sie waren auch die Jahre seiner reichsten Entfaltung. Sie hatten ihm Raum gegeben für das höchste Schaffensglück, und es war unvermeidlich, daß der Abglanz dieses Glückes ihm auch die Stätte für immer weihte, an der er es gefunden hatte. Und trotz alles politischen Argers wußte er doch die freiere Lebensluft des Südens wohl zu schätzen, und er kannte die herbe Nüchternheit seines Nordens viel zu gut, als daß er ein Gefühl der Bangnis vor dem Wechsel leicht hin beiseite schieben konnte. Gedanken wie sie den großen Deutschen Albrecht Dürer in Weidobrig bewegten, mochten auch ihn umflattern: „Hier bin ich ein Herr, daheim bin ich ein Schmarozer!“

Trüb ging das Jahr zu Ende, während er die Korrekturen des „Schüdderump“ las und an der Bregenzer Novelle schrieb. Zu der Demütigung, die ihm Westermann im Oktober bereitete, gesellte sich am gleichen Tage noch eine andere. Der Verlag Hallberger bestätigte ihm den buchhändlerischen Mißerfolg von „Abu Telfan“, wovon nach zwei Jahren noch 1300 Exemplare unverkauft waren, und verlangte die Erlaubnis zur Herausgabe einer Titelaufgabe. Bitterer konnte ihm die Rehrseite seines steilen künstlerischen Aufstiegs nicht zu Gemüte geführt werden.

„Müde — das Jahr abgestanden“, schrieb er am Silvesterabend in sein Tagebuch.

Ende Februar 1870 war der „Marsch nach Hause“ vollendet. Er ging an die Zeitschrift „Daheim“ und wurde dort gut aufgenommen und doch nicht ohne ein leises Bedauern. „Nun bitte ich aber recht bald um eine neue Erzählung, aber mit einer Liebesaffäre, denn den Mangel derselben werden viele Leserinnen in dem ‚Marsch nach Hause‘ anzusetzen haben.“ — Mit recht grimmigem Humor wird der

Dichter diesen Satz quittiert haben, der ihm auch seine fragwürdige Stellung im Säkulum beleuchtete.

Zwei Wochen darauf schreibt er den entscheidenden Brief nach Braunschweig, in dem er die Mutter Leiste bittet, ihm eine Wohnung zu mieten. Am 22. März wählt er aus den ihm daraufhin zugegangenen Vorschlägen eine Wohnung Salzdaßlumer Weg Nr. 3 aus. Am 31. März erhält er die Nachricht, daß sie gemietet sei. Die Würfel sind gefallen. Am nächsten Tage vermerkt das Tagebuch: „Nachmittag 5 Uhr angefangen: Der Dräumling.“ In diesem Werk gibt er sich schaffend nach seiner Art Rechenschaft über seinen Entschluß.

Wie es immer zu sein pflegt: erst der drohende Verlust bringt den Wert zu Bewußtsein. Die Nachricht, daß Wilhelm Raabe in kurzer Zeit Stuttgart für immer verlassen werde, erregte in dem Schriftstellerkreise lebhaftes Bedauern — und Beschämung über Versäumtes. Niemals hatten sich die Freunde und Bekannten zuvor so eng um den zu ihnen Gehörigen gedrängt, wie sie es jetzt um den Scheidenden taten. Merkwürdige Gedanken mochte dieser plötzliche Wandel erwecken. Etwas bitter berichtete Frau Bertha an die treuen Freunde in Hensburg:

„Neues gibt es freilich nicht in Stuttgart, neu ist mir aber, daß man Stuttgart Lebewohl sagen muß, um bei den Leuten darin beliebt zu werden. Alles schreit und rauft sich fast die Haare aus, daß Wilhelm Raabe so bald Stuttgart verlassen will, nachdem er Jahre hindurch ungesehen und ungekannt täglich nach dem Museum gewandert ist. Ohne Liebeszeichen und Dankeswort schrieb er in Stuttgart ‚Die Leute aus dem Walde‘, den ‚Hungerpastor‘, ‚Abu Telfan‘, den ‚Schüdderump‘. Die Zeit war den Leuten zu kurz, um mit ihm bekannt zu werden. Abschied nehmen und das brüderliche ‚Du‘ schwebt auf allen Lippen. Hallberger gab ein schönes Diner in Obertürkheim, eine Maibowle in Eßlingen den Stuttgarter Schriftstellern. Hallberger ließ die Schriftsteller leben, Hallberger den ‚uns so bald verlassenden Wilhelm Raabe‘. Den ‚Schüdderump‘ schickte er freundlichst grüßend zurück, und jetzt will er ihm extra ein Haus bauen lassen, wenn er bleiben will.“

Auch das „Bergwerk“ erinnerte sich jetzt seines ungetreuen Knappen. Der Schichtmeister Hackländer selbst sandte Raabe eine Einladung zum Himmelfahrtsausflug, der in Tübingen und Bebenhausen begann und in Echterdingen endete. Raabes Erscheinen erregte großen Jubel bei der Knappschaft. Es war nicht unwesentlich, daß er bei dieser Gelegenheit

Lübingen, die geistige Hochburg des Schwabenlandes, kennenlernte und daß er in der vergnügtesten Gesellschaft von Bebenhausen durch den Schönbuch nach Waldenbuch wanderte. Hier begegnete seinem Traum maultrommelblasend ein prächtiger Vollblutschwabe, der natürlich auch ein Lübingener Stiffler, wenn auch Erzstiffler, sein mußte. Unter dem Namen Christoph Pechlin hat er ihn dann später sich und manchem anderen zum Vergnügen festgehalten.

Des Reiches Krone

Das stärkere Herandrängen der Welt, die so lange sein anspruchsloses Auftreten als Ausdruck einer bescheidenen Selbsteinschätzung ohne Widerspruch hatte gelten lassen, beeinflusste Raabe keinen Augenblick in seiner Lebenshaltung. Gelassen spann er an seinem neuen Roman, der ja auch bestimmt war, das Seine zu der Stellung des Genius in seiner Umwelt zu sagen. Er hatte es nicht gar eilig damit. Vielleicht mochte er fühlen, daß die Eindrücke des neuen Lebenskreises, den er sich erwählt hatte, mitarbeiten müßten an der Auseinandersetzung, sollte sie im einzelnen nicht fragwürdig bleiben.

Am 5. Mai meldet sich im Tagebuche eine neue Arbeit an. Die Nürnberger Novelle „Des Reiches Krone“ wird begonnen. Und diese nimmt ihn so stark in Bann, daß er sie in der kurzen Frist von zwei Monaten vollendet. „Der Marsch nach Hause“ hatte ihn sieben Monate lang beschäftigt. Wenn er von dem Drange erfüllt war, seiner Stuttgarter Zeit einen Schaffensabschluß zu geben, der seiner großen Meisterwerke würdig war, dann konnte er es nicht stolzer tun als mit dieser geschichtlichen Erzählung, die nicht nur zu den wertvollsten Kleinodien seiner eigenen Kunst, sondern unserer gesamten deutschen Dichtung gehört. In ihr schließt die bezwingende Anschauung eines scharfäugigen Sehers geschichtlicher Schicksale einen Bund mit der kaum zu ergründenden Tiefe eines begnadeten Lebenskünders, hier wächst aus geschichtlicher Bindung in fast blendender Strahlung der Glanz des Ewigen heraus. Wir kennen kein Werk in unserer Sprache, das in so engem Rahmen zeitlose Welt-schau in geschichtlichem Gewande zeigt.

Am Tage des heiligen Laurentius in dem Jahre 1453, in dem die Türken mit der Eroberung Konstantinopels dem oströmischen Reich ein

Ende machten, durchpulsst ein leidenschaftliches Leben die alte Stadt Nürnberg. Auf dem steinernen Predigstuhl an der Sebalduskirche steht der feurige Franziskanermönch Johannes Kapistranus und mahnt die ihn dicht umdrängenden Bürger und Bürgerinnen zur Buße. Immer wieder weist er auf die Drohung des Antichrists hin, der nach dem Siege über das tausendjährige Kaisertum von Byzanz jetzt an die Pforten des Abendlandes klopft; und die von seiner flammenden Beredsamkeit erschütterten Nürnberger tragen auf sein Geheiß allerlei Gegenstände weltlicher Eitelkeit zusammen, um sich durch das Scheiterhaufenopfer von ihnen loszusagen. Zu gleicher Zeit greift in dem stillen, der Stadtmauer zugewandten Hinterstübchen seines Hauses am Paniersberge ein Greis zu der Feder, um von den Tagen seiner Jugend zu berichten und sich darüber Rechenschaft zu geben, weshalb er sich nicht auch unter seine bußfertigen Mitbürger schart. Die Predigt des Mönches hat ihm nichts zu sagen, sie wird ihm übertönt von der süßen Stimme eines Kindes, die ihm aus längst versunkener Zeit heraufklingt und die sein ganzes Leben hindurch siegreich in allem Lärm der unruhigen Welt geblieben ist. Aufgeschlagen liegt das Buch seiner Erinnerungen vor ihm, und wie der heilige Augustinus in der entscheidenden Stunde seiner Lebenswende vernimmt er den geheimnisvollen Ruf von oben: „Tolle, lege! Nimm und lies!“ Und er berichtet von seinem wilden Kindheitsgespielen und tapferen Lebensfreunde, dem Junker Michel Groland von Laufenholz, und von Mechthild Grosse, seiner holden Jugendfreundin aus dem Nachbarnshause am Paniersberge. Bild auf Bild steigt ihm herauf, und die wilde Zeit der Hussitenwirren wird ihm lebendig von dem Tage an, da Johann Huß durch Nürnberg zog, dem Scheiterhaufen von Konstanz entgegen, dessen Feuer so verhängnisvoll weite, blühende Gebiete deutschen Landes in Asche und Verwüstung legen sollte. Und er erzählt, wie er selbst und der Freund in den blutigen Wirbel der Zeit hineingerissen wurden. Im Jahre 1422 wurde in Nürnberg der Kreuzzug wider die Hussiten ausgerufen und der Burggraf Friedrich von Hohenzollern mit der Führung des Krieges vom Kaiser Sigismund beauftragt. An demselben Tage, an dem das Hochamt de Sancta Cruce in Sankt Sebald vor Kaiser und Reichsfürsten gehalten wurde, hat Mechthild Grosse ihre beiden Jugendgefährten an ihre Pflicht gemahnt, die Heiligthümer des deutschen Volkes, die Kaiserkrone und die Reichsinsignien, die auf dem von den Hussiten bestürmten Karlstein in Böhmen gehütet wurden, von dem Zugriff der blutgierigen Feinde zu

erretten. So sind sie mit dem Nürnberger Heereshaufen unter Führung des Burggrafen und Kurfürsten ausgezogen in den Hussitenkrieg, sie haben das ihre getan in treuer Kampfgenossenschaft, die belagerten Hüter der Krone von der grimmigen Gefahr zu befreien, sie sind mit den anderen zu der stolzen Feste Karls IV. emporgestiegen und eingezogen in die prachtschimmernde Kirche des Heiligen Kreuzes, in der die Heiligtümer aufbewahrt wurden. Und hier vor dem Schrein, der die Kleinodien barg, hat Michel Groland an den Freund das verwegene Wort gerichtet: „Bitte für mich, daß ich des deutschen Volkes allerhöchste Krone für mich selber gewinnen möge!“ An die frühgeliebte Freundin seiner Jugend, an Mechthild Grosse, hat er dabei gedacht, deren Neigung er gewiß sein durfte und die er sich mit seinem Ritterschwert gewonnen zu haben glaubte. Aber er ist nicht mit dem Freunde nach Nürnberg zurückgekehrt. Auf den Befehl des Kurfürsten hat er den Reichskleinodien das Geleit nach der Blindenburg in Ungarn geben müssen. Und als er im nächsten Jahre einsam und unerkannt aus der Ferne heimkehrt, da ist er ein verlorener Mann, der eine unübersteigbare Schranke zwischen sich und allem Erdenglück sieht. Die Lepra hat ihn im Ungarnland ergriffen und grauenvoll entstellt. Aber er bewährt sein mannhaftes Heldentum auch in der Nacht der finstersten Hoffnungslosigkeit. Der Freund ist der einzige, dem er die Kunde von seinem furchtbaren Schicksal durch die Mater Leprosorum, der Sonderfiechen Mutter, zukommen läßt, als er vor den Mauern der Stadt im Siechobel von Sankt Johannes seine letzte Lebenszuflucht gefunden hat. Schwer hat dieser an dem grausamen Geheimnis zu tragen, das er auch vor der ahnungslosen, hoffnungsfreudigen Braut des Unglücklichen zu wahren hat. Freudig sieht diese das Morgenrot ihres Lebensglückes aufsteigen, als die Kunde kommt, daß auf Befehl des Kaisers: des Reiches Krone wieder in die Hut der Stadt Nürnberg gegeben werden soll; denn sie bedeutet ihr die nahe Rückkehr des Geliebten. Als dann diese Kunde zur Gewißheit wird, da ist das schwere Geheimnis nicht mehr vor Mechthild zu bewahren. Aber nun zeigt sich, daß ihr weltüberwindendes Heldentum nicht geringer ist als das ihres geliebten Jugendfreundes. Als die Reichskleinodien in Nürnberg festlich eingeführt werden und vor der Heiligen-Geist-Kirche der Wagen mit dem Schrein, darin sie ruhen, sein Ziel erreicht hat, da drängen sich die Scharen der Siechen und Elenden an die Heiligtümer heran, um ihres Segens theilhaftig zu werden. Da bahnt auch der Sonderfiechen Mutter einem verhüllten Manne den Weg durch

das Gedränge. In demselben Augenblick aber reißt sich Mechtild aus dem Kreise ihrer entsetzten Verwandten los. Sie hat den Geliebten erkannt und fordert ihn, achtlos für alles, was sie hinter sich zurückläßt, als ihr Eigentum. Sie mahnt den Erschütterten an sein Wort auf dem Karlstein und gibt niemand ein Recht, ihr die Erfüllung dieses Wortes zu wehren. Sie folgt ihm in sein Glend zum Siechhofel von Sankt Johannes und bleibt bei ihm, bis der Tod ihn erlöst. Auch dann kehrt sie nicht in den Lärm und das Blendens des Tages zurück. Als Mater Leprosorum erfüllt sie für den Rest ihres Daseins das Vermächtnis, das ihr Ahnherr Konrad Grosse einst für die Sondersiechen gestiftet hat. So wächst der Kampf um des Reiches Krone über alle Zeitlichkeit hinaus zu einem sieghaften Ringen um die Krone des Lebens.

Damit gewinnt diese Erzählung eine viel höhere Ebene als die, auf der alle früheren geschichtlichen Novellen Raabes stehen. Ja, wenn die Eroberung des Lebens das hohe Ziel seiner Kunst war, dann hat er hier dieses Ziel noch sicherer und überzeugender erreicht als selbst im „Schüdderump“. Der Sieg des Lebensadels, den die sterbende Antonie Häußler offenbarte, wird durch die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der Mechtild Grosse in hoheitsvoller Lebensklarheit ihr Opfer bringt, übersteigert. Der mit sieghaftem Lächeln d u l d e n d e n Entsagung tritt hier die mit einem heldenhaften Dennoch! h a n d e l n d e Bejahung des Lebens gegenüber. In „Des Reiches Krone“ überwindet Raabe sein Golgatha und erreicht mit dem klaglosen Sieg über den grimmigsten Erdenjammer jene Höhe des Menschentums, über die es kein Hinaus mehr gibt. Und wieder ist dieser Aufschwung gewonnen ohne die Lockung von den Traumwiesen des Jenseits her. Antonies lichter Naturadel hob sich ab von der dunklen Folie des heuchlerischen Wortchristentums im Pfarrhause Buschmann. Von Mechtilds Sieg fällt jetzt der Schein eines fast ironischen Mitleids auf die bußfertige Augenblickszerknirschung einer leidenschaftlich aufgepeitschten Menge. Antonies entschwebendes Bild lehrte uns die l e g t e U n a n t a s t b a r k e i t der höchsten Erdenwerte, aber erst die Mater Leprosorum, die nach dem Zeugnis ihres Jugendfreundes „noch ein gar schönes Leben gehabt hat“, zeigt uns die u n e r s c h ö p f l i c h e Wirkung dieser Werte. Denn in dieser Beglaubigung liegt der Sinn des wundervollen Wettstreits der beiden Leitmotive, die die ganze Dichtung beherrschend durchziehen, der Rede des Mönches und der süßen Stimme eines Kindes. Der

lebens- und leiderfahrene Greis, der nach einem langen, fruchtbaren Wirken im Dienste seiner Vaterstadt die Feder führt, bekennt ja, daß sich ihm unter dem Einfluß jener Stimme „sein Leben hat wenden müssen“.

Die Bewunderung, die uns die Hoheit solcher Lebensdeutung abzwingt, steigert sich womöglich noch, wenn wir Einblick in die Entstehung des Kunstwerkes gewinnen. Die erste Spur des Motivs, die wir nachweisen können, führt weit zurück. In des Dichters erstem Notizbuche findet sich unter dem Datum des 11. November 1864 die „Idee“: „Die Geschichte des Leprosen, der das schöne Mädchen küßt und sie somit in sein Elend hinabzieht, in Verse zu bringen.“ Das ist ein Schüdderump-Gedanke grausamster Prägung. Und so zeigt der Wandel, den er in der Gestaltung gewann, auch die endgültige Überwindung des Schüdderump an. Da ihm der Traum der Versdichtung zerflattert war, hätte Raabe vielleicht nie den Drang verspürt, dieses Motiv zum Ausgangspunkt einer Dichtung zu machen, wenn ihm der Zufall nicht ein Buch in die Hand gespielt hätte, in dem längere Angaben über das Leben und die Betreuung der Leprosen im 15. Jahrhundert enthalten waren und das dadurch ihm seinen grausamen Einfall wieder vor die Seele bannte. Das war

„Joannis ab Indagine wahre und grundhaltende Beschreibung der heutigen Tages weitberühmten des Heiligen Römischen Reiches Freyen Stadt Nürnberg in fünf Büchern abgefasset; von dem wahren Ursprung dieser Stadt und allem demjenigen, was in derselben von Jahren zu Jahren bis auf jezige Zeiten merkwürdiges geschehen und vorgefallen. usw. Erfurt 1750. Im Druck und Verlag Heinrich Nonnens.“

Raabe hat diese Quelle nie genannt. Aber aus seinem Tagebuch geht hervor, daß das Buch in seinem Besitz war. In Braunschweig übermittelte er es dann seinem Freunde Glafer (31. Oktober 1870).

Diesem Buche verdankt Raabe nicht nur die örtliche und zeitliche Verwurzelung seines Motivs, sondern auch zahlreiche andere Anregungen höchst fruchtbarer Art wie den Kampf um des Reiches Krone in der Zeit der hussitischen Wirren. Ferner stattete die Chronik ihn mit zahllosen Einzelheiten aus der Verfassung und der Geschichte der Reichsstadt Nürnberg aus, mit denen er seinen Bildern Leben und Überzeugungskraft zu geben vermochte. Auch die Notiz von der Bußpredigt des Johannes Kapistranus im Jahre 1453 fand er hier. Irgendwelche Beziehung zur Eroberung Konstantinopels hatte sie nicht. Diese hat Raabe, durch die Jahreszahl angeregt, erst in sie hineingelegt. Er gewann damit zugleich

die Möglichkeit, seinem Zeitbild einen weitgespannten kulturgeschichtlichen Horizont zu geben. Das Vordringen der Türken machte viele Griechen der Kleinasiatischen Küste und der Inseln des Archipels heimatlos. Viele von ihnen suchten als Vertriebene das Gastrecht der Fremde, und sie brachten ihre Sprache und die Schätze ihrer Literatur mit als Gegengabe für den Schutz, den sie fanden. So zog auch auf deutschem Boden das Frührot der Renaissance empor. Der Grieche Theodoros Antoniadès, der in dem Garten des Hauses an der Nürnberger Stadtmauer die beiden Jugendfreunde in seine Sprache und die hohe Dichtung seines Volkes einführt und ihnen zugleich mit seinem Schicksal die Drohung der Zeit verkörpert, ist ein Sinnbild der großen Zeitenwende, die die innere Gebundenheit des Mittelalters von der freien Selbstbestimmung eines neuen Zeitalters der Humanität scheidet. Nimmt doch auch das Ringen der beiden Leitmotive, der Sieg der süßen Stimme eines Kindes über die Bußpredigt des Mönches, der sich zu einem Hochgesang auf den Adel des freien Menschentums steigert, die Überwindung der mittelalterlichen Schranken durch den Geist einer Neuzeit vorweg, die alle Fesseln der überlieferten Sitte mit dem Bekenntnis zerreißt: Ich kann nicht anders!

A b e r s i e d e l u n g n a c h B r a u n s c h w e i g

Am 4. Juli 1870 vollendete Raabe „Des Reiches Krone“. Zwei Tage vorher hatten die Stuttgarter Freunde ihm in der Silberburg das Abschiedsfest bereitet. Zweiundzwanzig Männer und Frauen des engeren Verkehrskreises vereinigten sich um das scheidende Ehepaar. Sechs von den Freunden riefen die Muse zur Hilfe, um in Versen ihrer Wehmut Ausdruck zu geben. Fast alle knüpften das Gespinnst ihrer Gedanken und Gefühle an Raabes Namen an. So ehrliche Herzlichkeit aus diesen Gedichten spricht — die Nachwelt hat nichts an ihnen verloren. Der Mann, der schon seit Jahren der lyrischen Muse in harter Selbsterkenntnis den Laufpaß gegeben hatte, blieb jetzt auch auf diesem Gebiete Sieger. Die Verse, die er am Nachmittag des 2. Juli, also unmittelbar vor der Abschiedsfeier, hinwarf, sind die letzten geblieben, die er der Welt gegönnt hat. Das ahnungschwere Wissen von einer Schicksalsstunde, der er entgegenging, hat sie ihm abgezwungen. So bannte er prophetisch in sie den Glanz hinein, der ihm bis an sein Lebensende jedesmal wieder aufstrahlte, wenn ein Gruß aus Stuttgart ihn an Unwiederbringliches gemahnte:

Einmal sah er noch vom Wagen
Auf der Freunde Kreis zurück,
Und der Glanz von Jahr und Tagen
Drängte sich in einen Blick.

Aus der Ferne welch ein Klingen,
Aus der Nähe welch ein Klang!
Und im Rauschen mächt'ger Schwingen
Wird dem Wanderer fremd und bang.

Horch, ein Rufen von den Hügeln, —
Und ein Winken aus dem Thal!
Ziehst du fort auf eignen Flügeln?
Ist's dein Schicksal? deine Wahl? —

Sieh, da kommt's von allen Seiten,
Lang vergessen, neu erlebt,
Grüßend im Vorübergleiten,
Licht und Dunkelheit verwebt;

Winterschnee und Blütenbäume,
Lust'ger Weg durch Feld und Hain,
Lebensnot und Dichterträume,
Klug Gespräch beim Lampenschein!

Und die trauten Stimmen sagen:
Weißt du noch? . . . o denke dran!
Alles mußt du mit dir tragen,
Was dich hierher binden kann!

Aber deinem Haupte Schwingen;
Aber Blei an deinem Fuß!
Stets in deinen Norden dringen
Wird des Südens warmer Gruß! —

Und vom Wagen in die Runde
Reicht der Freund jetzt still die Hand;
Leuchten wird in ferner Stunde,
Was im Augenblick verschwand!

Die unvermeidliche Verworrenheit der letzten Stuttgarter Tage wurde überdröhnt durch die Schicksalshämmer des großen Weltgeschehens. Am 11. Juli schon bringt das Tagebuch zwischen gleichgültigen Notizen die beiden inhaltschweren Worte: „Der Krieg!“ Am 14. Juli heißt es dann: „In der Gymnasiumsstraße Kaufmann Mittler mit der Kriegsnachricht“, am folgenden Tage: „Krieg zwischen Frankreich und Deutschland!“ Tags darauf bricht in der Hermannstraße mit dem Erscheinen der Möbelpacker „das Chaos“ herein. In der letzten Nacht, die er in Stuttgart verlebt, erledigt Raabe die erste Korrektur von „Des Reiches Krone“ für die Zeitschrift „Über Land und Meer“.

Am Nachmittag des 17. Juli — es war der siebente Geburtstag seines ältesten Töchterchens — um 6 Uhr bestieg Raabe mit den Seinen den Zug, der ihn für immer aus Stuttgart entführte. Die Mobilmachung war in vollem Gange und der fahrplanmäßige Eisenbahnverkehr vielfach gestört. Sieben und eine halbe Stunde dauerte die Fahrt mit ihren Unterbrechungen bis Nürnberg. Um zwei Uhr nachts wurden die schlafenden Kellner im „wunderlich roten Roß“ von den Ankömmlingen herausgeklopft. Der nächste Tag wurde der Besichtigung der Nürnberger Burg, der Gebaldus- und Lorenzkirche gewidmet. Wohl selten hat sich dem Dichter die Gelegenheit wie hier geboten, die Anschaulichkeit seines Ortsbildes in einem soeben vollendeten Kunstwerke nachzuprüfen. Tags darauf wird die Fahrt fortgesetzt. Aus dem Gedränge vor dem Schalter auf dem Bahnhofe schallt dem Dichter ein Wort entgegen, das sein Herz höher schlagen läßt: „Nicht zanken, wir sind jetzt alle Brüder!“ Es ist ihm wert genug, im Tagebuche festgehalten zu werden. Wieder erst am späten Abend wird Eisenach, das Ziel des zweiten Tages, erreicht. Der dritte bringt die Reisenden nur bis Kassel. Hier sind sie in Preußen, und stark umrasselt sie hier schon die Rüstung des Krieges. Am 21. Juli abends treffen sie in Braunschweig ein und nehmen zunächst in der Wohnung der Großmutter Leiste im Johannishof Quartier, und schon am nächsten Tage wird in Wolfenbüttel mit der Mutter und der Schwester ein bewegtes Wiedersehen gefeiert.

Der Juli 1870 mit der Fahrt durch das aufgeregte, aber von ernster Entschlossenheit erfüllte Deutschland ist dem Dichter sein Lebtag unvergessen geblieben. Es war eine schlimme Reise mit ihrem stundenlangen Warten auf den Bahnhöfen, und sie wurde durch die Sorge um die übermüdeten Kinder noch besonders erschwert. Aber ihre Verbindung mit den

Bildern des deutschen Ausbruchs machte sie dem Dichter zu einem unvergänglichen, „schaurig schönen“ Erlebnis, das noch nach Jahrzehnten in ihm mit unverminderter Kraft nachzitterte.

Die in der Salzdhahmer Straße gemietete Wohnung wurde erst Ende September frei. So war vorläufig noch lange nicht an die Ruhe einer behaglichen Häuslichkeit zu denken. Aber der laute Herzschlag der Zeit ließ ja auch ohne dies einen solchen Gedanken nicht aufkommen. Der August brachte die ersten Siegesnachrichten aus Frankreich, er warf aber zugleich Raabe und Frau Bertha in schwerste Herzenssorge: eine gefährliche typhöse Erkrankung der jüngsten Tochter ließ das Schlimmste befürchten. Einen ganzen Monat lang rang die zweijährige Elisabeth mit dem tödtlichen Ubel. Erschütternden Widerklang findet der grimmige Gegensatz des Lebens in des Vaters Tagebuch. Am 6. August heißt es:

„Zu Hause Elisabeth recht krank. Erbrechen, Durchfall. Angst und Gram. Um 10 Uhr der Volkslärm. Auf der Straße das Telegramm: Sieg des Kronprinzen bei Wörth über Mac Mahon. Gewitter und Platzregen. Wunderliche sorgenvolle und gehobene Nacht.“

Erst am Tage nach der Siegesfeier der Kapitulation von Sedan löst sich dieser Bann. Ein schweres Aufatmen am 4. September:

„Depeschen: Napoleon nach der Wilhelmshöhe. Eine Flasche Wein.
— Am Morgen Elisabeth wieder in den Kleidern.“

Und nun war der Weg frei für den Ausflug nach Norden. Niemand hatte die Kunde von Raabes Übersiedelung nach Braunschweig mit größerer Freude aufgenommen als die Hensburger Freunde, die sich davon ein häufigeres Zusammentreffen mit ihm und den Seinen versprechen durften. Jenseus waren in der Nordmark des Reiches dem Kriege näher als die Braunschweiger, denn französische Kriegsschiffe blockierten den Hafen, und die Haltung der Dänen war im Anfang recht verdächtig. Aber die wuchtigen Schläge in Frankreich hatten auch hier diese Sorgen gebannt, und nun erwarteten sie sehnsuchtsvoll den Besuch der Freunde. Frau Bertha hielt die Pflege des langsam genesenden Kindes zurück. Raabe feierte im Kreise der Braunschweiger und Wolfenbütteler Verwandtschaft bei der Großmutter Leiste am 7. September seinen 39. Geburtstag, und zwei Tage später machte er sich auf die Reise. Groß war die Freude im Hause Jensen, seit langer Zeit wieder einmal den Freund als Gast im Hause zu haben; aber schon am dritten Tage wußten sie, daß sie einen Kranken zu pflegen hatten. Das böse Reisewetter hatte dem gegen alle

Witterungseinflüsse äußerst empfindlichen Dichter einen schweren Katarrh beschert, und im Zusammenhang damit wurden ihm seine asthmatischen Beschwerden besonders qualvoll. Jensen hatten Raabe niemals in diesem Zustand gesehen, der ihm selbst nun schon seit Jahren nichts Besonderes mehr war, und so schwebten sie bei seinen Anfällen in größerer Angst als er selbst. Nach einigen Tagen jedoch lichteteten sich die Schatten, und es konnten sogar weitere Ausflüge zu den Schlachtfeldern der Jahre 1848 und 1864 und nach Sonderburg und Glücksburg unternommen werden. Natürlich gab das große Zeitgeschehen den beiden Männern, die seit dem Juli 1866 das Werden des deutschen Schicksals gemeinsam und mit gleicher Zuversicht beobachtet hatten, unerschöpflichen Stoff zur Aussprache. Daß die deutsche Einheit die wertvollste Frucht des Krieges sein werde, daran zweifelten sie keinen Augenblick. Und sie wiegten sich in dem holden Traume, daß die endgültige Lösung der deutschen Frage ihrer eigenen Lebenswirkung die Bahn frei machen werde. Sie hatten beide Verständnis dafür, daß die politischen Auseinandersetzungen, die das deutsche Volk seit Jahrzehnten leidenschaftlich bewegten, ihm keine Ruhe gegönnt hatten für eine tiefere Versenkung in die Schätze einer lebendigen Kunst. Aber war der große Sehnsuchtstraum erst einmal erfüllt, dann mußte der Blick auch dafür frei werden. So schrieb Raabe aus Flensburg hoffnungsfreudig an seine Gattin:

„Wir sind hier der festen Meinung, daß nach abgeschlossenem Frieden eine sehr günstige Zeit für die ‚Romanschreiber‘ kommt; also sei vergnügt — wir singen auch noch von einem recht grünen Zweige, und wenn wir auch bis auf die letzte Feder Raaben sind.“

Freilich — der Schluß der Zeilen erhärtet es wieder einmal — er war sich auch jetzt darüber klar, daß ihm ein Opfer seines Wesens um der Zeit willen eine Unmöglichkeit war. Er konnte immer nur dichten, was er erlebt hatte. Und hier lag ein Trennungstrich auch zwischen ihm und seinem Freunde Jensen. Dieser hatte seine reinfreudige Muse sofort in den Dienst der Zeit gestellt. Ja, von seinem Flensburger Schreibtisch aus sandte er sogar „Lieder aus Frankreich“ in die Welt. Raabe war die Fähigkeit zu solcher glücklichen Selbsttäuschung nicht gegeben. Er konnte ehrlicherweise nur dem das Recht zusprechen, Kriegslieder zu dichten, der wie Theodor Körner, ohne zu lügen, sagen durfte: „Du Schwert an meiner Linken.“ Noch weniger war es ihm gegeben, jene Geschäftstüchtig-

keit zu entwickeln, die in dem Zeitgeschehen einen wirkungsvollen Hintergrund für die Dichtung erblickte.

Er spann weiter an seinem „Dräumling“, zu dem ihn persönliches Schicksal geführt und der doch auch seiner Zeit etwas zu sagen hatte, und er ist immer stolz darauf gewesen, daß ihm die Bewegtheit der Zeit nicht die Gelassenheit seiner Arbeit daran hat stören können.

Am 27. September nahm Raabe Abschied von Flensburg und fuhr über Harburg, wo er übernachtete, heim. Bei dem Zugwechsel in Lehrte erfuhr er von dem Telegramm, das den Fall Straßburgs meldete.

Unmittelbar nach seiner Heimkehr wartete wieder „das Chaos“ auf ihn, das, wenn wir seine Seufzer ernst nehmen wollten, zu den größten Schrecken seines Daseins gehörte. Es galt, den Umzug und die Einrichtung der neuen Wohnung zu überstehen. Das Haus Salzdhalmers Straße 3 stand vor dem Augusttor auf dem Krähenfeld, einer noch sehr weitmaschig bebauten Gegend. Die Wohnung lag im Erdgeschoß, im Oberstock wohnte der Hoffchauspieler Schultes, der sich gelegentlich auch als Schriftsteller betätigte. Er war ein gebürtiger Bayer und Freund eines derben Humors. Dieser wartete in der Freude seines Herzens den Antrittsbesuch der neuen Hausgenossen nicht ab, sondern kam ihm zuvor. Und als Raabe ihm mit einiger Zurückhaltung entgegentrat, da holte er aus seiner Wohnung „Die Chronik der Sperlingsgasse“, „Ein Frühling“ und den „Hungerpastor“ und wies sie dem erstaunten Dichter zugleich mit seinen eigenen „Liedern und Gedichten“ vor. Da war die Festung erobert. Lachend bot Raabe ihm eine Zigarre an und sagte zu seiner Frau: „Wahrhaftig, Bertha, das ist einer von den deutschen Narren, die nicht nur selbst Bücher schreiben, sondern sich auch welche kaufen, die andere geschrieben haben!“

Und damit war der Grund gelegt zu einem engen Familienvorkehr, der nicht wenig dazu beitrug, Raabe das Einleben in der neuen Heimat zu erleichtern. Schultes war auch die Seele des „Klubs der Buern im Kreienfelde“, eines trinkfröhlichen Männerbundes, der sich bei seinen Sitzungen den Verzicht auf Europens überfündete Höflichkeit und die Pflege eines möglichst barocken Humors zur Pflicht gemacht hatte. Als „Sperlingsbur“ fand Raabe hier Aufnahme, und da er selten eine dieser Sitzungen versäumte, dürfen wir annehmen, daß er sich in diesem Kreise, dem auch der bald mit Raabe vertraut gewordene Archivar Hänselmann angehörte, behaglich gefühlt hat. Raabe zeichnete dem Klub sein

Wappen. Das war ein dreieckiger Schild, der als Sinnbild einen mit Band umwickelten Zaunpfahl zeigte. Schildhalter waren, mit Eichenlaub umkränzt, aber von hinten gesehen, Adam und Eva. Das Motto lautete: „Immer mit dem Zaunpfahl.“ Eines der drolligsten Mitglieder dieses Bundes war der Komiker des Hoftheaters Oskar Fischer, dessen Glanzleistungen solche „individualistisch durchgebildeten Ekophonischen Kunststücke“ waren, wie sie Raabe später im „Horacker“ zum Gegenstand edlen Wettstreits zwischen seinem Konrektor Eckerbusch und dem Zeichenlehrer Windwebel macht.

Ein anderer Kreis, in dem sich Raabe sehr bald zu Hause fühlte, waren die „Ehrlichen Kleiderseller von Braunschweig“. Er war im Anschluß an die Tausendjahrfeier der Stadt im Jahre 1861 gegründet worden und hatte zunächst seine wichtigste Aufgabe darin, für ein städtisches Museum Zeugnisse der heimischen Kunst und Kultur aller Art zusammenzutragen. Weil diese Tätigkeit eine gewisse Ähnlichkeit mit der der Altwarenhändler und Trödler hatte, die in Braunschweig Kleiderseller genannt wurden, so hatte man sich scherzhaft diesen Namen zugelegt. Es war ein durchaus ernsthafter Verein für heimatliche Geschichte und Kultur, und diesen Zielen entsprach seine Mitgliederschaft. In den siebziger Jahren, als der bei seiner Gründung vorgesehene Zweck im wesentlichen erfüllt war und die Bearbeitung streng wissenschaftlicher Fragen an andere, enger umgrenzte Vereine überging, blieb von dem ursprünglichen Wesen wenig mehr als der Name übrig. Gerade dann aber trat durch Raabe selbst und durch Hänselmann die entscheidende Wandlung ein. Jetzt erst erhielt der Name „Kleiderseller“ seinen sinnbildlichen Gehalt, und niemandem mochte er angemessener erscheinen als dem Dichter, der schon früh seine Tätigkeit mit der der Trödler scherzhaft und doch ernst genug verglichen hatte und es um so mehr tat, je klarer er sich selbst vom Urteil der Zeit zum alten Eisen geworfen sah. So weit war es jedoch nicht, als Raabe Anschluß an die Kleiderseller gewann. Was sie durch ihn geworden sind und was sie ihm in seinem Wandel durch das Säkulum bedeuteten, danach müssen wir eine spätere Zeit fragen.

Selbstverständlich setzte Raabe auch seine ihm längst zur unerläßlichen Pflicht gewordene Gepflogenheit, sich durch regelmäßige Durchsicht der Zeitschriften auf dem laufenden zu halten, in Braunschweig fort. Was in Stuttgart das Museum war, das bedeutete hier der Große Klub.

Wenn einer unter seinen Berufsgenossen, dann wußte er wahrhaftig Bescheid um alles Wichtige, was in der Welt der Druckerschwärze ein Echo fand, und es gibt keine lächerlichere Vorstellung als die von einem Wilhelm Raabe, der, enträuscht von einer ihm widrigen Zeitströmung, darauf verzichtet hatte, mit dabei zu sein.

Er war auch bei dem mit allen Fibern seines Wesens dabei, was auf der Weltbühne im Augenblick vor sich ging, wiewohl er jetzt, scheinbar rückwärts gewandt, seltsam ironisch schillernde Fäden um jenen 10. November 1859 spann, an dem er doch selbst einst mit bitterem Ernst die Rolle eines nationalen Herolds gespielt hatte.

Am 21. Dezember 1870 vollendete er das Konzept der „Sumpfgeschichte“, am 12. Mai 1871, zwei Tage nach dem Abschluß des Frankfurter Friedens, setzte er den Schlußstrich darunter.

Der Dräumling

Raabe nennt den „Dräumling“ wiederholt in seinen Briefen einen humoristischen Roman, und er zieht damit selbst einen Trennungsstrich zwischen ihm und seinen zurückliegenden Werken. In der Tat müssen wir weit in seinem Schaffen zurückgehen, bis zu den „Kindern von Finkenrode“, um etwas zu finden, das den Vergleich zuläßt. Suchen wir dann aber die Parallele durchzuführen, dann erweist sich die scheinbare Ähnlichkeit sofort als eine Täuschung, und der Blick wird uns dafür klar, daß hier etwas durchaus Neues in Erscheinung tritt, dessen Wesen viel schwieriger zu erfassen ist als das der großen und tief sinnigen Stuttgarter Meisterwerke. Mit dem „Dräumling“ setzt jene eigenartige Technik Raabes ein, die man als die der verschiedenen Tiefenschichten bezeichnen kann. Diese Technik macht es noch mehr als bei den früheren Werken zur Unmöglichkeit, durch eine Inhaltsübersicht eine Vorstellung von dem Gehalt zu geben.

Auf den ersten Blick freilich scheint es eine sehr einfache Sache zu sein. Es handelt sich um eine Liebesgeschichte, deren harmlose Kämpfe sich vor dem Hintergrunde der großen Schillerfeier des Jahres 1859 in einer kleinen Provinzialstadt abspielen. Im Sommer dieses Jahres erscheint der Maler Rudolf Haeseler in Paddenau im Dräumling, einer ausgedehnten Sumpflandschaft. Hier lebt sein Studienfreund, der Rektor

der Lateinschule und fruchtbare Versdichter Gustav Fischarth, den seine Frau Agnes vor kurzem zum Vater von Drillingen gemacht hat. Haeseler hat nach mannigfachen künstlerischen Enttäuschungen in Rom und München seinen Beruf zum Sumpfmaler entdeckt und sieht im Dräumling seine vorletzte Etappe, die letzte sollen die Moore in der Lüneburger Heide sein. Aber er kommt nicht dazu, den Dräumling zu malen, weil die Liebe sich zwischen ihn und seine Aufgabe drängt. Er liebt Wulfhilde, die schöne Tochter des ehemaligen Prinzenenerziehers Geheimen Hofrats Mühlhoff, der sich nach Paddenau zurückgezogen hat, weil es sein Ehrgeiz nicht erträgt, „in Rom der zweite zu sein“, und der seine grämliche Muße nun damit ausfüllt, daß er im Wettstreit mit dem Rektor niedgedruckte und -aufgeführte Versdramen schreibt. Es gelingt Haeseler, seinen Nebenbuhler, den Kaufmann George Knackstert, der vor den ihm widerlichen Vorbereitungen zur Schillerfeier aus Hamburg geflüchtet ist und nun in Paddenau aus dem Regen in die Traufe kommt, aus dem Felde zu schlagen. Er hilft dem Rektor auf seine Weise bei der Durchführung der Paddenauer Feier, die von der lächerlichen Verständnislosigkeit des Philistertums bedroht wird, und erringt die Braut. Und trotz all des Kleinlichen und Abgeschmackten, das es bei dem hohen Feste des deutschen Idealismus zu überwinden galt, bekennt er sich zum Dräumling.

Das ist alles. Aber wir sind uns wohl darüber klar, daß der Dichter des „Schüdderump“ schwerlich nur deshalb seine Feder bemüht hätte, um dann noch stolz darauf zu sein, daß er diese Erzählung gerade in der Zeit schrieb, wo Deutschlands Söhne, seit Jahrhunderten zum ersten Mal geeint, im blutigen Ringen auf Frankreichs Boden standen. Es ist wirklich nur die Oberflächenschicht, die wir damit erfasst haben. Und auch wenn wir die Figuren des Liebespiels mehr in die Kulissen der Lebensbühne rücken und unseren Blick auf die humoristische Spiegelung der Schillerfeier richten, wird es nicht viel anders. Sollte Raabe am 15. Juni 1870 einen seiner letzten Ausflüge von Stuttgart aus nur deshalb nach Marbach zum Schillerhause gelenkt haben, um Mut dazu zu gewinnen, einen wirklichen Lebenstag, an dem er einst mit heißem Herzen dabei war, in satirischer Beleuchtung zu zeigen?

Nein, die Forderung ist unabweislich, unter der Oberflächenschicht eine andere, tiefere aufzuweisen. Sie erst führt uns zu der Erkenntnis, daß der Dichter hier gar nicht seine Erlebnisse bei der Wolfenbütteler Schillerfeier, sondern ganz andere gestaltet hat. Und wir haben ja auch

gerade deshalb jedem Gelegenheit gegeben, Raabes Wolfenbütteler Tagebuchnotizen vom 10. November 1859 mit den Paddenauer Vorgängen zu vergleichen.

Das Erlebnismotiv des „Dräumlings“ steht in engster Beziehung zu „Abu Telfan“. Wir erinnern uns an das fünfunddreißigste Kapitel dieser grundsätzlichen Auseinandersetzung Raabes mit dem heimischen Philistertum. Da hatte er uns verraten, daß „alle die hohen Männer, die uns durch die Zeiten vorausschreiten“, aus Nippenburg kommen und sich ihres Herkommens auch keineswegs schämen. Und er hatte am Schluß der Reihe auch Friedrich von Schiller genannt, „der doch von allen unseren geistigen Heroen vielleicht am schroffsten mit Nippenburg und Bumsdorf brach“ und der doch letzten Endes keine Ausnahme der Regel darstellt. Und unmittelbar nach diesem versöhnenden Ausklang seiner doch recht ernsthaften Auseinandersetzung mit dem Philistertum stoßen wir auf das Titelsymbol der „Sumpfgeschichte“, wenn es von dem Bericht des Leutnants von Bumsdorf über die dramatischen Vorgänge in der Residenz heißt: „... aber dafür übersprang er auch nichts von Bedeutung oder was sonst den verruchten Provinzialsumpf zum Wellenschlagen bringen konnte.“ Und ein paar Zeilen weiter, in dem gleichen Kapitel, da hören wir den Vetter Wassertreter zu Hagebucher von seinem Lebensführer Goethe sagen: „Laß es gut sein, auch Er mußte in Weimar hocken, und die Welt kam doch an ihn heran.“ Auch dieses Zitat gehört sehr eng zu unserem Thema.

Nun liegt der Fall natürlich nicht so, daß Raabe nur ein literarisches Motiv, wenn es auch dem eigenen Werke entstammte, als Anregung zu einer neuen Behandlung des Themas genommen hätte. Nein, er hat auch hier gedichtet, was ihm auf die Nägel brannte. Es waren die Gedanken und Empfindungen, wie sie von seinem Heimkehrentschluß wachgerufen wurden, die hier die schöpferische Entlastung forderten. Aber es war nicht nur die bange Frage: „Wie wirst du dich nach den bei aller Lebensnot so reichen Jahren im Süden in dem heimischen Philisterland zurecht finden?“ und der Trost, den ihm Schwabens größter Dichtergenius und sein hoher Freund in die Antwort flochten, was hier Ausdruck suchte, sondern auch die viel ernstere Rechenschaftsforderung über Aufgabe und Beschränkung seines Künstlertums. Wohl hatte er seiner Aufgabe schon in jenem Briefe an Glaser eine Form gegeben, in dem er verheißen

hatte, daß er das Seine dazu tun werde, die Lüge aus unserer Literatur herauszubringen. Aber das war eine negative Form gewesen. Wo sah er die Lüge, und was wollte er ihr entgegensetzen? Darauf fand er jetzt hier die Antwort.

Der Name Dräumling erinnert mit bestimmter Absicht an den Drömling am Westrande der Altmark, aber die Vokaländerung mit dem Anklang an „träumen“ ist ebenso absichtsvoll. Wo der Dichter den großen Sumpf auf der Landkarte sich denkt, das deutet uns der gewiß auch nicht zufällige Satz aus dem Philistergeschwätz im Grünen Esel an:

„Wenn ich ein Billet nach Burgdorf oder Peine bezahlt habe, dann verlange ich, nicht in Simbuku oder auf dem Berge Urarat abgesetzt zu werden.“ — Peine liegt 25 Kilometer nordwestlich und Burgdorf etwa in der gleichen Entfernung südlich von Braunschweig. Und da uns außerdem versichert wird, daß Wulffhilde, die Großmutter Heinrichs des Löwen, Paddenau neugegründet habe, so ist kein Zweifel, daß der Sumpf da zu suchen ist, wo Raabe sich anschickte, sein Lebensschiff zu verankern — in der süßen Heimat.

Das Titelsymbol selbst, der Sumpf, bedarf kaum der Deutung. Es genügt, dabei an den träger fließenden Lebensstrom und die Folgerungen, die sich für den Genius daraus ergeben, zu denken. Aber Raabe gibt dem Sumpf ein Wappentier und weist uns nachdrücklich auf seine sinnbildliche Bedeutung hin. Das ist der Storch, der heilige Vogel des Familienlebens. Die Familie ist von jeher die am stärksten verschanzte Burg des Philistertums gewesen und wird es bleiben. Mit der Erdenschwere dieser Burg muß jeder rechnen, der sich auf den Flügeln seines Geistes oder seiner Phantasie über den Dräumling erhebt und seine Bindung an die Forderungen des nüchternen Alltags da unter ihm vergißt. Daß die Mahnung an jene Bindung der Frauen Aufgabe ist, zeigt uns Frau Agnes Fischarth deutlich genug. Ist sie es sich nicht selbst, so ist sie es ihren Kindern schuldig. Es liegt ein köstlicher, zweifellos von Raabe selbst oft genug durchlebter Humor darin, wenn der begeisterungsvolle Rektor und ungedruckte Poet nach einem solchen Rückruf in das Maß der Wirklichkeit vor seiner versalzenen Suppe sitzt und, ein Stück Rindfleisch auf der Gabel, mit einem Biat sein seelisches Gleichgewicht in heiterer Selbstironie wiederzugewinnen sucht:

„Wen Götter sich zum Eigentum erlesen,
 Geselle sich zu Erdenbürgern nicht.
 Der Menschen und der Überirdischen Los,
 Es mischt sich nimmer in demselben Becher.
 Von beiden Welten eine mußt du wählen.
 Hast du gewählt, dann ist kein Rücktritt mehr;
 Ein Biß nur in des Ruhmes goldne Frucht,
 Proserpinens Granatenapfel gleich,
 Reihst dich auf ewig zu den stillen Schatten,
 Und den Lebendigen gehörst du nimmer an.“

Es ist jene Stelle aus Grillparzers „Cappho“, in der sich der Gehalt dieses Dramas zusammenballt; denn die Dichterin scheitert daran, daß sie ihre künstlerische Berufung mit den Wünschen ihres Herzens in Einklang zu bringen sucht. Das Zitat zieht den denkbar schärfsten Trennungsstrich zwischen der Welt des Dräumlings und der Welt der Kunst. Es ist also eine Antwort auf die Frage, die der Dichter bei seinem Scheiden aus Stuttgart an die Zukunft richtete. Daß er sie für sich nicht gelten läßt, zeigt die Ironie, mit der er sie umspinnt. Er beruft sich gegen sie auf andere Dichterheroen als auf die griechische Cappho und ihren lebensunfrohen Propheten, den doch letzten Endes nicht die Kunst, sondern sein leicht verbittertes Gemüt daran hinderte, seinen Frieden mit dem Dräumling zu machen. An den eigentlichen Helden seiner Geschichte vom Dräumling Friedrich von Schiller und an den hochweisen Herrn Geheimrat, seinen Weimarer Freund, wendet sich Raabe. Deshalb zeigt er uns die beiden, wenn auch nur im Traum des Rektors Fischenhuth, im traulichen Gespräch über den Wolken, die ihnen den Dräumling und seine Hundertjahrfeier verhüllen. Und wie sie in behaglicher Erinnerungsfreude lächelnd all ihrer kleinen Sorgen und Kämpfe in der irdischen Philisterwelt gedenken, da verraten sie uns, daß auch sie einmal ihren Standpunkt nicht über, sondern mitten im Dräumling eingenommen haben, ohne daß die Höheit ihres Werkes darunter zu leiden hatte. Das war die Antwort, die Raabes Fragen genug tat. Wenn so hohe Geister wie diese beiden sich mit der leider nicht nur räumlichen Enge des Dräumlings abzufinden wußten, dann wird es der humoristische Dichter, der auf anderen Ebenen das doch ewig gleich flutende Leben zu belauschen hat, erst recht vermögen.

Noch klarere und eindeutiger Form gewinnt diese Antwort in der Rede, die der Rektor Fischenhuth im 21. Kapitel des Romans an die

zürnende Muse richtet, welche der Maler Haefeler in schalkhafter Satire auf das Paddenauer Philistertum für das große Fest gemalt hat. Sie trägt die Züge Wulfbildes, und diese führt nicht umsonst den Namen der niedersächsischen Stammesherrzogin. Es ist die Muse seiner niedersächsischen Heimat, die Raabe selbst durch den Mund des Rektors anspricht:

„Siehe, wie du dich verkleidest. Was würden wir mit dir anzufangen wissen, wenn du nicht wie hier unter der Maske einer guten Bekannten zu uns kämest? Ach, du kommst nicht nur in einer Verkleidung, du kommst in vielfältigen Masken, und nur denjenigen zählst du deinen Freunden zu, der dich unter jeglicher erkennt, der sich von dir fesseln läßt und dich nicht verleugnet, wenn du in der widerlichsten, abgeschmacktesten, wunderlichsten, unbehaglichsten ihm nahest. O Mnemosyne, du bist wahrlich nicht umsonst die Tochter des Uranos und der Erde, und deinen Töchtern sind nicht ohne Gründe außer den Schwänen und Nachtigallen auch die Grillen, die Zikaden heilig! O Mnemosyne, wer führte denn deine Töchter nach Thespien in Bötien? Ein roher Mazedonier war es; und wer nicht glauben kann, daß die neun Mädchen ebensogern in Abdera als in Athen singen, dem ist immer noch ein ehern Band um die Stirn geschmiedet; und wer es in Abdera aufgibt, auf ihren Gesang zu achten, weil das Völklein umher ihn durch Geschwäß und Fußgescharr stört, den nennst du mit Recht einen Betrüger, wenn er sich noch fernerhin für deinen Diener ausgibt.“

Es ist ein recht ernsthaftes Bekenntnis, das hier laut wird, und es wirft ein bezeichnendes Licht auf des Dichters Kunstauffassung. In schroffster Form wird hier das *Vitam impendere vero!* wieder lebendig, und wir ahnen, worin er die Lüge sah, die er für sein armes Teil aus der Literatur herausbringen wollte. Der heuchlerischen Schönmalerei des Lebens um des Beifalls der Menge willen, der lügenhaften Verhüllung des grimmigen Lebensbildes durch den schönen Schein gilt die Kampf-ansage. Für die wahre Muse gibt es nichts Großes und nichts Kleines, nichts Hohes und nichts Niedriges, nichts Schönes und nichts Häßliches, für sie gibt es nur das Bild der Wahrheit, und wer das Bild fälscht um der Wirkung willen, der wird zum Betrüger am Heiligtum der Kunst.

Von dieser Erkenntnis aus aber sieht der Dichter Licht auf seinen künftigen Weg fallen, und so kann er lächelnd mit den Träumen der Vergangenheit abrechnen, die ihn einmal verlockt haben. Auch er ist wie sein Maler Haefeler einmal „auf dem Wege nach Korinth“ gewesen,

auch er hat einmal von der „großen“ Kunst geträumt, die das bescheidenere Werk des Romanschreibers, des „Halbbruders des Dichters“, in den Schatten rückt. Jetzt benutzt er seine damaligen Versuche dazu, die Schreibfischpoesie seines Rektors Fischarth anschaulich zu machen. Die heitere Ironie, mit der dies geschieht, bezeugt uns, daß dieser Traum endgültig ausgeträumt ist. Dafür bekennt sich Raabe mit dem Maler Haeseler rückhaltlos zur „Dräumlingsmalerei“. Auf dem Boden der Heimat wird er das urewige Leben, das in der Enge sein Wesen nicht weniger wahr und hoheitsvoll offenbart als in dem weiten Rahmen der „großen Welt“, einfangen und zum bleibenden Bilde steigern. Daß er aber groß genug von dieser Aufgabe dachte, das zeigt er uns wieder durch ein Sinnbild in dieser an versteckten Sinnbildern nicht gar armen Geschichte.

Im 13. Kapitel der Erzählung hält der Maler Haeseler in der Nacht vor der Schillerfeier dem durch mannigfaltige Widerwärtigkeiten erregten Festleiter Fischarth ein Kolleg über Literaturgeschichte. So sehr der Unglückliche, dem ganz andere Dinge den Kopf schwer machen, sich dagegen wehrt, er spannt ihn auf die Folter durch eine umfangreiche Belehrung über den Lebens- und Schaffensweg des französischen Fabeldichters Lafontaine. Er erzählt, wie dieser nach Paris kam, um vielleicht Mitglied der Akademie und Reichshistoriograph zu werden, aber sich durch seine Torheit alles verdarb.

„Er machte nichts als alberne Streiche und dazu ganz kuriose Dinge, nämlich ganz hübsche Fabeln, welche die sonst so schlauen Franzosen für reizend naïv hielten. Und diese sonst so schlauen Franzosen nannten um dieser Fabeln willen den Mann le bonhomme de Lafontaine und hatten keine Ahnung davon, daß der gute, brave Bursche in diesen Fabeln sich selber zum echtesten und wahrsten, zum allgerimmigsten und allerklügsten Reichshistoriographen freiert hatte, nicht nur der Nachbarschaft daheim, sondern auch der Stadt Paris und Seiner Majestät dem König Ludwig dem Vierzehnten zum Troße.“

Hält sich der Leser an die Oberflächenschicht der Erzählung, dann wird er zweifellos dem Sinn dieser weitausgesponnenen Ergießung ebenso verständnislos gegenüberstehen wie der verzweifelte Rektor. Auf der symbolischen Ebene jedoch bildet diese Darlegung eine wichtige Ergänzung zu dem, was sich uns von den Erlebnismotiven des Ganzen entschleiern hat. Wie Lafontaine in seinen satirischen Tierfabeln in Wahrheit das

Leben der Menschen seiner Zeit mit all ihren Schwächen widerspiegelte, so soll auch die „Dräumlingsmalerei“, zu der sich Raabe bekennt, ihn gerade durch den Verzicht auf das anmaßende Pathos der Historie zum „echtesten und wahrsten, zum allgerimmigsten und allerklügsten Reichshistoriographen“ machen. Denn die Darstellung seines Volkes mit all seinen Vorzügen und all seinen Schwächen und die Beleuchtung seines seelischen Ringens gerade im unaufdringlichen Rahmen seines Alltags erscheint ihm als eine fruchtbarere Aufgabe als die Niederschrift der großen Haupt- und Staatsaktionen seiner geschichtlichen Kämpfe. Raabe greift mit dieser Zielsetzung seiner Kunst weit über das hinaus, was seine eigene Zeit zu begreifen verstand. Eigentlich vermag erst unsere eigene Gegenwart, die für eine kritische Einstellung zu den großen Ereignissen des 19. Jahrhunderts den nötigen Abstand gewonnen hat, die vor allem gelernt hat, daß alle politischen Erfolge, die nicht tief im Boden der schicksalschwangeren Volkheit verwurzelt sind, fragwürdig bleiben, das Verständnis dafür aufzubringen.

So wird des Dichters Bekenntnis zum Dräumling, zur deutschen Philisterwelt mit ihrer Enge und ihren Unzulänglichkeiten ein Bekenntnis zu den höchsten Aufgaben, deren er sich fähig weiß. Und weil dem so ist, das heißt weil überall auf deutschem Boden, auch in Nippenburg, Bumsdorf und Paddenau, der deutsche Genius den Nährboden für seine Entfaltung finden kann, darum darf selbst der Held der großen Feier der deutschen Sehnsucht, Friedrich Schiller, hinter dem nach dem Worte seines hohen Freundes in wesenlosem Scheine das Gemeine lag, als Kronzeuge für den Dräumling angerufen werden:

„Siehe, hoher Unsterblicher, das ist der Dräumling. Die rechten Leute finden sich doch immer in ihm zusammen, und du hast bei Lebzeiten auch einige Erfahrung davon gewonnen!“

So verbirgt sich unter der leichten Oberfläche des lächerlichen Kleinstadtkampfes um die Schillerfeier der Lebenstiefe genug. Und der Dichter läßt uns keinen Zweifel darüber, daß der Einblick in diese Tiefe alles andere als entbehrliche Zutat sei. Ja er warnt uns mit den Worten seines Malers ausdrücklich vor solcher Annahme und gibt uns damit zum ersten Mal in seinem Werk eine Ahnung von dem, was ihm Humor bedeutet:

„Diejenigen, welche mit heiterm Lächeln den uralten, bitteren Kampf führen, können in der rechten Stunde und zumal in der Stunde des

Sieges ernst genug sein. Sie vor allen andern Erdenbürgern werden am wenigsten es wagen, des Lebens rätselhafte Tiefen durch leichtsinnigen Scherz zu überbrücken.“

Daß in diesem Werke, das einen der frühesten Ausbrüche der Einheitssehnsucht des deutschen Volkes im Spiegel des Humors zeigte, der Widerhall der Gegenwart nicht fehlen konnte, die diese Sehnsucht zur Erfüllung brachte, ist selbstverständlich. Der Dichter, der das Jahr 1866 in Stuttgart gelebt hatte, wird sich wohl selbst darüber klar gewesen sein, daß erst vom Jahre 1870 galt, was er seinen Rektor Fischarth als Zeichendeuter des 10. November 1859 seinem Gegenspieler, dem vornehmen Verächter der Sehnsuchtsfeier des deutschen Idealismus, Herrn George Knackstert, ins Gesicht schleudern läßt:

„Ein ganzes Volk stürzt sich heute in die lichte Woge der Schönheit, ein ganzes, großes, edles Volk besinnt sich heute auf das, was es ist! Es sieht mit glanzvollem Auge sich um im Erdenaal, und da es seinen Stuhl im Rate von andern besetzt findet, da es seinen Platz am Tische vergeblich sucht, da hebt es langsam die Hand und legt sie auf die Stirn — es besinnt sich, und dann lächelt es — ein Erstaunen, welches zum Schrecken wird, geht durch den Saal: mein lieber Herr Knackstert, wer sind Sie, daß Sie es wagen, Ihre kleine Beschränktheit über dieses erhabene Sichbesinnen Ihres Volkes zu stellen? Die Nationen am Tische der Menschheit rücken verlegen flüsternd zusammen — es wird Platz, und wir werden Platz nehmen, auch ohne Sie zu fragen, mein verehrter Herr! Ich sage Ihnen, wir werden uns setzen, und wir haben einen gewaltigen Hunger nach dem Fasten von so manchem Jahrhundert. Ich versichere Sie, wir werden das Versäumte nachholen, auch Ihnen zum Trost, mein Herr!“

Aber auch ohne diese Vorwegnahme verstehen wir die tiefe Befriedigung wohl, die der Dichter sein Lebtage darüber empfand, daß er gerade in den Jahren 1870 und 1871 das Buch vom „Dräumling“ geschrieben hatte. Denn er hat seinem Volke vielleicht nichts so sehr verübelt, als daß es in seiner großen Mehrheit „Achtzehnhundertsiebzig hat schlagen hören in das Leere, das Klanglose hinein, und nicht in den Nachhall alter, feierlicher Glocken“. Er wußte sich frei von dieser Schuld; aber dieses Wissen sicherte ihn nicht vor dem Schmerz darüber, daß der Weg in die Zukunft sich sehr bald und sehr gründlich von dem Geiste entfernte, der im Jahre 1859 ein Feuer angezündet hatte, das alle Grenzpfähle des

Deutschen Bundes übersprang und in allen Gauen den „Neidern und Hassern“ gar bedrohlich ins Gesicht leuchtete.

In seinem „Dräumling“ hatte Raabe zum ersten Mal nach der lastenden Schwere seines „Abu Telfan“ und seines „Schüdderump“ einen neuen Ton angeschlagen, und man hätte erwarten können, daß dieses fast übermütig heitere Werk einen leichteren Zugang zu den Herzen der Leser finden werde. Es erschien zuerst in den Spalten der „Romanzeitung“ und dann als Buch. Aber es versank wie seine Vorgänger im Strudel einer Zeit, die in ihrem Fortschrittsdrang weder Rast noch Neigung zur Selbstbesinnung hatte. Erst nach zwanzig Jahren konnte die zweite Auflage erscheinen.

Freilich müssen wir in diesem Schicksal des Werkes auch ein Urteil über die neue symbolische Technik des Dichters sehen, die es auch einem willigen Leser einfach unmöglich machte, bei einmaligem Lesen durch die harmlose Oberfläche in den eigentlichen Gehalt der Dichtung vorzudringen. Mit einem gewissen Behagen gefällt sich der Dichter jetzt darin, das zu verschleiern, was ihm selbst doch das Wesentliche ist. Und wenn er auch mit Andeutungen nicht spart, wie dieser Schleier zu lüften sei, so konnte er doch billigerweise nur von einem Bruchteil seiner Leser erwarten, daß sie diesen Andeutungen nachgingen. Nur zu sicher war voranzusehen, daß sich die meisten mit der Oberfläche zufrieden gaben und ihr Urteil danach bildeten. Es ist sinnlos, mit dem Dichter darüber zu rechten; aber es ist zweifellos, daß die beschämende Verständnislosigkeit auch der zünftigen Kritiker seines Werkes zu einem nicht geringen Grade den eigenwilligen Schranken zuzuschreiben ist, die er bewußt errichtete. Gerade der „Dräumling“ ist ein sehr bezeichnendes Beispiel dafür. Hat es doch Jahrzehnte gewährt, bis das wirkliche Erlebnismotiv dieser Dichtung entschleiert wurde.

Wie bewußt er sich seiner „Heimtückerei“ war, das zeigt die köstliche Art, wie er sich mit Hilfe des Chefs der Firma Knackstert Witwe und Sohn seines Grolls gegen den großen George Westermann entlastete, der gewagt hatte, seinen „Schüdderump“ „nach der Elle zu messen“.

Daß der Widersacher des idealistischen Aufbruchs von Paddenau nicht ohne Grund den Vornamen George erhalten hat, wird uns klar, wenn wir ein Gespräch zwischen ihm und Wulfsbilde Mühlhoff über den „Dräumlingmaler“ belauschen:

„Ich für meine Person liebe die drolligen Menschen nicht; sie wissen selten das richtige Maß zu finden, und noch seltener es zu halten und anzulegen“, meinte Herr George Knackstert.

„Entschuldigen Sie, Herr Wetter, der Herr Haeseler ist ein Landschaftsmaler.“

„Das ist mir zu allem übrigen bekanntgeworden, Cousine.“

„So? Dann bitte ich nochmals um Verzeihung; ich meinte, Sie hätten ihn für einen Schneider gehalten.“

Sicherlich hatte er damit sich das seelische Gleichgewicht gewonnen, das er brauchte, wenn er seinem Verleger auf Braunschweigs Gassen begegnete. Daß er sich durch seinen „Dräumling“ auch vor wesentlich schwereren Anfechtungen in der neuen Heimat gefeit wußte, dürfen wir annehmen.

Die große Enttäuschung

Gründerjahre. Christoph Pechlin

Die Stadt Braunschweig, in der Raabe sein Lebensschifflein für den Rest seines Daseins verankert hatte, gelangte gerade in jenem Zeitpunkt zur Klarheit darüber, daß die Ueberlieferungen einer großen und heldenhaften Geschichte nur selten die Kraft haben, die bitteren Folgen veräumter Gelegenheiten unschädlich zu machen. Der zähe Löwenmut der Bürger, der Jahrhunderte hindurch den Landesherrn erfolgreich Trotz geboten hatte, hatte in entscheidender Stunde schmählich versagt. Seit 1681 Landeshauptstadt eines Zwergherzogtums, erfuhr die Stadt jetzt nach nahezu 200 Jahren, was dieses Schicksal in Wirklichkeit bedeutete. Der Krieg von 1866 hatte den größeren Teil des ehemaligen welfischen Besitzes an Preußen gebracht. Nun war der winzige Staat von einer einzigen Großmacht umklammert, die ihn bei allen Maßnahmen, die der Zukunft Wege wiesen, unbeachtet lassen konnte. Die Wege in die Zukunft aber liefen jetzt auf Schienensträngen, und es wurde zum Schicksal für so manche Stadt, ob diese Stränge durch sie hindurch oder weit entfernt an ihr vorbeiführten. Ihre Richtung aber wurde jetzt weit stärker durch die Politik als durch andere Rücksichten bestimmt. Es wurde Braunschweigs Schicksal, daß die einzige Hauptlinie, von der es berührt wurde, ihre beiden glücklicheren Nebenbuhlerinnen Hannover und Magdeburg miteinander verband und daß die wichtige Nord-südlinie Frankfurt—Ham-

burg weit ab von ihm, aber dicht an Hannover vorbeiführte. So war es für die Stadt Heinrichs des Löwen eine ziemlich hoffnungslose Aufgabe, in dem neuen Reich den machtvollen politischen und wirtschaftlichen Einfluß wiederzugewinnen, den sie im Mittelalter besessen hatte. Und doch war der Drang, dieser Aufgabe gerecht zu werden, bei der Größe der Stadt und dem Glanz ihrer Vergangenheit nur allzu verständlich. Daß sie Haupt- und Residenzstadt war, erwies sich dabei eher hemmend als fördernd. Auf dem Herzogsthron saß der letzte Sproß der älteren Welfenlinie, ein menschencheuer Fürst ohne Tatkraft, von dem kein Antrieb zu erwarten war. Nur auf dem Gebiete des Theaters wirkte sich seine persönliche Neigung fruchtbar für die Kultur der Stadt aus. Und hier sah sie denn auch in den Jahrzehnten, da Raabe in ihr sein Leben spann, ihren geistigen Mittelpunkt, von dem aus ihre Kulturbedürfnisse im überwiegenden Maße befriedigt wurden.

Raabe aber und auch seine Gattin waren schon in den letzten Stuttgarter Jahren theatermüde geworden. Und so ist es kein Wunder, daß sie den Gegensatz zwischen dem literarisch so lebendigen Geist Stuttgarts, der südlichen Zentrale des deutschen Buchhandels, und dem philisterhaft nüchternen Geist der neuen Heimat stark empfinden mußten. Gleichstrebende Berufsgenossen hätte hier Raabe auch dann nicht gefunden, wenn er danach gesucht hätte. Er kam aber offenbar schon nach Braunschweig mit dem Entschluß, sein Leben vor den Anmaßungen des Daseins nach Möglichkeit zu sichern. Die Erkenntnis, daß „man nach Gesellschaften und im Verkehr mit dem Honoratiorientum Bücher wie den ‚Schüdderump‘ nicht schreiben könne“, warnte ihn vor Antrittsbesuchen, die Familienverkehr nach sich gezogen hätten. Leider sprach aber auch die bittere Enttäuschung, die gerade seine beiden großen Meisterwerke „Abu Telfan“ und „Schüdderump“ seinen Hoffnungen auf eine freiere Lebenshaltung bereitet hatten, ein herrisches Wort dabei mit. Karg war und blieb der Ertrag seiner Feder, und nur durch den rücksichtslosen Selbstverzicht seiner Gattin, die bei jeder Einschränkung viel mehr zu opfern hatte als der Dichter, dem Bedürfnislosigkeit längst Grundlage seiner inneren Einstellung zum Dasein geworden war, wurde der wachsenden Familie ihre bescheiden bürgerliche Sicherheit gewährleistet. Frauen großer Persönlichkeiten, wenn sie ihren Beruf rückhaltlos bejahen, sind immer Heldinnen der Entsagung. Frau Bertha Raabe aber hüßte ihr Zurücktreten hinter dem Gatten in einer Umgebung, die ihr Urteil durch

das äußere Auftreten bestimmen ließ, mit einer Verkennung, die dieser geisteshellen und willensstarken Frau sehr schmerzlich hätte werden müssen, wäre ihr nicht der stille Dank des geliebten Mannes jederzeit ein mehr als ausreichendes Gegengewicht dagegen gewesen.

Still und scheinbar ereignislos war Raabes Dasein auch in Stuttgart verlaufen. Aber er hatte dort doch lange genug den Drang verspürt, „sich umzutreiben“. Dieser Drang ist endgültig gestillt, als er nach Braunschweig kommt. Außerlich tritt das kaum in Erscheinung. Denn er geht den Menschen nicht aus dem Wege. Zahllos sind die Namen, die auch jetzt durch die Seiten seines Tagebuches laufen. Aber ganz offensichtlich scheut er sich jetzt vor engeren Bindungen. Er hält auf Abstand, und von den neuen Bekannten, die in seinen Kreis treten, findet nur selten einer den Weg in sein Haus. Deutlicher noch sprechen die Briefe, die mit den Freunden in Stuttgart gewechselt werden. Überraschend früh taucht in Raabes Grüßen der Klang der Wehmut auf, der von dem Wissen um ein verlorenes Glück zeugt. Und dieser Klang steigert sich mit den Jahren zu immer schwermütigerer Klage. Er, der gewiß seine Freunde nicht durch häufige Briefe verwöhnt, bangt darum, von ihnen vergessen zu werden. Vor allem das Sonntagskränzchen der Stuttgarter equites Pegasi bleibt ihm auch in der Ferne ein Bund, als dessen vollberechtigtes Glied er sich fühlt und immer fühlen will.

Und nach Süden gewandt erscheint auch zunächst der Blick des schaffenden Raabe. Der Friede war geschlossen. Die Zeit der Siegesdenkmäler, die in tausendfacher Abwandlung die gepanzerte Germania oder doch den Adler mit ausgebreiteten Flügeln zeigten, hatte begonnen. Nur langsam verebbte das hochgehende Gewoge pathetischer Siegesfeiern, das von einer neugewonnenen Würde des deutschen Menschen nicht immer glaubhaftes Zeugnis ablegte. Und den einsamen Dichter, der angstvoll auf das große Stichwort lauerte, das auf der Bühne der Welt das Erscheinen eines neuen, wahrhaft deutschen Lebens verkünden würde, beschlich eine immer grimmigere Enttäuschung. Der 18. Januar des Jahres 1871 war in die Zeit gefallen, ohne auch nur die Sehnsucht nach dem zu erwecken, was Raabes Träume erfüllte. Der Lärm des Alltags dauerte unvermindert fort. Es gab ja für alle Hände so viel zu tun, nach allen Richtungen hin den weltgeschichtlichen Erfolg auszubeuten und wenn es möglich war — in klingende Münze umzuprägen. Wo blieb da Zeit zur Sabbatstille der Selbstbesinnung? Wer hatte Muße, sich darüber

Klarzuwerden, daß der äußeren Einigung des deutschen Volkes nun die innere erst folgen müßte, ja daß diese Aufgabe die brennendste Schicksalsfrage war, die im Augenblick Antwort forderte? Es ist beinahe unheimlich, wie früh Raabe, noch mitten im Rausch der Siegesfeiern, von der schweren Ahnung befallen wurde, daß der große Moment wieder einmal ein kleines Geschlecht gefunden hatte. Es war nur folgerichtig, daß er, der noch eben davon geträumt hatte, auf seine Weise „zum echten und wahrsten, zum allgerimmigsten und allerklügsten Reichshistoriographen“ sich zu entfalten, das ironische Gelächter voraus hörte, das die Himmlischen jetzt darüber anstimmten. Wir haben ein Zeugnis dafür in dem Echo, das ein Brief von ihm an seine treue Verehrerin und Schwester in Apoll, Elise Polko, hervorrief. Als Sisyphus hatte er sich darin bezeichnet. Und die Freundin beantwortet den Seufzer mit einem Seufzer:

„Ja, lieber Verehrter, — wo bleibt die Sabbatfeier des Lebens?! — Tief im Herzen. — Wir deutschen Autoren gehen alle — wenn wir nicht mit einem silbernen Löffel im Munde geboren wurden — so oder so unter — d. h. eine freie sonnige, ruhige Entwicklung unseres Talentes nach allen Seiten hin wird uns nie und nimmer gegönnt. —

Da sorgt das Ausland anders für seine Poeten! —

Aber Sie dürfen nie und nimmer Ihre Feder ‚zerstampfen‘. Das dulden wir nicht! — Ihre Feder gehört uns — und nicht mehr dem Wilhelm Raabe!“ (4. Mai 1871.)

Als ein lähmender Druck legte sich die neue Enttäuschung auch auf das Schaffen des Dichters. Zwar seine Feder durfte nicht ruhen. Deutlicher als gute Worte treuer Freunde sagte ihm der Blick auf Weib und Kinder, daß sie im grimmigsten Wortsinne nicht ihm gehöre. Aber es dauerte doch lange, ehe sie sich wieder auf die Kühnheit besann, mit der sie einst das eherne Bild des Lebens nachgezeichnet hatte. Bescheidener wurden auf Jahre hinaus die Aufgaben, die sie sich stellte, enger die Bezirke, die sie umriß. Doch unerbittlich treu blieb sie sich selbst. Ja, gerade in der Beschränkung, die sie sich auferlegte, offenbarte sie ihre Eigenart eindringlicher als je. Daß sie immer zeitfremder wurde, je fremder die Zeit dem Glauben und Sehnen ihres Dichters wurde, war unermesslich. Von allen Federn in deutschen Landen fühlte sie sich am wenigsten gedrängt, die Konjunktur auszunutzen. Auf die Mahnung Freund Schönhardts vom 12. Juli 1871: „Also raus mit dem neuesten großen Zeitroman!“ erwiderte Raabe am 15. Oktober:

„Einen großen Zeitroman schreibe ich nicht, wie Du mir anrätst. Ich bin entweder zu dumm oder zu klug dazu und will die Entscheidung über letzteres Dir überlassen, aber erst nach Verlauf von fünfzehn Jahren.“

Daß er in dem Augenblick, da er das schrieb, im tollsten Gegensatz zu solchen Erwartungen gerade dabei war, Stuttgart und die lieblichen Höhen des biedereren Schwabenlandes mit den ironisch schillernden Fäden einer tragikomischen Posse zu umspinnen und sich durch den Zwang dazu seiner Zeitorgen zu entlasten, verriet er dem Freunde nicht.

„Christoph Pechlin“ hieß der erste Roman, der im neuen Reich und auf dem neuen Heimatboden begonnen wurde. Er bildet in gewisser Beziehung das Gegenstück zu seinem Vorgänger.

Wie der „Dräumling“ von Schwaben aus das heimische Philisterland mit der Leuchte des Humors abgetastet hatte, so wird in dem neuen Werk von Braunschweig aus Schwaben und das Schwabentum in jenes Licht gesetzt, das Auge und Herz des Dichters in innigem Verein ausstrahlen lassen. Solange er im Süden weilte, hatte Raabe seine Motive niemals in seiner näheren Umgebung gesucht. Jetzt drängte es ihn, Rechenschaft davon abzulegen, daß er mit offenen Augen und trotz aller gelegentlichen Mißbilligkeiten in verworrener Zeit auch mit warmem, verständnisvollem Herzen durch die schwäbische Landschaft gewandelt war.

Ein Vollblutschwabe und ein Prachtkerl ist der Held des Romans, der im Selbstbewußtsein seiner ahnungslosen Männlichkeit für seinen sächsischen Studienfreund, den in allzu engen Ehefesseln schmachtenden Baron von Rippen, den Kampf mit der herrischen Weiblichkeit aufnimmt, um schließlich in noch schlimmere Ketten zu geraten als dieser. Der ganze Roman lebt nur von seiner kernhaften, lebensvollen Gestalt, die in Sieg und Niederlage keinen Augenblick unserer Neigung entgleitet. So sicher ist der Dichter der innigen Beteiligung seines Herzens an diesem Schwaben, daß er ihn unbesorgt auch im komischen Lichte zeigen darf, ohne Furcht, daß er dadurch in unseren Augen verliert. Und er ist der einzige wirkliche Mensch in dem Karikaturenkreise, der von dem sächsischen Baron, dem gesellschaftlich polierten Drachen seiner holden Gattin, dem beständig vor seinem Schicksal flüchtenden Sir Hugh Slidbery und „der grünäugigen, fischblütigen Polypin, der heillosen, hübschen Perlmutterhege“, genannt Miß Christabel Eddish, gebildet wird.

Die Handlung dieser Groteske ist in zwei Sätzen erzählt. Der Held dieser „internationalen Liebesgeschichte“ versinkt unmittelbar nach seinem Triumph über die Sklavenhalterin seines Freundes der „Polypin“, wird aber durch ihre Entlarvung im letzten Augenblick von ihr erlöst. Denn das empfindungszertere Fräulein Christabel offenbart sich zuletzt als die Mutter eines sechsjährigen Jungen, den sie vor der Welt verleugnet und dem leider wenig davon erfreuten Vater, dem britischen Kapitän Sir Hugh Gliddery, großmütig zur Versorgung überlassen hat.

Wir würden Raabe gründlich mißverstehen, wollten wir hinter dieser tollen Posse mehr suchen, als in ihr steckt. Am allerwenigsten hat er davon geträumt, mit seinen menschlichen Zerrbildern sich auf das heikle Gebiet der Eheberatung zu begeben, wie man gemeint hat. Es kam ihm wirklich nur darauf an, seinen selbstsicheren Lübbinger Erzstiftler durch die ironischen Lächer einer lächerlichen Liebestauschung zur komischen Verzweiflung und schließlich zum befreienden Lachen über sich selbst zu führen. Daß dieses allein sein Ziel war, hat er klar genug ausgesprochen in der für den Buchhandel bestimmten Äußerung über den Roman, um die ihn der Verleger (Ernst Julius Günther, Leipzig) gebeten hatte, und deren Entwurf bei seinen Briefen liegt:

„Der Verfasser des ‚Hungerpastor‘, von ‚Abu Telfan‘ und des ‚Schüdderump‘ schlägt in diesem seinen jetzigen Buche ‚Christoph Pechlin‘ Töne an, für die er gleichwie für seine früheren Werke einen genügenden Widerhall im deutschen Publikum zu finden wünscht und hofft. Wenn er sonst Licht und Schatten, die Komödie und die Tragödie des Daseins bunt durcheinander spielen ließ, so hat er diesmal seine Figuren in eine einzige Beleuchtung gerückt. Derselbe groteske Schein liegt [über dem Ganzen] wie über den darin sich bewegenden Menschen; und wenn das Buch hier mit Lächeln, dort mit Lachen gelesen wird, so hat es seinen Zweck vollständig erreicht. Daß es diesen Zweck erreichen werde, glauben wir fest, wenn auch die Bezeichnung ‚Ein humoristischer Roman‘ nicht auf dem Titel steht.

Wir ziehen unsern Vorhang auf, ohne daß wir vorher den Hanswurst mit der Trompete auf das Gerüst schicken, dem Volke den Spaß anzukündigen. Herr Christoph Pechlin befand sich schon ziemlich häufig im Gedränge und wußte sich dann jedesmal mit seinen Ellbogen genügend Raum zu schaffen. Er wird auch diesmal Bahn sich machen, und zwar nicht bloß für sich, sondern auch für sein burlesk-nerdenschwaches Gefolge.

Wenn ihm aber die Herren Kollegen dazu behilflich sein wollen, so wird er das mit großem Dank annehmen. Die internationale Liebesgeschichte, in welcher er eine so bedenkliche, eingreifende und angreifende Rolle zu spielen hatte, hat auch ihn, offen gestanden, ein wenig nervös gemacht, und er verläßt sich — augenblicklich wenigstens — nicht mehr ganz auf seine Fäuste und auf seinen eigenen Geist und Humor.“

Die Nervosität Christoph Pechlins — und seines Dichters nahm mit den Jahren zu. Mit allzu vergnügten Augen hat Raabe nicht auf die Posse zurückgeblickt, und als nach neunzehn Jahren eine neue Auflage des Buches erforderlich wurde, hielt er es für notwendig, das Werk mit der Zeit zu entschuldigen, in der es entstanden war:

„Die Wunden der Helden waren noch nicht verharscht, die Tränen der Kinder, der Mütter, der Gattinnen, der Bräute und Schwestern noch nicht getrocknet, die Gräber der Gefallenen noch nicht übergrünt: aber in Deutschland ging's schon — so früh nach dem furchtbaren Kriege und schweren Siege — recht wunderbarlich her. Wie während oder nach einer großen Feuersbrunst in der Gasse ein Sirupfaß platzt, und der Pöbel und die Buben anfangen, zu lecken; so war im deutschen Volke der Geldsack aufgegangen, und die Taler rollten auch in den Gassen, und nur zu viele Hände griffen auch dort danach. Es hatte fast den Anschein, als sollte dieses der größte Gewinn sein, den das geeinigte Vaterland aus seinem großen Erfolge in der Weltgeschichte hervorholen könnte!

Was blieb da dem einsamen Poeten in seiner Angst und seinem Ekel, in seinem unbeachteten Winkel übrig, als in den trockenen Scherz, in den ganz unpathetischen Spass auszuweichen, die Schellenkappe über die Ohren zu ziehen und die Pritsche zu nehmen?

Es ist übrigens immer ein Vorrecht anständiger Leute gewesen, in bedenklichen Zeiten lieber für sich den Narren zu spielen, als in großer Gesellschaft unter den Lumpen mit Lump zu sein.“

Diese Sätze lassen uns in die Seele eines Dichters sehen, der gewohnt war, aus der keimenden Saat auf die künftige Ernte zu schließen. Aber erstaunlich ist es doch, daß er so früh voraussah, was sich dann in zwei Jahrzehnten der erbarmungswürdigsten Kulturlosigkeit bestätigte. Die französischen Milliarden, die als Kriegsschädigung in das Land rollten, bahnten dem Materialismus und damit der Entseelung des Lebens eine breite Gasse, und der Dichter wußte, daß damit auch sein Urteil gesprochen war.

Hatte sich Raabe mit dem „Christoph Pechlin“ vor den Drohungen einer Entwicklung, die all seinen Sehnsüchten zuwider war und der Auswirkung seines Schaffens unübersteigbare Schranken setzte, in das Lachen über die Torheit der Welt geflüchtet, so verstummt schon in seinem nächsten Roman dieses Lachen jäh, und recht ernsthaft fordert die Frage Antwort: Wie finde ich mich ab mit der grenzenlosen Enttäuschung?

Bevor er aber die tief sinnige Auseinandersetzung damit aufnahm, wurde er durch äußeren Anlaß dazu geführt, mit der Skizze „Deutscher Mondschein“ ein weit zurückliegendes Motiv zu gestalten. Sein Plan, die drei Erzählungen „Der Marsch nach Hause“, „Des Reiches Krone“ und „Theklas Erbschaft“ zu einem Novellenband zusammenzufassen, stieß auf Hemmungen bei dem Verleger Janke, dem der Band zu schwächlich als selbständiges Buch erschien. Er forderte deshalb noch eine weitere Novelle. Da keine schon gedruckte mehr verfügbar war, blieb Raabe nichts anderes übrig, als die Lücke mit etwas Neuem auszufüllen. Er unterbrach die Arbeit am „Christoph Pechlin“ auf kurze Zeit und schrieb die Skizze, die dann den Titel der Sammlung bestimmte. Da Janke den Band auch dann noch für zu schmal hielt, erschien sie bei Hallberger in Stuttgart.

Das Motiv zu der Skizze findet sich in dem Notizbuch aufgezeichnet, das Eintragungen der Jahre 1864 bis 1867 enthält. Unter dem Datum des 17. Oktober 1864 heißt es da:

„Der [Feind] Mond. Aus einem Reisetagebuch. Dieser Feind ist der Mond mit seinen Einwirkungen auf die Natur und Lebensgeschichte des Helden der Geschichte. Die Szene ist in Lübeck, wo der Erzähler die Bekanntschaft des Mondfeindes macht, und in Travemünde.“

In der Ausführung ist Raabe nur insofern von dieser Idee abgewichen, als er den Schauplatz nach Sylt verlegte und das Zusammentreffen zwischen dem Erzähler und dem Mondfeind im Sommer des Jahres 1867, in dem er selbst auf Sylt weilte, stattfinden ließ.

Der Kreisrichter Löhnesinke berichtet einem Amtsgenossen, dem er auf seiner Flucht vor dem aufgehenden Monde beim Sturz von einer hohen Düne in die Arme gefallen ist, von seiner Lebensqual. Er, das letzte Glied einer langen Kette von nüchternen, in der Prosa festverwurzelten Beamtengenerationen, muß die Rache des Mondes tragen, die dieser

Erwecker traumseliger Poesie an ihm für die Verachtung seines ganzen Geschlechts nimmt. Der deutsche Mondschein bringt diesen verstandes-scharfen Pflichtmenschen immer wieder in lächerlichen Widerspruch zu sich selbst, und wir werden Zeuge eines solchen Wandels von scharfsäugiger juristischer Analyse zur hemmungslosen Hingabe an rhythmisch bewegte Romantik, blicken aber erst in die Tiefen seiner Lebenstragik, wenn wir Frau und Tochter des Unglücklichen kennenlernen. Denn die vor jeglichen Mondeinflüssen gefeite Frau Kreisrichter Löhnefinke ist eine nahe Verwandte der Frau Baronin Rippgen, und ihr schönes Töchterlein wird dem hohen Beispiel der Mutter folgen und niemals in die Verlegenheit kommen, für die sonderbaren Zustände ihres Vaters Verständnis zu entwickeln.

Gewiß liegt trotz aller Verkleidung ein Stücklein eigenen Erlebens in dieser kleinen Grotteske. Raabe mochte oft genug erfahren haben, daß der für sein Schaffen so fruchtbare Gegensatz zwischen scharfsichtiger Erfassung der Welt und traumhafter Verschleierung durch die Zaubergöttin Phantasie auch recht tragikomische Wirkungen im Alltag auszulösen vermag, wenn der Augenblick nur das eine fordert und das andere sich störend hineinmischt.

Wandte sich diese Erzählung ebenso wie „Christoph Pechlin“ mit humoristischem Augenzwinkern der Vergangenheit zu, so blickt die nächste ernst genug unmittelbar in das Getriebe der Gegenwart hinein und zeigt uns, was die Seele des Dichters bewegte, seit er in der neuen, alten Heimat wieder Fuß gefaßt hatte.

„M e i s t e r A u t o r“ gehört zu den Erzählungen Raabes, in denen seine Wesensart mit ihren geheimnisvollen Tiefen am reinsten und überzeugendsten sich offenbart, die aber gerade deshalb dem Leser, der ahnungslos an sie herantritt, die größten Schwierigkeiten bereiten. Denn die einsame, herb verschlossene Seele dieses Dichters wehrt sich immer dann am stärksten gegen die letzte Entschleierung, wenn sie am rücksichtslosesten die Bindungen an überkommene oder zeitgeheiligte Anschauungen zerreißt und sich am freiesten auf sich selber besinnt. Sie läßt dann immer mehr ahnen als erkennen und gibt nur dem den Ausblick auf ihre Welt a n s c h a u n g frei, der an der rätselhaften Macht ihres Welt g e f ü h l s nicht gescheitert ist.

Ein Schleier tagheller Mystik umweht das Werk, unter dem die Umrisse der Wirklichkeit klar und kantig genug erscheinen, der aber un-

mittelbar auch den Glauben zerstört, daß diese Wirklichkeit Entscheidendes vom Wesen der Dinge auszusagen vermag. Schon deshalb ist es hier mit einem Überblick über das Geschehen noch weniger als sonst schon getan.

Herr von Schmidt, ein kluger, verständnisvoller Alttagsmensch, erzählt vom Meister Autor und seiner Welt, deren Ewigkeitsfrieden ihn durchschauert und in der er selbst doch nie heimisch werden könnte. Mit seinem Freund Sofote ist Autor Kunemund einst nach dem zweiten Pariser Frieden aus dem Freiheitskrieg heimgekehrt. Er hat Theologie studiert, doch als er seine Anstellung schon in der Tasche hatte, hat ihn eine schwere Augenentzündung fünf Jahre lang geplagt, ihn fast blind gemacht und schließlich einen Strich durch seine Laufbahn gezogen. Bei Sofote, der inzwischen es zum Förster im Elmwalde gebracht hatte, hat er dann eine Zuflucht gefunden. Im Forsthaufe hat er seine Arbeitsbank aufgestellt, an der er mit seinem Schnitzmesser wirkt, um Not und Daseinsgespenster in Schach zu halten. Dem Freunde hilft er, seine Tochter Gertrud zu einer echten Waldelfe zu erziehen. Seine einzige Lebenssorge war sein jüngerer Bruder. Aber der ist nach Verübung mancher Bosheiten in die Kolonien gegangen, um dort sein Glück zu suchen. Als er nach Jahren als reicher Mynheer van Kunemund zurückkehrt und dem Forsthaufe seinen ersten und letzten Besuch abstattet, ist Gertrud Sofote acht Jahre. Zehn Jahre später ist sie Mynheers Universalerbin, und Meister Autor ahnt, daß sein Bruder mit seinem Testament seine letzte Bosheit auf die Füße gestellt hat. Ein mit tausend Karitäten aus aller Welt gefülltes, verwittertes Kokokoschlößchen in einem verwilderten Garten gehört zu dem Erbe. Und an dem Tage, da die junge Erbin in Begleitung des Meisters Autor, des Herrn von Schmidt und des wackeren, auf ihre Liebe hoffenden Matrosen Karl Schaake jubelnd durch die Herrlichkeiten des verwunschenen Schlosses schreitet, entscheidet sich ihr und Meisters Autors Geschick. Die Lockung eines neuen Lebens in Glanz und Reichthum gewinnt Macht über die Seele der Waldelfe. Sie findet von da ab nicht mehr den Weg zu dem Frieden des Waldes zurück. Geblendet von dem feilen Schimmer, wird sie zum Schmerz ihres Vaters und des treuesten Beschützers ihrer Jugend heimisch auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten. Ihr Jugendfreund Karl Schaake ahnt schon bei jenem ersten Besuche im Hause des hämischen Mynheer van Kunemund, daß sie ihm verloren ist. Vergebens hat er den „Stein der Abnahme“, jenes heimtückische Symbol, mit denen die Insellente des

malaiischen Meeres ihren Feinden Verderben stiften, aus den Schätzen des reichen Abenteurers entwendet und durch das Fenster in das Wasserbassin des Gartens geworfen. Der böse Zauber ist damit nicht gebrochen; er wirkt sich weiter aus. Unter der Obhut und Leitung einer schönen und eleganten Hege, der Frau von Wittum, entwickelt sich das Waldfräulein zur Gesellschaftsdame. Und die Erschütterung, in die sie das Sterben ihres Jugendfreundes versetzt, der bei seiner letzten Heimkehr das Opfer eines Eisenbahnunfalls wird, ist nur ein vorübergehendes Aufklackern einer zum Verlöschen bestimmten Natürlichkeit. Sie heiratet den unbedeutenden Vetter ihrer lebensgewandten Beschützerin und verliert sich an das Dasein. Der Meister Autor aber spinnt nach dem Tode seines Freundes Lofote sein Leben und sein schlichtes weltüberwindendes Lebenssinnen in seinem stillen Heimatdorfe weiter als ein weiser und gelassener Held der Entsagung, der der Welt nicht grollt, weil sie nicht so jung geblieben ist wie er, der Greis.

Es ist klar, daß der eigentliche Gehalt dieses tief sinnigen Werkes nicht in dieser Handlung steckt, wenn auch das Verlorengehen des Naturhaften unter dem Einfluß einer glitzernd lockenden, seelenlosen Zivilisation in ihr als beherrschendes Motiv hervortritt. Der letzte Sinn liegt doch viel mehr in der Gestalt des Titelhelden als in dem Schicksal der hübschen Gertrud Lofote. Schon in seinem Namen verbirgt sich ein Sinnbild, ein doppeltes sogar. Runemund heißt der „Cippenschirm“, Autor aber ist der Name jenes Heiligen, der jahrhundertlang als der besondere Beschützer Braunschweigs galt. In der Agidienkirche dort hatten seine Gebeine ihre letzte Ruhestätte gefunden, und die Legende weiß von seinem Eintreten für die Stadt in Zeiten drängender Not viel zu erzählen. So ist kein Zweifel daran, daß wir das Kokokohaus des Mynheer van Runemund und den Cyriachhof, in dem Karl Schaake seinen heldenhaften Todeskampf führt, in Braunschweigs Mauern zu suchen haben. Daß aber auch die andere Bedeutung des Wortes „Autor“ nicht ganz beiseite geschoben werden soll, deutet Raabe selbst an, wenn er gelegentlich seinen Lebensführer Wolfgang Goethe als den „wirklichen Meister Autor“ bezeichnet. In der Tat kennen wir in den früheren Werken Raabes keine Gestalt, die so deutlich wie der Meister Autor Runemund eine Selbstspiegelung des Dichters darstellt. Den Anlaß aber dazu gab ihm zweifellos der Blick in das eherne Antlitz seiner Lebensphinx, das er jetzt erst in den ersten Braunschweiger Jahren ganz schleierlos sich entgegenstarren sah. Wohl

hatte er schon in Stuttgart die entscheidenden Enttäuschungen seiner Schriftstellerlaufbahn erlebt. Aber er hatte einen Teil davon auf die Ungunst einer Zeit geschoben, die keine Muße zur Selbstbesinnung besaß. Und er war in Stuttgart trotz des buchhändlerischen Mißerfolges seiner Arbeit ein bekannter und geachteter Dichter. In Braunschweig machte er die Erfahrung, daß er wirklich zu den unbekanntesten Leuten in der deutschen Literatur gehörte. Er hat die Erinnerung daran bis an sein Lebensende festgehalten. Am 8. März 1910, also ein halbes Jahr vor seinem Tode, antwortete er einem Verehrer, der ihm eine allegorische Deutung des „Meister Autor“ zur Begutachtung vorgelegt hatte. Er wies diese Deutung ab; denn die Gedankengeburt einer Dichtung war ihm jederzeit ein sicheres Zeichen unechter Kunst. Aber es ist doch bezeichnend, daß er zum Verständnis der Erzählung eine Darstellung seiner damaligen Lage für notwendig hielt:

„Für das deutsche Volk war ich in den Jahren 1872–73, der Zeit der Entstehung des Buches, durchaus nicht mehr vorhanden. Vor kurzem von Stuttgart aus regem, auch literarischem Gesellschaftskreise nach Braunschweig übergesiedelt, saß ich hier völlig in der Einsamkeit ohne Freunde, ja auch ohne Bekannte — dem gebildeten, gelehrten und un-gelehrten Honoratiorentum höchstens ein absonderlicher und dazu etwas verunglückter ‚Romanschreiber‘. Da hatte man wohl Muße und Gelegenheit, allerlei Illusionen nachzuträumen und in Ruhe und Stille den Rauch seiner Zigarre über die versunkenen Gärten hinzublasi.“

Daß für ihn persönlich diese „versunkenen Gärten“ zunächst einmal im Süden des Vaterlandes lagen, liegt auf der Hand. Aber ebenso sicher verband sich ihm damit der Wehmutschmerz um die versunkenen Gärten seiner Dichterträume, und sie bannten die Frage nach dem großen Warum? in seine Seele. Das Symbol selbst drängte ihm wie so oft die Zufälligkeit des Daseins auf. Am 2. November 1871 vermerkt das Tagebuch: „Nachbar Grabbe nimmt Besitz von Nachbar Jürgens Garten. *N. b. Alte Gärten!*“ Noch ein anderes Symbol der Erzählung scheint auf zufällige Anregung zurückzugehen. Am 2. April 1872 weilt der Dichter unter der Bauernschaft vom Kreienfeld im Gasthause von Holst. Er zählt die Teilnehmer auf. Dann heißt es: „Kampes Stein — —!“ Es liegt nahe, dabei an den „Stein der Abnahme“ zu denken.

Wenn wir hinter dem Titelhelden der Erzählung den Dichter selbst suchen, dann gewinnt unmittelbar in der Erzählung manches eine be-

sondere Leuchtkraft, und der Schleier wird durchscheinend, der sie umhüllt. Nicht ohne Grund wird uns gleich auf der ersten Seite ein Wort des Meisters gegeben, das richtunggebend ist:

„Ich verstehe die Welt wohl noch, aber sie versteht mich nicht mehr, und so werden wir wohl nie mehr so zusammenkommen, wie damals, als wir beide noch jünger waren. Na, mir ist's zuletzt einerlei; ja, Herr, es figelt einen sogar dann und wann, wenn man bei sich überlegt, daß man im Grunde der Jüngere von zweien geblieben ist. Laß sie alt werden, die Welt; was kümmert's mich!“

Das ist das Dennoch!, das der vereinsamte, in den Winkel gedrängte Dichter seiner verständnislosen Zeit entgegenwirft. Wie der Anspruch auf die größere Jugendlichkeit im Vergleich zu ihr sich begründet, wird uns nicht vorenthalten. Unmittelbar darauf wird uns verraten, daß das Schnitzmesser des Meisters daselbe ist, das jener Märchenknaabe, der das Gruseln nicht lernen konnte, mit in das GespensterSchloß, das er erlösen sollte, nahm. „Aus fernster Volkszeit“ ist es von Hand zu Hand bis in die Hand des Meisters herabgelangt. Und dann wird uns noch ausdrücklich versichert: „Von diesem Jungen aber stammte der Meister Kunemund in geradester Linie ab und war insofern mit den berühmtesten Leuten im deutschen Volke verwandt, und nicht allein im deutschen Volke.“

Eine gar stolze Berufung des Dichters liegt darin, die Berufung auf seine Zugehörigkeit zu dem deutschen Adel der inneren Freiheit, vor welcher der Spuk der Saggespenster in das Wesenlose versinkt. In der Verwandtschaft aber mit jener Wesensart, die die Grundlage aller deutschen Größe und Heldenhaftigkeit bildet, liegt die Gewähr für eine Jugend, der kein Zeitwandel etwas anzuhaben vermag. Damit hatte der Dichter ein unerschütterliches Bollwerk gewonnen, an dem nicht nur das Gewoge der Verständnislosigkeit und der Verkennung wirkungslos verebbte, sondern das ihm auch Zuflucht bot vor der Vergiftung seines Lebens und seines Werkes durch tragische Verbitterung. Jener Märchenknaabe, mit dem die Welt auch nicht das mindeste anzufangen wußte, bis sich im lachenden Kampf mit der Fragenhaftigkeit des Daseins seine königliche Berufung beglaubigte, blieb Raabe ein dauernder Trost und ein untrüglicher Maßstab zugleich für ursprüngliches, freies Menschentum. Letzten Endes hat er jede Erscheinung in Leben und Kunst, die in seinen Gesichtskreis trat, an diesem hohen Sinnbild deutscher Wesensart gemessen.

Über noch eine andere Gestalt aus völkischer Urkraft ist durch verwandtschaftliche Fäden mit dem Meister Autor verbunden: Eulenspiegel, dessen Heimat ja dicht vor dem Elmwalde liegt, in dem der Alte haust. Und hier scheint sogar die Symbolik auf den wirklichen Autor der Erzählung deutlicher zu zielen als auf den Titelhelden, in dessen Wesen jedenfalls der Zug besinnlicher Schalkheit nicht hervortritt. Für den Dichter selbst aber war und blieb auch Eulenspiegel ein Lieblingssymbol. Denn er sah in dem Aneitlinger Tunnichtgut, der mit lachender Laune der selbstbewußten Philisterwelt ein Schnippchen nach dem anderen schlägt, wie ein anderer niederländischer Dichter, Grabbe, mehr als den bloßen Poffenreißer. Wie dieser erkannte er in ihm die Verkörperung „der aus dem tiefsten Ernst entstandenen deutschen (wir sagen dafür genauer: niederdeutschen) Weltironie“. Von dem „Keineke Vos“ über das Eulenspiegelbuch zieht sich mehr als ein Faden zu Wilhelm Raabe.

Daß auch der getreue Eckart als Sinnbild durch die Zeilen geht und ein Lichtlein auf die Gestalt des Meisters Autor und auch diesmal auf den wirklichen wirft, ist beinahe selbstverständlich. Die Taggespenster aber, auf deren Zuge sein Blick vorwurfsvoll genug, doch unerschüttert ruht, sind jene, die in anmaßender Geschäftigkeit so bald nach der Reichsgründung den Segnungen der neuen Zeit mit Spitzhacke und Meßkette freie Bahn schaffen. Nicht nur das verwunschene Kokoschloß des Mynheer van Runemund fällt ihnen zum Opfer, um der neuen, verheißungsvollen „Prioritätenstraße“ Raum zu geben, sondern auch die wundervoll malerische gotische Holzarchitektur des Cyriacihofes, da sie einer breiten, schnurgeraden Straße, die von der Stadtmitte zum Bahnhof führen soll, im Wege steht. Eine persönliche Klage und Anklage mischt sich hier in das Gewebe. Denn der Cyriacihof, das ist der Johannishof, in dem Raabe nach seinem Umzug von Stuttgart Notquartier bezogen hatte und der dem Bau der neuen Post weichen mußte. Und nun wissen wir es, welches die Zeit war, deren drückende Atmosphäre auf der ganzen Erzählung lastet. Und wenn es Raabe im Arger über die ihm untergelegte Allegorie in dem oben zitierten Briefe auch abgelehnt hat: der Gründerrausch des deutschen Volkes ist ihm doch in die Träume hineingeraten, die er um die versunkenen Gärten seines Lebens wob. Und er hat doch bei dem „Stein der Abnahme“ an etwas gedacht, das sorgenschwerer lastete als das ganz behagliche Allerweltschicksal des „albernen Gänschens“ namens Gertrude Sofote.

Das Ringen um „wirkliches“ Menschentum

Die Drohungen des naiven Egoismus

Zum wilden Mann. Höpfer und Corbey

„Meister Autor“ wurde am 10. Juli 1873 im Harz vollendet. Am Anfang des Monats war Raabe mit den Seinen nach Harzburg gegangen. Seit dem Bregener Sommer war es das erste Mal, daß er wieder mit seiner Familie in der Sommerfrische weilte. Sie bestand jetzt aus fünf Köpfen; denn am 14. August 1872 hatte ihm Frau Bertha das dritte Töchterchen, Klara, geschenkt.

Der Harzaufenthalt bedeutete für den Dichter keine Ferienzeit. Die Forderungen, die das Dasein stellte, wurden immer herrischer. An eine wirkliche Ruhepause war nicht zu denken. Und auch jene Erholung, die sich wohl auch ernsthafte Schriftsteller gelegentlich gönnen, daß sie ihre Feder spielen lassen, um dann an die Harmlosigkeit des Spiels das Gewicht ihres Namens zu hängen, war Raabe unmöglich. Grimmiger Ernst bestimmte jede Stunde, in der die Feder arbeitete. „Wem nicht jeder Satz, den er schreibt, der wichtigste ist, soll das Schreiben lassen“ — das war und blieb die unerbitliche Losung.

Am fünften Tage nach Abschluß des „Meister Autor“ begann der Dichter die Erzählung „Zum wilden Mann“. Zweimal in diesen fünf Tagen vermerkt das Tagebuch nüchtern und dennoch vielsagend: „In der Apotheke von Bündheim“. Selten hat sich ein Alltagsleben so unmittelbar in seinem Schaffen ausgewirkt.

Eine Reihe von kleineren Werken geringen Umfangs wurde damit eingeleitet. Auf Jahre hinaus tritt im Schaffen Raabes der Drang, in einem umfassenden Bilde das Leben einzufangen, zurück. Meister Autor an der Schnitzbank — das bleibt vier Jahre hindurch das beherrschende Lebenssymbol. Erst der Roman „Alte Nester“ lenkt wieder in die große Linie der Stuttgarter Entwicklungsromane ein. Das ist nicht in irgendwelcher Ermüdung oder Mutlosigkeit begründet. Aber Raabe hörte

offensichtlich in diesen Jahren des Wandels den Ruf: Reifen lassen! Er hütet sich vor großen Planungen. Er schnitzt und schnitzelt, aber mit einem Schnitzmesser, das unheimlich scharf und sicher aus dem Holzblock das Leben herausholt, auch da, wo der harte Klotz nur farge Flächen bietet. Was dabei herauskommt, ist durchaus etwas Neues, das an Wahrheitsgrimm und Lebenstiefe auch die Meistererschöpfungen unter seinen früheren Novellen hinter sich läßt. Noch viel weniger „Sofalektüre“ als jene schon, gehen diese Novellen bewußt an dem Zielpunkt bloßen künstlerischen Genusses vorbei. Sie verzichten auf tragische Erhebung und humoristische Befreiung. Sie sind herb und dornenvoll und lassen Stacheln zurück. Man ist nicht mit ihnen fertig, wenn man sie gelesen hat. Sie lassen den wirklichen Leser nicht los, greifen ihm nicht nur fragend, sondern auch fordernd ins Leben, zwingen ihn, der unergründlichen Sphinx Antwort zu stehen.

Daß Raabe in diesen kleineren Dichtungen bewußt danach strebt, sich des Reichthums seiner Palette sicher zu werden, ist offensichtlich. Er sucht in ihrer Folge die Mannigfaltigkeit und läßt alle seine Kräfte dabei spielen. Aber gleichwohl zeigt sich ein einheitlicher Zug in ihnen. Und das liegt an dem Gegenstand, der jetzt immer schärfer in seinen Blickpunkt rückt. Es sind die Grundlagen des Menschentums, um die es ihm geht. Wahrscheinlich lagen die Wurzeln seiner eindringlicheren Beschäftigung damit auch in seinem Zeiterlebnis. Er mußte ja klar genug erkennen, daß seine Enttäuschung an der Zeit nur von wenigen geteilt wurde, daß die meisten Menschen um ihn herum ganz munter und behaglich in der neuen Strömung schwammen. Die Frage nach den Gründen dieser verschiedenartigen Lebenshaltung mußte auch sein Schaffen bestimmen. Neue Beschäftigung mit Schopenhauer gab ihm dabei die Richtung an. Was sich so widrig in seiner Zeit auswirkte, das war ja nichts anderes als jener „Wille zum Leben“, in dem der Frankfurter Philosoph das Motiv der Motive sah. Durfte er sich selbst darüber und über die mit jenem Willen unlösbar verbundene Selbsttäuschung erhaben fühlen, so war der Drang, sich als Künstler damit auseinanderzusetzen, um so stärker. Klarer stellten sich ihm jetzt die gegnerischen Fronten im Menschentum heraus. Vor Schwarzweißmalerei war er dabei von vornherein gefeit. Aber ein klar gezeichneter Trennungsstrich war doch nicht zu übersehen. Die Eier auf der einen, die Selbstüberwindung auf der anderen Seite nach der üblichen Weise auf der Schuldwaage abzu-

wägen, war ihm natürlich versagt. Statt dessen ging das Forschen in die Tiefe. Der schicksalhaften Gebundenheit des Menschen in seiner angeborenen Wesensart und in den zufälligen, aber wirksamen Fesseln seines Lebenskreises, der verschiedenartigen Bewertung der Dinge dieser Welt, dem Rätsel der inneren Freiheit und nicht zuletzt dem seltsamen Einschlag, den Jupiters Tochter Phantasie zu Glück oder Leid in das Schicksalsgewebe gibt, galt es. Mehrere Jahre hindurch bildet dieses Forschen den Kern in dem Schaffen des Dichters. Deutlich bemerken wir darin ein Hinab und Hinauf. Liegt zunächst der Blick gesammelt auf den persönlichen Gestaltungen, die der „Wille zum Leben“ gewinnt, so tritt später das Bild des „wirklichen“, des „natürlichen“ Menschen, das sich Raabe zum Vorbild deutschen Adels steigert, beherrschend in den Vordergrund. Dazwischen aber steht folgerichtig eine letzte und diesmal endgültige Auseinandersetzung mit Schopenhauer.

Die Novelle „Zum wilden Mann“, die am Anfang der ganzen Reihe steht, ist ein Musterbeispiel für die Unerbittlichkeit, mit der Raabe an die Lösung der neuen Aufgabe ging. Ihr Schicksal bestätigte ihm dann, daß er damit Wege betrat, für die seine zielbewußte Zeit keinerlei Verständnis aufbringen konnte.

An einem stürmischen, regenfeuchten Oktoberabend führt uns der Dichter in die Apotheke eines kleinen Dörfchens am Nordhang des Harzes, die in spaßhaftem Widerspruch zu ihrem bescheiden stillen, warmherzigen Besitzer den Namen „Zum wilden Mann“ führt. Philipp Kristeller kommt an diesem unwirklichen Abend plötzlich die Erinnerung, daß er genau vor dreißig Jahren seine Tätigkeit in dieser Apotheke begonnen habe. Aufgeregt teilt er es seiner Schwester Dorette, die ihm die Wirtschaft führt, mit, und diese läßt alsbald des Bruders nächste Freunde, den Pastor, den Förster und den Arzt, zur abendlichen Jubiläumsfeier. Nur die beiden ersten erscheinen zunächst, da der Arzt unterwegs ist. Und ihnen erzählt Kristeller, von der Macht seiner Erinnerung überwältigt, das bisher ängstlich gewahrte Geheimnis seines Lebens. Er berichtet von dem Jahr seines Glückes, das er in einem kleinen thüringischen Städtchen als mittelloser und hoffnungsarmer Apothekergehilfe verlebt hat. Glück und Hoffnungslosigkeit waren an die Person seiner heimlichen Braut Johanne geknüpft. Und nur für einen Augenblick öffnete ihm und der Geliebten das Schicksal den Ausblick auf einen freien, sonnigen Lebensweg. Bei seinen botanischen Ausflügen

machte er die Bekanntschaft eines seltsamen, ja unheimlichen Fremden, der den Menschen ängstlich aus dem Wege ging und auch ihm sein Woher? und Wohin? nicht verriet. Der gutmü.ige Kristeller war damit zufrieden, daß der Fremde, der sich August nannte, sich seine Teilnahme und Begleitung gefallen ließ, und da er Gefallen an seiner Johanne zu haben schien, so konnte er trotz seines seltsamen Wesens kein schlechter Mensch sein. Zum letztenmal traf er ihn auf den Felsenklippen des Blutstuhls, wo er eine seltene Moosart suchte. Und damals wuchs freilich das Unheimliche in dem Benehmen des Fremden über alles Bisherige hinaus. Es mußte eine unerträgliche Last sein, die dieser Mensch mit sich herumschleppte, eine Last, an der das warmherzigste Mitleid hoffnungslos abglitt. Das Geheimnis, das ihn zwischen Verzweiflung und grimmiger Eiseskälte hin- und herschleuderte, blieb auch beim Abschied auf Nimmerwiedersehen unenthüllt. Zwei Wochen später erhielt Philipp einen Brief zugestellt von „dem Narren vom Blutstuhl“, der sich mit ihm „auf dem Wege zurück zu den Menschen seiner schwersten und verdrießlichsten Last entledigte“. 9500 Taler in Staatspapieren lagen dem Schreiben bei. Nach langem Kopfzerbrechen kamen die Verlobten zu dem Beschluß, trotz aller Bedenken ihr Glück darauf zu bauen. Philipp kaufte die Apotheke zum wilden Mann. Aber seine Johanne sollte nie das neue Hauswesen betreten. Sie starb an dem Tage, der für die Hochzeit festgesetzt war. Seitdem haust Philipp mit seiner Schwester in der Apotheke. In dem kleinen behaglichen Stübchen neben seiner Dffizin aber steht ein großer, prächtiger Lehnstuhl, in dem noch nie jemand gesessen hat. Er wartet auf den verschollenen unbekanntem Spender, der den bescheidenen Wohlstand des Apothekers begründete.

Während die Zuhörer noch unter dem Eindruck des seltsamen Berichtes stehen, kommt der Arzt von seiner Fahrt zurück. Er bringt einen Fremden als Gast mit, den er unterwegs aufgetrieben hat, und stellt ihn als Dom Agostin Agonista, Obersten im Dienste des Kaisers von Brasilien, vor. Es ist ein stattlicher alter Herr mit einem munteren, gebräunten und zernarbten Soldatengesicht, aus dem zwei schwarze Augen scharf genug in die Welt sehen.

Hatte Philipp Kristeller schon keine Langeweile bei seinen Gästen aufkommen lassen, so versteht es der Fremde noch besser, sie in Spannung zu versetzen. Aber nach dem ersten Vorgeschmack, den er ihnen von seinem wilden Abenteuerleben gegeben hat, zerreißt er den Schleier und gibt sich

dem Hausherrn zu erkennen, der selbst schon inzwischen zur Gewißheit gelangt ist: den Narren vom Blutstuhl hat der Doktor Hanff in die Apotheke zum wilden Mann eingeführt. Nachdem sich die Wogen der Erregung darüber gelegt haben, erzählt er in unbefangener Munterkeit weiter und enthüllt sein Geheimnis, das auch das Leben seines Freundes beschattet hatte.

August Mördling ist der Nachkomme einer alten Scharfrichterfamilie. Und Philipp Kristeller hat ihn in einer Zeit kennengelernt, da er mit dem Schicksal seiner Geburt und seines Erberufes zu ringen hatte. Drei Tage aber vor dem letzten Zusammentreffen mit dem Freunde hatte er zum erstenmal seines Amtes als Henker gewaltet, und das Opfer, das unter seiner Axt gefallen war, war die nicht abzuschüttelnde Last gewesen, die ihn damals zu Boden gedrückt hatte. Sie hat ihn hinausgetrieben in die Welt, und nur im Ekel an allem, was ihn an seine Daseinsbindungen mahnte, hat er das Blutgeld seiner Väter von sich geworfen, Philipp Kristeller vor die Füße. Draußen in der Welt aber ist er wieder zu sich selbst gekommen, zu sich, dem Erben einer zweihundertjährigen Scharfrichtertradition. In einem wilden Abenteuerleben hat er den Ekel vor dem Blute gründlich überwunden und hat gelernt, sich selbst zu bejahen, weil ihm nur darin der nüchterne Sinn des Lebens liegt. Und so hat er es nach wildem Auf und Ab zum Gendarmerieobersten in brasilianischen Diensten gebracht.

Daß ihn keine sentimentaln Rückfälle in die Heimat zurückgeführt haben, zeigt sich bald, und Fräulein Dorette ist die erste, die es ahnt. Der alte Kämpfe will sich zur Ruhe setzen, will heiraten und sich ein behagliches Alter sichern. Da hat er sich an das in einer Stunde der Torheit fortgeschlenderte Erbe seiner Väter erinnert. Nicht der Zufall hat ihn in die Apotheke geweht. Er ist gekommen, nach dem Rechten zu sehen, und er ist hochbefriedigt von dem Ergebnis. Er will Philipp Kristeller und seine Schwester mit nach Brasilien nehmen als Teilhaber beim Bau neuen Lebensglücks, er ist es aber auch sehr zufrieden, als der Apotheker ihm sein Geld mit Zinseszins zurückzahlt und es vorzieht, sein Dasein in der Heimat in Armut und Dürftigkeit weiterzuspinnen. Auch dieser hat es wie der wilde Freund gelernt, sich selbst zu bejahen und in dieser Bejahung das Duentslein Glück zu finden, das das Schicksal uns vergönnt. Er hat das ihm zugeworfene Vermögen immer nur als Darlehen angesehen. Er ist glücklich, es dem Eigentümer zurückgeben zu können. Und

die Rückgabe spricht ihn nicht von der Pflicht der Dankbarkeit für dreißig, wenn auch nicht glückliche, so doch sorgenlos behagliche Jahre frei. Und so wahr er die Ursache seiner Verarmung als sein Geheimnis, um das Andenken des alten Gauners, der sich während seines Besuchs im Dorfe Ansehen genug gewonnen hat, nicht beschmutzen zu lassen.

Es gibt unter Raabes Erzählungen keine, die so starkes Befremden, ja so leidenschaftlichen Widerspruch hervorgerufen hat wie diese. Ihr gegenüber versagte selbst Wilhelm Jensens herzenswarmes Verständnis für die Einzigartigkeit der Dichtung des Freundes. In seiner Empörung über Dom Agostin Agonista forderte er, daß das Buch polizeilich verboten werden müsse, weil „der Leser am Schlusse, ohne jegliche ethische und poetische Erhebungsmöglichkeit platt zu Boden geworfen, sich von einem Widerwillen gegen das ganze Menschengeschlecht angepackt fühlt, das solche Beispiele aus seiner Mitte hervorbringt“. Und er hat sicherlich vielen Lesern damit aus dem Herzen gesprochen.

Raabe freilich hat sich dadurch keinen Augenblick beirren lassen. Er hat gerade diese Erzählung später an die Reclamsche Universalbibliothek gegeben und ihr damit die weiteste Verbreitung gesichert. Und als er einmal gefragt wurde, warum er das getan habe, hat er nachdrücklich erwidert: „Weil sie zu meinen besten Sachen gehört.“

Der Gegensatz, der sich damit auf tut, ist unüberbrückbar und wird es bleiben. Es ist der Gegensatz, der zwischen einer unerbittlichen Lebens- und Selbstschau und einer wunschgebundenen und illusionumschleierten gähnt. „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen“, steht mehr als einmal zwischen den Zeilen dieser unheimlich wahren Erzählung, und der erste Fehler, der zu einer falschen Beurteilung führt, ist die Frage nach Recht und Unrecht. Heute, wo uns die Augen geöffnet sind für die Schicksalsmacht des blutgebundenen Erbgutes, ist uns der Zugang zum Verständnis wesentlich erleichtert. Heute erscheint uns ein Heraussteigen aus der eigenen Haut, wie es der nach seiner ersten Henkersarbeit von physischem Ekel geschüttelte August Mördling versucht, von vornherein fragwürdig. Und wenn wir auch kein Mitleid für den von seinen Ahnen her so überstark belasteten Gesellen aufzubringen vermögen, so verbietet uns doch die einfachste Gerechtigkeit, diese Belastung als moralisches Schuldkonto zu buchen. Er ist und bleibt, der er war, und wer von ihm erwartet, daß er anders handeln solle, der verlangt vom Dichter Fälschung. Unsere Empörung aber über den abscheulichen Wicht

wird sogar durch den, den es am nächsten angeht, ins Unrecht gesetzt. Und hier zeigt sich der zweite Fehler, der zu einem falschen Urteil führt. Das ist die Bewertung des Verlusts, den Philipp Kristeller durch Dom Agostins Beutezug erfährt. In Wahrheit kann dieser Mann gar nichts verlieren, was ihm wesentlich ist. Und daß er über den Wert des Geldes wesentlich anders denkt als die meisten von uns, das verschweigt er uns nicht. In ihm ein tragisches Opfer der Gemeinheit zu sehen, wäre grundfalsch. Gerade das Gegenteil will der Dichter, und darin liegt die Erhebung, die Wilhelm Jensen vermißt. Raabe will zeigen, daß die unbefangene Selbstsucht einer geborenen Kanaille den Frieden eines wirklichen Menschen wohl vorübergehend zu stören, daß sie ihm aber keinen Wert zu entreißen vermag. Was Philipp Kristeller erfährt, ist in keinem Sinne eine Prüfung. Er führt gelassen sein ruhiges und stilles Leben weiter und läßt sich durch die Meinung seiner verstörten Schwester nicht beirren.

Dem Mißverstehen aber, auf das die Novelle „Zum wilden Mann“ bei Kritik und Leserschaft stieß, verdanken wir die elf Jahre später geschriebene Erzählung „Unruhige Gäste“, die nicht nur das gleiche Motiv in bedentamer Vertiefung behandelt, sondern auch die scheinbare Dissonanz der Novelle auflöst.

Die nächste kleine Erzählung, „H ö g t e r u n d C o r v e y“, bedeutet eine Rückkehr des Dichters zur Geschichte. Er führt uns in ihr an das Ufer seines gelben Heimatflusses und läßt einen horazbegeisterten relegierten Studenten der Julia Carolina zu Helmstedt in der alten Stadt Högter die wilde Verworfenheit des 1. Dezember 1673 erleben. Im Heiligen Römischen Reiche herrschen wieder einmal tolle Zustände. Im Jahr zuvor hat Ludwig XIV. im Bunde mit England, dem Erzbischof von Köln und dem Bischof von Münster gegen Holland Krieg geführt. Der Beistand, den der weitsichtige Große Kurfürst Holland gewährt, hat den König gezwungen, sein Heer zu teilen. Ein Teil ist unter Turenne über den Rhein gerückt und bis an die Weser vorgeedrungen. Während der Große Kurfürst nun mangels jeglichen Beistands im Juni 1673 den Frieden von Vossem mit Frankreich geschlossen hat, ist infolge der zügellosen Haltung der fremden Soldateska auf deutschem Boden der Kaiser Leopold aus der Ruhe seiner Unentschlossenheit aufgeschreckt worden. Sein Feldherr bedroht die Rückzuglinie der Franzosen, die an der Weser liegen und in Högter und dem der Oberhoheit des Bischofs zu Münster unter-

stehenden Kloster Corvey Quartier bezogen haben, und zwingt sie dadurch auf Wesel zurückzugehen. Vor dem Abzug brechen sie die Weserbrücke ab, über welche die alte Völkerstraße von Westen nach Osten geht. Der 1. Dezember 1673 ist der Tag nach ihrem Aufbruch. Während in dem „verbündeten“ Corvey nur die französische Generalität gelegen und sich damit begnügt hat, das Kloster Kahl zu fressen, ist das überwiegend protestantische Hörter von der Soldateska in einem viel schlimmeren Zustande zurückgelassen worden. In allen Häusern ist die Zerstörung, der Schmutz und das Elend allgemein. Und nach guter alter Sitte schiebt man die Schuld an dem Elend dem Nachbarn zu. Es kommt zu nächtlichen Überfällen protestantischer und katholischer Rotten. Die beiderseitigen Pfarrhäuser haben die ersten Angriffe auszustehen, bis die feindlichen Horden sich zu gemeinsamem Rachezug auf die verhaßten Juden zusammenfinden. Erst der andere Morgen bringt dann die Erkenntnis, daß dieser wahnsinnige Kampf aller gegen alle das Elend nicht geringer gemacht hat.

Die Erzählung läßt schon wegen ihrer merkwürdigen Stoffwahl mehr als eine Frage aufsteigen. Sie fügt sich, wie es scheint, nur schwer in den Ablauf von Raabes Schaffen, und sie wählt sich aus der unübersichtbaren Fülle geschichtlicher Bilder eines heraus, das schlechthin widerlich ist. Was konnte ihn bewegen, jenem Dezembertag des Jahres 1673 mit seinen niederdrückenden Einblicken in ein so sinnloses Wiedereinander verelendeter Menschen die gestaltende Arbeit von fünf Monaten zu widmen? Zwei kurze Tagebuchnotizen geben die Antwort, am 13. September: „Verdun von den Deutschen geräumt“, am 15. Oktober: „Briefwechsel zwischen dem Kaiser und dem Papst veröffentlicht.“

Nun wissen wir es: während noch deutsche Truppen auf französischem Boden standen, lagen sich daheim die Bürger des neuen Reiches schon längst wieder munter in den Haaren. Der Beweis war erbracht, daß die große Stunde der deutschen Einigung den jahrhundertlangen Hader in alter Frische in die Zukunft gerettet hatte. Der Kulturkampf war ausgebrochen. Und wieder wurden Raabes Augen wie schon einmal auf jenen Winkel seiner Jugendheimat hingezogen, wo die Schicksalslinie der konfessionellen Trennung ihm in jungen Jahren zur Anschauung geworden war. Jener dunkle Dezembertag des Jahres 1673 aber hielt der Gegenwart höhnisch den Spiegel vor. Genau 200 Jahre waren seitdem dahingegangen, zwei Jahrhunderte, in denen gewaltige Geister um die

deutsche Seele gerungen hatten, und dennoch noch heute der gleiche Jammer wie damals. Gestern noch die Drohung desselben Erbfeindes aus dem Westen, und heute die alte Selbsterfleischung und dieselbe Hoffnungslosigkeit, sie jemals zu überwinden. Aus dem Grimm über diese tragische Unbelehrbarkeit seines Volkes erwuchs „Hörter und Corvey“, Raabes Kulturkampfnovelle.

Eulenpfi n g s t e n . F r a u S a l o m e .

Das Thema des deutschen Erbübels der Uneinigkeit, das dem Dichter „Hörter und Corvey“ wie einen grimmigen Stoßseufzer entpreßt hatte, bildet auch in seiner nächsten Erzählung „Eulenpfi n g s t e n“ den Angelpunkt, nur daß es hier in einen etwas satirischen Humor getaucht ist. An die Stelle des Konfessionellen Zwiespalts ist hier der partikularistische getreten. „Der Nebelunge Not“ hieß die Erzählung ursprünglich in dem uns erhaltenen Konzept, und mit diesem Titel war schon der Hinweis gegeben, daß der erzählte Einzelfall sinnbildliche Bedeutung beanspruche. Denn Nebelung, das weckt wohl Gedanken an unbengsamen deutschen Schicksalstroz, aber auch an ein klägliches Lasten durch jahrhundertelangen Nebel ohne Aussicht auf das ferne Ziel. Und beide Züge deutschen Wesens werden in persönlicher Gestaltung in der Erzählung lebendig.

Ein Sonnabend vor Pfingsten des Jahres 1858 in Frankfurt am Main. Der Legationsrat eines von der Landkarte verschwundenen Miniaturstaates Alexius Nebelung ist wutentbrannt aus dem gewohnten Nachmittagsgeplauder bei seinem alten Freund und Nachbarn Florens Nürrenberg fortgestürzt. Ein schnöder Witz dieses zur Ruhe gesetzten Tabakfabrikanten und Blumenliebhabers hat ihn in Empörung versezt. Nürrenberg hat den Namen seines ausgestorbenen Landesherrn Alexius XIII. nicht griechisch als Heilbringer, sondern lateinisch als Hering gedeutet. Und Nebelung hat ihm mit der Verhöhnung seiner einst reichsfreien Vaterstadt Kottweil am Neckar gedient. Der Streit der beiden traditionsgebundenen Zinshähne wirft Steine auf den Blumenweg, den die jüngere Generation, Herr Professor Glard Nürrenberg und Fräulein Käthchen Nebelung, gemeinsam in die Zukunft gehen möchten. Vorerst muß Käthchen zum Bahnhof, um des Legationsrats Schwester Lina, die nach zwanzigjährigem Fernsein vom Vaterland aus Amerika

zurückkehrt, in Empfang zu nehmen, während dieser alle Rücksichten der Bruderliebe und der Höflichkeit beiseite schiebt, um seine Wut ins Freie zu tragen, durch Sachsenhausen auf die Darmstädter Landstraße hinaus. Professor Glard wird nach dem heftigen Abschied von seinem Rätchchen von dem Zwangsgefühl ergriffen, er müsse seinem künftigen Schwiegervater nachhelfen, er gerät aber auf die Straße nach Offenbach, wo er schließlich in einem Ausflugslokal vor einer Flasche Wein von der hoffnungslosen Verfolgung absteht. Inzwischen hat Rätchchen die Tante Lina nach Hause geleitet. Und es hat dieser nur geringe Mühe gekostet, um bald über alles im Bilde zu sein. Sie kennt die Art der Nebelung zur Genüge aus alter Erfahrung und empfindet es fast als eine Genugthuung, daß ihr Bruder in den langen Jahren der Trennung der alte geblieben ist. Was er ihr an höflichem Willkomm schuldig bleibt, ersetzt ihr der kluge Nachbar, der, schneller als Nebelung zur Einsicht gekommen, das gestörte Pfingstbhegen zu retten bemüht ist und dazu sich der Bundesgenossenschaft der Tante versichert, ja noch mehr tut, indem er über allen Krakeel hinweg das Rätchchen als Schwiegertöchterchen in Beschlag nimmt, in heimtückischer Vorfreude auf das Gesicht des grollenden Legationsrats bei seiner Heimkehr. Der Schlaupopf ahnt nicht, daß an diesem das Schicksal inzwischen schon eine viel schlimmere Rache genommen hat. Nebelungs Flucht ins Freie hat schließlich ihr Ziel in einem Kaffeegarten vor einem Schoppen Apfelwein gefunden. Aber er soll da noch mehr finden: die unerläßliche Ergänzung zu seinen recht unbehaglichen Erinnerungen an das bittere Jugendgeschick seiner gerade jetzt heimgekehrten Schwester Lina, nämlich seinen Jugendfreund Fritz Hessenberg, um dessen willen sie vor dreißig Jahren aus dem Elternhause und in die weite Welt hinausgegangen war. Vor dreißig Jahren, damals hatte er sich als junger Auskultator am Hofe Alexius' XIII. bewegen dürfen, Fritz Hessenberg aber, der Student der Jurisprudenz und wilde Burschenschaftler, hatte seine Zukunft verspielt, als es herauskam, daß er mit dem schwarzrotgoldenen Bande auf der bloßen Brust zur Audienz vor dem Landessvater erschienen war. Man hatte dem Revolutionär den Prozeß gemacht, und Alexius Nebelung hatte mit kühlem Amtseifer das Protokoll dabei geführt. Die Tore der Festung hatten sich hinter dem Staatsverbrecher geschlossen. Seine an Lina Nebelung gerichteten Briefe aber hatten diese als seine Verschworene entlarvt und sie in dem treuesten Elternhause unmöglich gemacht. Das sind recht ungemütliche, höhnische Bilder für den Legationsrat, und nun sitzt ihm der

Delinquent von damals, Fritz Hessenberg, gegenüber, um ihm den dreißigjährigen Spuk recht lebendig vor die Seele zu hannen. Der hatte nach dreijähriger Festungshaft den Weg in die Schweiz gefunden, hatte es dort zum vermögenden Lohgerber gebracht und geheiratet. Jetzt befindet er sich, nachdem er seine Frau begraben und seine Kinder versorgt hat, auf Reisen im alten Vaterlande. Aber wenn dem Legationsrat die bösen Erinnerungen eine immer grimmigere Last auf dem Wege zum Wiedersehen mit seiner Schwester werden, so machen sie den Schweizer Lohgerber weich, und es liegt nicht in seinem Willen, wenn trotzdem der ehemalige Protokollführer seines Hochverratsprozesses gegerbt wie nur je eine Tierhaut nach Hause kommt. Unterwegs greift Nebelung zu seiner Erlösung fast den heimwärts eilenden Glard auf, und mit recht hangen Gefühlen ziehen nun alle drei dem Willkomm entgegen, der ihrer wartet. Zweien von ihnen hat das verzeihende Verständnis der Tante Lina vorgearbeitet; aber sie selbst fällt kraftlos zurück bei dem unvermuteten Wiedersehen mit dem Jugendfreunde und Bundesgenossen in dem Kampf um Deutschlands Einheit und Größe, der ihnen beiden einst im bittersten Sinne ein richtiges Gulenpfingsten bereitet hat.

Die Erzählung gehört zu den vollendetsten, die Raabe geschrieben hat. Mit virtuoser Kunst ist hier in der Darstellung weniger Stunden eines einzigen Nachmittags ein Reichthum ausgebreitet, dessen sich nur wenige große Romane rühmen können. Nicht nur, daß hinter dem komischen Zerrbild einer belanglosen und doch typischen Alltagsverworrenheit sich der Ausblick auf das grell beleuchtete deutsche Schicksal öffnet, es gelingt hier dem Dichter, mit den wenigen Gestalten seiner Erzählung ein verblüffend echtes Bild deutschen Wesens mit all seinen Schwächen und all seinen Vorzügen zu entfalten, und es ist mehr als literarische Arabeske, zu der der Schauplatz die Anregung bot, wenn der Blick immer wieder auf die weise Menschlichkeit des großen Frankfurters Wolfgang Goethe gelenkt wird, der uns nicht nur durch sein Dichten das Bewußtsein weckt: „Es ist doch der höchste Genuß auf Erden, Deutsch zu verstehen!“

Noch ein anderer großer Frankfurter geht durch diese Erzählung, wohl erkennbar, wenn auch nicht mit Namen genannt: Arthur Schopenhauer. Auch er gehört durchaus zum Bilde; denn auch er sprach und schrieb deutsch wie nur einer. Wir haben aber schon oben angedeutet, daß sein Erscheinen noch eine andere Bedeutung hat.

Am 29. Juni 1874 hatte Raabe den Schlußstrich unter „Eulenspingsten“ gesetzt. Die sonst übliche Durchsicht fiel diesmal aus. Noch am gleichen Tage wanderte die Handschrift zu Glaser. Am 2. Juli befindet sich Raabe mit den Seinen wie im Vorjahre in Harzburg, wo er bis zum 15. August verbleibt, und wie im Vorjahre gönnt er sich keine Ruhepause. Am 6. Juli schon beginnt er eine Harzgeschichte, die zuerst „Schor“ heißt, dann „Frau Salome“ umbenannt wird, und es ist eine der tief sinnigsten, die er geschrieben hat. Das ist wohl auch der Grund, weshalb er ganz wider sonstige Gewohnheit einen Fingerzeig zu ihrer Deutung an den Anfang stellt.

Er beginnt mit einem Zitat aus Johannes Falks Buch über Goethe. An einem Sommernachmittag des Jahres 1809 betrachtet der Herr Geheime Rat mit liebevoller Anteilnahme eine Schlange, die er in einem Zuckerglase füttert.

„Armes Ding! Wie das drinnen steckt und nicht herauskann, so gern es auch wollte! Ich meine zwiefach, einmal im Zuckerglas und sodann in dem Hautfütteral, das die Natur ihr gab.“

Und dann wird uns von dem Justizrat Scholten und der Baronin Salome von Veitor berichtet, die sich auf einem Höhenwege des Harzes begegnen, kluge Worte miteinander wechseln und sich schließlich in der gleichen Sorge um ein junges Menschenkind finden, das in seiner Schicksalsenge dem Schlinglein in Goethes Glase gleicht. Eilike Quorian ist die Tochter eines Bildhauers, der aus der verständnislosen Welt in ein kleines Harzdorf geflüchtet ist und dort, von den armen Bergleuten und Waldarbeitern wohl gelitten, seinen künstlerischen Träumen lebt. Quorian ist ein Jugendfreund Scholtens, und dieser hat mit dem Alten, dessen Genialität hart an die Grenzen der Verrücktheit stößt, seine schwere Not. Denn der weltfremde Mann lebt wie ein verbissener Einsiedler seine Tage dahin, ohne sich durch den Gedanken an seine Tochter zu einem menschenwürdigen Dasein bringen zu lassen. Da alle Versuche, helfend einzugreifen, gescheitert sind, ruft Scholten die Baronin zu Hilfe. Aber der Besuch, den beide bei dem Prometheus des Dorfes abstatten, führt zur Katastrophe. Der Alte läßt sie in seine überhitzte Werkstatt, in der auf dem Herde ein mächtiges Feuer prasselt, ein und zeigt ihnen sein Werk, die Gestaltung seiner eigenen Lebens- und Künstlerqual. Eine gewaltige Sängergesellschaft zeigt einen zwischen Hohn und Verzweiflung ringenden Giganten, der ein totes

Kind in den Armen trägt. Die eigene Tochter hat ihm dazu Modell stehen müssen, und dem armen Mädchen graust vor dem unheimlichen Werk, das im Flackerchein des Herdfeuers von gespenstigem Leben erfüllt scheint. Scholten erkennt unter der Verzerrung die Genialität wohl, aber als der Künstler der Baronin das Werk deutet: er habe fünfzig Jahre gearbeitet, ein Lebendiges zu schaffen, aber es sterbe ihm immer in den Armen, da muß er lachen. Quercian nimmt dieses Lachen als Kritik. Mit unheimlicher Ruhe läßt er einen brennenden Span auf einen Haufen Hobelspäne und dürren Holzes fallen und zertrümmert mit einem Hammer sein gewaltiges Werk. Mit rasender Schnelligkeit greift das Feuer um sich, bald steht die leichte Hütte vollständig in Flammen, und der tolle Bildhauer kommt in ihnen um. Aber die Flammen greifen weiter, und ein großer Teil des Dorfes wird bei dem ausgebrochenen Sturm, den ein in der Ferne niedergehendes Gewitter auf die Harzhöhen schickt, von ihnen erfaßt und in Asche gelegt. Scholten hilft, was er helfen kann; aber das ist nur allzu wenig gegenüber dem grenzenlosen Elend, das sich ringsumher ausbreitet. Frau Salome hat die betäubte Gilike geborgen, und sie wird mit Scholten auch in Zukunft über diesem Erbe Quercians wachen.

Die Gebundenheit des Menschen in seiner Schicksalsenge, aber auch in seiner Individualität — das ist die Deutung des Sinnbilds, das der Dichter an den Anfang gestellt hat. Und es gilt nicht nur von der jungen Gilike, es gilt in gleicher Weise von Quercian, Scholten und Frau Salome. Sie alle empfinden die Fesselung ihres Geins, die ihr Leben beengt, und die Art der Fesseln macht keinen wesentlichen Unterschied. Quercian wäre ein gewaltiger Künstler, wenn er aus seiner Haut heraus könnte. Und die jüdische Baronin fühlt kläglich genug in der hilflosen Verzweiflung, die sie umtobt, die Fesselung ihrer Rasse, die sie doch verachtet. Aber alle Einzelfälle hinaus aber wächst der Dorfbrand zu einem gewaltigen Sinnbild empor, denn er zeigt die ohnmächtige Gebundenheit des Menschentums gegenüber der fessellosen Gewalt der Elemente.

Was aber bedeutet der Schor, das homerische Götterblut, des ursprünglichen Titels in diesem Zusammenhang? Das ist jener Tropfen im Blute der Menschen, der sie zu ihrem Glück oder zu ihrer Qual dazu zwingt, hinauszustreben aus ihrer Fesselung, der aber ihnen nur dann zum Segen werden kann, wenn sich in ihnen die innere Freiheit des Begnadeten und Berufenen mit Selbstbescheidung paart. Auch durch diese Novelle klingt der Nornenruf: „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen!“

Aber er erhält hier den Zusatz, daß die demütige Bejahung dieses Gesetzes alle anderen Bindungen ins Wesenlose versinken läßt.

Die Entstehung dieser Erzählung gibt uns wieder einen fesselnden Einblick in Raabes Schaffen. Der in einem der Notizbücher erhaltene Entwurf weiß noch nichts von Frau Salome und dem Justizrat Scholten. Zwei Menschen mit außergewöhnlichen Schicksalen, die Gräfin Marie und der frühere Offizier in englischen Diensten, Sir William Galfeld, stehen an ihrer Stelle, und auch die Umwelt des jungen Mädchens, dem beider Fürsorge gilt, ist anders gezeichnet. Das Sinnbild des Ichor tritt hier stärker hervor. Erst im Verlaufe des Schaffens drängt sich dem Dichter das Sinnbild der Gebundenheit, die Rehrseite des ersteren, stärker auf, bis es schließlich durch das vorangestellte Goethe-Zitat zum beherrschenden wird. Diese Verschiebung forderte dann einfachere Gestalten mit durchsichtigerem Schicksal, als der Entwurf sie vorsah.

Am 9. Juni weilte der Dichter mit seiner Gattin im Harz, um für den Sommeraufenthalt eine Wohnung zu mieten. Am Nachmittage überraschte ihn auf dem Wege nach dem Bahnhof ein starkes Gewitter mit gewaltigem Platzregen. Erst ein paar Tage später erfuhr er, daß dieses Unwetter, das sich weiter östlich als regenloser Sturm äußerte, dem Dorfe Hüttenrode, das ihm von zahlreichen Besuchen so vertraut war, zum Verhängnis geworden war. Zwei Drittel aller Häuser waren einem furchtbaren Brande zum Opfer gefallen. Am 11. Juni erschien im Braunschweiger Tageblatt eine sehr anschauliche Schilderung des Unglücks. Raabe schnitt sie sich aus. Sie liegt noch heute in der kleinen Mappe des Harznotizbuches, das neben Tagebuchaufzeichnungen, Bleistiftskizzen, Gedankensplittern die Entwürfe zu „Eulenpfingsten“, „Frau Salome“, „Die Innerste“ enthält, und sie hat in der Tat seiner Darstellung des Dorfbrandes in vielen Einzelheiten Anregung gegeben. Wunderlich genug verbindet sich damit eine andere Motivreihe, die mit dem Namen Goethe verknüpft ist. Goethes Harzwanderung im Winter des Jahres 1777, wie sie in seinen Briefen an Frau von Stein lebendig geblieben ist, wob mehr als ein Fädlein in Raabes Novelle. Auch Goethe machte ja damals den hoffnungslosen Versuch, einen in qualvoller Schicksalsgebundenheit sich verzehrenden Menschen (Plessing) zu befreien. Aber auch spätere Briefe Goethes an seine Freundin schufen mit an dem Bilde, so der vom 26. Juni 1780, in dem wir eine von dem unmittelbaren Erleben noch durchzitterte Darstellung des Dorfbrandes in Groß-Brembach

haben. Diese Feuersbrunst verschmolz in Raabes Phantasie mit der von Hüttenrode, und Goethes anopfernde Rettungstätigkeit gab ihm das Vorbild zu Scholtens energischem Eingreifen bei dem Unglück. In Goethes Brief vom 30. Juni 1780 aber steht ein Satz, der noch klarer fast als das Eingangssymbol den tiefsten Gehalt der Novelle deutet:

„Wundersam ist doch jeder Mensch in seiner Individualität gefangen, am seltsamsten außerordentliche Menschen; es ist, als wenn die viel schlimmer an gewissen Ecken dran wären als gemeine.“

Hier haben wir den Nabel der kleinen Dichtung. Der Inhalt dieses Satzes deckt Raabes Urerleben. Denn wenn einem, dann war ihm die äußere und innere Gebundenheit des Menschentums ein Erfahrungsthema, das ihn dauernd auf seinem Lebenswege begleitete; wenn einer, dann war er sich darüber klar, welchen Wechsel von Qual und Lust das Tröpflein Schor heraufbeschwor, das in seinem Blute rollte. Wir anderen werden es ja immer nur ahnen können, was für die „Einsamen im Gewühl“, die damit begnadet sind, der nie befriedete Kampf zwischen Dasein und Leben bedeutet.

Tod der Mutter. Die Innerste.

Am 15. August kehrte Raabe mit den Seinen nach Braunschweig zurück. Schon acht Tage zuvor hatte er „Frau Salome“ im Konzept vollendet. Am 19. ging er zu Fuß nach Wolfenbüttel, die Mutter zu besuchen. Er fand sie krank. Und nur zu bald sollte es sich herausstellen, daß das schwere Leberleiden, das sie niedergeworfen hatte, hoffnungslos war. Unter den Lebensakten des Dichters findet sich eine Postkarte seiner Schwester Emilie. Sie ist am 8. September 1874, seinem 43. Geburtstag, geschrieben. Ort und Datum auf dieser Karte ist das Letzte von der treuen Mutterhand, die Wilhelm Raabes Weg und Werk gesegnet hat. Am 1. November erlosch nach langem Leiden ihr Leben. Tag für Tag war Raabe in der letzten Woche an ihr Krankenbett geeilt. Nun stand er an dem Sterbelager. — „Der Friede! — Verklungen, ach! der erste Widerklang!“ so hält das Tagebuch die schwere Stunde fest. „In siebenzig Lebensjahren nicht ein einziges böses Wort!“ sagt das Notizbuch.

Und am 15. November hielt er in einem Briefe an die Schwester das bleibende Bild der geliebten Toten fest:

„Trotz ihrem hohen Alter ist sie in aller Fülle ihrer geistigen Frische und Liebenswürdigkeit von uns gegangen. Je mehr ich über ihr Sein und Wesen denke, desto klarer wird es mir, daß sie uns nicht alt in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes werden durfte und konnte. Das wäre ihr selbst das Schrecklichste gewesen, und sie hat auch stets mit Unbehagen davon gesprochen. Nun aber bleibt sie lebendig mit ihrem klaren Auge, ihrem unendlich feinen Gefühl für alles Leben um sich her, mit ihrer Güte und mit ihrem merkwürdigen Weltverständnis und tiefen Schönheitsinn. Ich kann mir alle Leute, die ich kenne, durch Alter und Krankheit geistig hinfällig geworden hinstellen, aber die Mutter nicht. Zu einem höhern und schönern Eindruck auf seine Umgebung kann es kein Mensch bringen!“

So aber, wie er sie im Sterben sah, griff sie noch mitschaffend in das Werk ein, das er inzwischen begonnen hatte. Das sanfte Hinüberschlummern der Mutter Bodenhagen, der die Freude am Glück ihrer Kinder der letzte Lebenseindruck ist, wird erst nachträglich in den Plan der Erzählung „Die Innerste“ aufgenommen. Der Entwurf wußte noch nichts davon.

Auch „Die Innerste“ ist eine Harzgeschichte, und sie führt uns sogar in Raabes Ahnenheimat, und die Wildheit der Urweltnatur des Oberharzes wird in ihr unheimlich lebendig.

Die Innerste ist der westlichste von den Harzbächen, die nach Norden reifen. So harmlos sie heute scheint, zur Zeit des Siebenjährigen Krieges konnte sie recht tückisch werden. Und in der Ebene bei Garstedt ging von ihr die Mär, daß sie schreie, und wenn ihr dann nicht etwas Lebendiges zum Opfer gebracht werde, hole sie sich einen Menschen zum Ersatz. Der Müller Christian Bodenhagen in der Garstedter Mühle glaubt fest daran, und er pflegt das blutgierige Gelüste des Flüsschens durch ein schwarzes Huhn zu befriedigen, das er gebunden ins Wasser wirft. Und der alte Christian Bodenhagen ist kein Hasenfuß, sondern ein handfester Kerl, der sein spanisches Rohr nicht nur zum Spazierengehen braucht. Das muß sein Sohn Albrecht erfahren, als er im Juli 1759 nach der unglücklichen Schlacht bei Bergen als zerlumpfter Musketier aus dem Siebenjährigen Kriege heimkommt. Der Empfang entspricht in keiner Weise dem des Verlorenen Sohnes in der Bibel; denn der Alte weiß genau, daß in dem Sohne, der vor drei Jahren seiner Zucht entlieft und dann den Werbem des großen Königs in die Hände fiel, keine Heldenseele steckt. In kurzer Zeit wird dann der Albrecht auch ein zwar ver-

drossener, aber brauchbarer Müllerknecht und ist schließlich auch ganz zufrieden mit der reichen und munteren Braut, die der Vater ihm ausgesucht hat.

Am einem Februarsonntag des folgenden Jahres bekommt Albrecht Bodenhagen Besuch. Sein ehemaliger Korporal Jochen Brand aus der Bergstadt Grund spricht auf dem Wege in die Harzheimat in der Mühle vor. Er hat in der Schlacht bei Minden einen Arm verloren, und der Krieg ist für ihn zu Ende. Er ist ein anderer Kerl als sein Musketier Albrecht, und der alte Müller nimmt ihn anders auf als seinen Sohn. Albrecht aber findet in dem Invaliden zum ersten Mal seit seiner Heimkehr einen Menschen, dem er sein Herz ausschütten kann. Er hat seine Sorgen. Bevor er nämlich in die Hände der Werber fiel, ist er in der Buschmühle zwischen Wildemann und Lautental Hausgenos gewesen und hat mit der Tochter des Buschmüllers sein Wesen gehabt. Doris Kadebrecker ist ebenso wild und tückisch wie die Innerste, die ihres Vaters Mühle treibt, und Albrecht hat guten Grund zu glauben, daß sie ihm sein ruhiges Behagen nicht gönnen wird. Auch Jochen Brand weiß in der Buschmühle Bescheid und kennt die rothaarige Dirne gut genug, um Albrechts Sorgen zu begreifen. Am Nachmittag kommt die Braut mit ihrer Sippe zu Besuch, und in der Dämmerstunde schreit die Innerste zum ersten Mal in der Geschichte. Während die Gäste das Unheimliche in Bann hält und der alte Müller mit grimmiger Genugthuung ihren Zweifel besiegt sieht, weiß der Invalide Bescheid. Er verläßt mit Albrecht die Stube, um dem Spuk auf den Grund zu gehen. Sie finden nichts, aber wer die Innerste war, die geschrien hat, ist ihnen beiden gewiß. Am anderen Tage nimmt Jochen Brand Abschied, nachdem er zusehen hat, wie der alte Müller dem Bach das geforderte Opfer bringt. Sein Weg geht über die Buschmühle. Im Frühjahr führt Albrecht sein Lieschen heim. In der Hochzeitnacht rafft den Vater ein Schlagfluß dahin, und Albrecht ist Herr in der Mühle.

Am 15. August des Jahres 1760, dem Tage der Schlacht bei Liegnitz, schreit die Innerste zum zweiten Mal. Es ist ein sonniger Sonntag, und der Müller hält nach einer wilden Jagd im Garten mit ihr seine junge Frau in der Rosenlaube in den Armen, als der seltsame Schrei ertönt. Keiner von beiden hat die funkelnden Augen des verwilderten Mädchens gesehen, das sie, hinter den Büschen an der Innerste versteckt, beobachtet hat. Wieder geht Albrecht mit dem Hunde auf die Suche,

aber unverrichteter Sache kehrt er zu seiner verängstigten Frau zurück. Als sie in die Stube treten, finden sie die alte Mutter sanft eingeschlafen.

Am einem stürmischen Oktobertage finden wir Jochen Brand wieder in der Buschmühle, wo er vergeblich versucht, die wilde Doris von ihren Rachegeanken an die Mühle im Thal abzubringen. Am Abend dieses Tages wird die Buschmühle von Militär umstellt und die ganze verdächtige Tafelgesellschaft, die so manches auf dem Kerbholz hat, nach Lautental abgeführt, Doris und Jochen Brand mit ihnen. Am 15. Dezember erscheint dieser wieder zerklopft und halb verhungert in der Garsiedter Mühle. Er hat lange im Gefängnis gesessen, und es hat ihm schwere Mühe gekostet, vor Gericht seine Unschuld zu beweisen. Als er sich ausgeschlafen hat, erzählt er, was ihn hergetrieben hat. Doris Kadebrecker ist vor dem Urteilspruch aus dem Gefängnis entkommen, und er weiß, daß sie dem jungen Müller einen neuen Besuch nicht schuldig bleiben wird. So stellt er sich ihm als treuer Wachhund zur Verfügung. Am Weihnachtsabend wird seine bange Ahnung bestätigt. Ein Haufe Gesindel, Marodebrüder, von einem Weibe angeführt, macht einen Überfall auf die Mühle. Blutig werden die Angreifer zurückgeschlagen; aber Jochen Brand hat einen tödlichen Messerstich erhalten. Auf dem Eise der Innerste hat er mit Doris Kadebrecker gerungen, und ihr Messer ist ihm ans Leben gegangen. Die tolle Dirne aber hat der wilde Bach unter dem Eise talab gerissen. Jochen Brand hat den Frieden der Mühle gerettet; aber bei dem Kinde seines alten Kriegskameraden wird er nicht Gebatter stehen.

Auch diese Erzählung hat im Entstehen wie „Frau Salome“ eine bedenkliche Wandlung erfahren. Zwei Entwürfe sind uns in Raabes Notizbuch erhalten, die in wichtigen Punkten voneinander abweichen. In der ersten Fassung ist der junge Müller der trozige Heimkehrer, der auch in seiner Ehe an die Doris aus der Buschmühle gebunden bleibt. Und hier setzt die Innerste am Schlusse ihre Willen durch, d. h. die junge Müllerin sollte ihr zum Opfer fallen. Wenn diese harte, grausame Unerbittlichkeit in der endgültigen Ausführung gemildert wurde und nun statt der jungen Müllerin die leidenschaftliche Doris selbst das Opfer wird, das die Gier der Innerste stillt, so trägt zweifellos die weiche Versunkenheit, die den Dichter nach dem Tode der Mutter noch auf lange hinaus in Bann hielt, daran die Schuld.

Dieser Wandel zum Versöhnenden aber ist auch das erste Anzeichen einer inneren Krisis, die ihn zwang, die Grundlagen seines Lebens, Weg und Ziel seines Schaffens von neuem zu durchdenken. Die Überwindung der Bitterkeit, die ihm sein Seherblick in eine alternde und doch so lächerlich selbstbewußte Zeit und seine hoffnungsarme Stellung in ihr schuf, wurde ihm jetzt zu einer immer drängenderen Aufgabe. Auch daran war sicherlich das Abscheiden der Mutter auf das nächste beteiligt. Konnte er es kurze Zeit, nachdem sich der Hügel über ihr geschlossen hatte, aussprechen, daß er alles, was er getan habe, für sie getan, so mußte nun das verklärte Bild dieses Sonntagskindes mit der Harmonie, die es ausstrahlte, ihm erst recht Maßstab seines Schaffens werden und vor allem alles Schrotte, einseitig Herbe, Harte, das sich hervordrängen wollte, ins Unrecht setzen. Freilich, gründlich wie er war, kam er um ernsthafteste Durchmusterung seines Soll und Habens nicht herum. Und diese brachte die sonderbarste von allen seinen Geschichten zuwege mit dem merkwürdigen Titel „Vom alten Proteus“.

Vom alten Proteus

Am Anfang des Jahres 1875, also zu derselben Zeit, da es Raabe Zwang wurde, sich wieder einmal schaffend über seine persönliche Stellung in der Welt klar zu werden, wirft uns ein kurzer Briefwechsel, den er mit Paul Heyse führte, Licht auf die Stellung, die er damals in der literarischen Welt einnahm. Dieser Briefwechsel ist aber auch sehr aufschlußreich für die Stimmung, die Raabe in dieser Zeit beherrschte und die als seelische Atmosphäre seines Schaffens nicht übersehen werden darf.

Im Jahre 1874 hatte Heyse Raabe um die Erlaubnis zum Abdruck einer seiner Novellen in dem von ihm herausgegebenen Novellenschlag gebeten. Raabe hatte ihm seine Novellensammlungen gesandt, damit er selbst die ihm geeignet erscheinende auswähle, ihm aber besonders „Hollunderblüte“ empfohlen. Heyse hatte sich jedoch für „Das letzte Recht“ entschieden, weil diese Erzählung „mehr eigentliche Novelle“ sei als jene. Im Februar 1875 erhielt nun Raabe den 21. Band des Novellenschlages mit dem Abdruck seiner Dichtung zugesandt. Ihr war ein kurzer Lebensabriß des Dichters und eine Würdigung seiner Gestalt vorausgeschickt. Diese Würdigung beschäftigt sich in der Hauptsache mit den „Kultur-

bildern“ Raabes, deren Wert gegenüber den „landläufigen geschichtsfälschenden, historischen Romanen“ abgewogen wird. Dann heißt es:

„Um den durchschlagenden Wurf zu tun, ohne sich untreu zu werden, wäre dem Dichter nur ein Stoff zu wünschen, der ihn nötigte, nicht nur charakteristische Genrebilder und bedeutsame Portraits hinzustellen, sondern an einigen typischen Gestalten seinen Humor zur vollen Höhe sich auswachsen zu lassen. Seinen Siebenkäs, seinen Münchhausen ist er uns noch schuldig: ein Werk mit anderen Worten, das sich mit unverwundbaren Zügen dem Gemüt und der Phantasie seines Volkes einprägte und von dem Namen des Dichters unzertrennlich wäre.“

Der Dichter des „Hungerpastors“, von „Abu Telfan“ und des „Schüdderump“ empfand diese „Würdigung“, die von seinen Meisterwerken nichts wußte — in der Tat hatte Heyses damals noch nicht einmal den „Hungerpastor“ gelesen — reichlich bitter, und er hielt sich zur Richtigstellung verpflichtet. Er lehnte die Hervorhebung seiner Kulturbilder, die über ihren Wert anerkannt worden seien, ab. Immermanns „Münchhausen“ sei dem deutschen Volke nur dadurch schmachhaft gemacht worden, daß man den Münchhausen daraus gestrichen und nur den „Oberhof“ übrig gelassen habe. Und Jean Pauls „Siebenkäs“ sei nur durch die Groschenausgabe der Reclamschen Buchhandlung für die wirklich verständnisvollen Leser gerettet worden. Dann fährt er fort:

„Für eine dritte Auflage meines Hungerpastors sind mir neulich 150 Thaler geboten worden, so daß ich mich entschlossen habe, das Werk lieber für jetzt aus dem Handel zurückzunehmen und es ebenfalls der späteren Groschenbibliothek einer späteren Generation anzuempfehlen.“

In Hinsicht auf ‚Abu Telfan‘ gibt es einen Herrn Loutlemonde, der fast noch schlimmer ist als Ihre Frau Loutlemonde; — und was den ‚Schüdderump‘ anbetrifft, so sagt dieser Herr: ‚Das mutet mich nicht an‘, — und hat’s selbstverständlich damit abgetan.“ (26. Februar 1875.)

Auf eine versöhnende Entschuldigung Paul Heyeses aber erwidert er am 2. März 1875:

„Bester, Verehrtester, Sie haben doch das Gefühl oder Bedürfnis, von dem aus ich Ihnen meinen Brief schrieb, nicht ganz richtig herausgefunden. Es war einfach der Drang, einen Schrei auszustößen, daß ihn ein Mensch höre; ich versichere Sie, es überkommt mich dann und wann dieser Drang physisch; — Eitelkeit, Unmaßung oder gar der jetzt

in unserem Volk herumgehende Größenwahnsinn haben wahrhaftig nichts damit zu schaffen. Überdruß und Angst waren mehr als alles andere schuld daran: Ihr Vorbericht aber war das erste gute Wort, das mir seit langer Zeit gedruckt vor die Augen gekommen ist! Ich wollte Ihnen meinen Dank aussprechen, und der Jammer hat sich dann ganz von selber dran gefügt.

Verehrtester, Sie können keine Ahnung davon haben, wie viele Gottisen mir täglich gesagt werden über das, worin ich doch mein innerstes Leben und Wirken fühle. Ich habe den alten romantischen Schlachtruf: ‚Krieg den Philistern!‘ sehr ernst genommen, und deshalb würde es vielen eine Erleichterung und Genugthuung sein, wenn sie mich auf das igo so wohl kultivierte Feld der Kulturhistorie treiben könnten:

Der Schnigelmann aus Nürnberg
hat feil in seiner Buden —

wie es in dem Kinderliede heißt.

Was meinen Sie, wollen wir beide achtzig Jahre alt werden, um über das heutige Datum lachen zu können? Ich meine nicht! —

Daß ich die Aufgabe der Dichtkunst nicht in dem Sinne Spielhagens fasse, der sich neulich, wie ich in der Zeitung gelesen habe, bei einer Festivität in Berlin einen ‚Dichter-Journalisten‘ genannt hat, werden Sie mir vor Allem glauben.

Mit dem innigen, aber leider auch unerfüllbaren Wunsche, heute Nachmittag eine Cigarre bei Ihnen rauchen zu dürfen

Ihr getreuer

Wilhelm Raabe.“

Wir dürfen wohl Paul Heyse, der mit seinem Novellenschatz auch unbekannte Namen an das Licht zu stellen sich bemühte, als einen Stimmführer damaliger Literaturkenntnis ansehen. Um so kläglicher mußte Raabe das matte und verzerrende Echo seiner Lebenswirkung sein. Und doch war ihm der gute Wille, der daraus sprach, schon ein Lichtstrahl in seiner Dunkelheit. Er war in der That ein Einsiedler in einem versteckten Winkel des deutschen Dichterwaldes, zu dem nur wenige den Weg fanden, um getröstet wieder von dannen zu gehen. Und das ist dann auch das Bild, in dem er sich in der Groteske „Vom alten Proteus“ sieht.

Diese Novelle mit ihrer tollen Vermischung von taghellem Realismus und durchaus nicht gespensterhaftem Geistespuß hat einen gewollt flachen

Vordergrund und einen nicht leicht zu durchschauenden Hintergrund. Sie reiflos befriedigend zu deuten, ist bisher noch niemand gelungen.

Ein Allerweltsliebespaar, dessen Veranlagung für eine künftige Ehe recht wenig Gewähr zu bieten scheint, er, Hilarion, aus der typischen Familie der Abwarter, sie, Ernesta, aus der ebenso typischen Familie der Piepenschnieder, holt sich, von Geisterspuk geleitet, Rats bei dem Einsiedler Konstantius, der seit dreißig Jahren in der Einöde eines Waldes haust. Den wirft der Gruß des Spuks in eine Krisis, und es reißt ihm die Erkenntnis, daß er dreißig Jahre lang mit seinem Einsiedlertum sich selbst zum Narren gehalten hat. Er verspricht den Liebenden seine Hilfe, und am nächsten Tage verläßt er wirklich seine Einsiedelei, kleidet sich in der Stadt menschenwürdig ein und hilft vermittelst seines Bankguthabens den Liebenden zur Vereinigung. Das ist der Vordergrund. Das andere liegt dreißig Jahre zurück. Damals liebte Konstantius, ein eleganter Gardeoffizier, hoffnungslos die tugendsame Rosa von Krippen, die ihrerseits ihr Herz an den Baron Püterich verschenkt hatte, und er wieder wurde hoffnungslos von der schönen Länzerin Innocentia geliebt. Die Enttäuschung seiner Liebe hat Konstantius in die Waldeinöde getrieben. Rosa und Innocentia sind beide an gebrochenem Herzen gestorben. Die eine wurde für ihre Torheit damit bestraft, hinter der Stubentapete Püterichs dreißig Jahre lang der nicht sehr erhabenen Lebensübung ihres Ideals zusehen zu müssen. Innocentia hat es besser getroffen. Sie ist in eine hohle Weide gebannt worden und hat dreißig Jahre lang ihren Spaß an der seelischen Verrenkung des guten Konstantius haben dürfen. Jetzt nach dreißig Jahren versucht Püterich, den Ernestas Eltern trotz seiner Verschuldung für einen Erbknecht halten, seinen schlimmen Freund und Gläubiger von Magerstedt mit seiner Nichte zu verheiraten. Die Lauscherin hinter der Tapete wird durch dieses Komplott der beiden Ehrenmänner veranlaßt, ihren Platz zu verlassen. Sie erscheint in der Nacht dem Hilarion und schickt ihn mit seiner Braut zu dem Einsiedler. Unterwegs aber erscheint ihnen auch die andere Gebannte. Und Innocentia, die sich den beiden als „die gute Seele, die verkannte gute Seele“ und als „der Welt Fröhlichkeit“ vorstellt, trägt ihnen einen spöttischen Gruß an Konstantius auf. Damit schließt sich der Ring. — Daß hier die Illusion des Lebenstriebes auf dem Gebiete des Liebeslebens im Mittelpunkt steht, dürfte klar sein.

Es bedarf schon einer tieferen Versenkung in die krausen Bilder dieser Novelle, um herauszufinden, daß Raabe hier wirklich nach seinem Wort „seinen Lebenskahn von neuem so gut als möglich seetüchtig zu machen“ sucht, „weil er es nach manch einer tollen Fahrt rund um die Welt sehr nötig habe, von Grund aus verpicht zu werden“. In der Tat handelt es sich hier um seine endgültige Auseinandersetzung mit Schopenhauer, in dessen Weltkritik ja die Selbsttäuschung des Lebenstriebes eine sehr wesentliche Rolle spielt. Es war verständlich, daß die weitgehende Übereinstimmung, in der sich Raabe mit den Anschauungen des Frankfurter Philosophen sah, ihn zwang, den Gedankengängen desselben auch auf Wegen nachzugehen, gegen die sich sein eigenes Wesen sträubte. Ebenso nachdrücklich, wie er eine wirkliche Beeinflussung durch den Philosophen abgelehnt hat, hat er doch immer seine Art, zu philosophieren, verteidigt. Der Vorwurf, daß „die Welt als Wille und Vorstellung“ ein systemloses, aus Einfällen zusammengesetztes Buch sei, war ihm lächerlich, weil gerade die „Einfälle“ ihm, wie übrigens auch Goethe, die Frucht am Baume bedeuteten. Und am klarsten kommt seine Stellung zu Schopenhauers Lebenswerk in dem Satze zum Ausdruck:

„Wenn du die philosophischen Konsequenzen nicht gelten lassen willst, so kannst du sagen: es ist eins der größten Gedichte, welche die Menschheit hervorgebracht hat.“

Um jene philosophischen Konsequenzen aber geht es hier in der Hochsommmergegeschichte „Vom alten Proteus“. Sie liegen in der Lehre von der Abtötung des Willens zum Leben und von dem idealen Leben im Anachoretentum. Die Frage drängte sich dem Dichter auf, ob er sie ablehnen dürfe, wenn er mit den Voraussetzungen in so weitgehendem Maße einverstanden war. Die Antwort aber gab ihm nicht das Denken, sondern der Humor. Er kam ja nicht aus der „Studierstube des Philosophen“, sondern aus der „Kinderstube des Dichters“. Und so nahm er sich das Recht des Kindes, das die Weisheit der Erwachsenen an ihrer praktischen Betätigung nachprüft — und sie gar oft im Widerspruch dazu findet. Gegen den quälenden Zwang der Gedanken rief Raabe das Leben und vor allem das Leben des Philosophen selbst zu Hilfe. Es war durchaus nicht schwer, die Widersprüche zu erkennen, die zwischen der Lehre und der Lebenshaltung Schopenhauers klappten. Raabe ist in dieser Zeit, wie Anspielungen in seinem Werk beweisen, recht vertraut mit Gwinners „Leben Schopenhauers“; ihm war ja jederzeit der Mensch, der hinter

einem Werke stand, viel wichtiger als das Werk selbst. Es war unvermeidlich, daß die hohen Lehren von der selbstüberwindenden Geduld oder der karglichen Ernährung des Körpers, womit der Wille zum Leben ertötet werden sollte, einen recht komisch schillernden Schein gewannen, wenn man die Schimpfkanonaden des Denkers gegen die „Kathederphilosophen“ las oder an seinen starken Appetit und die wohlbestellte Table d'hôte im „Englischen Hof“ zu Frankfurt dachte. Und die Schlussfolgerung drängte sich von selbst auf: hat der Philosoph selbst es abgelehnt, seinen Lehren nachzuleben, nun dann braucht es der humoristische Dichter erst recht nicht, und der Weg wird ihm frei zu der Welt Fröhlichkeit, die ihm Innocentia, d. h. Unschuld ist.

Am Schluß der Hochsommergeschichte erscheint diese Innocentia dem bekehrten Konstantius im Traume und sagt ihm Leberwohl:

„Du bist immer ein Gelehrter gewesen, also wird es dich freuen, wenn ich dir sage: der Vater Tausendkünstler, der alte Proteus, ruft, und Psamthe, mein Mütterchen, wird ungeduldig. Nun tanzen wir wieder zwischen Rhodus und Kreta auf den lichten Wassern, vielgestaltig, ewig uns wandelnd, dem Papa beim Robbenhüten helfend. Addio, Constantio!“

Im 60. Paragraphen des vierten Buches der „Welt als Wille und Vorstellung“ aber heißt es: „Der Wille kann nur an den Motiven sichtbar werden, wie das Auge nur am Lichte seine Sehkraft äußert. Das Motiv überhaupt steht vor dem Willen als ein vielgestaltiger Proteus: es verspricht stets völlige Befriedigung, Löschung des Willensdurstes; ist es aber erreicht, so steht es gleich in anderer Gestalt da und bewegt in dieser aufs neue den Willen.“

Hier haben wir die Lösung von mehr als einem der Rätsel, die uns diese sonderbare Erzählung aufgibt. Der alte Proteus ist das Leben, das in seiner Ganzheit zu fassen und festzuhalten keinem Menschen gelingt, weil es unter dem Einfluß von Wollen und Wünschen beständig seine Gestalt ändert. Deshalb bleibt ihm, will er nicht als Narr in der Wüste sich selber zum Spott werden, nur eine Wahl: er muß es in der Gestalt bejahen, in der es ihm entgegentritt. Und diese Notwendigkeit zwingt dem weisen Manne die „achte Bitte“ auf:

„Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute!“

Dieser Satz blieb dem Dichter bis an sein Lebensende sein Lieblingswort. Er schlug es sogar als Aufschrift für die Büste vor, die von ihm im Braunschweiger Museum aufgestellt werden sollte. Als ihn aber

einmal eine junge Leserin nach seiner Bedeutung fragte, erwiderte er: „Mein liebes Fräulein, möchten Sie noch lange nicht erfahren, was diese Bitte bedeutet!“ Er wußte wohl, wie schwer es für den ist, die Selbsttäuschung für das Leben zu nehmen, der einmal hinter den Schleier der Maja gesehen hat.

Raabe hat später die sechs Novellen der Jahre 1873 und 1874, die sämtlich in „Westermanns Monatsheften“ erschienen, unter dem Titel „Krähenfelder Geschichten“ zusammengefaßt, die 1879 in drei Bänden erschienen. In seinem Alter hat er einmal einem seiner Verehrer gegenüber geäußert, der naive Egoismus sei die Idee, unter der sie alle ständen. Diese Äußerung ist sehr aufschlußreich. Denn der naive Egoismus, das ist nichts anderes wie der Schopenhauersche Wille zum Leben. Und so war es nur folgerichtig, daß die ganze Reihe abschloß mit einer Sicherung, die sich der Dichter für Leben und Werk gegen die Annäherung dieses naiven Egoismus und die Bedrohung, die er für sein Weltgefühl bedeutete, errichtete. Fragen wir aber, was für ihn selbst dabei herauskam, so heißt die Antwort: die Überwindung der einsamen Vergrelltheit, in die er sich in seinen ersten Braunschweiger Jahren trotz der guten Vorsätze seines „Dräumlings“ hineingesponnen hatte. Als Konstantius sein Einsiedlertum aufgibt und wieder unter die Menschen geht, da flattert auf seinem Wege eine Lerche auf und tirilliert mit Voltaire: „C'est le triomphe de la raison, de bien vi, vi, vi, vivre avec les gens, qui n'en ont pas!“ Wenn dem Dichter dieses Lied in der Seele widerklang, dann hat er sicherlich nicht an seinen engeren Lebenskreis in Braunschweig gedacht, sondern an die Stellung, die er damals und noch auf lange Zeit hinaus in seiner Zeit und in seinem Volke einnahm. Und er hat sich ein für allemal damit abgefunden. Aber viel mehr als die Vernunft war doch sein Herz daran beteiligt, daß von nun an das Dennoch seines Lebens eine lichtere Klangfarbe gewann. Immer bewußter und immer sieghafter stellt er in seinen künftigen Werken dem naiven Egoismus den deutschen Adel entgegen. Daß er ihn gerade in jenen Regionen sucht, die der großen Masse als Höhen der Menschheit gelten, werden wir von ihm nicht erwarten.

Gleichzeitig mit den Anfängen der Hochsommergeschichte „Vom alten Proteus“ entstand die absonderliche Skizze „Der gute Tag oder die Geschichte eines ersten April.“ Sie erweckt in der Tat den Eindruck, daß Raabe mit ihr den geneigten Leser in den April habe

schicken wollen. Er vermittelt uns hier die höchst unerfreuliche Bekanntschaft Fräulein Adalgundes, einer Berliner Hausbesitzerin, der es ein satanisches Vergnügen bereitet, ihre wehrlosen Mieter die Macht ihrer hoheitsvollen Überlegenheit fühlen zu lassen. Zwei kinderreiche Familien werden ihre Opfer. Aber an der armen Mieterin ihres Dachgeschosses, bei der sie mit dem geringsten Widerstand glaubt rechnen zu dürfen, scheitert sie. Diese kündigt i h r und überreicht ihr dazu die Anzeige ihrer Verlobung mit einem wohlhabenden jungen Mann, auf den der Drache selbst sein Auge geworfen hat.

Der satirische Humor der Skizze und die groteske Phantastik, mit der in ihr die Traumwanderung der Haustyrannin uns geschildert wird, zeigt sie uns als Frucht von demselben Baum, von dem die Geschichte von Rosa von Krippen und der holden Innocentia herabfiel. Schwer begreiflich bleibt gleichwohl die Wahl des Motivs. Wollte Raabe, dem ein Umzug zu den bösesten Daseinsschrecken gehörte, sich der ahnungsschweren Angst vor Künftigem entlasten? Auch er war das Haupt einer kinderreichen Familie und wußte, wie unbeliebt solche bei selbstbewußten Hauswirten waren. Wenn in dem Ausblick auf eine derartige Drohung wirklich die Anregung lag, dann hat er seine humoristische Rache mit gutem Grunde vorweggenommen. Denn es stand leider in den Sternen geschrieben, daß auch ihm Wohnungskündigungen auf seinem Erdenwege nicht erspart bleiben sollten.

Die Skizze wanderte an die Zeitschrift „Daheim“. Aber ihr Herausgeber brachte den Mut nicht auf, mit ihr die Entrüstung seiner gebildeten Leserschaft herauszufordern. Sie verschwand im Archiv, und Raabe bekam sie nie gedruckt zu Gesicht. Erst sein Tod erlöste sie aus ihrer Haft. Unmittelbar darauf brachte das „Daheim“ sie zum Abdruck — und glaubte vielleicht, dem großen Toten eine besondere Ehrung damit zu erweisen.

Adelsmensch und Phantast

H o r a c e r

Der Versuch, ein Menschenleben zu gliedern, ist in jedem Falle eine heikle Aufgabe, die nur selten dem, der sich ihrer unterfährt, die Genugtuung über eine befriedigende Lösung zurückläßt. Und je gleichgültiger

ein Mensch den Wechsel und Wandel des Daseins an sich vorübergehen läßt, um so hoffnungsloser muß diese Lösung erscheinen. Das Leben Wilhelm Raabes scheint eines solchen Bemühens ganz besonders zu spotten. Es ist zeitlos auch in dem engeren Sinne, daß weder die Entfaltung seiner Kunst noch seiner Lebensschau sich in einem deutlich erkennbaren Rhythmus vollzieht. Aber die Entlastung, die sich der Dichter mit seiner Hochsommerngeschichte gewonnen hatte, läßt doch in seinem Schaffen einen Einschnitt deutlich werden, der einen neuen Aufstieg bezeichnet. Außerlich kommt das zum Ausdruck in seiner Rückkehr zum Roman. „Vom alten Proteus“ war die letzte seiner Novellen. Viel bezeichnender aber dafür ist Stoffwahl und Stimmung seiner folgenden Erzählungen. Das Sichabfinden mit dem Eulenspingsten des Daseins, das herbe Trogalledem der Entfagung weicht der Entdeckerfreude über den süßen Kern in der harten Nuß des Lebens. Und am klarsten zeigt sich der Wandel in einer herzengewarmen Anteilnahme an adligem, aber auch an wunderlichem Menschentum. Der Kampf mit dem Schicksal ist ausgekämpft, die Bitternis, die er zurückließ, ist überwunden. Wohl erscheint auch jetzt und künftig der Mensch im Ringen mit seinem Geschick, aber er selbst steht im Lichtkegel des Scheinwerfers und nicht jenes. Und es ist ein warmes, versöhnendes Licht auch da, wo das arme Menschlein den widrigen Mächten zum Opfer fällt. Mahomets Aufforderung zum Weinen ist nicht vergessen; aber sie wird doch übertönt von dem Lachen des Sieges, das sich sein Recht nicht streitig machen läßt. Der Ernst des Lebens wird nicht gemildert, noch weniger wird er durch den Schleier der Selbsttäuschung verhüllt. Die achte Bitte aus der Hochsommerngeschichte erlangt niemals Einfluß auf das Schaffen, sie bleibt Mitleidsausdruck bei dem Blick des Dichters in des Lebens Wirrsal. Mit besonders innigem Verständnis aber ruht dieser Blick jetzt auf Gestalten des Menschentums, die ihre naive Selbsttäuschung aus der prosaischen Nüchternheit des Daseins heraushebt, die, ihrer Umwelt in der Regel ein Argernis oder gar eine Sorge, wie von Wolken getragen, über die Schranken der Alltäglichkeit hinwegschreiten: die Phantasten. Das Hervortreten dieser Menschenart in seinem Werk erklärt sich sehr leicht. Das Ergebnis seiner Selbsterkenntnis, die das Warum? seiner Erfolglosigkeit in dieser geordneten Welt ihm aufzwang, kommt darin zum Ausdruck. War er nicht selbst ein Phantast, der in diese Welt der Piepenschnieder, Abwartter und Erbacher recht übel hineinpaßte? Und war

er sich „des nährlichsten Teils des lieben Intellekts seiner Mutter“, den er ererbt hatte, nicht wohl bewußt? Daß ihn irgendwelche Verwandtschaftsbande mit dem Schalksnarren Eulenspiegel aus dem nahen Aneilingen am Elmwalde verknüpften, hatte er schon erkannt. Aber da war noch ein anderer, gleichfalls von niedersächsischer Art, ganz in der Nähe seiner Jugendheimat an der Weser verwurzelt: der Lügenbaron von Münchhausen in Bodenwerder, dessen Schnurren schon von Raspe und Bürger erzählt worden waren, den aber Immermann, zu einem König der Phantasten gesteigert, in den Mittelpunkt einer umfassenden Zeitfatire gestellt hatte. Mit Immermanns Werk hatte sich Raabe schon in Stuttgart vertraut gemacht, nachdem er vorher wohl nur den „Oberhof“ gekannt hatte; aber jetzt sah er es mit anderen Augen an, weil er in dem Helden und seinem Schicksal manches wiederfand, was ihm Eigenes im Sinnbild zeigte. Möglich auch, daß jene Würdigung Paul Heyfes im Novellenschatz ihn zu neuer Beschäftigung mit dem Werke angeregt hatte. Jedenfalls wurde es ihm jetzt zu einem wirklichen Lebensbuch, das ihn bis an sein Lebensende begleitete. Worin er, von seinem persönlichen Wohlgefallen an dem Helden abgesehen, die Bedeutung des „Münchhausen“ sah, wird sich uns später zeigen.

Die erste Juniwoche 1875 verlebte Raabe bei seinem Bruder Heinrich in Blankenburg. Am 10. Juni verzeichnet er den Anfang von „H o r a c e r“ im Tagebuche. Am 10. Juli ist die neue Arbeit im Konzept vollendet. Bald darauf muß er sich mit den Seinen zum Besuch im Pfarrhause von Boffzen angesagt haben. Die Woche vom 18. bis zum 24. Juli verbringt er an der Weser. Unmittelbar nach der Heimkehr beginnt er mit dem Ausschreiben der Erzählung. Es liegt auf der Hand: der Ausflug nach Boffzen war nicht zufällig, er sollte dem Dichter für seine Bilder die Frische der Anschauung geben. Denn der Pfarrherr von Boffzen, Schwager Louis Tappe, war auf der richtigen Fährte, wenn er später in seinem Dankbrief für den übersandten „Horacker“ die Vermutung aussprach, daß das Vaterland des Helden ebenso wie das des Herrn Konrektors Eckerbusch sehr nahe bei Boffzen zu suchen sei.

Die Erzählung ist wieder ein Meisterwerk der Komposition. Wie in „Eulenspiegel“ spielt sich die Handlung hier im Verlauf weniger Nachmittagsstunden ab, und doch dreht es sich in dieser lustigen Schulmeistergeschichte im wörtlichsten Sinne darum, „eine der vielen gewaltigen Erdenträgödien nach besten schwachen Kräften abzuwickeln“, und doch

hält es der Dichter für notwendig, am Eingang des zweiten Kapitels durch ein Gleichnis, und zwar ein recht eindeutiges, uns zu bedeuten, daß er wieder nur „für den einen Leser“ schreibe, der im Kunstwerk nicht die schillernde Oberfläche des Daseins, sondern das Leben selbst sucht; ja an einer anderen Stelle weist er mit einem Satz Senekas auf den Irrtum der Irrtümer hin:

„Deshalb fehlen wir, weil wir über des Lebens Einzelheiten alle uns den Kopf zerbrechen, um das Ganze aber niemand sich kümmert.“

An einem der letzten Sommerferientage des Jahres 1867 machen sich der alte Konrektor Eckerbusch und der junge Zeichenlehrer Windwibel zu einem Ausflug nach Gansewinkel auf. An der Weser liegt das Städtchen, in dem ihr Gymnasium steht, und es gehört wenig Ortskenntnis dazu, in diesem Städtchen Holzminden und in dem Walde, den die beiden lustigen Gesellen durchschreiten, den Colling zu erkennen. Unterwegs kommt dem Konrektor, der keine größere Sünde kennt, als an einem guten Späß vorbeizugehen, der prickelnde Gedanke: wenn sie heute Horacker begegneten! Die ganze Gegend ist nämlich voll von dem Namen Horacker. Ein aus der nahen Besserungsanstalt (Bevern) ausgerissener Fürsorgezögling treibt sich nach sicheren und unsicheren Zeugnissen im Walde herum, und das Gerücht weiß Grenliches von seinen Räubertaten zu erzählen. Als sich die beiden zu einem Vesperpicknick niedergelassen haben, regt es sich tatsächlich im Gebüsch. Aber es ist nicht der große Räuber selbst, sondern seine Mutter, die heulend um Mitleid bittet für ihren von Elend und Hunger gepeinigten Jungen, der sich seit drei Wochen nicht unter die Menschen traut. Die beiden Schulmeister flößen der Alten Vertrauen ein, und so bringt sie denn den zwanzigjährigen Burschen, ein Bild des Jammers, aus dem Dickicht heraus. Alles scheint glatt zu gehen. Aber als der Ausreißer gefüttert ist, spricht der Zeichenlehrer, der gerade dabei ist, ihn in seinem Skizzenbuche festzuhalten, vorsichtigerweise vom Staatsanwalt, und das schreckt Horacker in seinen Wald zurück, und Windwibel muß sich arg strecken, um ihn einzuholen. Eckerbusch gibt es schließlich auf, die Rückkehr von Flüchtling und Verfolger abzuwarten und geht weiter nach Gansewinkel, um dort im Pfarrhause sein Erlebnis zu berichten. Auch die Pfarrersleute haben an diesem Tage schon das Ihrige erlebt. Da hat der Gemeindevorsteher an der Spitze der Dorfältesten seinen Besuch gemacht und auf die Wiederbelebung des seit mehr als hundert Jahren eingeschlafenen Gratulationsumzuges zu

Neujahr bestanden. Der Pfarrer hatte den Versuch gemacht, durch gütliche Verhandlung mit der Gemeinde die Vierzeitengelder abzulösen, und dabei war herausgekommen, daß dafür Pfarrer und Kantor zu Neujahr verpflichtet waren, von Haus zu Haus zu gehen, wobei der eine in wohlgelesener Rede seinen Glückwunsch anbringen, der andere einen Gesangbuchvers singen mußte. Nun bestehen die dickköpfigen Bauern auf ihrem Schein, und der Pfarrer weiß nur zu gut, daß das hochwürdige Konsistorium segnend seine Hand über den alten Brauch breiten wird. Und kaum ist es ihm gelungen, sich aus dem Verdruß in den Humor zu retten, da flutet eine neue widrige Woge an sein Idyll heran. Wieder erscheinen seine Dorfgetreuen. Diesmal schleppen sie ein zerzaustes und verheultes achtzehnjähriges Mädchen heran, das sie mit höhnischem Triumph vorweisen. Es ist Lottchen Achterhang, die die guten Pastorsleute vor Jahren aus dem Glend ihres Elternhauses herausgerissen und zu einem brauchbaren Menschenkinde erzogen haben. Bei dem Pfarrer Nöleke „hinter Berlin“ war sie bis vor kurzem im Dienst. Die törichte Zeitungsnachricht, daß ihr Jugendfreund Horacker zum Räuber und Mörder geworden sei, hat das verzweifelte Mädchen auf den weiten Weg in die Heimat geheßt. Zerlumpt und verhungert haben die Bauern sie hinter einer Hecke aufgegriffen. Nachdem die Pastorsfrau den Dorf-gewaltigen und sein Gefolge recht energisch aus dem Hause komplimentiert hat, gelingt es, aus dem weinenden Mädchen herauszubekommen, was sie hergejagt hat, und es ist unvermeidlich, daß der stoßende Bericht von ihrem Wahn den Pflegeeltern zu einer ergreifenden Predigt wird. Zum Auswurf des Menschentums werden in Gansewinkel die Familien Horacker und Achterhang gerechnet; verachtet, gehaßt und geheßt werden ihre Glieder von der Gemeinde. Und nun blüht aus diesem Moder und dieser Verkommenheit eine Blume auf, die mit aller Herzlosigkeit einer kalten Welt versöhnt. Denn während Lottchen den Pfarrersleuten beichtet, beichtet Horacker im Walde dem Zeichenlehrer. Er ist ausgerissen, weil ihn boshaftes Gerede eines anderen Fürsorgezögling's über sein Lottchen rabiat gemacht hat. Und nun er sieht, daß alles Wahn war, ist er erst recht verzweifelt, weil er sich durch sein Ausbrechen die Zukunft verdorben zu haben glaubt. Nur mit Mühe gelingt es Windwibel, ihn zur Vernunft zu bringen.

Inzwischen hat sich in der Kreisstadt das Gerücht verbreitet, daß Horacker zwei Schulmeister im Walde ermordet habe, und die ver-

zweifelte junge Frau Windwebels eilt in ihrer Angst zu der Frau Konrektor Eckerbusch, die an den Klatsch nicht glaubt, aber zur Beruhigung der jungen Freundin eine Kutsche bestellt, um mit ihr nach Ganswinkel zu fahren. Als Begleiter wird der Oberlehrer Dr. Neubauer sehr wider seinen Willen mitgenommen, und Frau Ida Eckerbusch muß die greuliche Fahrt in dem altersschwachen Vehikel nach Kräften aus, diesem überheblichen, kaltschnäuzigen Philologen in mehr als einer Richtung die Wahrheit zu sagen. Vor ihr trifft der gemüthliche Staatsanwalt mit seinem Auskultator in Ganswinkel ein, weniger durch den großen Räuber Horacker, als durch die Behaglichkeit des Pfarrhauses dahin gezogen. Als er ankommt, ist Horacker wirklich schon unter dem Geleit des Pfarrers, Eckerbuschs und Windwebels in das Pfarrhaus eingezogen, und Eckerbusch hat schon Gelegenheit gefunden, eine sehr wirksame Rede an das Volk von Ganswinkel zu halten, in der der Streit um die Neujahrsgratulation die gebührende Würdigung findet. Nach dem versöhnlichen Abklingen der tragischen Drohung aber finden sich die mehr oder minder beteiligten Helfer der besänftigten Gumeniden in der Gartenlaube des Pfarrhofs um die Bowle des Hausherrn zusammen, und hier überfällt denn auch Frau Ida höchst überraschend ihren allzu fidelen Alten zum Strafgericht; denn durch mannigfache Erfahrungen gewisigt, ist sie der festen Überzeugung, daß sie die schlimme Fahrt in dem grüngelben Kumpelkasten nur einem Streich ihres geliebten Gatten zu danken habe. Diesem bedeutet ihr Erscheinen natürlich die Krönung seines Gaudiums, und die heitere Stimmung steigert sich zum hellen Jubel, ohne daß doch auch nur für einen Augenblick der ernste Hintergrund vergessen wird. Aber Horacker und sein Lottchen schlafen beide in einen guten Tag hinein.

„Horacker“ ist eine der lebensreichsten und lebensstiefsten Erzählungen unseres gesamten Schrifttums. Es gibt sicherlich keine zweite, die hinter heiteren, ja grotesk komischen Bildern so grimmig ernste Ausblicke auf die tragische Gebundenheit des Menschentums, nicht minder jedoch auf seine befreienden Kräfte offen läßt. Immer wieder blitzen hier unvermutet Lichter auf, die drängende Lebensfragen in eine gar scharfe Beleuchtung setzen. Da handelt es sich nicht nur um das soziale Elend, das Selbstsucht und unbarmherzige Verständnislosigkeit der Besitzenden zum Fluche machen, nicht nur um die unvermeidlichen, aber darum nicht wegzulugnenden Mängel der Fürsorgeerziehung. Da wird nebenbei unser

Blick in ernsthaftem Scherz auf die Ausgleichsbedingungen einer gefunden Ehe gelenkt, da wird dem alten Schulmeister, „der die Schlacht bei Königgrätz gewann“, recht nachdenklich der neue mit seinem noch unerprobten Grundsatz

Stramm, stramm, stramm!

Alles über einen Kamm!

entgegengestellt, da gleiten auch recht ironische Streiflichter über die Welt der philisterhaften Ordnung, die wertbewußt sich das Recht anmaßt, nicht nur die wirklichen Menschen durch ihr Lachen ins Unrecht zu setzen, sondern auch ihren Weg mit Dornen zu bestecken. Aber ungleich reicher als all dieses ist doch die Ganzheit des Lebens, die uns in den Gestalten dieser Dichtung unmittelbar anspricht, und das tröstlich erhebende Bild einer Lebensgemeinschaft, die nichts von jenen kläglichen Schranken weiß, womit das Philistertum seine engstirnige Selbstsucht umhegt. Dieses Bild sieht in der Tat aus wie eine Illustration zu dem Satz Voltaires: „Es ist der Triumph der Vernunft, mit denen gut auszukommen, die keine haben.“

Die beherrschende Gestalt des meisterhaft aufgebauten Romans ist in Ernst und Scherz der alte Konrektor Eckerbusch, wohl der prächtigste Schulmeister, den Kaabe geschaffen hat. Kindheitserinnerungen an den Holzmindener Rektor Billerbeck und seine Komik mögen die Anregung dazu gegeben haben, das Beste verdankt er doch dem Dichter selbst, der mit ihm und dem Zeichenlehrer Windwebel zum ersten Mal das Recht auf jene heitere Phantastik verteidigt, in der er von jetzt ab einen Schußschild gegen die hämischen Angriffe des Daseins findet. Daß hierbei auch Immermanns „Münchhausen“ Einfluß gehabt hat, ist wahrscheinlich. Jedenfalls erinnert der Streit des guten Pfarrers von Gansewinkel mit seinen dickköpfigen Bauern an die Deputationsfahrt des Diakonus und seines Rüstlers mit all den dazugehörigen Zeremonien und den vom Rüstler vorgetragenen Keimssprüchen, wie sie uns im neunten Kapitel des „Oberhofs“ berichtet wird.

Das Wichtigste jedoch, was uns „Horacker“ verrät, ist das neue Lebensgefühl des Dichters. Zwar die Welt ist dieselbe geblieben. Jammer und Glend sind auch jetzt noch wohlfeil. Aber die entsagende Abwehr dagegen hat sich in lebensfreundigen, ja, wenn es sein kann, lachenden Angriff verkehrt. Die unverwundlichen Kräfte des „wirklichen“, das heißt

des wirkenden Menschentums haben sich in den Vordergrund geschoben. Die Unüberwindlichkeit des Lebens spottet der lächerlichen Anmaßung des Daseins, spottet vor allem derer, die in kläglicher Gebundenheit des eigenen Ich die Nichtigkeit dieses Daseins für das Leben nehmen. Es ist in keiner Weise etwas Neues, was damit in Erscheinung tritt. Und doch ist die jetzt gewonnene Einstellung zum nie versöhnten Daseinskampf recht wesentlich: sie bedeutet letzten Endes die Befreiung des Humors aus der Umklammerung der Tragik.

Daß diese Lösung keineswegs auf leichtfertigen Optimismus, ja auch nur auf einseitige Schau zurückgeht, ist selbstverständlich; es wird uns aber noch ausdrücklich bestätigt durch die folgende Erzählung, in der die komische Phantastik beherrschend im Mittelpunkt steht, aber im Daseinskampfe unterliegt.

Mit dem „Horacker“ knüpfte Raabe eine neue Verlagsverbindung an. Er gab das lebenswürdige Werk, ohne es vorher in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, an die Grottesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, die dann wenige Jahre später auch die „Chronik der Sperlingsgasse“ übernahm und ihr erst die gebührende Verbreitung sicherte. Die Grottesche Ausgabe des „Horacker“ war die erste einer Erzählung Raabes, die mit Illustrationen erschien. Im allgemeinen war der Dichter gegen die Bebilderung seiner Werke ablehnend, oder doch bedenklich gestimmt. Die zurückhaltende und dem Wesen der Dichtung feinfühlig angepaßte Art der Zeichnungen in der Horacker-Ausgabe aber war ganz nach seinem Sinn.

Der Verleger begrüßte das Manuskript mit begeistertster Freude und knüpfte überschwengliche Hoffnungen daran. Und dennoch setzte sich das Werk nur langsam durch. Wohl erhielt Raabe zahlreicher als sonst private Dankschreiben voll Bewunderung und liebevollen Verständnisses; aber die Kritik versagte wieder einmal fast vollständig; und es wird für ihn nur ein sauer süßer Trost gewesen sein, daß ein Berufener gerade unter dem frischen Eindruck der Dichtung den Finger auf diese schwärende Wunde des deutschen Schrifttums legte.

Am 27. Juli 1876 schrieb Paul Henze aus Rippoldsau im Schwarzwald an Raabe:

„Es ist mir zwar streng verboten, lieber Freund und Colleague, Briefe zu schreiben, da ich unter der strengen Observanz des Heil. Joseph lebe, dessen Quelle, wie man behauptet, mit dem Saft des Gallapfels sich nicht

verträgt. Dies ist aber auch kein Brief, sondern nur ein geschriebener Händedruck, den ich unmöglich für mich behalten kann. Ich habe gestern Ihren „Horacker“ zu Ende gelesen und die herzerquickliche Nachwirkung verfolgt mich dergestalt, daß ich Ihnen notwendig dafür danken muß. Schon neulich, als ich die „Innerste“ aus der Hand legte, wollte ich Ihnen meinen freundigen Glückwunsch sagen. Nun, nach dem „Horacker“ ist kein Halten mehr. Wenn wir eine Kritik hätten, die ihr Handwerk verstünde, hätten Sie längst so viel Dank dafür, daß Ihnen an einem Beifallsruf mehr nicht viel gelegen sein könnte. Aber da wir in diesem Punkt immer noch so kläglich hinter unsern Nachbarn zurückstehen, obwohl wir uns auf unsere Aesthetik, Gründlichkeit und literarhistorischen Weltblick Wunder was zu Gute tun, ist es immerhin eine Birne für den Durst, wenn einem ein Colleague herzlich die Hand schüttelt und bravo! ruft. Ich bin Gottlob durch obenerwähnte Kurpflicht davor sicher, daß ich mich nicht zu einer ausführlichen Aufzählung alles dessen, was mir so herzlich wohlgetan, fortreißen lasse. Es sähe dann nach einer Lob-Recension aus und schmeckte nach dem Handwerk. Und von Mensch zu Mensch fühle ich das Bedürfnis, Ihnen eine ganz bescheidene Liebeserklärung zu machen.“

Wunnigel. Deutscher Adel

Die Erzählung, die Raabe dem „Horacker“ folgen ließ, hält die Stimmung eines lustigen Humors fest, auch wenn sie uns tiefer in die Tragik des Phantasiemenschen einweiht. Sie trug zuerst den Titel „Das Haus am Schloßberg“, wurde dann aber nach ihrem Helden „Wunnigel“ umbenannt. Ein kleines Licht fällt von hier aus auf ihre Entstehung: der Herr Regierungsrat a. D. Wunnigel erwies sich als so unwiderstehlich, daß er immer in der Mitte stand, ganz gleich, welche Räumlichkeit seinen Rahmen bildete.

Das Haus am Schloßberg ist der Stammsitz einer alten Patrizierfamilie, deren Geschlechter seit dem 16. Jahrhundert den stattlichen Renaissancebau mit den Zeugnissen ihres Geschmacks und ihrer mannigfach wechselnden Neigungen angefüllt haben. Der Erbe dieses kulturgeschichtlichen Museums im Kleinen ist der praktische Arzt Dr. Weyland, dem die Ahnen auch in seinem Blut manches Quentchen ihres

Lebens weitergegeben haben, ohne daß sie doch die Vorherrschaft des mütterlichen Erbes dadurch haben beeinträchtigen können. Jedenfalls besitzt er nicht das schroffe Selbstbewußtsein der Weylande, aber dafür ein warmes, verständnisvolles Herz und ist deshalb durchaus berufen für die nicht ganz einfache Rolle, die ihm das Schicksal auf der Lebensbühne vorbehalten hat, nämlich der Schwiegersohn des Regierungsrats Wunnigel zu werden.

Sein Beruf führt ihn mit diesem zusammen. Er wird an einem nebligen Herbsttag zum Riedhorn, einem ehemaligen fürstlichen Jagdschloß, das zum Ausflugslokal herabgesunken ist, gerufen, um der Tochter des Regierungsrats, die in einem unbehaglichen Raum der Gastwirtschaft im Fieber liegt, ärztliche Hilfe zu leisten. Es scheint durchaus keine erfreuliche Bekanntschaft zu sein, die er da mit dem Vater des kranken Mädchens macht. Der Regierungsrat Wunnigel ist ein springlebendiger, offenbar auch sehr kluger Herr, den aber keine Fee an seiner Wiege mit der verhängnisvollen Gabe allzu großen Zartgefühls belästigt hat. Die Krankheit der Tochter schafft ihm viel weniger Sorge als Ärger über die unangenehme Unterbrechung seiner Reise. Er ist ein Jurist, der höchst brauchbare fachwissenschaftliche Werke geschrieben hat, aber er hat, des amtlichen Ärgers überdrüssig, den Dienst quittiert und lebt nun ganz seinen Liebhabereien, und zwar mit erstaunlicher Inbrunst. Er ist Kunstsammler mit unfehlbarem Spürsinn. Nach dem Tode seiner Frau hat er seine Wohnung in ein so vollgepfropftes Museum verwandelt, daß ihm selbst das Bett der Tochter seines Raumanpruchs wegen als eine Unmaßung erschien. Jetzt lebt er mit dieser fast beständig auf Reisen, um käufliche Kunstaltertümer aller Art aufzuspüren. Natürlich nützt er den unfreiwilligen Aufenthalt im Riedhorn ohne viel Rücksicht auf die Kranke zu Beutezügen aus. Bei seinem alten Freunde, dem neunzigjährigen Kottmeister Brüggemann, dem ehemaligen Uhrmacher und Verfertiger kunstvoller mechanischer Spielwerke, trifft Dr. Weyland den Vater seiner Patientin wieder. Bald hat er ihn als Gast in seinem Haus am Schloßberge. Und während Wunnigel über den reichen Schätzen da oben die Welt einschließlich seiner Tochter vergißt, findet der Doktor den Weg zum Herzen Anselma Wunnigels. Froh, der Sorge um die Tochter enthoben zu sein, drängt der Regierungsrat zu rascher Heirat. Dann folgt er seiner Sehnsucht nach Italien. Und dort ereilt ihn sein Schicksal.

In das Haus am Schloßberg ist junges Glück eingezogen. Anselma hat sich auch das Herz der beiden alten Diensthoren, die durch das rücksichtslose Schalten des Vaters im Hause Weyland recht grimmig geworden waren, im Sturm erobert. Aber als der Frühling einzieht, werfen Briefe aus dem Süden, die mehr ahnen lassen, als sie sagen, der jungen Frau Schatten in ihren Sonnenschein. Anfang September kehrt der Regierungsrat Wunnigel zurück, stark gealtert und merkwürdig verändert. Er quartiert sich in ein dunkles Hinterzimmer ein, wo er teilnahmslos haust, den Seinen ein Rätsel; denn der Doktor kann keine Spur eines Leidens bei ihm feststellen. Er ist menschenfeind geworden und scheint von einer Art Verfolgungswahnsinn befallen. Schließlich löst sich das Rätsel doch; bei dem alten mechanischen Zauberfünftler Brüggemann hat er gebeichtet. Er hat in Rom eine Deutschrussin geheiratet, und dann hat ihn die grenzenlose Enttäuschung nach vorgespiegeltem Selbstmord zur Flucht vor der Angetrauten getrieben. Es ist die Angst, daß sie ihn entdeckt und ihre Rechte geltend macht, die ihm das Leben verbittert. Bevor aber diese Drohung sich erfüllt, steigt eine andere herauf in Gestalt des Kaiserlich russischen Staatsrats Paul Petrowitsch Sesamoff, der zu Besuch erscheint. Wunnigel hat in Sorrent seine Bekanntschaft gemacht, und er hat dem Russen, der wie er ein leidenschaftlicher Sammler ist, das Haus am Schloßberg als sein eigenes geschildert und ihm schließlich die darin aufgespeicherten Altertumschätze zum Kauf angeboten. Nun kommt der Staatsrat, das Inventar aufzunehmen. Wunnigel flüchtet vor dem Wirrwarr, den er angerichtet hat, zu seinem Freunde Brüggemann, quartiert sich dort für die Dauer ein und legt sich ins Bett, entschlossen, es nie wieder zu verlassen. Er läßt sich auch dann nicht zur Rückkehr bewegen, als der Russe nach der Aufklärung des Schwindels sich als ein vornehmer und humorvoller alter Herr entpuppt, der Verständnis für seinen Freund Wunnigel aufzubringen vermag. Sesamoff tut aber noch mehr. Er biegt die schlimmste Gefahr ab, die dem Regierungsrat und dem Haus am Schloßberg droht. Als die Frau Regierungsrat Wunnigel auf der Bühne erscheint, weiß er sie so gründlich von der Lächerlichkeit ihres Lebensirrtums zu überzeugen, daß sie willig mit ihm wieder nach Rußland zurückkehrt. Wunnigel aber hat genug des bunten Lebensspiels. Eine unendliche Müdigkeit hält ihn gefangen. In den kurzen Pausen des Wachens arbeitet er, aufs innigste beteiligt, mit dem alten Kinde, dem Rottmeister, an einem neuen mechanischen Kunst-

werke, das eine komische Gipfelleistung erzielen soll, dann schläft er für immer ein.

Die Anregung zu dieser Erzählung liegt zweifellos in jener am 18. September 1866 im Notizbuch festgehaltenen „Idee“, die Geschichte einer Familie zu schreiben, in der sich ein drolliger Zug von Geschlecht zu Geschlecht mehr und mehr entwickelt. Wahrscheinlich hatte der Dichter zuerst daran gedacht, die Sammlerleidenschaft zu diesem Familienzuge zu machen. In der Ausführung beschränkte sich dann die Auswirkung dieser Idee auf die einleitenden Kapitel, weil das psychologische Problem des Phantasten sich mit gesteigerter Forderungskraft herandrängte. Daß wir hierfür Immermanns „Münchhausen“, und zwar diesmal vor allem die Persönlichkeit des Titelhelden in ihrer ganzen Tiefe verantwortlich zu machen haben, ist leicht zu erweisen. Wir deuten hier nur auf das eine Parallelmotiv hin, auf die Flucht des Helden vor den drohenden Ansprüchen der beleidigten Weiblichkeit in das Bett. Aber Raabe faßt das Problem viel ernster an als Immermann, der seinem Münchhausen nur eine begrenzte Wirklichkeit zuerkennt. Wunnigel stammt nicht wie Münchhausen aus mystischem Nebel und verschwindet nicht wie eine schillernde Seifenblase spurlos in das Nichts. Er steht als eine höchst reale Persönlichkeit in einer nüchtern klaren Welt. Und seine Phantastik ist durchaus nicht traumgebunden wie die des Lügenbarons. Sein Spielzeug sind keine über den Dingen flatternden Luftgebilde, sondern recht greifbare Wirklichkeitsdinge. Und weil dem so ist, darum ist das Charakterbild, das er uns vor unseren Blick stellt, viel zwingender und viel ernster. Es ist mit unserem Lachen über ihn durchaus nicht abgetan. Dieses Lachen wird in der Erzählung sogar durch des Meister Brüggenmanns Uhrwerk, das an Stelle des Stundenschlags das gemüthlos dumpfe Philistergelächter ertönen läßt, recht peinlich beschämt. Und der Uhrmacher weiß, was er tut, wenn er den „dicken Hauptphilister“ seiner mechanischen Kunstsammlung in dem Augenblick abstellt, da das von der Nüchternheit des Daseins endgültig überwältigte Kind Wunnigel seine letzte Zuflucht bei ihm sucht. Auch in dieser drolligen Geschichte von dem komischen Kinderegoismus eines augenblickseligen und vom Dasein ins Unrecht gesetzten Phantasiemenschen steht das *Tua res agitur* zwischen den Zeilen. Die eigene Wehrlosigkeit gegenüber den Angriffen und Ansprüchen der Daseinsnüchternheit wurde dem Dichter der Keim zu seinem Helden. So lächerlich Wunnigels Irrungen und Wirrungen

auch sind, Raabe läßt uns deutlich genug durch sie hindurch in seine Lebensgebundenheit sehen, und diese ist die der Vögel aus seinem Neste. Der unentrinnbare Zwang, an die Vorspiegelungen der hohen Göttin Phantasie glauben zu müssen, die Unfähigkeit, zum Schutze des Ich eine Maske zu tragen, die Verständnislosigkeit gegenüber dem „innigen Bedürfnis des Philisters, vor allen Dingen seine Persönlichkeit sicher zu stellen“, die Kinderfreude an dem bunten Spielzeug der Welt, die so harmlos scheint und sich doch so verhängnisvoll auszuwirken vermag, die glückselige Blindheit für das Schrankengewirr der menschlichen Gesellschaft — das sind solche Züge, die jenen Vögeln gemein sind und die letzten Endes auch den wahren Dichter von dem betrügerischen Pflücker scheiden. Auch Raabe hat das rohe Philisterlachen gehört, das Meister Brüggemann in sein kunstvolles Uhrwerk gebannt hat; aber es hat sein eigenes Lachen nicht zu dämpfen vermocht. Und daß es ihm mit der Groteske „Wunnigel“ bitter ernst war, das bezeugt am besten sein immer erneutes Ringen mit dem Problem des Phantasiemenschen. Wie ein roter Faden zieht es sich durch sein Werk bis in die „Akten des Vogelfangs“, die tief sinnige Dichtung des Zweiundsechzigjährigen, hinein, wo es seine letzte und höchste Gestaltung gewinnt.

Schon die folgende Dichtung „Deutscher Adel“ nimmt das Motiv wieder auf, ja eigentlich dringt sie erst zu seinen psychologischen Grundlagen durch, indem sie die Bedingtheit des Menschentums an Raabes höchstem sittlichen Ideal, dem der Freiheit, mißt. „Der Leihbibliothekar“ hieß der Titel der Erzählung zuerst, und zweifellos schwebte dem Dichter ursprünglich eine Auseinandersetzung mit der Welt der literarischen Phantastik vor. Daß seine eigene Stellung in und zu dieser Welt ihm die Anregung bot, liegt auf der Hand. Seit seiner Berliner Studentenzeit stand er auf vertrautem Fuße mit den Leihbibliotheken und ihren Beherrschern, und zwar nicht nur als Abonnent. Er ergänzte hier seine durch die Zeitschriftenlektüre gewonnene Anschauung vom Geschmack des Publikums; und daß sich für ihn, der immer und überall den Dingen auf den Grund ging, ernsthafte Studien über die seelische Gebundenheit des Menschenvolkes anknüpfen, war selbstverständlich. In der Tat fällt mehr als ein Streiflicht in der Erzählung auf die Ergebnisse dieser Studien, wobei übrigens der „alten Magie, dem Zauber der Phantasie, der vom Anfang an einzig und allein den Menschen in der Welt festhält, der holden bunten Lüge, der lieben Zwillingsschwester der Wahr-

heit" auch in ihrer papiernen Verkleidung ihr Recht gelassen wird. Aber Raabe blieb dabei nicht stehen. Der Leihbibliothekar Achtermann blieb wohl eine liebenswerte und auch unentbehrliche Gestalt in der Erzählung, aber er rückte doch aus dem Mittelpunkt, weil hier wie immer der Dichter die Welt der Druckerwärze nicht für die einzige und am wenigsten für die vollkommenste hielt. Zwar sind sie wirklich überwiegend alle Phantasten im Urtheil der vernünftigen Menschheit, die Personen, auf die es ihm ankommt, aber ihre Lebensnöthe sind alles andere als literarisch.

Aber das Geschehen in der Erzählung sind wieder einmal wenig Worte zu verlieren. Vor dem heroischen Hintergrunde des Deutsch-Französischen Krieges spielt sich eine alltäglich anspruchslose Handlung ab. Zwei Schügelinge hat der gutmütige, in hartem Ehejoch seufzende Leihbibliothekar Karl Achtermann. Der eine, der Sohn der Frau Professor Schenck, bisher ein nur allzu leichtherziger Tollkopf, liegt jetzt als Unteroffizier vor Paris und schreibt an die Mutter drollig verworrene Briefe, aus denen nur diese und noch eine andere den Ernst herauszufinden versteht. Diese andere ist Achtermanns zweiter Schügeling, Natalie Ferrari, ein alleinstehendes junges Ding, das mit stillem Heldentum den harten Kampf mit dem Dasein führt und ihm ihr Stücklein Lebensheiterkeit abzurufen sucht. Mit beiden spielt das Schicksal. Dem übermütigen Kunststudenten und Vaterlandsverteidiger Ulrich Schenck jagt es eine Kugel in die Schulter, in den tapfer ausgebauten und verteidigten Lebensraum der jungen Klavierlehrerin aber lädt es eine hoffnungslose Last ab: ihren aus Amerika mit enttäuschten Hoffnungen und gebrochener Kraft heimgekehrten Vater. Paul Ferrari ist wie Wunnigel einer jener Phantasten, die allzu überzeugt an sich selber und allzu wenig an die Nüchternheit der Welt glauben, eine geniale Natur, die scheitern muß, weil ihr die Kraft fehlt, die eigenen Schranken zu erkennen und anzuerkennen. Die Not des armen Mädchens, dem die Fürsorge um den unzurechnungsfähigen Vater auch die Ausübung ihres Berufs unmöglich macht, ruft die Abwehr der Jugendgefährten Ferraris auf. Der Leihbibliothekar Achtermann, der scharfäugige und scharfzüngige Übersetzer Wedehop und der Gastwirt Busemann tun das ihre, einen Damm gegen den Hohn des Schicksals aufzuwerfen, das Beste freilich tun Ulrich Schenck und seine Mutter, die das Mädchen an ihr Herz nehmen. Und schließlich nimmt der Tod Partei gegen das Schicksal und entführt den gescheiterten Erfinder aus der für ihn allzu nüchternen Welt.

Es ist wirklich wenig genug in diesem Bericht, was den Titel „Deutscher Adel“ zu rechtfertigen scheint. Und in der Tat liegt die Begründung dafür viel weniger in der „Handlung“ als in dem Menschentum, das hier leidend und handelnd uns vor die Seele stellt, was eine wirkliche Schicksalsgemeinschaft bedeutet. Der Dichter, der das hohle Pathos und den Größenwahn des Siegergeschlechts von 1870/71 verdrießlich genug zur Kenntnis genommen hatte, hat zweifellos den Krieg zum zeitgeschichtlichen Hintergrund gewählt, um mit voller Absicht die Erwartungen des üblichen Leserkreises, auf den er kein Gewicht legte, gründlich zu enttäuschen. Und aus dem gleichen Grunde hat er einen kleinen Menschenkreis unter dem Motto Deutscher Adel zusammengefaßt, der nicht durch seine Lebensstellung oder auch nur durch „geordnete Verhältnisse“ den Anspruch darauf geltend machen kann. Ja, ihm ist hier gerade das sehnsuchts- und kampflöse Sich-Einfügen in das enge Gefäch der bürgerlichen Welt, in dem der Philister sein Dasein gesichert weiß, ein schlüssiger Beweis für die Nichtzugehörigkeit zu den wirklichen, das heißt zu den durch ihr bloßes Dasein wirkenden Menschen.

Der gute Leihbibliothekar weiß, wie es darum steht:

„Den Besten wird es immer leicht, uns andere zu trösten und stets das richtige Wort für jede Gelegenheit zu finden. Laß sie, die das vermögen, auf längere oder kürzere Zeit oder auf immer weggegangen sein, und man merkt sofort, woraus eigentlich das Erdenleben, trotz aller großartigsten Weltgeschichte rundum, besteht. Die rechten Leute sprechen ein Wort, und es ist gut und es wird still. Sie lachen, und man klopft sich vor die Stirn und fragt sich: wie kann man nur so dumm sein, sich über das und das zu ärgern oder zu betrüben? Ja, und wenn sich die vom hohen Adel der Erde dann einmal selber nicht helfen können, weil sie nicht acht darauf geben, dann — haben wir armen Schlucker freilich das große Maul. Ja, was wissen wir denn vom hohen Adel unter uns? Nichts, gar nichts! Wenn wir etwas davon wüßten, so würde die Welt wohl ein wenig anders aussehen.“

Die Kraft zu solcher unmittelbaren, jedem bewußten Wollen entrückten Lebenswirkung durch das Sein schlechthin, freilich durch das volle, ungeteilte Sein, wächst aus einer einzigen Wurzel empor: aus der inneren Freiheit. Der Dichter weiß selbst gut genug, daß der Adelsbrief dieser Freiheit denen immerdar ein Rätsel oder ein Ärgernis sein muß, die

ahnungslos ihre Fesseln lieben oder sie gar als Prunkstücke zur Schau tragen. Aber er weiß auch, daß selbst den Verständnisvollen das Wesen dieser Freiheit nicht leicht zur Anschauung zu bringen ist, weil das Denken, Reden und Handeln aus ihr heraus tausendfach der Mißdeutung der Außenstehenden ausgesetzt ist. Deshalb hilft er sich an entscheidender Stelle seiner Dichtung durch ein Bild.

Am Anfang des 9. Kapitels erzählt er uns von dem weiten Gebiet des unkontrollierbaren Hinübers und Herübers, das an der preußisch-russischen Grenze sich trotz der scharfen Bewachung auf beiden Seiten in der Praxis ausdehnt. Und dann fährt er fort:

„Wozu dieses alles?“

Weil wir in diesem Buche auf einem ganz ähnlichen fraglichen Grenzterrain stehen und es bedauern müssen, wenn das nicht jedermann längst klar geworden sein sollte. Auch zwischen dem Gebiete des soliden, alltäglichen, bürgerlichen Menschenverstandes und dem unendlichen Reiche des Abenteurers — Dschinnistan, Aboalun — kurz, wie ihr es nennen wollt, — erstreckt sich weitgedehnt ein strittiger Grund und Boden, auf dem das eben bezeichnete Hinüber und Herüber nur allzu gern allen Mächten, die gern ‚klar sehen‘, ein Schnippen schlägt oder einen Esel bohrt und sich nach Herzenslust und Leibesbedürfnis tummelt, allen auf dem Papier gezogenen Linien zum Troß . . .

Frei durch gehen! Ist das nicht das größte Wort, das in diesem in Stricken und Banden liegenden Menschenleben gesprochen werden kann? Jawohl, sie rühmen sich ihrer Selbständigkeit in allen Gassen, die armen Kinder der Erde; wenn ihnen das Glück gut ist, dürfen sie ihre Ketten vergoldet der Sonne entgegenhalten: bei den lachenden Göttern, wer geht frei durch? Niemand anders als derjenige, welcher Glück hat beim Schmuggel nach Aboalun, der auf Seitenpfaden sich durch die Waldwildnis zwingt und geduckt bei Nacht über die Heide schleicht.“

Leider ist es ein vergebliches Unterfangen, denen von innerer Freiheit zu sprechen, die sie nicht haben. Und so wird auch das Bild, das Raabe hier gebraucht, immer nur wenigen verständlich sein. Und doch liegt hier für jeden, dem das Ringen um das Werk des Dichters eine Lebensaufgabe geworden ist, des Rätsels Lösung. Wer nicht weiß, was das Freidurchgehen der „ursprünglichen“, der „natürlichen“, der „wirklichen“, der „adligen“ Menschen bei Raabe bedeutet, der wird immer nur einen Teil von ihm und seiner Kunst begreifen.

„Deutscher Adel“ ist das erste Werk Raabes, in dem er die Wesensart seiner Mutter festzuhalten gesucht hat. In dem Verhältnis der Frau Professor Schenk zu ihrem Sohne spiegelt sich viel persönliches Erleben des Dichters wider. Die opferfrohe Überwindung der Lebenssorgen durch unerschütterliches Vertrauen und lächelndes Verständnis für ein Jugendwerden, das sich der Regel versagt, hat diese Mutter von seiner eigenen überkommen. Das „Genie der Liebenswürdigkeit“, das nur alle hundert Jahre einmal geboren wird, nennt sie Ulrich Schenk. Und noch von einem anderen Gliede aus der Schicksalsgemeinschaft dieser Erzählung wird das Wort „Genie“ gebraucht, von dem Übersetzer Dr. Wedehop. Mit einem Hinweis auf Jean Pauls „Vorschule der Ästhetik“ wird er als das „passive Genie“ bezeichnet. Dieses Wort ist nicht nur für ihn, sondern für alle Menschen bezeichnend, die Raabe dem deutschen Adel oder dem wirklichen Menschentum zuweist.

Da der Wesensgrundzug dieses Menschentums Einfachheit ist, Einfachheit aber in dieser verzwickten Menschenwelt am schwersten zu erfassen ist, so ergibt sich hier die Klarheit erst aus dem Gegensatz.

Der geniale Mensch ist der ursprüngliche, der natürliche Mensch, der sich von den anderen abhebt durch seine Freiheit von den mannigfachen Bindungen, die jene tragen. Diese Bindungen lassen sich unter einem Begriff zusammenfassen: Vorurteile. Diese Vorurteile, mögen sie sich nun als zeitgeheiligte Überlieferungen, als ästhetische Gesetze, als wissenschaftliche Lehren oder als gesellschaftliche Satzungen kennzeichnen, sind menschliche Gemächte, die immer wieder vor den Richterstuhl der Ursprünglichkeit gefordert werden. Was von ihnen heute gilt, kann morgen wesenlos sein. Und doch haben diese Vorurteile in jeder Zeit eine gewaltige Macht. Willenlos fügt sich ihnen der größte Teil der Menschheit, nicht nur, weil ein Widerstreben lächerlich erscheint, sondern weil es vor allem die Sicherheit des Daseins, den höchsten Lebenswert der Gewöhnlichkeit, gefährden würde. Der geniale Mensch sieht diese Vorurteile in den meisten Fällen gar nicht und noch weniger die Gefahr, die mit ihrer Nichtbeachtung für sein Dasein verbunden ist. Sein Schauen und Schaffen ist unabhängig von einem Wollen, das auf den Erfolg schießt und dabei natürlich die herrschenden Vorurteile in Rechnung ziehen muß. Der ursprüngliche Mensch handelt, weil er muß und wie er muß. Seine Logik, mit der er alle Vorurteile von der Tafel des Lebens streicht, heißt: Ich kann nicht anders. Er zerhaut, wenn es sein muß, den gordischen

Knoten, weil er frei ist von dem Vorurteil, er müsse mit den Fingern gelöst werden.

Die Vorurteile aber stehen in der treuen Hut der Zeitmächte. Sie regeln ja das Dasein der Massen und sichern es vor unbehaglichen Angriffen. Wer sich ihnen nicht fügt, verzichtet auf den Schutz, den sie gewähren. Er ist vogelfrei. Dem ursprünglichen Menschen aber ist das Leben viel zu wertvoll, als daß er es sich beeinträchtigen ließe durch die Rücksicht auf die Sicherheit seines Daseins. Er ist immer ein Ganzer und kann deshalb jederzeit nur das Ganze einsetzen, komme daraus, was da mag. Und darauf beruht seine Wirkung und seine Tragik zugleich.

Wenn in der Regel Genialität unlöslich mit schöpferischer Kraft verbunden wird, so ist es Raabes Erkenntnis, daß diese Verbindung ein Fehlurteil ästhetischer Einseitigkeit darstellt. Er sucht und findet den genialen, den natürlichen Menschen in allen Schichten der Gesellschaft, auf allen Altersstufen und in den mannigfaltigsten Berufen, und er sieht seine Beglaubigung in der rätselhaften Harmonie des Menschentums, die erhaben über jedes Wünschen und Wollen, letzten Endes nichts anderes wie Einklang mit dem All ist, und in der daraus sich ergebenden Einstellung zu Leben und Dasein. Das Einsgefühl mit dem Ganzen gibt diesen Menschen jene lächelnde Geborgenheit, die erhabener und unantastbarer ist als die lächerliche Sicherheit hinter der Schutzwehr der Vorurteile. Sie wissen, daß Leben nicht möglich ist ohne Daseinsopfer, aber für alles gibt ihnen der Zauberstab der inneren Freiheit Ersatz, vor dem die Kerkerpforten der irdischen Gebundenheit aufspringen. Sie „gehen frei durch“, weil keine Vorurteile, aber auch keine Wunschgedanken ihnen das Bild des Lebens verzerren oder ihnen Schranken errichten, auf die Mütterchen Natur nur mit dem Blick des Mitleids sieht. Ihre Geborgenheit im Ganzen aber wankt in keiner Erdennot, sie hält stand selbst vor dem Bilde des Todes:

„Es ist deutscher Adel, den Tod nicht zu ernst zu nehmen und die Toten mit Ernst und Respekt zu behandeln.“

Daß Raabe in einer Zeit, der leider nicht nur bei ihren Bauten die Fassade das Wichtigste war, Begeisterung für das erwecken würde, was er den Deutschen Adel nannte, war nicht zu erwarten; er hat es sicherlich auch selbst nicht erwartet. Aber für sich und seine Menschengestaltung hatte er eine sehr wesentliche und dauernd fortwirkende Klärung gewonnen. Auch das Rätsel, das die Zwiespältigkeit seiner Lebenswirkung

aufgab, war damit befreiend gelöst. Bei dem scharfen Trennungstrich, den er jetzt und künftig zwischen den innerlich Freien und den Gebundenen, zwischen wirklichem Leben und bloßem Dasein zog, konnte er in einer Zeit, die in steigendem Maße unter die Herrschaft des Materialismus geriet, von vornherein nur auf das Verständnis weniger rechnen. Aber der Einblick in die seelischen Grundlagen des Menschentums nahm seinem Dennoch! jetzt die Bitterkeit und die schroffe Härte. Wer das Daseinsopfer endgültig verwunden hat, der erst verspürt den Segen des Lebens, und je weniger ihm selbst die Anfechtungen des Daseins zu nehmen haben, um so mitleidvoller blickt er auf die, die in seiner Gebundenheit zu „leben“ glauben.

U l t e N e s t e r

Das Schicksal vergönnte dem Dichter gerade in diesem Zeitpunkt der inneren Befreiung eine Atempause. Es ist verhältnismäßig wenig von den Jahren zu berichten, die ihm unter dem lebensvollen Geleit des lustigen Konrektors Eckerbusch, des mit sich selbst zufriedenen großen Kindes Wunnigel, der herzensewarmen und herzensefrohen Mutter Schenk und dann des treuherzigen, weisen Just Everstein dahinglitten. Sie hatten ihre Sorgen und hatten ihre Freuden. Sie waren bescheidener und stiller vielleicht als ihre Vorgänger. Aber Raabe segnete jetzt diese Stille, die ihm und der Gattin das Glück umhegte, das die Entfaltung seiner Kinder ihnen schuf. Am 19. Februar 1876 schenkte ihm Frau Bertha das vierte Töchterchen Gertrud, dem es einst bestimmt sein sollte, dem alternden Vater das höchste Glück und den schwersten Schmerz seines Lebens zu geben. Die Taufe der Jüngsten knüpfte ein neues Band zwischen den Familien Raabe und Schottelius, die nun schon in der dritten Generation treu zusammenstanden. Unter den Paten befand sich der Geheime Postrat Rudolf Schottelius, mit dem trotz des Altersunterschieds den Dichter herzliche Freundschaft verband. Das kleine Mädchen wuchs gesund heran, und die kleine Sorge, daß es sich später, als erwartet, auf die eigenen Füße stellte, ließ sich ertragen.

Das Jahr 1877 offenbarte sich dem Dichter zu seiner Überraschung als ein Jahr der Erfüllung. Der „Hungerpastor“ machte den Anfang. Er erschien in neuer würdiger Gestalt, mit dem Bilde des Verfassers geschmückt. Ihm folgte die „Chronik der Sperlingsgasse“ unmittelbar

auf dem Fuße. Auch sie gewann sich in ihrem neuen Gewande zu den alten Freunden eine beständig wachsende Gemeinde. „Deutscher Adel“ wurde noch vor seiner Vollendung von Westermann erworben gleichzeitig mit dem Recht, die sechs kleineren Novellen der Jahre 1873 bis 1875 in einer dreibändigen Sammlung, die den Titel „Arähenfelder Geschichten“ erhielt, herauszugeben. Inzwischen erschien „Wunnigel“ in den Monatsheften, um bald darauf in einer Sonderausgabe der Lesewelt angeboten zu werden. So war es verständlich, daß das Jahr 1877 am 31. Dezember im Tagebuch eine gute Zensur erhielt. „Ende eines verhältnismäßig ruhigen und behaglichen Jahres“, heißt es da.

Es war gewiß kein übermütiges Erntefest, das der Dichter feiern durfte. Aber es bedeutete ihm doch viel nach dürftigen Jahren, in denen er aus der Hand in den Mund hatte leben müssen. Zum ersten Mal seit seiner Übersiedelung nach Braunschweig durfte er sich ein Ziel auf weitere Sicht stecken, ohne daß die Sorge um die Seinen ein gebieterisches Veto einlegte. So erwuchs ihm denn der freudige Mut, wieder einmal weiter auszugreifen und mit seiner vertieften Einsicht in das Wesen des Menschentums sich die Aufgabe des Entwicklungsromans von neuem zu stellen. Daß darin die Entfaltung eines ursprünglichen Menschen im Mittelpunkt stehen würde, war zu erwarten. In der Tat würde der Roman, der am 28. August 1877 begonnen, am 13. Februar 1879 abgeschlossen wurde und zuerst den Titel „Schloß Werden“ trug, vielleicht mit noch größerem Recht als die kleine Erzählung, die ihm voranging, „Deutscher Adel“ heißen können.

Das Jahr 1877 ging über der Arbeit an dem Entwurf des Romans zu Ende, das neue begann mit der Ausschreibung. Am 26. Mai ist das erste Buch beendet. Fast sieht es aus, als habe zuletzt die Angst seine Arbeit beflügelt. Denn am nächsten Tage verrät das Tagebuch: „7¹/₂ Uhr die Wohnungsräumung, zum Tapezierer.“ Das so gefürchtete „Chaos“ ist wieder einmal hereingebrochen. Vier Stunden später finden wir ihn auf der Flucht davor. Walkenried im Harz ist das Ziel, wo Bruder Heinrich als Amtsrichter einen neuen Wirkungskreis gefunden hat. Zehn Tage bleibt er dort. Er begleitet den Bruder auf seinen Amtsfahrten nach Borge und Hohegeiß und durchstreift allein oder in Begleitung befreundeter Familien die Umgebung. Am 3. Juni aber wirft die Weltgeschichte eine ernste Drohung in das Walkenrieder Idyll. Raabe sitzt mit der Familie des Bruders im Garten, als ein Extrablatt

der Magdeburger Zeitung den Weg zu ihm findet: Nobilings Attentat auf Kaiser Wilhelm. — Es war das zweite in kurzer Zeit. Ahnte der Dichter etwas von der bösen Saat, die daraus aufsprießen sollte? Am 6. Juni nachmittags war er wieder daheim — und das Tagebuch zeigt, wie berecht es in seiner wortkargen Kürze sein konnte: „Gertrud! — Gretchen — Bertha — Liesbeth und Klärchen!“ Am 26. Juni ist er wieder im Harz, diesmal in Altenau, wo er für sich und die Seinen zum Juliaufenthalt Quartier macht.

Am 1. Juli bezieht er es für drei regenreiche Wochen, die aber die Wetterfestigkeit der Familie Raabe erhärten, denn sie ist trotz aller Umbilden des Himmels beständig unterwegs. Auch die Ahnenheimat wird in den Bergstädten Clausthal und Zellerfeld gegrüßt.

Am zweiten Tage seines Aufenthalts spielte der Zufall dem Dichter eine australische Zeitung in die Hände, die ihn darüber belehrte, daß sein „Deutscher Mondschein“ auch in Adelaide bekannt sei. Es war nicht das erste Mal, daß er von seiner Wirkung jenseits der Meere erfuhr. Drei Tage nach dem australischen Zeugnis erreichte ihn in Altenau ein Gruß seiner alten Freundin Cäcilie Kopp, die seit Jahren als Lehrerin am Vassar College von Poughkeepsie im Staate New York bei ihren Schülerinnen um Verständnis für ihn geworben hatte. Ihr zu Ehren hatte er in „Eulenspingsten“ seine Lina Nebelung zur Lehrerin am Vassar College gemacht. Und kurze Zeit darauf erhielt er von einem enttäuschten Anhänger die Nachricht, daß eine Zeitung in St. Louis seinen Roman „Unseres Herrgotts Kanzlei“ nachgedruckt habe. Die Holländer waren die ersten gewesen von den Ausländern, die sich Erzählungen Raabes zu eigen gemacht hatten. „Ein Frühling“ hatte unter dem Titel „Gen Lente lewen“ den Anfang gemacht. „Die Leute aus dem Walde“ waren gefolgt, und Raabe hatte das Trinklied darin, „Es zechen die Götter im hohen Olymp“, in holländischer Zunge besonderen Spaß gemacht. Auch „Abu Telfan“ war gar nicht lange nach seinem Erscheinen in das Holländische übersetzt worden. Selbst die westlichen Nachbarn waren nicht zurückgeblieben. In der Stuttgarter Zeit hatte sich ein französischer Übersetzer wegen des „Hungerpastors“ an Raabe gewandt. Diesem war zweifelhaft gewesen, ob es möglich sei, den Onkel Grünbaum und die Base Schlotterbeck französisch sprechen zu lassen. Er forderte zunächst von dem Übersetzer die Wiedergabe eines der Briefe des vortrefflichen Schusters. Die Probe fiel zur Zufriedenheit aus, und die

Erlaubnis wurde erteilt. Später erschien gleichfalls mit Raabes Einverständnis in einer Liller Zeitung die „Holunderblüte“ in französischer Übersetzung. Aber ganz offensichtlich lag Raabe am meisten die Übersetzung seiner Hauptwerke in das Englische am Herzen. Bei dem einbringlichen Verständnis, das er selbst für die angelsächsischen Humoristen besaß, durfte er annehmen, daß auch umgekehrt seine Art drüben Verständnis finden werde. Eine Kölner Dame Sophie Delffs hatte sich zum Ziel gesetzt, „Hungerpastor“, „Abu Telfan“ und „Schüdderump“ der englischen Lesewelt nahe zu bringen. Sie stand jahrelang mit dem Dichter in regem Briefwechsel; ihr Bemühen scheiterte lange Zeit an der Verlagschwierigkeit. Doch gelang es ihr schließlich, „Abu Telfan“ im englischen Gewande herauszubringen.

Nach der Heimkehr aus dem Harz mahnte ihn wieder die Neuwahl zum Deutschen Reichstag an die Zeichen der Zeit. Er verfolgte sie mit wachen Augen, und alles, was ihm zukunftssträchtig erschien, fand seinen Niederschlag im Tagebuch. Da steht am 19. Oktober 1878: „Dritte Lesung und Annahme des Sozialistengesetzes durch den Reichstag und Schluß desselben.“ — Nun war erst endgültig der Traum von einer Einheit des deutschen Volkes von innen her zerflattert. Jetzt zog sich eine Schranke mitten durch sein Leben, die um so verhängnisvoller sich auswirkte, als sie unsichtbar blieb und doch zwei Welten voneinander schied, zwischen denen sich keine Brücke des Vertrauens spannen konnte.

Die Arbeit an den „Alten Nestern“ wurde nur für kurze Zeit im November 1878 unterbrochen. Der Herausgeber der Unterhaltungsbeilage des „Berliner Tageblatts“ hatte Raabe um einen Beitrag gebeten, und dieser hatte den Wunsch mit einer „Silvesterstimmung“ erfüllt. „Auf dem Altenteil“ heißt die Skizze, die in echt „raabischer“ Weise aus dem Lärm in die Stille der Wehmut führt und doch aller falschen Sentimentalität aus dem Wege geht.

Ein greises Ehepaar verläßt eine Stunde vor dem Mitternachtschlag den frohen Silvesterkreis der Kinder und Enkel. Aber als die beiden Alten in ihrem Stübchen allein sind, erhalten sie Besuch. Ihr ältestes Kind, das vor 40 Jahren ihnen als 12jähriges Mädchen entrisen wurde, steht ihnen lebendig wieder vor der Seele und weckt ihnen mit seinem Geplauder wehmütig aufleuchtende Erinnerungen.

Die anspruchslose Skizze gehört zu dem Zartesten und Feinsten, was Raabe geschrieben hat. Der liebliche Silvesterpuß, der hier herauf-

gebannt wird, ist alles andere als unheimlich. Und doch webt sich für unser Gefühl ein unheimlicher Schleier um das kleine Kunstwerk, wenn wir daran denken, daß hier eine seherische Vorwegnahme künftigen Erlebens am Werke war, jenes Erlebens, das noch in dem wehen Wort von „Altershäusen“ nachzittert: „So schönes Wetter und das Kind nicht mehr dabei!“ Und vielleicht hat Raabe diese Skizze bei der späteren Zusammenfassung seiner kleineren Erzählungen nur deshalb verleugnet, weil ihm der Gleichlauf zwischen Dichtung und Leben allzu schmerzlich war.

Die „Alten Nester“ führen uns wieder in des Dichters Jugendheimat. Vom Werden und Sichwandeln wollte er in diesem Roman erzählen, und da drängte sich ihm von selbst der Schauplatz seines eigenen ersten Werdens vor die Seele. Unvergessenes konnte damit an seinem Bilde weben, und vor allem konnte die eigene Stimmung ungehemmt in das sich entfaltende Kunstwerk hinüberfließen. Wieder einmal haben wir es mit einer Ich-Erzählung zu tun. Fritz Langreuter, der nach seinem Scheitern im Schulmeisterberuf sich eine bescheidene Lebensgrundlage als Privatgelehrter gewonnen hat, erzählt von seiner Jugend. Aber er tut es nicht für sich und nicht um seinerwillen. Ja, er büßt mit seinen zwei Büchern Lebensgeschichten eine Schuld ab, weil er in entscheidender Stunde das Leben über dem Dasein vergaß. Sein Vater, ein reitender Steuerkontrollleur, ist in den vierziger Jahren, als noch die Zollgrenzen sich kreuz und quer durch Deutschland zogen, das Opfer einer Schmugglerhande geworden. Seine Mutter, jenes Sonntagskind, dem der Dichter, wie wir sahen, die Züge der eigenen Mutter geliebt hat, wurde nach dem Tode ihres Mannes von dem Grafen von Everstein auf Schloß Werden als Leiterin seines Haushalts und Erzieherin seiner wilden Tochter Irene gewonnen. Mit Fritz und Irene bilden die gleichaltrigen Kinder des Försters Sigtus, Ewald und Eva, eine frohe Jugendgemeinschaft, der bei der Zurückhaltung des lebenscheuen Grafen die milde Hand der Frau Langreuter und die derbe des Försters Sigtus nur wenig die goldene Freiheit der Entfaltung beschränken. So verschieden die vier Kinder voneinander sind, sie halten wie die Ketten zusammen; am engsten aber sind Irene, die junge Wildkätzin, und Ewald, der verwegene Tollkopf, trotz aller Katzbalgereien aufeinander eingespielt. An der äußersten Ecke des gräßlichen Gemüsegartens steht ein wild verwachsenes Nußbaumgebüsch, in dem die vier sich ihre schwankenden „Nester“ eingerichtet haben. Hier zwischen Himmel und Erde träumen sie ihre Kinderräume,

und hier wird auf die ewig neue Frage, was mit der seligen Unendlichkeit des Tages anzufangen sei, Antwort gefunden. Wald und Wiese, Berg und Thal ringsum sind ihnen natürlich ebenso vertraut wie dem lieben Wilde, das darin und darauf sein Wesen hat. Das liebste Ziel ihrer Streifzüge aber ist der Steinhof, der jenseits der Weser eine Wegstunde von Bodenwerder entfernt liegt. Der Weg aber wird nicht über die Schiffsbrücke von Bodenwerder genommen, sondern durch den großen Wald, der steil zum Flusse abfällt, denn ohne den Vater Klaus und sein Fährboot ist der Ausbruch in die Gewissenslosigkeit des Märchens undenkbar. Auf dem Steinhof haust unter der energischen, aber recht hoffnungslosen Vormundschaft der Base Jule Grote der Vetter Just Eoverstein, der letzte Sproß eines Seitenzweiges des alten Adelsgeschlechts, der vor Generationen in das Bauerntum zurückgesunken ist. Just ist ein zwanzigjähriger Bursche, der als Bauer des Steinhofs bei seiner personenenen Trägheit eine recht klägliche Figur macht, in dem aber das untrügliche Feingefühl der Kinder vom Schloß und Dorf Werden das große Wunder der Ursprünglichkeit ahnt. In einen ihm unbequemen Pflichtkreis hineingebannt, wird dieser unbeholfene junge Mensch durch das unaufhaltsame Drängen seiner reichen Veranlagung in eine schwere Lebensdumppfheit geworfen, aus der vorerst kein Weg in das Freie führt. Jule Grote hat nur zu guten Grund, über den Zerfall des Steinhofs zu stöhnen, während der junge Bauer sich in seine lateinischen Bücher vergräbt, auf eigenem Wege den Pythagoras zu beweisen sucht oder sich aus den Bücherschätzen des Großvaters sein Weltbild zu klären bemüht. Kein Wunder denn das Urteil seiner Umwelt: ein ganz verrückter Mensch. Und Fritz Langreuter bestätigt mit seiner nicht ohne schmerzliche Selbsterkenntnis gewonnenen Einsicht in das Wesen des genialen Menschentums das Urteil dieser Kritiker: „ein ihnen und noch vielen anderen gänzlich in namenlose Weite entrückter Mensch“.

Fünf Jahre nach dem Besuch auf dem Steinhof, den Fritz Langreuter aus seinen Erinnerungen herausgebannt hat, sind die vier Jugendfreunde wieder einmal dort. Aus den beiden Mädchen sind junge Damen geworden, Fritz ist Student der Philologie, Ewald bereitet sich auf einem Polytechnikum für den Ingenieurberuf vor. Bei Vetter Just ist alles beim Alten. Aber diesmal wird das sorglose Behagen der jungen Leute auf das grimmigste gestört. Ein Bote von Schloß Werden ruft die Gäste zurück. Der Graf hat einen Schlaganfall erlitten, und gleichzeitig

erhält Just einen Brief mit der bösen Nachricht, daß der Notar Dr. Schleimer, in dessen Hand er sich allzu vertrauensvoll gegeben hatte, flüchtig geworden sei. Das bedeutet den Verlust des Steinhofs. Der Graf ist dem gleichen Schurken zum Opfer gefallen, und die Enthüllung hat ihn zu Boden geworfen. Auch über Schloß Werden hat das Schicksal entschieden. Ein bitteres Ende hat das Jugendidyll der alten Nester genommen. Die lustigen Vögel zerstreut der Wind.

Fritz Langreuter ist dreißig Jahre, als ihn der Zufall wieder mit Vetter Just zusammenführt. Er hatte im Kampf mit den Nöten des eigenen Daseins die Jugendgefährten aus den Augen verloren und eben nur gewußt, daß Eva Sixtus allein in der Heimat geblieben war und dort dem Vater den Haushalt führte, daß Ewald als Ingenieur in Irland lebte und Irene in Wien verheiratet war. Und nun berichtet ihm der Vetter Just, der ihm vollständig aus dem Gesichtskreis geschwunden war, von seinem Leben. Er ist nach der Versteigerung des Steinhofs nach Amerika gegangen, und dort hat sich der Durchbruch seines Wesens vollzogen. Als Bauer und Schulmeister in Neu-Minden in Wisconsin ist er zur Klarheit über sich selbst und die Welt gekommen, und dann haben ihn seine endlich in den Dienst des Lebens gestellten Kräfte schnell unter den deutschen Siedlern zum Manne des allgemeinen Vertrauens, zum Führer und weisen Berater gemacht. Seit kurzem ist er wieder im Vaterlande und wieder im Besitz seines Vätererbes. Denn keinen Augenblick hat er den Steinhof vergessen, ja es zeigt sich bald, daß seine treue Hand mit zarter Sicherheit auch die Lebenswirren der Jugendfreunde von Schloß und Dorf Werden zu lösen versteht.

Für Fritz Langreuter aber ist der schlichte Bericht dieses tapferen Lebenskämpfers, dem über dem Eigenen niemals der Schicksalsanteil der anderen verlorenging, eine schmerzlich beschämende Lehre. Und es geht ihm dabei zum ersten Mal ein Licht darüber auf, was die Aufgabe des Lebens bedeutet:

„Wenn nichts in der Welt feststehen bleibt als ein wirkliches und wahrhaftiges Kunstwerk, wenn alles andere vorbeigehend ist, so hatte dieser Mensch in seinem Leben ein echtes und gerechtes Kunstwerk fest hingestellt, zum Trost und zur Nachahmung für alle, die das Glück hatten, ihn kennenzulernen. Das war old German-text-writing in der vollsten Bedeutung des Wortes, eine leserliche, dauerhafte Schrift mit allen ihren kuriosen Schnörkeln und Verzierungen!“

Auf der Heimkehr von Amerika hat Just auch Ewald Sigtus in Irland besucht, der es dort zu einem tüchtigen Ingenieur gebracht hat, aber die Heimat ganz vergessen zu haben scheint. Jetzt in Berlin aber hält er schützend seine Hand über Irene von Everstein, die nach dem Tode ihres Vaters von Grazer Verwandten mit nach Osterreich genommen worden ist und nun nach kurzer unglücklicher Ehe als Baronin von Kehlen mit einem schwer kranken Kinde in der Reichshauptstadt wohnt, von der gutherzigen, aber peinlich empfundenen Großmutter eines fürstlichen Freundes ihres väterlichen Hauses unterhalten. Just ist ihr Trost und Halt in den schweren Stunden des Abschieds von ihrem sterbenden Kinde, und als sich der Hügel über dem kleinen Garge gerundet hat, nimmt er sie mit zum Steinhofe, auf dem natürlich die alte Tule Grote wieder mit eifernder Treue waltet. Die letzte aber aus dem Viergespann von Schloß Werden, Eva Sigtus, hat Just sich als Lebenspreis gewonnen. Fris Langreuter hat Evas verschwiegene Jugendliebe zu ihm ahnungslos übersehen und sie welken lassen. Nun muß er dem Freunde zugestehen, daß keine andere als Bäuerin des Steinhofes denkbar ist als sie. Freilich um die schmerzliche Aufgabe, sich zu neidloser Entsagung durchzuringen, kommt er nicht herum. Und als Just und Irene die Hauptstadt verlassen haben, steigert sich ihm diese Aufgabe zu einer gründlichen, nicht gerade erfreulichen, aber letzten Endes doch befreienden Durchmusterung seines Solls und Habens.

Einige Zeit darauf erscheint Ewald Sigtus bei ihm und überrascht ihn mit der Kunde, daß er Schloß Werden erworben habe. Er ist in das Leben hinausgegangen nur mit dem einen Ziel, der Jugendgeliebten die Heimat wiederzugewinnen, und er ist auf dieses Ziel losgegangen, ohne nach links oder rechts zu blicken. Ja, er hat über seiner rastlosen Arbeit in Irland beinahe Vater und Schwester vergessen. Und nun steht er am Ziel. Langreuter folgt seiner Aufforderung, ihn zur Übernahme seines Besitzes an die Weser zu begleiten, um so bereitwilliger, als er Just seinen Besuch hat versprechen müssen. In dem Abteil ihres Zuges finden sie den „fett und Stadtrat gewordenen“ Dr. Bösenberg aus Finkenrode vor, dem sein Buch „Die Kinder von Finkenrode“ nun auch recht peinliche Gefühle erweckt. Die Nüchternheit des Philistertums ist rettungslos über dem Dichter der „Traurigen Liebeslieder“ zusammengeschlagen. Bald stehen Fris und Ewald auf dem Schauplatz ihrer Jugendträume, und es zeigt sich zu grausamem Hohn, daß sich die Zeit

wenig um die Heiligkeit der Jugendträume kummert. Das prächtige Nußbaumgewirr mit den luftigen Nestern im Gezweig ist verschwunden. Eine staubige Straße zieht sich über den Platz, wo sie einst standen. Schloß Werden ist noch vorhanden. Aber der trostlose Zerfall, in dem es sich befindet, ist nicht allein daran schuld, daß es den beiden und besonders dem Besitzer am helllichten Tage wie eine unheimliche Gespensterkammer vorkommt, die niemals wieder für neues Leben wohnlich zu machen ist. Ewald fühlt tief den Hohn, den die Erfüllung seiner Lebenssehnsucht für ihn bereitgestellt hat. Er hat lange Lebensjahre an ein Traumbild gehängt, das ihm nun am hellen Mittag ironisch ins Gesicht grinst. Mit einem Rest seines Jungentozes hat er sich darein verbohrt, für sich und Irene die Stätte unvergessenen Jugendglücks in das Leben zu retten. Und nun lehrt ihn die Ruine dieselbe Urväterweisheit, die der gelbe Weserstrom von Unbeginn lehrte: Alles fließt. Der Trumpf im Lebensspiel, den er Irene gegenüber ausspielen wollte, ist ihm aus der Hand geschlagen. Und nun finden, wie es scheint, die beiden füreinander bestimmten Menschen nicht zusammen. Irene fühlt sich schuldig an Ewald, weil sie einem anderen die Hand gereicht hat. Ewald aber kann es nicht über sich gewinnen, mit leeren Händen vor die Jugendgeliebte zu treten. Was den Vernunfttreden der Freunde nicht gelingt, gelingt dem Tode. Die Kunde, daß dem alten Förster Sixtus beim Holzfällen ein schwerer Unfall zugestoßen ist, treibt auch Irene vom Steinhof nach Werden, und sie legt ihr Leben in Ewalds Hand. Von der Last seines Erwerbs aber befreit Just den Jugendfreund. Er kauft Schloß Werden und wird es abreißen lassen und die Steine zum Bau der Brücke bei Bodenwerder verkaufen. Ewald geht mit Irene nach Irland zurück. Just wird bald Eva auf den Steinhof führen. Fritz Langreuter aber, dem die Heimkehr in das Jugendland den schmerzlichen Weg zur Selbsterkenntnis eröffnet hat, ist dazu berufen, die Lebensgeschichte der Kinder aus den alten Nestern zu schreiben.

Und er schreibt sie wahrhaftig nicht, weil er von außergewöhnlichen Schicksalen zu berichten hat, sondern weil ihm im Gegenteil die ruhige Entfaltung eines ursprünglichen Menschen die Augen für das geöffnet hat, was in Wahrheit Menschenschicksal bedeutet. Das wirkliche Schicksal kommt nicht, wie die Menge meint, von außen, es gefällt sich nicht, wie die Mehrzahl der Romanschreiber es wähnt und wie ihre Leser es nur allzu gläubig hinnehmen, in dramatischen Spannungen und aufregen-

den Ereignissen, sondern es enthüllt seine erhabene Notwendigkeit im stillen Werden des Menschentums. Dieses aus Lebenstiefen gelassen aufsteigende Schicksal aber stellt seinem Träger immer nur zwei Forderungen: Selbsterkenntnis und Bejahung. Das scheint recht wenig und ist doch alles. Denn in ihrer Erfüllung liegt der Keim zu allem wahren Helden-tum. Bejahung des eigenen Schicksals hat nichts mit Selbstsucht zu tun, ja ist gerade das Widerspiel davon. Wer sein eigenes Schicksal bejahen will, muß hinausgewachsen sein über Wunsch und Furcht, muß sich durchgerungen haben zu jener höchsten Freiheit, in deren Banne das Ich als wesenlos, seine Sicherung aber schon als Fesseldruck empfunden wird. Er steht in einem höheren Dienst als in dem seines Wollens. Wie aus dem heißesten Wollen noch kein Kunstwerk geboren wird, so auch kein Leben, das einem Kunstwerk gleicht. An Ewald Oertus zeigt der Dichter uns den Gegensatz zu Just. Er hat in zähem Jungentroz sein Dasein an ein einzig Ziel gehängt, um am erreichten Ziele die ganze Fragwürdigkeit seines Wollens und damit sein Lebensirren zu erkennen. Er hat das Schicksal außer sich gesehen: Schloß Werden hieß es ihm grimmig ernste Mannesjahre hindurch. Und er hat nichts damit erreicht, als daß sein erbitterter Kampf nur Schranken zwischen ihm und dem, was in Wahrheit sein Schicksal war, errichtete.

Noch eindringlicher aber wird uns die Leuchtkraft des hohen Menschenadels, die von dem wirklichen Helden der Geschichte ausgeht, bewußt durch die Wirkung, die sie auf den Schreiber der Erinnerungen ausübt. Dieser warmherzige, gebildete und gelehrte Durchschnittsmensch, der einen Dornenweg durch das Dasein gegangen ist, muß immer wieder in schmerzlicher Beschämung den kärglichen Ertrag seines Ringens an dem Reichtum des Freundes messen, der mühelos all die Verstrickungen löst, in denen sich die anderen verfangen haben. Er kann es nicht hindern, daß sich ihm angesichts des gelassenen Bildes eines wirklichen Lebens, wie es die Gestalt des Freundes vor ihm aufsteigen läßt, um alles, was er selbst getrieben hat, der fahle Schein der Fragwürdigkeit webt. Er hat in mittelalterlichen Geschichtsquellen geforscht und sich das Leben dabei entgleiten lassen. Nun hört er nach Jahren selbstgewollter Entrücktheit zum ersten Male wieder die Quellen des Lebens rauschen, und er sieht seinem Schicksal ins Auge, das unerbittlich die Bejahung fordert: die Schuld am Leben wird nur durch das herbe Ja der Entsagung geföhnt. Aber der Reichtum, auf dem sein Blick ruht, ist stark genug, die Herbheit

zu überwinden. Die schlichte Weisheit, die er an den Anfang seines Berichtes stellt, ist doch auch sein Gewinn, und ein Dasein, das sie durchleuchtet, weiß von Werten, die aller Überschwänglichkeit spotten:

„Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei. Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum. Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird in dieser wechselnden, lärmvollen Welt voll falschen Heldentums, falschen Glücks und unechter Schönheit.“

Alte Nester. Entstehung und Bedeutung

Die Stimmung des Lebensmittags flimmert über den zwei Büchern Lebensgeschichte. Der Roman ist nicht nur eine der schönsten, sondern auch der weisesten Dichtungen unseres Schrifttums. Herausgeboren ist er zweifellos aus dem Drange des Dichters, in dem Rückblick auf sein Werden Klarheit über die Notwendigkeit seines Seins zu gewinnen. Vielleicht hat das Vorbild seines Freundes Wilhelm Jensen ihm die Anregung dazu gegeben. Im Jahre 1875 erschien in demselben Bande von Westermanns Monatsheften, der den ersten Druck von „Eulenspiegel“ brachte, ein längerer Gedichtzyklus Jensens in Terzinen mit dem ersten Verse von Dantes „Göttlicher Komödie“ als Titel: „Nel mezzo del camin di nostra vita“. Die Heimkehr in das Jugendland bildet auch hier das Motiv:

Um meines Lebenstages Mittag grad'
Kam ich nach Haus. Früh war ich ausgegangen
Und fremd geworden mir der Heimat Pfad.

Es sind dunkle Bilder voll herber Weltkritik, die Jensen hier malt. Der Geist Schopenhauers schwebt über den Versen, und er wird am Ende nicht recht überzeugend durch den großen Lebensrost der Liebe gebannt. Es wird vielleicht gerade der Widerspruch zu der gedankenschweren, aber auch gedankenkranken Einseitigkeit dieses Weltbildes gewesen sein, was Raabe eine Entgegenstellung seiner Heimkehr in das Jugendland nahelegte. Das Erlebnis dazu freilich lag längst keimkräftig in seiner Seele. In Stuttgart hatte er eine Zeitlang mit dem Gedanken gespielt, sich an der Weser anzusiedeln. Es war zwar nicht jener Stein-

hof, der in Holzminden in nächster Nähe der Ruinen des alten Grafenschlosses der Oberstein lag, um den sich seine Träume damals rankten, sondern der am Weserufer gegenüber Corvey gelegene Steinfrug. Dieser stand im Jahre 1868 zum Verkauf, und Schwager Lappe riet zum Zugreifen. Aber im Roman verschmilzt beides in Justs Steinhof zum Bild der Heimwehlockung. Die Erkenntnis, daß ihn die herrliche Landschaft doch nicht dauernd für den Verzicht auf ein regeres Geistesleben entschädigen könnte, gab dann die Entscheidung für Braunschweig. Auch später, als er schon vier Jahre in der Hauptstadt seines Landes sich verwurzelt hatte, trat die Lockung des alten Heimatstromes noch einmal an ihn heran. Im Jahre 1874 starb der Dichter des Deutschlandliedes Hoffmann von Fallersleben als Bibliothekar der reichen Klosterbibliothek zu Corvey. Damals schlug ihm sein Schwager Louis Lappe vor, sich um die Nachfolge zu bewerben. Er mochte aus Raabes Äußerungen über Braunschweig die Enttäuschung herausgehört haben, und er hatte oft genug bei Besuchen des Dichters in Boffzen erfahren, wie innig dieser an seiner Jugendheimat hing. Daß diesem freilich bei jedem Besuch die Weser von neuem zum Sinnbild des Lebens wurde, ahnte er nicht. Und die Weisheit, die ihm der in eiligem Lauf dahinfließende Strom verriet, hieß der Wandel des Lebens. Dafür hat er dann aber bei seiner träumerischen Auseinandersetzung mit dieser Weisheit dem gastfrohen Pfarrhaus von Boffzen selbst ein Denkmal gesetzt. Räte Lappe, eine von den Töchtern der lebensheiteren Pfarrersleute, deren herzhaftes Lachen dem Dichter auch dann noch lange in den Ohren lag, als es für immer verklungen war, berichtet davon:

„Ich besinne mich mit großem Stolge darauf, daß mein Onkel verschiedentlich sagte, er habe den Titel der „Alten Nester“ sowohl wie manches andere zu diesem Roman bei uns in Boffzen bekommen, wo mein Bruder in ein paar mächtigen Hainbuchen am Ende einer feinen Haselaußallee im acht Morgen großen Pfarrgarten eine ganze Wohnung gebaut hatte mit Stuben und Treppen und Gängen von der „Kinderstube“ (der untersten und sichersten, wo wir beiden Jüngsten, die wir jetzt unsere Nester im fernen Amerika gebaut haben, geduldet wurden), bis zur „Windsbraut“ auf schwankem Geäst in der obersten Spitze.“

So wundern wir uns nicht, daß die Weser durch die Geschichte von den alten Nestern rauscht und daß ihr Rauschen sie wie ein wehmutsvolles Leitmotiv durchzieht. Ihre Weisheit hatte sich schon der griechische

Weise Heraklit zu eigen gemacht. Von ihm hatte sie Goethe übernommen:

Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweiten Mal.

Raabe zitiert diese Verse, und er tut es mit Bedacht. Wie so oft bei ihm, war auch hier das Zitat ein Hinweis auf das ganze Gedicht, denn es entnommen war. In Goethes „Dauer im Wechsel“ fand er die Lebensstimmung wieder, die ihn am Ufer der Weser gefangen genommen und sein Lebenssinnen in die Tiefe geleitet hatte. Wir lesen darin:

Du nun selbst! Was felsenfeste
Sich vor dir herborgetan,
Mauern siehst du und Paläste
Stets mit andern Augen an,

und denken an die Mittagsstunde, da Ewald Sixtus und Fritz Langreuter vergebens den Tagespuk von Schloß Werden zu bannen suchen. Aber wenn Raabe Goethes Hand erfaßte, dann wußte er auch, daß durch allen Nebel immer wieder die Sonne brach. Und so wurde bestimmender für ihn als alles der Ausklang des Gedichtes, der alle Wehmut wendet:

Danke, daß die Gunst der Musen
Unergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Hier leuchtete das Licht auf, das die Schatten, die Freund Jenseus Lebensmittag umdunkelten, verscheuchte. Hatte dieser doch selbst der Liebe keinen Sieg über das eiserne Gesetz der Vergänglichkeit gegönnt.

In einem aber ging Raabe noch über Goethe hinaus. Er machte das Unvergängliche nicht von der Gunst der Musen abhängig. Der Adel ursprünglichen Menschentums bedarf ihrer nicht zu seiner Wirkung. Die schlichte Heldenhaftigkeit, die, erhaben über Wunsch und Furcht, das Leben sich zum Kranze windet, ist immer Frucht und Saat zugleich.

Noch in einem anderen Punkte wirkte Goethe ein, und es zeigt sich dabei ein merkwürdiger Gleichlauf des Lebens. Es war im Jahre 1797. Goethe stand damals — wie Raabe beim Abschluß der „Alten Nester“ — im achtundvierzigsten Lebensjahre. Da wurde auch sein

Schaffen bestimmt durch eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seinem Jugendlande. Der längst verlassene „Dunst- und Nebelweg“ wurde neu beschritten. Der „Faust“ drängte wieder heran. Die „Zueignung“ wurde geschrieben, die die seltsame Stimmung der Flucht in die Vergangenheit festhält:

Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Und dann folgt er seiner Sehnsucht. Nach langen Jahren der Trennung ist er wieder bei der Mutter. Und in Frankfurt entsteht das „Vorspiel auf dem Theater“, in dem die Klage aufsteigt:

So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war.

Das Echo dieser letzten Zeile aber klingt bei Raabe nach, wenn er das Kindheitsparadies seiner Gestalten Schloß Werden nennt.

Auch Raabe verknüpfte sich auf seinem Heimweghange weit zurückliegendes Schaffen mit dem gegenwärtigen Tage. Vor zwanzig Jahren war er den gleichen Weg gegangen. Nun stiegen ihm die Bilder wieder auf, die er in den „Kindern von Finckenrode“ festgehalten hatte, und zwangen zum Vergleich. Und auch hierbei behielt das Thema sein Recht: Alles fließt. Mit behaglichem Humor hat Raabe den ehemaligen Redakteur des Chamäleons und lyrischen Dichter Dr. Bösenberg, der sich mit den Jahren immer entschlossener aus der holden Lyrik in die nahehafte Lebensnüchternheit gerettet hat, mit den Kindern aus Schloß und Dorf Werden verknüpft. Er hat sich selbst etwas zugute darauf getan, denn er hält — eine seltene Ausnahme — die Tatsache am 22. Juni 1878 im Tagebuche fest: „Herrn Max Bösenberg aus Finckenrode wieder in die ‚Literatur‘ eingeführt!“ Fritz Langreuter schreibt nach dem Zusammentreffen mit dem Stadtrat: „Ich aber steckte nun einmal in den Kindern von Finckenrode, und ich blieb darin stecken, und es schien mir doch fast unbegreiflich, daß der Verfasser heute so wenig Verständnis mehr für die Wahrheit und Wirklichkeit dessen hatte, was er vordem niederschrieb. Im Halbtraum mußte er geschrieben haben: wie wach und munter er dann auch späterhin das Ding in den Druck geben mochte!“ Und auch späterhin fällt der Schein dieser gutmütigen Ironie noch einmal auf den Gegensatz von einst und jetzt.

Bei der tiefen Lebensversonnenheit der „Alten Nester“ könnte es scheinen, als ob der Dichter in diesem Buche in strengerer Abgeschlossenheit als je zuvor den Blick auf sein Eigenstes richte und daß ihm dabei die Zeit, in der er atmet, in das Wesenlose versinke. Aber dem ist nicht so. Auch dieses Buch wurde als eine ernste Mahnung in die Zeit hineingeworfen, und wenn die Anklage auch zurücktrat hinter der bildhaften Lehre vom wirklichen Leben und wahren Heldentum, ganz unterdrückt wurde sie doch nicht. Als Langreuter von dem ersten Besuch auf dem Steinhof berichtet, da sagt er:

„Es war eine Bauernstube der alten, rechten Art, in der wir uns jetzt mit zu Tische setzen. Und es ist der richtige alte Tisch mit den richtigen Näpfen und Schüsseln darauf. Es hat seit dem Jahre 1838, in welchem Jahre der Freiherr von Münchhausen seinen Gastfreund, den Baron Schnuck-Puckelig-Erbsenscheucher, in der Boccage zum Warzentrost als Syndikus bei seiner Luftverdichtungs-Aktienkompanie anstellte, manch liebes Mal mehr Voll, ein Viertel, Halb und Dreiviertel auf dem Kirchturme von Bodenwerder geschlagen. Der Fortschritt ist wieder ungeheuer gewesen; unsere Bauern sind die ‚Herren Ökonomen‘ geworden und gründen längst selber Zuckerrfabriken und Luftverdichtungs-Aktiengesellschaften. Ihre Jungfern haben sich ‚mamsellen‘ lassen und werden Fräuleins genannt. Fräulein Emerentia von Schnuck-Puckelig ist eine Wahrheit geblieben; aber die Tochter vom Oberhofe ist zu einem schönen Phantasiabild geworden: der treue Eckart — diesmal Karl Leberecht Zimmermann genannt — hat wieder einmal vergeblich am Wege gestanden und warnend die Hand erhoben. Wir haben uns ein Unterhaltungsstücklein aus seinem weisen, bitterernsten Buche zurecht gemacht; — kehren wir rasch auf den Steinhof zurück. Was bleibt auch mir anderes übrig, als in i r heute aus den Zuständen der Vergangenheit eine angenehme Gegenwartsunterhaltung künstlerisch-chemisch abzuziehen und das Caput mortuum in den frischesten Wind zu streuen, der augenblicklich vor dem Fenster weht?!“

Das Caput mortuum — das ist die Schwindelhaftigkeit des Zeitgeistes, gegen die im Jahre 1838 Zimmermann in seinem „Münchhausen“ die Geißel seiner Satire schwang und die auch heute noch nach vierzig Jahren im Dasein des Volkes wie in seiner Kunst und Dichtung in schönster Blüte steht. War es nicht die Zeit, da auf Raabes eigenstem Gebiet der „Gartenlauben-Roman“ (Emerentia von Schnuck-Puckelig),

das Entzücken der deutschen Lesewelt, allem Lebenschten und Lebenstiefen den Weg verbaute?

Was blieb Raabe bei der Hoffnungslosigkeit eines Kampfes dagegen anderes übrig, als immer wieder dem falschen Schein das wahre Licht, dem buntlackierten Dasein die Hoheit des Lebens entgegenzustellen?

Für ihn selbst aber wurde bei der Arbeit an dem neuen Werke Goethes Rat aus „Dauer und Wechsel“ Wegweiser und Trost:

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in e i n s zusammenziehen!

Die Heimkehr in das Jugendland ist ein holder Traum, den die Wandlung des Träumers selbst zerflattern läßt. Auch die heißeste Sehnsucht macht das Märchenschloß, das unsere Jugendträume umhegte, nicht wieder bewohnbar für uns. Aber der weise Just Overstein weiß auch dafür einen Rat, der den Schmerz überwindet: eine Brücke will er bauen aus den Steinen von Schloß Werden nach Bodenwerder hinüber. Heilig soll uns die Wunderwelt unseres Werdens bleiben, und der ist arm, der sich kalt oder mit einem Achselzucken von ihr loslöst; der aber kann niemals ganz verarmen, dem die Erinnerungen an ihre Sonnenlichter die Brücke bauen nach Bodenwerder hinüber, nach Aualun oder Dschinnistan, wo die Zaubergöttin Phantasie daheim ist, die so viel lichten Trost in das Grau des Alltags zu gießen vermag.

Das Hochgefühl, mit dem Raabe nach Abschluß des Werkes, das wieder einmal mit seinem Herzblut geschrieben worden war, die Feder aus der Hand legte, sollte bald genug in sein Gegenteil verkehrt werden. Seit Monaten war er von den Feuilletonschreibleitern des „Berliner Tageblattes“ um einen Beitrag gedrängt worden. So ließ er sich verleiten, das Manuskript nach Berlin zu senden. Einen Monat lang ließ man ihn, der gerade in diesen Dingen sehr empfindlich war, warten. Dann gab man ihm den Roman mit den üblichen schleimigen Redensarten zurück. „Grimm über die Berliner Judenschufte!“ grollt am 19. März 1879 das Tagebuch, und das ist das Größte, was wir in über fünfzig Jahren in ihm lesen. Zwei Tage darauf wanderte das Manuskript zu Westermann.

Die „Alten Nester“ änderten nichts an der hoffnungsarmen Stellung Raabes in seiner Zeit. Und wenn das Versagen des deutschen Volkes dem Meister gegenüber manchmal verständlich scheinen mag, gegenüber

diesem Goldgewirk aus tiefer Lebensweisheit und echter Poesie ist es unbegreiflich. Zwei Jahrzehnte mußte das Buch auf seine zweite Auflage warten. Und auch heute noch gehört es zu den unbekanntesten in unserem Schrifttum. Nur wenige wissen, daß es seine Zeugungskraft mit dem Sensationserfolg von Frenssens „Törn Uhl“ erwiesen hat, dem Raabe selbst neidlos, aber mit bitterem Hinweis auf die eigene Lebenswirkung seinen Beifall gab. Wieder mußte ihm das Verständnis weniger Ersatz sein für das, was er fordern durfte. Einer von den wenigen war auch diesmal Paul Heyse. Am 2. August 1879 schrieb er aus Alexandersbad bei Wunsiedel, der Stadt Jean Pauls:

„Ich habe eben ein paar Stunden am Waldrand in der Hängematte gelegen, barfüßige Kinder um mich herum, die in dem üppigen Heidekraut weideten, das Summen der Käfer und Fliegen mir zu Häupten und durch die schwarzen Stämme durch der Blick ins Weite, Sonnige. Da las ich die letzten Kapitel Ihrer ‚Alten Nester‘, und es stieg und schwoll mir immer wärmer und wohliger zum Herzen und gegen die Augen und: diesmal, sagt' ich mir, schreibst Du's ihm aber, was er für ein begnadeter Mensch ist und wie er so mit vollen Händen zu geben weiß, daß man immer nur Not hat, Alles in Empfang zu nehmen! — Und nun sitze ich hier und überlege, daß mir alle schriftliche Arbeit streng verboten ist, weil man an dem gestraft wird, woran man gesündigt hat, und daß mein armes dummes Gehirn schon nach einer hastigen Postkarte seine ganze Unzulänglichkeit inne wird und der Nervenspuß in den Schenkeln zu toben anfängt, wenn ich nur meiner lieben Frau melden muß, daß es mir noch so notdürftig, wie je, ergeht. Also wird es kein Brief, liebster Raabe, sondern nur der kurz und gute Händedruck und ein Vergelt's Gott tausendmal. Es ist von Ihrem Allerschönsten, Reinsten, Besten und Innigsten, und ich staune nur immer, in wie gleicher, nie absinkender Kraft und Fülle das alles aus Ihrem lieben Gemüte quillt. Ich habe mehr als einmal vor purem Vergnügen an Ihren Leuten und Ihnen mich über nassen Augen ertappt und bin doch ein hartgesottener alter Sünder.

Leben Sie wohl! Und freuen Sie sich nur halb so sehr Ihrer selbst, wie ich es eben wieder getan, so sind Sie einer von den glücklichsten Menschenen.

Ihr alter invalider

Paul Heyse.“



Zeitkritik und schöpferische Selbstkritik

Das Horn von Wanza
Fabian und Sebastian

Die Atempause, die das Schicksal Raabe für das Lebensbild der „Alten Nester“ gegönnt hatte, war bald vorbei. Dreitausend Mark hatte ihm die Arbeit von anderthalb Jahren eingebracht. Es war leider nur ein zu einfaches Rechenexempel für die Feststellung nötig, daß die Not nicht vor der Tür stehen bleiben würde, wenn die Feder einmal zum Kasten gezwungen war. An pausenlose Tätigkeit war sie schon längst gewöhnt. So müßig die Frage sein mag, welches ein Lebenswerk Raabes wir haben würden, wenn ihn das deutsche Volk nicht „wie eine Zitrone ausgepreßt hätte“, so klar müssen wir uns doch darüber sein, daß die Sorge um die einfachsten Bedürfnisse des Daseins, die ihm seine heranwachsenden Kinder tagtäglich vor die Seele rückten, ihm auch in seinem Schaffen den Verzicht auf manchen Herzenswunsch aufzwang.

„Ich bin mein ganzes Leben durch nur auf den Fang von glücklichen Schaffensminuten mit dem Schmetterlingsnetz ausgegangen. Und welche eine Geduld und Ruhe erfordernde Jagd das ist, das weiß jeder rechte Künstler. So sagen die verständigen Leute, die es zu etwas bringen in der Welt: er hat sein Leben vertrödelt.“ — Dieser Stoßsenfzer klingt bitter genug. Wie es aber mit der Geduld und der Ruhe für jene Jagd steht, wenn man nach der Heimkehr von der Bank oder der Kreditanstalt in sein Tagebuch schreibt: „Die letzten fünfhundert Mark!“ das ist leicht auszudenken. Daß dann auch Daseinsnot in das Leben eingreifen mußte, und sei es auch nur, indem sie den Wunschgedanken umfassenderer Planungen beiseite schob, ist nur allzu verständlich. In eins aber griff sie niemals ein: in die Wahrheit der Kunst. Es wäre dem Dichter ein leichtes gewesen, jede Not von sich und den Seinen zu verschweigen, wenn er sich dazu gezwungen hätte, um des Lesers willen auf die Wirkung zu schießen. Er kannte die Kunststückchen gut genug, die dazu gehörten, den Lesepöbel

zu gewinnen und die Befriedigung seiner Instinkte in klingende Münze umzuprägen.

„Das Geld liegt auf der Straße. Für den deutschen Poeten liegt es leider in der Gasse. Will er's aufheben, so steht dem nichts im Wege“, schrieb er einmal in sein Notizbuch.

Als ein Familienspaziergang einmal an einer schönen Gartenvilla vorüberführte und Frau Bertha äußerte, daß es schön sein müsse, ein solches Besitztum zu haben, erwiderte er ihr: „Das könntet Ihr auch haben, wenn ich wollte. Ich will aber nicht.“ In der Tat war er immer so ehrlich, wenn er Berufsgenossen gegenüber klagte, daß ihn das deutsche Volk habe hungern lassen, hinzuzufügen: „Schließlich habe ich es ja auch nicht anders gewollt.“ Und wenn er einmal niederschrieb, daß es mehr Menschen gäbe, die Angst vor dem Gelde hätten, als man in der Regel annehme, dann wußte er eines jedenfalls ganz sicher, daß er selbst zu diesen wenigen gehöre.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch aus dem engsten Kreise seiner Liebhaber, die ungeduldig auf jedes neue Buch von ihm warteten, ihm gutgemeinte Rat schläge, wohl auch leises Bedauern entgegenbrachten. Es sind Klagen und Fragen, die noch heute nicht verstummt sind und die nie verstummen werden. Sie fragten, weshalb er sich selbst so eigenwillig den Weg zu einer breiteren Wirkung verbaue, weshalb er es auch dem willigen Leser so schwer mache, zu seinem Reichtum vorzudringen. Meist schwieg er dazu, oder er ging mit Scherz und leiser Ironie darüber hinweg. Empfindlich zeigte er sich nur, wenn ihm Vorbilder vor das Auge gerückt wurden wie etwa Fritz Reuter. Nur unerbittlicher Klang dann in ihm der eherne Hornenspruch auf:

„So mußt du sein. Dir kannst du nicht entfliehen.“

Der Gefahr, von Raabe zu verlangen, was er nicht zu geben gewillt war, entging auch Wilhelm Jensen nicht ganz, als er im Oktoberheft von „Westermanns Monatsheften“ 1879 den Freund mit einer ersten umfassenden Würdigung seines Gesamtwerkes überraschte. Und doch war sein Essay eine Tat, herausgeboren aus der ehrlichen Empörung seines Gerechtigkeitsgefühls; er war ein Kampfruf voll schneidender Verachtung gegen die anmaßliche Hohlheit des literarischen Gehabes der Zeit, eine grimmige Mahnung, die ihre Bedeutung auch heute noch nicht verloren

hat. Mit einer weitausholenden, wuchtigen Antikritik der deutschen zeitgenössischen Kritik setzte er ein. Er stellte der durch lange Jahrzehnte schon beglaubigten Unfähigkeit der Deutschen, den Werken lebender Dichter gerecht zu werden, das Beispiel der romanischen Völker gegenüber, die ganz anders mit dem Pfunde ihrer Großen in eigener Sache zu wuchern wußten. Er entlarvte die hochmütige Ahnungslosigkeit der zünftigen Literaturprofessoren ebenso rücksichtslos wie die Vergiftung des literarischen Urteils durch widerliche Geschäftsinteressen in den Zeitschriften. Und vor diesem dunklen Hintergrund zog er den Schleier von der unbekannteren Größe, die als Wilhelm Raabe durch das deutsche Leben schritt. Mit der Sicherheit des Freundes, dem nicht nur der Schriftsteller, sondern auch der Mensch ein unverlierbarer Lebenswert geworden war, legte er die Grundlagen seiner künstlerischen Gestalt offen: die unablässig beschäftigte, unheimlich scharfe Anschauung, der nichts entging und nichts verlorenging, das tiefe Lebenssinnen des begnadeten Weisen, das ernste, verantwortungsvolle Künstlertum des Gestalters, die einzigartige Überwindungskraft des Humors. Scharf wies er hier die landläufige Ansicht vom Einfluß Jean Pauls zurück. Bei dem Überblick über das Werk deutete er auf die Gefahr hin, in die des Dichters Schaffen durch seine Vorliebe für das Absonderliche gebracht werde. Er meinte die Mehrzahl der „Krähenfelder Geschichten“ damit, deren erste Novelle „Zum wilden Mann“ ihm besonders peinlich war, aber merkwürdigerweise auch „Wunnigel“. Durch den „unglaublichen Reichtum einfacher, ungekünstelter Weisheit“ in den „Alten Nestern“ sah er diese Gefahr gebannt. Und er schloß mit einer Würdigung der drei großen Stuttgarter Romane, die er zum ersten Male eine Trilogie nennt und deren Thema ihm der „Kampf ums höhere Dasein“ ist. „Solche Bücher“, so schließt er, „kann nur ein deutscher Dichter schreiben, und nur deutsche Leser können sie verstehen. Ihrem Tiefsinn widerspricht jeder Effekt; er gleicht der Einfachheit der Natur, die um so mehr ergreift, je weniger eine menschliche Hand an dem geheimnisvollen Zauber ihrer Wirkung Anteil zu haben scheint. Doch in der Geschichte der Empfindung, der Lebensauffassung deutschen Gemütes wird diese Trilogie nicht untergehen. Sie wird wie jene Eichen sein, um die rastlos das lebensfreudige, vergängliche Blütengesträuch des Waldes sich erneuert, während sie noch nach Jahrhunderten mit ihren dunklen, rätselhaften Wipfeln zum Himmel rauschen. Wilhelm Raabe hat sich mit ihr unter die großen, die tiefstinnigsten Dichter des deutschen

Volk es eingeschrieben, deren Werke das besitzen, was man auf unserer Erde Unvergänglichkeit heißt.“

Am 14. September, sechs Tage nach seinem Geburtstage, kam das Heft in Raabes Hand. Drei Tage vorher hatte er an dem Grabe des Gründers der Monatshefte, George Westermann, gestanden, der in so seltsamer Verquickung sein Gönner und Gegner war. Die „dunklen, rätselhaften Wipfel“ rauschten auch über dieses Grab hin. Wer konnte dieses Rauschen deuten?

Am 20. September schrieb Raabe nach Freiburg, wo Jenseus eine neue Heimat gefunden hatten. Frau Marie hatte ihm zum Geburtstag ein Bild „Blick von der Frohburg in den Nebel“ gemalt. Ihr galt der erste Dank. Und dann wandte er sich in einer seltsamen Mischung von Ernst, Scherz und Rührung an den Freund:

„Und nun zu Dir, alter Angelsachse. Nicht wahr, da hast Du Dir mal greinsend die Hände gerieben, als Du Dir diesen Sachsen aus Eschershausen angeltest und ihn (wohl gar auch auf der Frohburg?) in Deinen Spiritus setztest? Der Blick in den Nebel ist auch wundervoll klar gewesen. So lag auch diese Welt in diesem regnickten Sommer, aber nicht in ihm allein, sondern überhaupt im Leben, vor dem unbefangenen Künstlerauge! Wie ich mich aber hier das nächste Jahr hindurch mit meinem bergansteigenden Gang und hastig höflichen Hutabnehmen in den Straßen sehen lassen kann, weiß ich absolut nicht. . . Ach Du meine Güte! Lieber Freund, alter Freund, einen solchen ‚Essay‘ ertragen zu können, muß man tot und begraben sein oder merkwürdig moderne Literaturnerven haben. Von dem Wirklichen, dem, was unter dem Späß liegt, hast Du so manches fein herausgefunden, daß es sehr unrecht von mir sein würde, wenn ich löge und sagte: es ist mir gleichgültig, was der Mann da geschrieben hat. Weshalb soll denn das ‚wunderlich klingen‘? Du bist mir der Mitlebenden Liebster! wie Du mir neulich schreibst? — Daß die Sonne schräger niedersteigt, dafür können wir nichts und ändern es nicht. Aber ich meine doch, wir haben sie zusammen in unseres Lebens Mittag über dem Kopfe gehabt; und das ändert auch niemand und nichts. Daß die Schatten wachsen, sehen wir Hand in Hand an und haben unsere Freude aneinander bis zum Ende. Und weil das so ist, brauche ich Dir keine Abhandlung über Deine Abhandlung zu schreiben. Eine solche würde zu kurz; wir aber sind und bleiben auf das Mündliche

eingerrichtet. Wenn wir uns etwas sagen, so sehen wir uns dabei und hören uns, wie der eine ‚Butter‘ sagt und der andere: ‚s hat Delwe geschlagen‘.“

Die in diesem Briefe eingenommene Haltung blieb dauernd bezeichnend für Raabe. Er hat auch künftig sich niemals auf Auseinandersetzungen über sein Werk eingelassen, selbst dann nicht, wenn ihm ausnahmsweise einmal besonders daran lag, volles Verständnis zu finden.

Das Jahr 1879 brachte auch das erste Jubiläum. Am 15. November waren 25 Jahre verflossen seit dem „Federansetzungstag“. Niemand dachte daran, wahrscheinlich im Strom des Daseins der Dichter selbst nicht. Denn das Tagebuch, das so manchen Erinnerungstag festhält, schweigt davon. Nachträglich aber kam ihm dennoch das Gedenken und gab sogar seinem Schaffen Richtung. 25 Jahre rastloses Mühen im Dienste des Lebens! Und das Ergebnis? — Am 31. Dezember zog das Tagebuch die Bilanz: „Ode und voll Sorge in das neue Jahrzehnt.“

Das Werk aber, das zwei Wochen später vollendet wurde, weiß nichts davon. Es enthüllt wieder ein köstliches Stück deutschen Lebens. Ein lichter Schleier freiesten Humors webt sich versöhnend um verwundene Lebenskämpfe, hinter denen in scharfer Beleuchtung sechs Jahrzehnte deutschen Schicksals liegen. Und es ist wahrlich von einem geschrieben, der „hell es achtzehnhundertsebenzig hat schlagen hören: nicht in das Leere, das Klanglose hinein, sondern in den Nachhall alter feierlicher Glocken“. „Das Horn von Wanza“ heißt es.

Von Giffhorn an der Aller am Ostrande der Lüneburger Heide, wo sein Vater ihn und vier Schwestern durch seine ärztliche Landpraxis zwar karglich, aber in lustiger Behaglichkeit ernährt, zieht der Göttinger Student Bernhard Grünhage eines Spätsommertages nach Süden auf Ferienwanderung. Das Städtchen Wanza in der Goldenen Aue ist sein Ziel. Ein Alter Herr seiner Verbindung, den er selbst noch in Göttingen kennengelernt hat, sitzt dort im Philisterium. Ja — schier unglaublich für alle, die „den weisen Seneca“ als Senior der Caninefaten auf der Universität gesehen haben — es geht das Gerücht, daß er dort trotz aller mißglückten Examina Bürgermeister geworden sei. Außerdem aber lebt in Wanza die Schwägerin des Doktors als wohlhabende Witwe. Seit 50 Jahren hat dieser nichts von ihr gehört. Die peinlichen Erinnerungen, die er an die Hochzeit seines Bruders, des ehemaligen westfälischen Rittmeisters Dietrich Grünhage, sich gewahrt hat, haben ihn nie ermutigt, die Ver-

wandtschaft zu grüßen. Aber seine älteste Tochter Käthe, auf der die Hauptlast des nicht sorgenfreien, aber fidelen Haushalts ruht, hat es für richtig gehalten, daß der Bruder dort vorspricht. Und da sie die Vernünftigste von der mutterlosen Schar ist, so gilt ihr Wort. Am Wirthshaus eines Dorfes, das ein beträchtliches Stück von Wanza entfernt liegt, wird er von dem Bürgermeister Ludwig Dorsten, der seine Couleur erkennt, angehalten. Der Ausschank der Witwe Wetterkopf ist Dorstens Zuflucht, wenn er die Maske der würdigen Steifheit, zu der ihn der kritische Blick seiner Kleinstadtphilister zwingt, einmal ablegen möchte. Bald ist Bernhard Grünhage über Wanza im Bilde, nicht aber über seine Tante, die Rittmeisterin Grünhage, und den Empfang, den er bei ihr finden wird. Da versagt selbst der weise Seneca, der sie doch genau kennt und der ihrem Einfluß seinen Bürgermeisterposten verdankt. So entschließt sich der Studiosus erst einmal, bei seinem Korpsbruder Quartier zu nehmen, um am folgenden Tage zur Besuchsstunde in aller Form seine Aufwartung zu machen. Was die Frau Rittmeisterin in Wanza zu bedeuten hat, erfährt er am Abend an der Stammtischrunde im Bären, wo er in der Eigenschaft als ihr Neffe beträchtliches Aufsehen erregt. Auf dem nächtlichen Heimwege vom Bären halten die beiden jungen Leute den Nachtwächter von Wanza, Marten Marten, an; und er muß ihnen mit seiner Laterne zu einem heiteren, für Bernhard recht aufschlußreichen Gange durch die schweigende Stadt leuchten. Der durch die Philisterenge arg beklemmte Lenker der städtischen Geschicke hat zum ersten Mal Gelegenheit, dem aufgespeicherten Vorrat von Humor und Satire freien Lauf zu lassen, und er nutzt sie aus. Auch an das Kirchhofsgitter von St. Cyprian führt Dorsten seinen Gast, und Marten muß das Licht seiner Laterne auf das Grab des Rittmeisters Grünhage fallen lassen. Der greuliche Landsknecht aus der napoleonischen Zeit ist zwar schon seit 39 Jahren tot, aber durchaus noch nicht vergessen in Wanza, und Dorsten weiß wohl, was er tut.

Am folgenden Tage wird Bernhard Grünhage von seiner Tante, die durch Marten schon von dem nächtlichen Spaziergang erfahren hat, rasch und kühl mit einer Einladung zum Abend abgefertigt, nachdem sie aus dem verlegenen Jüngling alles herausgeholt hat, was sie von seinen häuslichen Verhältnissen wissen will. Sie ist eine hübsche, zierliche Greisin, quicklebendig, gewohnt, mit eigenen Augen in das Leben zu sehen und ihre Ansicht über die Dinge zur Geltung zu bringen. Ihrer überlegenen

Schärfe ist der Nefte nicht gewachsen, und er ist froh, als er nach kurzer Frist wieder auf der Straße steht. Am Abend aber macht sich die Sache doch viel besser, als Bernhard und Dorsten befürchtet haben. Die Rittmeisterin gewinnt ein freundliches Bild von der unbekanntem Verwandtschaft, als der Student den munteren Kleinkrieg im Doktorenhause zu Giffhorn mit warmer Begeisterung schildert, und bestimmt alsbald, daß er bei ihr wohnen solle. Und sie tut noch mehr. Das unvermutete Erscheinen des Neffen hat ihr ihren Hochzeitstag wieder lebendig gemacht, an dem sie seinen Vater, der damals ein vierzehnjähriger verschüchterter Junge war, zum ersten und letzten Male gesehen hat. Und nun erzählt sie den beiden jungen Leuten, wie sie im Jahre 1819 Frau Rittmeister Grünhage wurde und wie sie in Wanza vor fünfzig Jahren Einzug hielt.

Ein wilder Kriegermann ist ihr Gatte gewesen, der im Wirbel einer tollen Zeit seine Lust fand, ohne groß nach Zweck und Ziel zu fragen. 1806 ist er als preußischer Soldat nach der Schlacht bei Jena mit Blücher nach Lübeck gezogen. Nach dem Frieden von Tilsit hat er als westfälischer Untertan unbedenklich Dienst im Heere Jeromes getan und dann in den Jahren 1812 bis 1815 unter Napoleons Fahne gekämpft. Nach der Heimkehr aus Frankreich hat er sich in Wanza ein Haus gekauft und dort dem Haß und der Verachtung der patriotischen Philisterei Troß geboten. Im Jahre 1819 hat er dann um die achtzehnjährige Tochter eines bettelarmen Musikanten, der ihm zur Dankbarkeit verpflichtet war, gefreit, und die von Sorge und Not bedrückten Eltern haben ihm ihre Tochter gegeben, weil sie in ihrer Versorgung wohl kein besonderes Glück, aber doch eine Erlösung aus hoffnungsloser Daseinsenge sahen. Wie eine Kriegsbeute hat der Rittmeister das halbe Kind, das seine Frau geworden war, in einer tollen Fahrt nach Wanza gebracht. Zur Mitternachtsstunde einer stürmischen und regennassen Herbstnacht läuft der Postwagen in Wanza ein. Niemand will dem Westfälinger, der hilflos mit seinem halb ohnmächtigen Weibe vor dem Posthof steht, helfen. Da erbarmt sich der eben sein Amt antretende junge Nachtwächter und Kriegsinvalide Marten Marten der Frau, und auf seinem Spieß sitzend wird sie durch die grundlosen Straßen von den beiden Männern in das öde, leere, kalte, seit Wochen nicht gelüftete Haus des Rittmeisters getragen. Zweierlei aber hat diese am Ende ihrer wilden Hochzeitsfahrt, als ihr das Bewußtsein wiederkommt, gewonnen: die nie versagende Hilfe des treuen Marten und den jähen, restlosen Verzicht auf jedes

Hoffen und auf jede Furcht. Und aus diesem Verzicht ist ihr die Kraft erwachsen, nicht nur ihr Leben, sondern auch Wanza, ihren wilden Ehegespons nicht ausgeschlossen, zu meistern.

Mitternacht ist es geworden, als Frau Sophie Grünhage ihren unheimlich anschaulichen Bericht beendigt hat. Und dann führt sie ihren Gast in sein Quartier. Es ist ein dürftig eingerichtetes Kämmerlein unmittelbar unter dem Dache des stattlichen Hauses. Am anderen Morgen, als dieser vom Fenster aus die Blicke über die Dächer Wanzas ins freie Land hinaus bis zu den blauen Bergen Thüringens schweifen läßt, da weiß er, daß dieser schlichte Raum jahrelang der Zufluchtsort des jungen Weibes gewesen ist, wenn der Wanzaer Tag gar zu täppisch oder hämisch in ihr Leben zu greifen suchte.

Am Vormittag weilt Bernhard Grünhage auf dem Rathause und hat Gelegenheit, Dorsten bei seiner Amtstätigkeit zu studieren. Der Bürgermeister hat Marten Marten zitiert und aus den städtischen Akten seine Personalien hervorgesucht. Steht doch sein 50jähriges Jubiläum bevor. Da erfahren wir, daß nach dem Tode seiner im Armenhaus verstorbenen Mutter der verwaiste Knabe im Jahre 1807 von dem edelherzigen Magistrat von Wanza dem Scharfrichter und Schinder in Lehre und Kost gegeben worden war, daß er im Jahre 1809 aus Grimm und Ekel auf einem zum Abschlachten eingelieferten Klepper ausgerissen ist, um sich dem tapferen Major von Schill anzuschließen, daß er wieder nach Wanza zurückgebracht und als Pferdedieb ins Gefängnis gesteckt worden ist. Wie er dann von den beiden stolzesten Herzen Wanzas, dem Kandidaten der Theologie Erdmann Dorsten, dem Großonkel des Bürgermeisters, und seiner Braut, Thekla Overhaus, zur Beschämung der Philisterwelt feierlich aus dem Gefängnis abgeholt wurde, das erzählt der Alte freilich selbst mit bebender Stimme. Daß der Kandidat ihn dann durch Entschädigung des Schinders von der bösen Dienstverpflichtung mit Einwilligung der Stadtbehörde losgekauft hat, das hat Dorsten wieder in seinen Akten. Mit dem Kandidaten ist er dann in den Freiheitskrieg gezogen, und bei Leipzig ist dieser an seiner Seite gefallen, während ihn selbst der Krieg weiterriß, bis bei Ligny ihm eine Franzosenkugel in die Hüfte einschlug und seinem Soldatentum ein Ende machte. Als halbgeheilter Invalide ist er im Jahre 1816 nach Wanza zurückgekehrt, nicht von Heimatssehnsucht getrieben, sondern um der Braut seines Retters vom Leben und Sterben ihres Verlobten zu berichten. In ihrem Hause

hat man ihn gesund gepflegt, und ihrem Einfluß verdankt er es, daß er als hinkender Invalide Nachtwächter von Wanza wurde. Thekla Oberhaus lebt noch immer, ein achtzigjähriges blindes Fräulein heute, aber ebenso lebensklar und ungebeugt von der Last der Jahre wie ihre Freundin, die Frau Rittmeister Grünhage. Beim Mittagsmahl aber erzählt der Student seiner Tante, daß Marten Marten sich als Jubiläumsgeschenk von seiten der Stadt die Erlaubnis erbeten habe, in seiner Festnacht noch einmal sein altes Horn blasen zu dürfen, das ein Magistratsbeschluß vor Jahren durch eine schrille Pfeife ersetzt hatte.

Am Nachmittag führt Frau Sophie den Neffen zu ihrer alten Freundin, und diese setzt den Bericht der Tante fort und gibt dem jungen Menschen mit lächelndem Ernst eine Vorstellung von der Art, wie der wilde Landsknecht Dietrich Grünhage in den elf Jahren seiner Ehe von seinem jungen Weibe gezähmt und geduckt wurde. Wie immer, wenn das Gespräch der beiden alten Frauen auf dieses Thema kommt, endet es mit einem Streit, denn Fräulein Thekla besitzt viel zu viel Gerechtigkeitsgefühl, um nicht auch für die harmlosen Seiten im Wesen des Rittmeisters Verständnis zu haben. Frau Sophie hat wirklich niemals versucht, dem auf Europas Schlachtfeldern zerzausten Krieger das behagliche Altersheim zu schaffen, das er von ihr erträumt hatte, und gerade weil sie Thekla recht geben muß, reizt sie der Vorwurf hartnäckiger Unversöhnlichkeit jedesmal zu scharfer Abwehr, die sie dann mit Arger über sich selber büßt. Diesmal aber fördert ihre erneute Entgleisung in ihr den Entschluß zu dauernder Versöhnung.

In der Turmstube Marten Martens erfährt Bernhard dann noch mehr von dem nicht gerade heldenmäßigen Lebensausgang seines Onkels. Denn beim Nachtwächter hat dieser schließlich seine letzte, sicherste Zuflucht gefunden, wenn seine Frau es ihm zu bunt machte, und in seinem Sorgenstuhl ist er auch gestorben, als sein Lebenswille endgültig gebrochen war. Das war im Jahre 1830, als die französische Julirevolution auch in Wanza in komischer Verzerrung nachzitterte. Damals war längst der Franzosenhaß von 1815 vergessen. Der Rittmeister fand jetzt selbst im Bären williges Gehör, wenn er von seinen Kriegsfahrten erzählte. Und als auch Wanza in dieser Zeit das Bedürfnis nach einer Bürgerwehr empfand, da sah man in ihm den berufenen Führer. Als er aber bei einem blinden Revolutionsalarm in dieser Eigenschaft wirklich zu Pferde stieg und sich vor seiner Frau und ihrer Freundin unendlich lächerlich

machte, da war es mit ihm aus. Da riß der letzte Faden, der ihn noch am Dasein hielt, er verkroch sich in seine Zuflucht, und im Lehnstuhl des Nachtwächters, der längst in ihm nur den Kriegskameraden sah, schlief er ein, ein hoffnungslos Entwurzelter, der an seinem kleinen Teil die Verworrenheit seines Volkes zu büßen hatte.

Bürgermeister Dorsten muß dem Nachtwächter mitteilen, daß der dem Fortschritt huldigende Magistrat von Wanza sich seinem Jubiläumswunsch versagt habe in der Befürchtung, sich vor der Umwelt lächerlich zu machen. Der Alte quittiert die Entscheidung, die er vorausgesehen hat, in aller Ruhe, und er übergibt sein altes Horn Dorsten, damit er es ihm einmal in den Sarg lege.

Für das Jubiläum aber hat inzwischen die Frau Rittmeister auf ihre Weise gesorgt. Ohne dem Neffen etwas davon zu verraten, hat sie den Schwager mit seinen vier Töchtern nach Wanza eingeladen. Und am Michaelistage bringt die Post wirklich die fünf in später Abendstunde heran. Frau Sophie feiert ihr Wanzaer Jubiläum mit dem Martens zusammen, und diesmal triumphiert sie wirklich über ihre alte Freundin Thekla Overhaus. Die Jugend, die sie in ihr Haus gerufen, bannt die letzten Schatten der Vergangenheit.

Der Nabel dieser Erzählung liegt wieder einmal, wie so oft bei Raabe, da, wo ihn niemand sucht.

Als Marten Marten erzählt hat, wie er nach seiner tollen Jagd hinter dem Major von Schill her als Pferdedieb wieder nach Wanza gebracht wird, da wendet sich Dorsten zu Bernhard Grünhage und sagt:

„Ehe einer alles, was so in unserer deutschen Bevölkerung oder was man sonst deutsche Nation nennt, zerstreut liegt, herausgeholt hat, wird mehr als einer hoffentlich noch oft genug als trübseliger Epigone ruhig sich an der Nase nehmen lassen können. Erzähle dies mal der Welt, Grüner, wie der Alte hier es eben uns vorgetragen hat, und laß dich gelassen einen Nachgeborenen nennen oder erwidere dem zu persönlicher Bemerkung sich Meldenden noch gelassener: Schafskopf!“

Der „trübselige Epigone“, der hier erzählt, heißt in Wahrheit Wilhelm Raabe, und die eigenartige Bezeichnung, die er sich hier gibt, ist eine ironische Abwehr gegen die echt professorale Belehrung, die der Geschichtsschreiber der deutschen Literaturgeschichte, Gervinus, einst den lebenden Dichtern erteilt hatte. Der hatte in dem Eifer der Deutschen für künstlerische Dinge ein Hemmnis für die Entfaltung ihres politischen Ver-

ständnisses gesehen und ihm im „Epigonenzeitalter“ der Poesie jede Bedeutung abgesprochen.

Was aber erzählt der „trübselige Epigone“ hier? — Eine Geschichte, die noch tief in die Zeit der Klassiker hineinragt, dergleichen man aber bei ihnen vergebens suchen würde. Und nun fällt auch Licht auf eine andere Weisheit des Bürgermeisters von Wanza:

„Sieh, Grüner, das ist gerade das Schenßliche an diesen Klassikern: von Weisheit quillen sie über, die wunderbarsten, praktischsten Ratschläge geben sie einem — aber gebrauchen kann man nicht s davon. Es ist zu lange Zeit her, seit sie verständige Menschen waren; und wir — wir sind vermittelst unserer höheren Bildung, Tugend, Sitte und gottverdammten verfluchten modernen Feinfühligkeit allzusehr in d a s ausgeartet, was sie mit dem Sammelwort pecus bezeichneten.“

So ganz nebenher versteht Raabe hier das Recht seiner Kunst und beleuchtet ihre Zielsetzung. Daß es ihm, der eben erst seinen eigenen Lebensmittag von der Weisheit Goethes durchstrahlt gesehen hatte, an Ehrfurcht vor der Größe des Vergangenen fehlte, wird ihm niemand vorwerfen. Aber klarer als irgendein anderer sah er darum doch die großen Aufgaben, die der Dichtung seiner Zeit geblieben oder ihr erst erwachsen waren, und er sah sie gerade auf jenem Gebiet liegen, das die hochmütige Schulmeisterei des Herrn Servinus vor der Anmaßung des Ästhetischen sichern wollte. Die Klassiker in Ehren — aber sie wohnten auf der Menschheit Höhen, und ihr Blick glitt von ihrem erhabenen Standpunkt nur selten hinab in jene Tiefen, wo die Kleinen und Schwachen auf ihre Weise nicht minder hart mit dem Dämon Dasein zu ringen haben als die tragischen Helden, um die die „große“ Dichtung den Glanz der Unsterblichkeit webt. Raabe war sich längst seiner Aufgabe klargeworden, die ihn dazu berief, das Humanitätsideal der klassisch-romantischen Zeit von seiner ästhetischen Einseitigkeit zu befreien. Er hatte längst bei seinem Lebensstudium Erfahrungen darüber gesammelt, daß die „schönen Seelen“ nicht nur auf jenen Ebenen zu finden seien, die gesichert sind vor den Schlammsprizern der Gewöhnlichkeit. Er hatte sich nicht gescheut, tief in den Moder hinabzugreifen, um die Perle menschlichen Abels auch da nachzuweisen. Die Drohungen der sozialen Nöte, die des alten Goethe letzte Schaffensepoche überschatteten, hatten früh schon ihn kampfbereit gefunden; nicht im Rahmen abstrakter Theorien hatte er mit ihnen gerungen, nein, gerade an ihnen hatte er Wert und Geltung aller überlieferten Menschenweisheit

gemessen. Das war wahrhaftig kein Epigonenwandeln auf gebahnten Wegen gewesen. Durch zähes Dornengestrüpp hatte er sich seinen eigenen Pfad schlagen müssen, der vielleicht unscheinbarer war als die prunkenden Triumphstraßen der Großen, der aber aus Lebenswildnissen, an denen jene vorübergegangen waren, ins Freie führte.

Aber im „Horn von Wanza“ ist es nicht nur die Versöhnung des klassischen Humanitätsideals mit dem durch die sozialen Bedrängnisse unheimlich beleuchteten Weltbild, was ihm das Recht gibt, gegen den Vorwurf, ein zu spät gekommener Nachläufer zu sein, Protest zu erheben. Auch die unlösliche Verflechtung seiner Dichtung mit dem deutschen Schicksal, von der er hier ein Musterbeispiel gab, durfte ihm nicht nur ein Fortschritt, sondern auch ein Aufstieg erscheinen. Glänzender konnte die blasse Schreibtheorie des großen Politikers und Literarhistorikers Gerwinus, der sich ein Richtertum über ihm wesensfremde Dinge angemast hatte, nicht ins Unrecht gesetzt werden, als dadurch, daß die Dichtung sich zu der Aufgabe bekannte, das politische Schicksal ihres Volkes zum unerläßlichen Hintergrund ihrer Gestaltung zu machen. Ja, zu mehr als bloßem Hintergrund! All die Menschen dieser scheinbar so unbedeutenden humoristischen Jubiläumsgeschichte vom Horn von Wanza sind ja mit ihrem Wohl und Wehe aufs innigste in dieses Schicksal verstrickt, sie tragen sämtlich Narben, die sie diesem Schicksal verdanken. Selbst der Bruder des tollen Rittmeisters, der ganz im Hintergrunde bleibt, macht da keine Ausnahme. Er hat ja seinerzeit auf der Festung Gelegenheit bekommen, über die Begeisterung für deutsche Einheit und deutsche Größe nachzusinnen, die ihn im Jahre 1817 mit der Burschenschaft auf die Wartburg geführt hatte.

Es ist bezeichnend für die Oberflächlichkeit der Kritik, mit der Raabe zu rechnen hatte, daß man gerade das „Horn von Wanza“ dazu benutzt hat, ihn als einen rückwärts gewandten Herold der guten, alten Zeit zu zeichnen. Als wenn das Schicksal seines Nachtwächters nicht allein schon genügte, solcher Mißdeutung den Weg zu verbauen. Gewiß hat Raabe auch dieses Buch in den Kampf seiner Zeit hineingeworfen. Er hat z. B. sogar seinen persönlichen Arger über die Albernheit einer neuen Rechtschreibung, die eine blöde, unbegründete Zeitmarke durch das deutsche Schrifttum zog, der Frau Rittmeisterin in den Mund gelegt. Wir besitzen einen gleichzeitigen Brief von ihm an seinen Verleger Westermann, der gegen solchen Unfug Einspruch erhebt. Aber wer da meint, mit solchen

Dingen die Symbolik des Nachtwächterhorns erfaßt zu haben, der ist sehr fern von jeglichem Verständnis. Der Angriff gilt hier wie im „Meister Autor“, im „Horacker“ und in den „Alten Nestern“ einer Zeit, die in kümmerlichster Stillosigkeit unter Verkennung der einfachsten Lebensgesetze Modern sein mit Jugend verwechselt. Jung ist für Raabe immer nur der, der, unbekümmert um den Kostümwechsel der Zeit, sicher auf gewachsenem Boden steht und in seinem Becher das Wasser des Lebens zu erfrischendem Trunke weiterreicht. Und die große Ironie dieser Erzählung liegt gerade darin, daß es hier drei greise Menschen sind, die mit ihrer „unbeugsamen Lebensheiterkeit“ diese unzerstörbare Jugend verkörpern. Sie stehen wahrlich auf gewachsenem Boden, und was sie weiterzugeben haben, ist erhaben über alles Moderne, das am Abend alt wird, weil es wurzellos zwischen gestern und morgen hängt.

Hatte Raabe im „Horn von Wanza“ die Feier eines Jubiläums sich zum äußeren Motiv gewählt, so feierte er in der nächsten Erzählung „Fabian und Sebastian“ ein eigenes Jubiläum. Es galt jenem Novembertage vor fünfundzwanzig Jahren, da der erste Schnee des Jahres in der Berliner Spreegasse den Dichter in ihm erlöste. Und so ist es nicht wunderbar, daß etwas von dem Geist der „Chronik der Sperlingsgasse“ wieder lebendig wurde. Wirkte doch das Motiv des ersten Schnees, der der Welt ein anderes Antlitz hervorzaubert, schon bei der Entstehung der Fabel entscheidend mit. Und daß sich der Dichter dieser Tatsache bewußt war, deutet er wenigstens an mit dem Hinweis, daß er schon vor einem Vierteljahrhundert diese Zauberwirkung aufgewiesen habe; daß er damit auf den „Nabel“ seiner neuen Erzählung hinzeigt, verschweigt er freilich.

Wie die „Chronik der Sperlingsgasse“ wurde sie eine richtige Wintergeschichte, obgleich die Handlung vom Januar bis zum November sich hinzieht, wie diese ein Kinderbuch, wie nur Raabe es schreiben kann, trotz des dunklen Hintergrundes licht, liebenswürdig und einfach. Es geht um Schuld und Sühne, und dieses uralte grimmige Thema duldet keine sinnbildliche Verschleierung. So gibt es hier nichts zu deuten.

Fabian und Sebastian, das sind die Inhaber einer großen Schokoladen- und Konfitürenfabrik Pelzmann und Kompanie. Fabian ist zwar der ältere von ihnen, aber Sebastian ist seit langen Jahren der wirkliche Leiter der Firma, der für ihren Ruf im Kontor wie an der Börse und in der Gesellschaft einsteht. Er spielt als geachteter Kaufmann seine Rolle, und

seine Privaträume in der Vorderfront des umfangreichen Fabrikgrundstücks an der Hochstraße sehen die besten Kreise der Stadt als Gäste bei sehr geschätzten Geselligkeiten. Er ist Junggeselle wie sein Bruder Fabian. Dieser hat sein Quartier in der Hinterfront nach der engen Fadengasse zu aufgeschlagen, wo er sehr zurückgezogen mit seinem alten bärbeißigen, wegen seiner scharfen Zunge gefürchteten Diener Knövenagel ein wunderliches Dasein spinnt. Mit der kaufmännischen Leitung des Geschäftes hat er nichts mehr zu tun. Gleichwohl ist er eine wichtige Persönlichkeit für die Firma. Denn aus seiner Arbeitsstube kommen all die drolligen, unwiderstehlich wirksamen Entwürfe zu den Gestalten einer lustigen Wunderwelt, die, in Schokolade und Zuckerguß nachgeformt, Jahr für Jahr den Ruhm der alten Firma lebendig halten und den Neid der Konkurrenz erregen. Der Attrappenonkel wird er deshalb genannt. Er hat ein Kinderherz und eine Kinderphantasie, und er ist darum auch der Abgott aller Kinder, die seine Freigiebigkeit ebenso gut kennen wie die Uner schöpfllichkeit seiner Taschen. Zwischen Vorder- und Hinterhaus liegt eine unsichtbare, aber undurchdringliche Wand der Verständnislosigkeit. Für den gelassenen, weisen Fabian ist sie freilich nicht vorhanden. Er blickt mit dem Mitleid des Wissenden durch sie hindurch in das glänzende Leben des klugen Rechners Sebastian; dieser aber hält seinen älteren Bruder für einen ausgemachten Narren und macht kein Hehl daraus. Eine böse Geschichte, die nicht sterben kann, ist daran schuld. Vor fünf und zwanzig Jahren, da ist Knövenagels Patentkind, die hübsche, leichtsinnige Marianne Erdener, die Tochter des Schäfers von Schielau, als Arbeiterin in die Fabrik gekommen, und Fabian Pelzmann hat seine Freude an dem sechzehnjährigen Ding gehabt; aber leider auch sein Bruder Sebastian auf seine Weise. Dieser hat sie aus ihrer Umwelt herausgerissen, hat die gewitzte Dirne zu einem Dämchen erziehen lassen, um sie dann zu seiner Geliebten zu machen und ihr schließlich den Laufpaß zu geben. Damals hatte der jüngste der drei Brüder Pelzmann, der gutmütige, ritterliche, aber leider allzu leichtsinnige Husarenleutnant Lorenz sich für das Mädchen eingesetzt und sich den Haß Sebastians zugezogen. Der hatte die Schulden des jungen Offiziers benutzt, den unangenehmen Mahner aus dem Wege zu schaffen. Lorenz Pelzmann mußte den Dienst in der Heimat quittieren, um dann in holländischen Diensten auf der Insel Sumatra sein Leben fortzuspinnen, nachdem sein Bruder Fabian mit dem Opfer seines Vermögens und damit seines Einflusses auf die Firma Pelzmann ihm wenigstens seine Ehre ge-

rettet hatte. Marianne Erdener aber hatte ihr und Sebastians Kind getötet. Und da ihr mildernde Umstände versagt worden waren, saß sie seit zwanzig Jahren im Zuchthaus. Das ist das Gespenst im Hause Pelzmann, unter dem, wie üblich, die Unschuldigen schlimmer zu leiden haben als die Schuldigen.

Am Anfang des Jahres hatte es sich wieder bemerkbar gemacht. Aus Sumatra war die Nachricht gekommen, daß der Leutnant Lorenz Pelzmann unter Hinterlassung einer sechzehnjährigen Tochter gestorben sei. Es gab eine hartnäckige Auseinandersetzung zwischen den beiden Brüdern über diese der alten Firma zugefallene Erbschaft. Sie endete damit, daß Fabian auf seinem Kopf bestand, die Waise zu sich zu nehmen. Mit unendlicher Liebe bereitete er in seiner Wohnung dem Kinde des Bruders ein warmes Nest und nahm es dann selbst mit Knövenagel in Marseille in Empfang. Rasch wächst ihm die liebliche, über ihre Jahre gereifte Konstanze an das Herz, und das Glück einer lieben Sorge durchleuchtet und durchwärmt sein Leben, während Sebastian in kühler Höflichkeit die Trennungswand auch der Nichte gegenüber aufrecht erhält.

Über der genaue Rechner baut umsonst an den Schranken zwischen sich und dem Gespenst des Hauses. Der kluge Hausarzt und Freund der Brüder Pelzmann, Dr. Baumsteiger, dem der Fall Sebastian ein interessantes psychologisches Problem ist, weiß am besten, daß „es nicht tot zu kriegen ist“. Im Herbst steht der Tag bevor, da sich die Zuchthausporten für Marianne Erdener öffnen werden. Je näher der Termin rückt, um so stärker wird Sebastians Unbehagen, und keine Kur hilft dagegen. Hat der äußerlich so selbstsichere Mann bisher nur nachts das Zuchthaus umkreist, so wird er jetzt sogar am Tage mitunter in seiner Nähe gefunden. Bei einer solchen Gelegenheit sieht er seine Nichte auf einer Bank vor dem finsternen Hause sitzen. Das gute Kind hat dem Schäfer Erdener, den es auf dem Gute des Amtmanns Kümpler in Schiellau kennengelernt hat, auf einem seiner bitteren Monatsbesuche bei der Tochter das Geleit gegeben. Während er sie fragt, was sie hier zu suchen habe, sieht er sich plötzlich dem Schäfer gegenüber, und die ruhigen Worte des Alten, der längst weiß, daß das Gespenst des Hauses Pelzmann seine Knochenhand auf die Schulter des Schuldigen gelegt hat, wirken stärker als jeder Groll und jede Drohung. Ein schweres Nervenfieber wirft den Starcken nieder. Unablässig kreisen seine Wahnvorstellungen um die Gestalten und Bilder, die er im bewußten Zustande hat beiseite schieben wollen. In seiner Sterbe-

stunde erscheint, von einer inneren Stimme gerufen, Konstanze an seinem Lager. Er verwechselt sie mit seinem gemordeten Kinde. Und diese letzte Täuschung macht ihm und den Zurückbleibenden sein Sterben leicht.

Am anderen Tage holt der alte Schäfer seine Tochter aus dem Zucht-
hause ab, um sie in einem abgelegenen Schlupfwinkel der Stadt vor der
Welt zu verbergen. Zwanzig Jahre Zucht-
haus haben die schöne Marianne
zu einem nicht nur äußerlich verwüsteten Weibsbilde gemacht. Und es ist
ein Segen, daß auch sie den Keim des Todes in sich trägt. Fabians erster
Gang vom Grabe seines Bruders gilt dem Schäfer und seiner Tochter.
Eine schwere Last legt die Erkenntnis auf seine Schulter, daß hier der
heißeste Wille zu helfen scheitert. Selbst als sich die Erde über dem Sarge
seiner Tochter geschlossen hat, ist der Alte nicht aus seiner Versteinerung
zu erlösen. Erst Konstanze gelingt es, seinen Lebensgroll zu brechen, indem
sie dem Schielauer Freunde gegenüber wie selbstverständlich die alte Schuld
des Hauses Pelzmann auch auf ihre unschuldigen Schultern nimmt. Das
Kind der Tropen hat auf ihrem Wege zu dem Schäfer zum ersten Mal in
ihrem Leben das Wunder des wirbelnden Schnees erlebt, und ihr Gedanke
an die große weiße Decke, „unter der auch alle Gräber mit allem Dunklen
wie e i n e s liegen“, löst das zerquälte Herz Thomas Erdeners aus der
Erstarrung, in der es zwanzig Jahre lang lag.

Auf eine recht besinnliche Art feierte Raabe mit dieser Erzählung sein
fünfundzwanzigjähriges Schriftstellerjubiläum. Er griff nach Motiven
seines Erstlingswerkes und prüfte das künstlerische Reifen eines Viertel-
jahrhunderts daran. Und der Vergleich lohnt sich schon. Das Wichtigste
ist das, was den Wandel der Zeit überdauert hatte: das Kinderherz und
der Kinder Sinn, in dem der Dichter doch immer wieder die vollgültigste
Bestätigung seines Glaubens an die große schaffende Gewalt, die ewige
Liebe, fand, jener Kinder Sinn, der sich auch mit einem ergrauten Haupte
verträgt und der aus innig leuchtenden Augen den Lenzessonnenschein in
das Nebelgrau des grämlichen Tages hineinwirft. Dort Wachholder und
seine Elise, hier Fabian und seine Konstanze. Es ist ein Leitmotiv aus der
„Chronik der Sperlingsgasse“, das uns aufklingt, wenn wir den Attrappen-
onkel belauschen:

„O du armer, lieber kleiner Kompanion mit deinen leeren, armen
Pföfchen, wie machst du mir die alte Firma zu einem anderen Dinge! Aus
einem ledernen Sack zu einer silbernen Glocke! . . . Welch eine Beruhigung;
drüben schläfst du nach deiner langen, schlimmen Reise und weißt nichts

von der Welt, und — ich — ich habe es bis jetzt auch nicht gewußt, daß die Sorge mit das Beste in und an der Welt ist!“

Aber trotzdem! Wie viel grimmiger ist das Bild des Lebens geworden! Schon die Sinndeutung des ersten Schnees zeigt es an. Vor fünfundzwanzig Jahren, da erregte er erwartungsfelige Gedanken an grüne funkelnde Tannenbäume, heute solche an die weite, warme Hülle des Friedens, die sich über Gräber breitet. Und dann das Verführungsmotiv aus der Vorgeschichte der „Chronik der Sperlingsgasse“, wie hat es sich hier in das Erbarmungslose gewandelt! Damals warf Wachholder einen Ring in das fließende Wasser und sühnte mit dieser sinnbildlichen Geste die Schuld der Vergangenheit. Heute heißt es: Nicht tot zu kriegen! Und Dr. Baumsteiger, der diese Redensart im Munde führt, weiß, daß sie mehr ist als eine ironische Beleuchtung seines Berufs, er weiß, daß alles, „was unter der Erscheinung liegt“, nicht tot zu kriegen ist. Und darin liegt der Hauptertrag einer fünfundzwanzigjährigen Eroberung des Lebens: immer tiefer, immer schärfer ist der Blick des Dichters „unter die Erscheinung“ gedrungen, um hinter dem bunten, schillernden Wandel das Unwandelbare zu schauen.

Den Vergleich auf das ausdehnen, was dem Dichter selbst vielleicht das Wichtigste war, auf seine Menschengestaltung und seine Kunsttechnik, tut nicht not. Die Wandlung des freien Spiels zur ehernen Notwendigkeit drängt sich da jedem Betrachter von selbst auf. Aber ein verschleierte Selbstbekenntnis dürfen wir nicht übergehen, weil es Licht wirft auf das Schaffen des Humoristen. Fabian Pelzmann, dessen lustige Kunstwerke für die Firma so wichtig sind, versagt in der Zeit vollkommen, da seine junge Nichte seinem Leben neuen, freudereichen Inhalt gibt. Als aber dann der Zusammenbruch des Bruders und die schweren Gedanken an Marianne Erdener und ihren Vater Zentnerlasten auf seine Seele legen, da sprudelt der Quell seiner drolligen Ideen in reicher Fülle, und niemals vorher sind ihm fidelere und schnurrigere Modelle gelungen. Die seelische Polarität des Schaffenden wird hier sichtbar, und wir gewinnen von hier aus Verständnis für des Dichters schweren Stoßseufzer, der uns in seinen „Gedanken und Einfällen“ erhalten blieb:

„Ich bin mein ganzes Leben durch die heiße Hand an der Gurgel mit der Frage: Was wird mit dir und den deinen morgen? nicht los geworden, — und so ist das, was ihr meine komische Heiterkeit nennt, nichts als das Atemschöpfen eines dem Ertrinken Nahen.“

Die Kleiderfeller. Prinzessin Fisch

Das Jahr 1880 war wieder einmal ein Reisejahr für Kaabe. Im Juli verlebte er mit den Seinen wieder drei Wochen in Altenau. Und am 6. September machte er sich auf die Fahrt nach Freiburg, um der Familie Jensen einen seit langem verabredeten Besuch abzustatten. Diesmal leuchtete ein günstigerer Stern über dem Zusammensein als vor zehn Jahren in Flensburg, wo er den Freunden die Sorge um einen kranken Gast ins Haus getragen hatte. Die drei Wochen, die Kaabe im Südwesten des Reichs verlebte, waren reich an starken Eindrücken. Wilhelm Jensen führte Kaabe nicht nur in seinen Verkehrskreis ein, der aus Professoren der Freiburger Universität und Schriftstellern bestand, darunter vor allem Wilhelmine von Hillern, Tochter der beliebten Dramatikerin Charlotte Birch-Pfeiffer, Dichterin der „Geier-Wally“, und der Lustspieldichter und Bearbeiter Shakespearescher und Calderonscher Dramen Gisbert Freiherr von Vincke, er machte ihn unermüdlich mit der Schönheit des Schwarzwaldes und der Rheinebene vertraut, er führte ihn ein Stücklein in die Schweiz hinein zur Ruine Frohburg, wo sich ein großartiger Ausblick auf die schleierlose Kette des Berner Oberlandes eröffnete, und nach Basel, wo im Museum besonders Holbeins Gemälde und Handzeichnungen Kaabe anzogen. Er zeigte ihm Breisach, das noch immer die Wunden des Krieges trug, und begleitete ihn auf der Heimfahrt, die mit einem Ausflug nach Straßburg verbunden wurde, bis Dos. Frau Marie aber hatte die Freude, den lieben, seltenen Gast auf zwei Bildern festhalten zu dürfen, von denen das eine zum Weihnachtsfest nach Braunschweig wanderte.

Es war ein gutes Jahr, und es erhielt am Silbestertage eine gute Zensur: „Das erste Jahr in der Ehe ohne Doktorrechnung.“ — Freilich, welch einen Ausblick in überstandene Daseinsnot eröffnete diese Kritik!

Auch das nächste Jahr machte ein freundliches Gesicht. Noch bevor „Fabian und Sebastian“ abgeschlossen war, meldet „Horacker“ und die „Chronik der Sperlingsgasse“ eine neue Auflage an. Es war das fünfzigste Lebensjahr Kaabes, und der 8. September mußte notwendigerweise nicht weniger als der 15. November 1879 den Blick rückwärts lenken auf die durchlaufene Bahn. Zum ersten Mal warf Braunschweig Panier auf für Wilhelm Kaabe. Freilich waren es nur die kleinen, durch vielfache Personalunion miteinander verbundenen Kreise der „Buern vom Kreien-

feld“ und der Kleiderseller, die den Tag feierten. Die Braunschweiger Zeitungen schwiegen in friedlicher Ahnungslosigkeit und begnügten sich dann mit dem Bericht über das Fest der „Bauernschaft“.

Den Unbruch des festlichen Tages hat uns der Dichter selbst in einem Briefe geschildert, der an den Freiherrn Hans Paul von Wolzogen gerichtet wurde. Dieser hatte in dem Deutschen Tageblatt einen Festgruß zum 8. September unter der Überschrift „Von der Sperlingsgasse zum Krähenfeld“ erscheinen lassen, der Raabe pünktlich mit der Frühpost zugestellt wurde und ihn offensichtlich sehr freudig überraschte. Schon am folgenden Tage dankte er dafür:

„Sie, der mir das getan hat, hätten von Rechts wegen auch dabei sein müssen, wie das erste Blatt Ihres „Festgrußes zum 8. September“ in meine Hände gelangte. Sie wußten selbstverständlich hier wenig von dem Faktum, daß an dem Datum ein leidlicher Geschichtenerzähler in ihrer Mitte 50 Jahre alt wurde; aber nichts desto weniger hatte doch ein freundlicher Nachbar mir die Blechmusik des Krähenfeldes über Zäune und Hecken von hinten her in den Garten geführt, und so saß ich denn mit ihm um 7 Uhr Morgens auf der Bank vor der Tür, als mir der Postbote die Nummer des Deutschen Tageblattes brachte. Rundum lauschte sämtliche schulpflichtige Jugend des Krähenfeldes als Zaungäste, und zum ersten Mal überslog ich dankbaren Herzens die guten Worte, die Sie mir geschrieben und geschickt hatten. Da war denn also auch ein Klang aus einer weiteren Welt zur rechten Zeit! Wahrhaftig Sie haben mir eine Freude gemacht, und ich, der ich für mein literarisch Feuerwerk im deutschen Volke im großen und ganzen doch nur ein Publikum von Zaungästen gehabt habe, ich fasse jede Hand fest, die mir zu einem anderen verhelfen und auf meinem Wege weiterhelfen will!“

Um 10 Uhr erschien Hänfelmann und überbrachte ein von ihm gedichtetes, vornehm im Barockstil auf sechs Blatt Büttenpapier in Folio gedrucktes Festepos der Kleiderseller. Es ist viel mehr für den Verfasser als für Raabe bezeichnend, dem Schildkröte und Stachelschwein als Schildhalter seines Wappens gegeben wurden, um seine wichtigsten Lebenswaffen damit zu kennzeichnen. Selbstverständlich darf der Wodansrabe nicht fehlen. Es wird berichtet, wie Hugin rechtzeitig vor der drohenden Götterdämmerung sich aus dem Staube machte und wie er dann vor fünfzig Jahren, seiner Rabenexistenz müde, in das Eschershäuser Knäblein schlüpfte, das sich dann natürlich zu einem höchst sonderbaren Charakter

auswuchs. Der gelassene, schweigsame, mitunter fragbürtige Kleiderfeller wird hier in oft allzu gesuchtem Wortgeschwätz festgehalten, nicht der Dichter. Auch die von dem Architekten Rindlake gezeichnete Titelvignette, die, von Raben umflattert, eine wenig überzeugende Karikatur des Dichters mit dem Bierschoppen in der Hand zeigt, ist weder geistreich noch erfreulich. Am 9. September feierte die Bauernschaft ihren „Sperlingsbuer“, am 13. die Kleiderfellerschaft ihr getrenntes Mitglied mit mehr als einem Festlied. Raabe aber verlas an diesem Abend seine berühmte Kleiderfellerrede, in der er das Wesen des Kleiderfelleriums als ein Frei durch gehen durch die Philisterwelt definierte.

Der Bund der Kleiderfeller hatte wenige Monate vorher seine entscheidende Wandlung erlebt. Nachdem seine ursprüngliche Aufgabe, das Städtische Museum auszustatten, erfüllt war, war wenig mehr als eine kleine Tafelrunde übriggeblieben, ein Stammtisch in einem öffentlichen Lokal wie viele andere auch. Sie war schon deshalb bedeutungslos geworden, weil ihre Mitglieder sich oft genug auch an anderen runden Tischen und an anderen Abenden, die nicht der Kleiderfellerüberlieferung geweiht waren, trafen. Im Mai dieses Jahres war dies anders geworden. Offenbar auf Hänselmanns Vorschlag wurden an den Donnerstagen Nachmittagsausflüge in die Umgegend unternommen, die bald hier, bald dort an einem Wirtshausstisch endeten und bis in den Abend hinein dauerten. Erst aus dieser Wandergesellschaft bildete sich ein Kreis heraus, der enger zusammenhielt und allmählich im Verkehr mit Gleichgestimmten eine ausgeprägte Lebensform heranbildete, die eine deutliche Spitze gegen formverhaftetes Honoratiorenium zeigte. Die Verneinung jeglicher Ehrfurcht vor dem, was dem Dasein des Philisters Wert gibt: Titelwesen und gesellschaftliche Geltung, war das Vereinigende. Noch enger wurde das Band, als vom 30. März 1882 an der „Grüne Jäger“ bei Ribdagshausen das regelmäßige Ziel der Donnerstagsausflüge wurde. Hier erlebte der Bund in den nächsten zwölf Jahren unter der Obhut des treuen Herbergsvaters Friedl seine Blütezeit. Zunächst fing es auch hier recht bescheiden an. Es war anfangs nur eine kleine Schar, die sich dort hingewöhnte, während der größere Kreis es bei den Kleiderfellerabenden in der Stadt bewenden ließ. Raabe und Hänselmann, daneben Ingenieur Stegmann, Landrichter Rossmann, Architekt Rindlake, Rechtsanwalt Abeken, Pastor Eggeling und einige andere waren die Unentwegten. Erst als vom März 1883 an der Oberlehrer

Dr. Wilhelm Brandes regelmäßig an den Ausflügen teilnahm und damit einer jüngeren Generation den Weg zum Anschluß bahnte, erweiterte sich der Kreis. Und jetzt erst bildeten sich die humoristischen Formen der Geselligkeit heraus. Scheffels Grenzwall-Lied mit dem wuchtigen Rehrreim „Ham – ham – ham 'mer dich einmal“ wurde Bundesgesang, Ditzens schwermütiger Sang „Ich empfinde fast ein Grauen . . .“ mit den die übermütige Stimmung komisch genug überdeckenden Schlußversen „Will mit andern lustig sein, muß ich doch alleine sterben“ wurde zum nächstlichen Aufbruch gesungen. Bei besonderen Gelegenheiten aber schoben sich andere Lieder dazwischen von reingewandten Kleidersellerbrüdern wie Hänselmann, dem Bezirksadjutanten Leutnant Kirchenpauer und vor allem dem Barden Brandanus meist nach der Melodie „Es steht ein Wirtshaus an der Lahn“, die Abeken am 13. September 1881 in seinem Geburtstagskantus angeschlagen hatte, gesungen. Wie sich der Kreis im Laufe der Jahre auch erweiterte und verjüngte, der „Raabenvater“ und die „Hänselmutter“ blieben der feste Kern, um den alles kreiste, der äußerlich stachelige, gemüts tiefe Hänselmann das aktive, Raabe das passive, aber ebenso unentbehrliche Element. Unübertrefflich hat Wilhelm Brandes, der sich in dieser Zeit tiefer als jeder andere in des Dichters Werk hineinlebte, auch den Kleiderseller Raabe festgehalten:

Stets thront er hier: bald graue Sphinx
 Ob Rätseliern brütend,
 Bald als Propheten rechts und links
 Mit Paradoxen wütend.
 Mal weckt ein schöner Oberton
 Empörung und Entzücken,
 Mal rinnt ein anderer herzensflohn
 Uns rieselnd übern Rücken.

So wenig Raabe in diesem Kreise „wirklicher“ Menschen das gesucht hat, was ihm Leben war, so lebensnotwendig war er ihm doch. Wer einmal sich in die tiefsten Hintergründe eines seiner Werke eingelebt hat, der erschauert vor der unheimlichen Eindringlichkeit seines Schaffens, die sich ihm oft in einem einzigen Wort offenbart; so z. B. wenn Wilhelm Schönow den Lazarethgeruch mit dem Wort „Siegeseubelparfüm“ bezeichnet, hinter dem sich eine ganze Stufenleiter von Gedanken und

Empfindungen bis zur grimmigsten Weltkritik versteckt, immer herausgeboren aus der Wesenheit gerade dieses einen Menschen. Ein Geist, der unter dem unerbittlichen Zwang steht, sich so in das feinste Seelengeäder seiner Gestalten hineinzuleben, der würde an seiner Aufgabe zerbrechen, wenn ihm nicht die Flucht aus der Einsamkeit solches Schaffens, das keine Pausen kennt, offen stände. Er hat auch in dem lebendigsten Kreise noch Not, sich jenem Zwang zu entziehen, er bleibt auch da noch oft genug „graue Sphinx ob Rätseliern brütend“. Wahrscheinlich wären auch die von seinen Zehgenossen, die von seinem Dichten etwas mehr wußten als die meisten von ihnen, ehrlich erstaunt gewesen, wenn sie geahnt hätten, was auch die Stunden, in denen er mit ganzer Seele „dabei war“, für ihn in Wirklichkeit bedeuteten. Es liegt eine grimmige Ironie für uns darin, wenn wir Raabe, den erbitterten Feind des Philistertums, Abend für Abend am Philisterstammtisch sehen, um den leider nicht immer wie im Grünen Jäger „wirkliche“ Menschen saßen. Die Diätetik der Seele kann recht wunderliche Formen annehmen.

Die Kleiderfeller waren keine literarische Vereinigung wie etwa Raabes Sonntagskränzchen in Stuttgart, wenn auch literarische Talente darunter vertreten waren und bisweilen literarische Dinge da zur Debatte standen. Hänfelmann, Stegmann, Brandes und später der Rechtsanwalt Engelbrecht trugen mitunter eigene Dichtungen vor. Raabe selbst schwieg auch hier grundsätzlich von seinem Schaffen und wehrte Anspielungen darauf ab. Man achtete seine Zurückhaltung; aber wer mochte ahnen, daß es gerade die Flucht vor seinem Schaffen war, die ihn in diesem Kreis sein Behagen finden ließ?

Noch in einem anderen Lebenskreise sehen wir Raabe in dieser Zeit, und dieser hatte sogar noch straffere Bindungen. Das war der „Dreierklub“. Während der Kleiderfellerbund in Wilhelm Brandes einen begeisterten Geschichtsschreiber fand, meldet von diesem kein Lied, kein Heldenbuch. Und doch gehörte Raabe nicht nur zu seinen Gründern, er deckte ihn sogar mit seinem Namen. Und wir würden ein recht bezeichnendes Zeugnis seiner Lebenshaltung übersehen, wollten wir von seiner Beteiligung an jener Gründung schweigen, in so lustigem Widerspruch sie auch zu seinem Wesen zu stehen scheint. Denn der Dreierklub war ein Familien-tanz-und-vergnügungsklub. Für den Dichter selbst war zwar längst die Zeit gekommen, wo man vor nichts so viel Angst hat wie vor dem, was die Menschen Vergnügen nennen. Aber Raabe war ein

viel zu pflichtbewußter Familienvater, um eigene Neigung und Abneigung den Seinen zum Gesetz zu machen. Was ihm vor zwanzig Jahren recht gewesen war, das war seinen heranwachsenden Töchtern nur billig. Als darum in einem Kreise gleichgerichteter Familien der Plan einer geselligen Vereinigung erwogen wurde, gab er nachdrücklich seine Zustimmung. Als die Gründungsversammlung einberufen wurde, meinte die Mehrzahl der beteiligten Väter, daß es auch ohne sie gehen werde. Der Dichter aber war zur Stelle und fand nur zwei andere vor, die die Sache ebenso ernst genommen hatten. Gleichwohl schritt man zur Tat. Über Ziel und Form einigte man sich leicht. Nur der Name machte Schwierigkeit. Raabe wies auf den Kalendertag hin und schlug „Mittfastenklub“ vor. Aber er fand bei den anderen beiden für die humoristische Ausdeutung, zu der dieser Name die Möglichkeit bot, kein Verständnis. Schließlich gab die Feststellung, daß die Namen der drei Verschworenen mit R anfangen, die Entscheidung. Man nannte den Verein R-R-R-Klub oder Drei-R-Klub. Und dabei blieb es dann. Der verachtete Dreier wurde zum Sinnbild erhoben. Der Leiter des Klubs wurde mit einer Ehrenkette ausgezeichnet, die aus blankgeputzten Dreieren bestand. In diesem Kreise fand sich Raabe nicht nur gelassen, sondern auch behaglich mit der Rolle des Ballvaters ab, so spaßhaft sie ihm zu Gesicht stehen mochte. Er begnügte sich nicht mit dem Blick in das Gewühl der tanzenden Jugend. Er übte selbst auf dem Parkett längst entwöhnte Künste, und das war ihm wichtig genug, um seinem Freunde Jensen von dem Vergnügen, das er dabei empfand, Bericht zu erstatten.

Er war im Dreierklub bekannt und geschätzt als liebenswürdiger Erlöser junger Damen von der Mauerblümchenpein. Und es war ihm nicht nur eine fröhliche, sondern auch eine ernsthafte Angelegenheit, wenn er seine älteste Tochter auf der Liebhaberbühne spielen oder im Rokoko-Kostüm ein Menuett tanzen sah. Aber kein Vergnügensabend des Dreierklubs verging, von dem er sich nicht einmal heimlich fortgestohlen hätte, um daheim nach den „Kleinen“ zu sehen.

Freilich vom Dasein zum Leben, das heißt Schaffen, spannte sich in diesem Jahre noch weniger wie sonst eine Brücke. Am 20. Mai 1881 hatte er in sein Notizbuch geschrieben:

„Die ewige Illusion, daß das Leben noch vor einem liege. Das Leben liegt i m m e r hinter einem.“

Am Tage vorher hatte er den ersten Entwurf seiner neuen Erzählung abgeschlossen. Und diese zeigt in vielleicht noch stärkerem Maße als die vorangehende, daß sie von zurückliegendem Leben befruchtet war.

„Prinzessin Fisch“ steht in Raabes Werk darin einzigartig da, daß sie ein psychologisches Problem scharf in den Mittelpunkt stellt, so scharf, daß Umwelt und Handlung, wie sorgfältig ihre Linien auch gezogen sind, nebensächlich erscheinen.

Als spätgeborener Sohn alter Eltern früh verwaisst, wird Theodor Rodburg von der braven Witwe Schubach und dem lebensklugen, wackeren Gehilfen ihrer Buchbinderei Bruseberger erzogen. Als Primaner erlebt er die große Krisis seiner Entwicklungszeit. Von seinem Studierstübchen kann er in den Garten des väterlichen Hauses hineinsehen. Neue Leute sind drüben eingezogen: der alte Kriegszahlmeister Tieffenbacher und seine schöne Frau Romana, die er aus Mexiko mitgebracht hat. Und diese Frau, die er von ferne bewundert, wird dem einsamen Knaben in seinem Stübchen zum Inbegriff aller Lebenswunder. Sie wird für ihn die Märchenprinzessin, an die er seine Träume knüpft und an die er seine unklaren Gefühle verschwendet. Die schwere Enttäuschung aber, die ihm dieses falsche Ideal bereitet, läßt den Knaben zum Jüngling reifen. Sein um zwanzig Jahre älterer Bruder Alexander kehrt nach abenteuerlichen Jahren in die Heimat zurück. Und als er nach schwindelhaften Spekulationen in seiner Vaterstadt, die sich zu einem berühmten internationalen Badeort entwickelt, mit Romana wieder das Weite sucht, da hat Theodor seine Heimat verloren. Als blutjunger Student muß er, auf sich allein gestellt, über die Schwelle des Lebens treten, aber er ist reif geworden, entschlossen und gefeit vor jedem falschen Blenden, in die Zukunft zu gehen.

Noch eigenartiger als diese Erzählung selbst ist ihre Entstehung. Der erste Entwurf dazu, datiert vom 16. Februar bis zum 19. Mai 1881, ist uns unter dem Titel „Zu spät im Jahr“ in einem Notizbuche erhalten. Von dem späteren Hauptthema, der Erziehung des jungen Menschen durch die falsche Illusion, ist in ihm noch so gut wie nichts enthalten. Er ist beherrscht von dem Titelmotiv, ohne daß es doch darüber zu voller Klarheit kommt. Aber es wird doch aus ihm wahrscheinlich genug, daß dieses „Zu spät im Jahr“ ein Symbol für eigenes Erleben darstellen sollte. Wie Annette von Droste in ihrem Gedicht „Der zu früh geborene Dichter“ Klage erhob über ihre Stellung in ihrer Zeit, so wollte Raabe

unter dem Schleier der Dichtung sich schaffend über die Bedeutung des Abstandes, in dem er sich zu seiner Zeit sah, Klarheit schaffen. „Ob er auch zu spät im Jahr in die Welt hineingekommen war oder vielleicht zu früh, was ebenso unbehaglich für den Betreffenden ist, kann ich nicht sagen“, heißt es im Entwurf von einer Gestalt der Erzählung, die in der Ausführung wieder getilgt wurde. Aber der Versuch scheiterte, mußte wohl scheitern, weil das „Zu spät“ in dem Sinne, wie Raabe es zuerst gefaßt hatte, ohne ein recht umfassendes Zeitbild kaum zur Anschauung zu bringen war. Erst am 26. Oktober wurde dann das zweite Konzept abgeschlossen. Trotz Beibehaltung der wesentlichsten Züge der Umwelt tritt hier mit Goethes Jugendgedicht „Der neue Amadis“ als Symbol des Ganzen etwas durchaus Neues in die Fabel. Wie kam Raabe zu diesem neuen Thema, das doch recht weit abseits von seinem Wege zu liegen scheint? Es handelt sich hier um die kritische Persektion jenes Motivs, das ihm in seiner ersten Schaffensperiode von seiner ersten Novelle und seinem zweiten Roman an bis etwa zur „Holunderblüte“ immer wieder zu schaffen gemacht hatte. Romana Tieffenbacher ist die letzte Wandlung, welche die See Labe aus „Ein Frühling“ in Raabes Werk eingeht. Wie diese, wie Felicia Guarnieri im „Studenten von Wittenberg“, wie Fausta La Tedeska im „Heiligen Born“, wie Zemima Löw in „Holunderblüte“ ist sie vom Reiz des Fremdartigen umflossen, und wieder ist es ein Schüler und Student, der diesem Zauber unterliegt. Waren Erinnerungen mächtig geworden, die Raabe bei der Arbeit an seinem Jubiläumsbuch „Fabian und Sebastian“ begleitet hatten? Das Tagebuch, das am 15. November 1879, dem „Federanfertigungstage“, schweigt, enthält am 29. November desselben Jahres eine geheimnisvolle Notiz, die nachträglich mit winziger Schrift eingetragen wurde: „Ob vor 25 unter den Linden!“ — Liegt hier ein Hinweis auf die Lösung des Rätsels? Wir werden es nie wissen, und es tut auch nicht not. Jedenfalls wird hier in der „Prinzessin Fisch“ dem alten Spuß für immer die Kehle zugeschnürt. Schon in dem Namen Romana Tieffenbacher liegt die Kritik des alten Zaubers angedeutet. Nicht in der romantisch „emaillierten“ Gewöhnlichkeit liegt er begründet, sondern in den erwachenden Sinnen des jungen Menschen, die den Glanz ihrer Träume auf das Bild werfen, das sie entzückt. Bezeichnend aber war wieder für Raabe, daß er, angeregt durch das Titelsymbol aus dem Gedicht Goethes, bei diesem selbst sich die Beglaubigung seines Erlebens

suchte. Am 1. bis 4. Juni, also zwischen dem ersten und zweiten Entwurf, las er das fünfte Buch von „Dichtung und Wahrheit“, das die Gretchen-Episode enthält und mit einem Satz beginnt, der als Motto über seiner eigenen Erzählung stehen könnte:

„Für alle Vögel gibt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet.“

Und wenn Raabe dann weiter las:

„Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung“, dann durfte ihm sein künstlerisches Ringen mit der Fee Labe und ihren Verwandlungen als die beste Bestätigung dieses Satzes erscheinen.

Villa Schönw. Pfisters Mühle

Auch die folgende Erzählung „Villa Schönw“ setzt den mit „Fabian und Sebastian“ begonnenen Rückblick auf die Zeit vor fünfundzwanzig Jahren fort, auch sie zeigt deutlich das Bedürfnis des Dichters, sich des künstlerischen Abstandes von damals im neuen Schaffen bewußt zu werden. „Die Chronik der Sperlingsgasse“ und „Ein Frühling“ spielen beide in Berlin. Bei der wiederholten Durchsicht seines Erstlingswerkes, das jetzt seinen eigentlichen Siegeslauf begonnen hatte, wurde er sich bewußt, daß er damals eines schuldig geblieben war: das Bild des echten Berlinertums. In seinen Anfängen war er recht vorsichtig um diese Aufgabe herumgegangen. Seine Phantasie hatte damals um Gestalten gekreist, die fast alle wie er selber aus der Ferne in die Hauptstadt vom Schicksal verschlagen worden waren. Sie waren keine Berliner, und sie hatten sich, unbeeinflusst von dem Geist der „klaren, prosaischen Stadt“, wie Goethe ihn früh schon empfunden hatte, ihr kleines Idyll in ihr zu gründen und vor dem Ansturm der großen Welt ringsum zu sichern verstanden. Trotz aller zeitlichen und räumlichen Verwobenheit lebten sie abseits von dem eigentlichen Berlin. Und auch „Die Leute aus dem Walde“ und „Der Hungerpastor“ hatten in dieser Hinsicht keine wesentlichen Erweiterungen gebracht. Seit dem Dezember 1857 war Raabe nicht wieder in Berlin gewesen. Um so verblüffender die Sicherheit, mit der er jetzt den Urberliner hinstellte, um ihn gleich den lebendigsten und unvergesslichsten seiner Gestalten anzureihen.

Der Hoffschieferdeckermeister Wilhelm Schönow macht der „klaren, prosaischen Stadt“ wahrhaftig alle Ehre, und er steht viel zu fest auf ihrem Boden, um die Romantik oder das Idyll in ihr zu suchen. Das würde ihm auch dann lächerlich erscheinen, wenn der Aufschwung der jungen Reichshauptstadt ihm Zeit dazu ließe. Daß er es vom verwahrlosten Straßenjungen zum reichen Geschäftsmann gebracht hat, verdankt er sich selbst und seiner alten Freundin Julia Kiebig, der gelehrten Tochter eines Berliner Universitätsprofessors aus Hegels Schule. Die hat ihn einst zum Trost in ihrer mutterlosen Verlassenheit von der Straße geholt und auf seinen Weg gewiesen. Und daß er sie immer wieder zu Hilfe ruft, wenn er sich irgendwo einmal „verklettert“ hat, das zeugt von dem guten Herzen, das sich hinter seiner nie verlegenen breitmäuligen Schnodderigkeit, die in keiner Lebenslage einen guten oder schlechten Witz unterdrücken kann, verbirgt. Irgendwo in den Weserbergen hat er seine Schieferbrüche liegen. Dort legt ihm, den vieles angeht, was die anderen mit einem Achselzucken erledigen, das Schicksal die Sorge um zwei junge Menschenkinder auf die Schultern. Das eine ist der Bruder eines Kriegsverletzten von 1871, der zehn Jahre nach dem Frieden an seinen Wunden den Tod für das Vaterland stirbt. Natürlich ist auch Wilhelm Schönow alter Soldat, Unteroffizier im siebenten Brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 60, Veteran von 1864 und 1866. Es ist für ihn selbstverständlich, daß er den treuen Bruder des Sterbenden, dem er in seinen Fieberphantasien zu einem tapferen Soldatentode verhilft, als Erbschaft für sich beansprucht. Zugleich aber fällt ihm die sechzehnjährige Tochter seines Freundes Hamelmann als Legat ohne Testament zu. Da muß er seine alte Freundin zu Hilfe rufen, „Deutschlands klarstes Frauenzimmer“, und ihr Eingreifen erlöst ihn nicht nur aus seiner Verkletterung, es heilt auch seine teure, aber nicht leicht zu tragende Ehegattin von ihrer unbegründeten Eifersucht.

Aber so wenig sich der Dichter auch hier gehen läßt, so plastisch die Kleinstadtwelt, in der Schönow in Bedrängnis gerät, auch vor unseren Augen steht, die Handlung ist hier noch mehr wie sonst Nebensache. Alle Linien leiten immer wieder auf Wilhelm Schönow hin. Seinen Lebensäußerungen in Wort und Schrift ist ein so breiter Raum gegeben, daß ohne weiteres sichtbar wird, worauf es dem Dichter ankam. Und hat er nicht das Wort, dann ist sicher bald von ihm und seiner Wirkung die Rede. Eine kulturgeschichtliche Aufgabe sah Raabe hier vor sich: den

unverwundlichen derben Humor des Berliners, seine in keiner Lage versagende Schlagfertigkeit, seine herzinnige Vorliebe für einen schönen Wisz, der bei aller Grobheit nicht verlegt, weil sich oft genug innere Weichheit und Nührung dahinter versteckt, seine rastlose, unerschütterliche Tatkraft und nicht zuletzt seinen „Potsdamer“ Soldatenstolz galt es ihm in einer lebensvollen Gestalt festzuhalten. Und es war der letzte Augenblick dazu. Schönow selbst beklagt sich über die Vermischung und Verfälschung des Berliner Wesens durch das wachsende Übergewicht der Zugereisten. Er weiß, daß er bald einer der letzten seiner Art sein wird. Sein Dichter aber stellt auch diese Art unter das Motto des Deutschen Adels, wenn er ihn bei seiner Heimkehr nach Berlin in Buzemanns Keller mit dem alten Achtermann, Doktor Wedehop und Ulrich Schenck zusammenführt.

Deutscher Adel — weniger als je war die Zeit reif dafür, Raabes lebensvolle Verkörperung dieses Begriffes gelten zu lassen. Der Kamerad Schönow war es, der den Widerspruch in dem Leserkreise der „Monatshefte“ laut werden ließ und dann das Band, das seinen Dichter mit dem Verlage Westermann verknüpfte, zerriß.

Während Raabe den Kameraden Schönow durch seine Nöte begleitete, stattete die zeitgenössische Literatur ihm ihren Besuch ab. Der Deutsche Schriftstellerbund hatte für den 9. bis 12. September seine Tagung nach Braunschweig und Wolfenbüttel verlegt. Raabe gehörte dem Bunde nicht an; aber er konnte sich der Aufforderung, an den Vorbereitungen mitzuwirken, schlecht entziehen und schließlich auch nicht nein sagen, als man ihn zur Mitgliedschaft drängte. Es waren große Tage für die Welfenstadt, die den berühmten Männern von der Feder mit einer Festvorstellung im Theater aufwartete, bei der nach einem Prolog Glaxers Griepenkerls Drama „Dantons Tod“ gegeben wurde. Ernst Wichert, Viktor Blüthgen, Friedrich Bodenstedt, Julius Wolff, Albert Träger, Ludwig Fulda, Christian Friedrich Scherenberg, Moritz Lazarus waren die bekanntesten unter den erschienenen Größen des deutschen Schrifttums — heute fast alles vergessene Namen. Damals aber staunten die guten Braunschweiger darüber, daß ihr bescheidener Mitbürger Wilhelm Raabe mit diesen Berühmtheiten verkehrte — wie mit seinesgleichen. Noch mehr hätten sie gestaunt, wenn sie gewußt hätten, wie froh dieser war, als er den Spuk hinter sich hatte. Eine Nachwirkung freilich zeitigte diese Tagung doch. Die Theateraufführung weckte seine

Erinnerungen an seinen unglücklichen Landsmann und Bruder in Apoll Robert Griepenkerl wieder auf, den er einst in Schulden und Trunkenheit hatte versinken sehen. Sein Schicksal ließ herbe Fragen in ihm aufsteigen, die ihm in seinem nächsten Werke zu schaffen machten.

Drei Jahre lang hatte Raabe rückwärts gewandt zu weit zurückliegenden Motiven gegriffen, um an ihnen die gewonnene Meisterschaft zu messen. Fast ruckartig wandte er sich jetzt der unmittelbaren Gegenwart zu, und er stellte mit verblüffender Kühnheit ein Motiv in den Mittelpunkt seiner Dichtung, an das sich einige Jahre später der nicht gerade empfindsame Naturalismus kaum herangewagt hätte: die Abwässerbiologie. Bei den Ausflügen zum Grünen Jäger im Winter 1882 hatte sich Raabe dieses Thema aufgedrängt. Der Weg führte über den Wabebach, einst ein munteres, fischreiches Wiesengewässer, jetzt ein trübes, übel duftendes Rinnsal, in dem der Fischbestand restlos zu Grunde ging. Die Zuckersabrik Rautheim, die ihre Abwässer in den Bach leitete, trug die Schuld daran. Den ärgsten Schaden von der Verunreinigung hatten die weiter unterhalb an der Schunter gelegenen Wassermühlen von Bienrode und Wenden, deren Besitzer einen Prozeß gegen die Zuckersabrik anstrebten. Zu den Kleiderfellern gehörte der Privatdozent der Chemie Dr. Beckurts, der in diesem Prozeß ein wissenschaftliches Gutachten abgab. Am 6. Juni 1883 stellte dieser dem Dichter die „Akten in Sachen der Mühlenbesitzer Müller und Lüderix gegen die Aktien-Zuckersabrik Rautheim“ für zwei Tage zur Verfügung, und Raabe arbeitete sie gründlich für seine Zwecke durch.

Aber so ernst er der Sache auf den Grund ging, daß es wissenschaftliche oder wirtschaftliche Dinge waren, die ihn dabei fesselten, werden wir von vornherein nicht annehmen. Der von Fäulniskeimen durchsetzte Bach und die um ihr Lebensrecht kämpfenden Mühlen waren ihm von Anfang an Sinnbild, und aus dem Schwefelwasserstoffdunst der Wabe stiegen ihm nicht nur schmerzliche Klagen über die Zerstörung des Idylls durch den industriellen Aufschwung, sondern auch recht ernsthafte Fragen auf.

Ein Commerferienheft nennt er den Bericht von „P f i s t e r s M ü h l e“; denn der Sohn des letzten Müllers aus dem Geschlechte der Pfister schreibt die Erinnerungen während seines Ferienaufenthalts in der Mühle. Ihr Schicksal ist längst besiegelt, der Verkauf abgeschlossen. Bald werden sich die Mauern einer großen Fabrik an ihrer Stelle erheben. Aber der Gymnasiallehrer Eberhard Pfister hat sich von den

neuen Besitzern das Recht ausbedungen, mit seiner jungen Frau die Glitterwochen auf dem Besitztum seiner Väter zu verleben. Und nun webt er in die lachenden Tage seines jungen Glücks die Bilder frohen und ernsten Bedenkens, um seiner Emmy eine Anschauung von seinem Werden zu geben. Pfisters Mühle liegt eine Wegstunde von den Toren einer Universitätsstadt entfernt und war lange Jahre ein beliebter Ausflugsort für Bürgerschaft und Studenten. Nicht nur die idyllische Umgebung, auch der joviale alte Müller, der mit jedermann zurechtkam, lockte dahin. Vor allem aber fühlte sich die akademische Jugend in der Mühle daheim. Einen aus ihrer Mitte holte sich der Müller heraus, seinen Einzigen, der die Mutter früh verloren hatte, für das Gymnasium vorzubereiten. Das war der Studiosus Adam August Utsche, zu dem der Alte trotz seiner Schulden und seines Bummelns um seines Vaters willen Vertrauen hatte. Und er täuschte sich in ihm nicht. Als dann Eberhard auf das Gymnasium kommt, verschwindet auch Utsche aus der Mühle und geht in die Welt hinaus. Als Doktor der Chemie, der dabei ist, die chemische Reinigung zu seinem Lebensberufe zu machen, finden wir ihn nach Jahren in der Universitätsstadt wieder, wo auch sein Bögling, jetzt als Student der Philologie, auf den Abschluß seiner Studien hinarbeitet. In dieser Zeit legt das Schicksal seine Hand auf den alten Pfister. Regelmäßig im Herbst und Winter verwandelt sich das klare Wasser seines Mühlbaches in eine trübe, übel duftende Flüssigkeit, in der kein Fisch mehr, aber allerlei Pflanzengewirr gedeiht, das sich in milchigen Fäden überall festsetzt. Der unerträgliche Schwefelwasserstoffgeruch vertreibt die Gäste, und das frißt dem lebensfrohen Müller am Herzen. Zu Weihnachten erscheinen Eberhard und Utsche in der Mühle, und trotz des Glends wird noch einmal ein frohes Fest gefeiert. Auch Gäste sind dazu erschienen, der in Kunst und Leben gescheiterte Dichter geschichtlicher Dramen und „unausgegener Lyrik“ Felix Lippoldes und seine tapfere Tochter Albertine, die dem unzurechnungsfähigen Vater in einer kümmerlichen Bauernköte die dürftige Wirtschaft führt. An den beiden Weihnachtstagen aber untersucht Utsche das Wasser des Baches, und die chemische Prüfung ergibt die Bestätigung seiner Vermutung. Die Abwässer der Zuckerfabrik Krickeroode haben den Bach vergiftet. Er entnimmt dem Bach Proben bis zu der Stelle hin, wo der heiße, übel duftende Abfluß der Fabrik in ihr einläuft, um Vater Pfister das Beweismaterial für einen Prozeß gegen Krickeroode zu schaffen. Der Prozeß zieht sich von

Instanz zu Instanz durch ein paar Jahre hin. Und als er endgültig gewonnen ist, ist es wieder einmal Weihnachtszeit, und Usche und Eberhard fahren wieder, diesmal von Berlin aus, zum Fest in die Mühle. Es wird jedoch ein trauriges Fest; denn der Triumph des Müllers über Krickeroode ist zu spät gekommen. Sein Lebensmut ist dahin. Und dazu fordert der Bach jetzt ein neues Opfer. An einem trüben Nebeltage gerät Feliz Lippoldes in seine Flut und ertrinkt. Vater Pfister nimmt die Tochter des unglücklichen Dichters in sein Haus und schließt seine Wirtschaft für immer. Noch ein ruhiges Jahr verlebt er mit Albertine in seiner Mühle, während Eberhard sein Examen macht und in Berlin angestellt wird und Usche den Grund legt zu seiner chemischen Reinigungsanstalt. Im Oktober ruft Pfister beide zu sich; er fühlt, daß es zu Ende geht. Versöhnt mit dem Weltlauf, der nicht aufzuhalten ist, nimmt er Abschied. Dem aber, von dem er am wenigsten glaubte, daß er jemals für die neue Welt und Mode Partei ergreifen werde und der sich nun gerade mitten in sie hineingesetzt hat, seinem Freunde Usche, nicht seinem Sohne, vermachet er die alte Müllererbt der Pfister, weil er weiß, daß der trotz seiner chemischen Fabrik die Traditionen von Pfisters Mühle festhalten werde. Usche aber macht ihm die letzte Lebensfreude damit, daß er sein Pflegekind Albertine Lippoldes an sein Herz nimmt.

Trotz der fast verwegenen Einführung der damals blutjungen Wissenschaft der Abwässerbiologie in die Dichtung blickt auch diese Erzählung wieder wie die vorangehende nach rückwärts. Die eigentümliche Form dieses Werkes, die der Dichter selbst in seinem letzten Kapitel im Vergleich mit einem „wirklichen druck- und kritikgerechten Schreibekunststück“ ironisiert, steigert mit ihrem Durcheinander von Gegenwart und Vergangenheit die Form der „Chronik der Sperlingsgasse“. Aber das ist es nicht allein. Die Oberfläche dieser wehmütigen Geschichte verbirgt wieder einmal ein nicht leicht zu durchschauendes Lebensringen ihres Dichters mit dem Proteus Leben. Das bei der Entstehung von „Prinzessin Fisch“ beiseite geschobene Thema „Zu spät im Jahr!“ hatte sich hier wieder gemeldet und seine gründliche Erledigung verlangt. Die Abfertigung ist von einer männlichen Klarheit, sie weist alle Klagen über die Stellung des einzelnen in seiner Zeit mit dem Satz zurück, den Usche mit Hinblick auf den verunglückten Dramendichter äußert: „Was beiläufig mich angeht, Ebert Pfister, so meine ich, der beste Mann wird immer derjenige sein, welcher sich auch mit dem schafelsten Material dem gegen-

über, was über der Zeit und dem Raume liegt, zurechtzufinden weiß.“ Das, was über der Zeit und dem Raume liegt, das Zeit- und Raumlose also, das Ewige, ist es, worauf es bei allem menschlichen Tun, vor allem aber auf dem Gebiete der Kunst ankommt, und gleichgültig bleibt das Material, das die Zeit dem Künstler vor die Finger schiebt. Und es ist Selbstbetrug, wenn er meint, er sei an seiner Zeit zu Grunde gegangen. Und nun sehen wir erst, was Felix Lippoldes mit dem Prozeß gegen Krickeroode zu schaffen hat. Er behauptet selbst: „res mea agitur“ in Hinblick auf Vater Pfisters vergifteten Lebensquell, das heißt, er sieht in Krickeroode das Sinnbild einer Lebensmacht, an der er mit seinem Dichten schuldlos habe scheitern müssen. Diese Macht ist der Zeitgeist mit all den Blüten, die er treibt, der Geist einer geschäftigen Gründerzeit, die stolz auf ihren Fortschritt und ihren wirtschaftlichen Aufschwung achtlos über Vergangenes hinwegschreitet und wenig Sinn für seelische Werte hat. Krickeroode, das ist auch ein Sinnbild für die Dichtung der Zeit: auf der einen Seite Zucker, auf der anderen Fäulniskeime. Wir sind in den achtziger Jahren. Da hat die süßliche Buzenscheibenlyrik den Sieg gewonnen und das Echte verdrängt. Nicht ohne Grund stellt ihr Raabe „alte, schöne Lieder von fern“ entgegen. Und eins von ihnen, Schnetzlers Romanze von der verlassenen Mühle, durchzieht seine Dichtung sogar wie ein Leitmotiv. Kurz zuvor (1882) hatten die Brüder Hart ihre „Kritischen Waffengänge“ eröffnet und damit begonnen, nicht nur der Abwässerflora, sondern auch dem Zucker von Krickeroode den Krieg anzufagen. Es dämmerte ein neuer Tag, und es stand zu hoffen, daß sich doch einst Raabes Vision erfüllen werde:

„Wenn dieses Sündflutgewässer verdammter Literatur sich senkt, dann wird sich abheben eine Insel mit schroffen, schwer zugängigen Landungsstellen, zornig und drohend anzusehen; aber im Innern voll von Blumen und Palmen, süßen Stimmen usw.“

Raabe wußte wohl, daß er über kurz oder lang einmal seinen Prozeß gegen Krickeroode gewinnen werde, aber er wußte ebenso genau, daß er dann wie der Vater Pfister auch nur ein sauer süßes Lächeln für den zu spät kommenden Triumph übrig haben werde. Inzwischen aber hieß die Losung: sich nicht unterkriegen lassen vom Zeitgeist! Mögen seine üblen Dünste das Dasein zu einem unbehaglichen machen — dagegen gibt es keine Wehr — aber das, was über dem Raume und der Zeit liegt, das Leben, können sie nicht vergiften und am allerwenigsten das Schaffen.

Wer da den Grenzstrich nicht zu ziehen weiß, der geht an sich selbst zu Grunde wie Felig Lippoldes, und nicht an Krickeroode. Doktor Usche, der so gern sein Schwiegersohn werden möchte, weiß das wohl. „Der Vorschlag, in Kompanie mit mir aus Pfisters Mühle ein Gedicht zu machen, würde Ihnen heute nur lächerlich vorkommen“, sagt er ihm angesichts der bösen Zuckerfabrik. Raabe kam es nicht lächerlich vor. Er griff gelassen wie Usche hinein in den Moder und zeigte, daß das giftige Zeug ihm nichts anzuhaben vermochte.

Freilich, eins war klar, er hatte wieder einmal eine Insel heraufgebannt „mit schroffen, schwer zugängigen Landungsstellen“ und mußte die Folgen davon auf sich nehmen. Mit auffälliger Zurückhaltung nahm der Verlag der „Monatshefte“ das neue Werk entgegen. Offensichtlich erregte es Beklemmungen dort. Nach vierzehn Tagen mahnte Raabe. Tags darauf brachte Freund Glaser das Manuskript zurück. „Ende der Verbindung mit der Verlagsbuchhandlung George Westermann“, schrieb der Dichter am 5. Juni 1884 in sein Tagebuch. Er ließ sich dadurch nicht hindern, unmittelbar darauf zum Grünen Jäger zu wandern. Nun reiste die Erzählung nach Berlin zur „Deutschen Rundschau“. Der Herausgeber dieser Zeitschrift, Julius Rodenberg (Lewi), einer der führenden Vertreter des Zeitgeistes, erklärte, ihm sei nicht weniger übel von dem Duft Krickerodes geworden wie dem Vater Pfister. „Es stinkt ihm zu sehr“, schrieb Raabe lakonisch am 30. Juni in das Tagebuch. Nun wanderte „Pfisters Mühle“ nach Leipzig zu den „Grenzboten“, deren Herausgeber eine weniger empfindliche Nase hatte, und blieb dort.

Was das Werk im Ringen der Zeit und im Ringen Raabes zu bedeuten hatte, wurde von den wenigsten erkannt. Ja, in schroffster Verkennung ihres wirklichen Gehalts wurde auch diese Erzählung dazu mißbraucht, den Vorwurf zu begründen, daß Raabe seine Zeit nicht verstände. Die Zeit ist eben immer ihrer selbst sicher und hält den für einen Narren, dem ihre Lebenslust das Atmen schwer macht.

U n r u h i g e G ä s t e

„Wie kann man sich selbst kennenlernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist.“

Getreu dieser „Maxime“ Goethes hatte Raabe schaffend die erneute Durchmusterung seines Soll und Habens, zu der er sich angesichts der äußeren Erfolglosigkeit seines Dichtens gedrängt fühlte, durchgeführt. Er hatte bewußt den Stand seiner künstlerischen Leistung am Vergangenen gemessen, und er hatte zuletzt nicht in schwächlichem Selbstverzicht, noch weniger in überheblicher Nichtachtung, sondern in klarer Nüchternheit seine Stellung zu dem ihm abgeneigten Zeitgeist umrissen und gesichert. Keinen Augenblick war er dabei in der Verneinung stehengeblieben. Er hätte ja auch sein eigenstes Wesen damit verleugnet. Denn Bejahung auch des Gegensätzlichen ist die Grundlage des Humors, die siegreiche Überwindung auch des quälendsten Widerspruches seine Aufgabe. Wohl ist der Humor auch ein scharfer Kritiker; denn er sucht unablässig das Wesen hinter dem Schein, das Ewige hinter dem anmaßenden Gehabe des Tages. Aber da er als Feind aller Einseitigkeit Verständnis für alles hat, kann seine Kritik niemals zerstörend, sondern immer nur aufbauend sein.

So war es zu erwarten, daß Raabe es bei der Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist nicht bewenden ließ, daß er vielmehr seine eigene Lebensschau und seine grundlegende Erkenntnis vom Menschentum erhaben über alle Bedürfnisse des Angriffs wie der Verteidigung herausstellte. Das tat er in dem Roman aus dem Säkulum „Unruhige Gäste“. Ja, die auffällig kurze Zeit, die er diesmal für die Fertigstellung des Entwurfes benötigte, macht es wahrscheinlich, daß sich ihm das neue Bild in den Grundzügen schon aufdrängte, als er mit der Frage rang, was „Krickrode“ für ihn zu bedeuten habe.

Nach langer Frist kehrt Raabe hier zu der Bezeichnung Roman zurück. Aber schon der Zusatz „aus dem Säkulum“ schillert etwas ironisch. Und in der Tat ist er hier weniger als je gewillt, seinen Leser mit einer regelrechten Romanhandlung zu beglücken.

Der Professor der Staatswissenschaften Freiherr Veit von Bielow hat sich aus dem vornehmen Verkehrskreise, der sich in dem internationalen Badeort eines deutschen Mittelgebirges zusammengefunden hat, fortgestohlen, um einen Studiengenossen wiederzusehen, der auf der unwirtlichen Höhe des Gebirges als Dorfpfarrer waltet. Der Reiz des Gegensätzlichen hat den verwöhnten, weltklugen Veit vor Jahren zu dem lebensunfrohen, asketischen Prudens Hahnemeyer hingezogen. Ihre Wege sind längst auseinandergegangen. Ein Zufall hat dem Professor verraten, daß der ehemalige Freund jetzt der Seelenhirte einer der ärmsten Gemeinden

des Gebirges ist. Es war kein innerer Zwang, kaum mehr als eine Laune, was ihn zu diesem „Schritt vom Wege“ trieb. Er findet das Dorf und den Pfarrer in einen bösen Arger verstrickt. Ein Typhusfall in der Familie Fuchs, der bestgehaßten in der Gemeinde, hat den Anlaß dazu gegeben. Auf der Vierlingswiese hat man der vierköpfigen Familie eine notdürftige Köte gebaut, um das Dorf vor der Ansteckung zu bewahren. Diese Aussonderung hat den wilden Volkmar Fuchs, den seine Dorfgenossen den Käkel nennen, ergrimmt, und als seine Frau der Krankheit erliegt, sträubt er sich unter Gewaltandrohungen dagegen, sie auf dem Kirchhof der Gemeinde begraben zu lassen. Er will sie irgendwo im Walde zur Ruhe betten, damit sie im Tode nicht in der Mitte derer zu liegen brauche, die im Leben nichts von ihr haben wissen wollen. Auch der Pfarrer, der in der Nacht den grimmigen Troß des Verfemten niederzuringen sucht, muß seine Ohnmacht eingestehen, und seine starrsinnige, friedlos ringende Natur leidet schwer unter dieser Niederlage. Als am nächsten Tage auch der Landphysikus Doktor Hanff mit seinen Vernunftgründen in der Köte gescheitert ist, unternimmt Veit von Bielow mit der jungen Schwester seines Freundes, Phöbe Hahnemeyer, den letzten Versuch, und die überlegene Lebensflugheit des Freiherrn weiß den erbitterten Käkel bei der richtigen Stelle zu fassen. Er überwindet die Verworrenheit durch den Vorschlag, die Plätze auf dem Kirchhof zu beiden Seiten der Toten frei zu lassen für ihn selbst und für Phöbe. Diese schreckt zurück vor diesem Einfall, der ihr verwegen in Künftiges vorzugreifen scheint, aber der Gedanke, einen Unglücklichen dadurch aus seiner verhängnissvollen Verirrung zu lösen, besiegt ihren Widerstand. Der hochmütige Troß des Volkmar Fuchs aber ist durch diesen Vorschlag gebrochen. Von der Köte gehen Veit und Phöbe, um den Sarg zu bestellen, zu dem Tischler Spörenwagen. Auch dieser ist wie der Käkel im Dorfe nicht beliebt. Er hat sich in der Welt umgesehen und eine eigene Philosophie mit heimgebracht, in der der große Hobel, der zuletzt alles glatt macht, den Mittelpunkt bildet. Ein unmittelbares gegenseitiges Verständnis verbindet ihn mit Phöbe. Sie finden den Meister schon bei dem traurigen Werk. Er hat schon die Nacht hindurch daran gearbeitet und auch dabei wieder in seiner Seele manches glatt gehobelt. Einst stand die Tote zwischen ihm und dem Käkel, und seit dieser ihm den Sieg abgewann, hat er mit wehen Blicken das Schicksal der Anna Fuchs sich entfalten sehen, hat der Familie, wenn es not tat, geholfen und den Haß

des wilden Volkmar dafür geerntet. Der Garg, an dem er arbeitet, soll sein letztes Liebeswerk sein. Aber Veits und Phöbes Gang zu ihm war nicht vergeblich: der Freiherr, der in der vornehmsten Welt des Säkulumns daheim ist, hat einen wirklich vornehmen Menschen kennengelernt. Am Grabe der Anna Fuchs nehmen Veit und Phöbe voneinander Abschied, die in so seltsamer Weise „Ruhegenossen außerhalb des Werktags“ geworden sind. Was dieses Band für sie bedeutet, ahnen sie noch nicht. Veit von Bielow ist der erste, der es erfährt. Als drunten im Badeort, in seiner Welt, die schöne, kluge Valerie, die Ansprüche auf ihn zu haben glaubt, Bericht fordert, ist er ratlos; aber durch das zufällige Hinzutreten des Kreisphysikers und Badearztes Dr. Hanff erfährt Valerie von der Bindung, die Veit eingegangen ist, und sie empfindet diese als einen Raub, der an ihr begangen wurde. Die Leidenschaft erwacht in ihr und treibt sie zum Kampfe um ihr Unrecht auf Veit. Ein paar Tage später weilt sie als Gast in dem Pfarrhause in den Bergen. Sie läßt sich von Phöbe das Grab der Anna Fuchs zeigen, und hier macht sie ihr Vorwürfe wegen ihrer Bindung an Veit von Bielow. Ernst und streng weist Phöbe sie ab, aber sie kann es nicht hindern, daß sie selbst in schwerer seelischer Verwirrung zurückbleibt: Valerie hat das Weib in ihr erweckt. Als diese drunten im Thal wieder in ihren Kreis tritt, erfährt sie, daß Veit von Bielow mit den sicheren Anzeichen des Flektypus darniederliegt. Die vornehme Badegesellschaft, der er angehört, wird durch die Furcht vor der Ansteckung auseinandergetrieben, und auch Valerie muß den ihrigen folgen. Als aber Phöbe von dem Arzt davon erfährt, fühlt sie den Zwang der Bindung, die sie am Sterbebett der „Feh“ eingegangen ist. Sie setzt Dr. Hanff gegenüber ihren Willen durch, die Pflege des Kranken zu übernehmen. In dem alten, halbzzerfallenen Spital, in das man den Professor gebracht hat, findet sie Dorette Kristeller aus der Apotheke „Zum wilden Mann“ vor. Und im Verein mit dieser ringt sie den Freund dem Tode ab, nicht für sich, sondern für Valerie. Der alten, verbitterten Dorette aber werfen die Tage des Zusammenseins mit Phöbe ein ganz neues Licht auf ihr Leben und das Schicksal ihres armen Bruders. An dem hoheitsvollen Seelenfrieden des jungen Mädchens wird ihr klar, daß Agostin Agonista jenem nichts hat nehmen können, was ihm wertvoll und wesenhaft war, und sie ahnt, daß die harte Nuß des Lebens einen süßen Kern hat. Veit von Bielow hat Valerie geheiratet und ist mit ihr Genesung suchend nach dem

Süden gegangen. Von hier aus sendet er Prudens Hahnemeyer für Phöbe zur Erinnerung ein bronzenes Grablämpchen aus frühchristlicher Zeit, das ihren Namen trägt. Sein Begleitbrief zeugt von einem Menschen, der aus seinem „Schritt vom Wege“ die bitterste Selbsterkenntnis gewonnen hat, und er vermag diese auch für ein paar Stunden wenigstens in seinem harten, friedlosen Freunde zu erwecken. Phöbes Frieden aber erschüttert er nicht.

Klarer noch als die vorangehenden Erzählungen scheint diese nach rückwärts zu blicken. Am 31. Oktober 1884, neun Tage nach ihrer Vollendung, sandte Raabe die Novelle „Zum wilden Mann“ an den Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig, der ihn für die Nummer 2000 seiner Universal-Bibliothek um ein Werk seiner Feder gebeten hatte. Er schrieb dazu:

„Es haben wenige meiner kleineren Dichtungen das Publikum so „intriguiert“ wie diese; und da ich demnächst in einem größeren Werke die Figuren und ethischen und psychologischen Zustände von neuem vorführe und zu einem Abschluß bringe, so wird das Interesse der Leser sicherlich nicht wenig von frischem dafür erweckt werden.“

Zweifellos dürfen wir in der zwiespältigen Wirkung der Novelle „Zum wilden Mann“ die erste Anregung zu dem neuen Werke sehen; aber ebenso zweifellos hatte Raabe mit den „Unruhigen Gästen“ mehr im Sinn, als die scheinbare Dissonanz am Ende des früheren Werkes versöhnend aufzulösen. Es ist auch mit dem Nachweis wenig getan, daß das Motiv des störenden Eingriffes in den Frieden eines ruhvollen Menschenlebens von außen her, das der Novelle zugrunde lag, hier wieder aufgenommen wird. Das alles trifft das Wesen des Neuen nicht, das er uns hier gibt. Und dies ist nichts weniger als die grundsätzliche Gegenüberstellung seiner Welt mit der des „Säkulum“. Daß dies ein recht verwegenes Unterfangen war, mußte er freilich unmittelbar nach geschehener Tat zur Kenntnis nehmen. Die „Gartenlaube“, die dieses Werk zuerst brachte, machte den „Roman aus dem Säkulum“ zu einem „Roman aus der Gesellschaft“, und der Dichter selbst wird einen grimigen Humor in diesem Wandel gefunden haben.

Wir aber dürfen uns mit dieser erlösenden Übersetzung des lateinischen Wortes, das der Dichter selbst mit „Weltlichkeit“, „Zeitlichkeit“ uns näherzubringen sucht, nicht zufrieden geben, obgleich wir sehr wohl wissen,

daß der Gegensatz, der sich hier auftritt, kaum mit dem Denken allein zu fassen sein wird. Im Grunde handelt es sich, wie immer bei Raabe, um etwas sehr Einfaches; aber das ist eben die Tragik des unruhvollen „Säkulum“, daß es für das Einfache und seine erhabene Vornehmheit immer nur getrübte Augen hat.

Das Säkulum, das ist, um von der Bezeichnung in „Pfisters Mühle“ auszugehen, erst einmal der raum- und zeitgebundene, der Unruhe und dem unablässigen Wandel unterworfenen Werkeltag, und der Gegensatz dazu ist die Welt, die „über dem Raum und der Zeit“ liegt. Der kluge Badearzt Dr. Hanff nennt diese höhere Welt unbewußt ahnungsvoll eine „Kinderwelt“. Und sein Augenblicksärger über sie ist recht aufschlußreich.

„Euch aus eurer Kinderwelt komme man einmal mit seinen Einwürfen und Bedenken aus der Rezeptierkunst seiner Erdenpraxis in Hinsicht auf Verstand und Anstand, Vernunft, Sitte und Gewohnheit und was sonst so für uns in der Herde und, kurz, in der Zeitlichkeit mit zu Knigges Umgang mit Menschen gehört . . . Na, eine nette Gesellschaft seid ihr; und Staat und Kirche werden sich noch oft hinter den Ohren krägen müssen, ehe sie mit euch zurecht kommen.“

Diese „Kinderwelt“ besitzt also andere Anschauungen von Lebenshaltung, Vernunft und Sitte, als die Herdenwelt der Zeitlichkeit, und diese scheint Grund zu haben, den Angriff, der von daher droht, zu fürchten. In dem Handeln der beiden Frauen, zwischen denen Veit von Bielow steht, wird der Gegensatz klar. Valerie folgt nur dem Sittengesetz des Säkulum, ihrer Welt, wenn sie den geliebten Mann in seiner Not verläßt. Sie hat alle Vernunftgründe dabei für sich; aber solche kommen für sie gar nicht in ihrer Verzweiflung in Betracht. Viel mächtiger als die Vernunft ist in ihrer Welt die Sitte. Kein Band, das die Gesellschaft anerkennen kann, verbindet sie noch mit Veit. Blicke sie allen Widerständen zum Trotz bei ihm, so wäre ein gesellschaftlicher Skandal die unausbleibliche Folge. Nichts aber haben die Menschen des Säkulum so sehr zu fürchten wie diesen; denn er entwurzelt sie in den meisten Fällen rettungslos. Auch Phöbe setzt sich selbstverständlich der Verdächtigung und Verachtung aus, die das Säkulum für jeden zeigt, der die Schranken seiner Sitte zu überschreiten wagt. Aber Phöbe sieht diese Schranken gar nicht. In ihrer Welt gibt es diese nicht. Da herrscht nur ein Gesetz, das hoheitsvolle Gesetz des Müßens, das aus Wesens-

tiefen aufsteigt und niemals nach der Meinung der Außenstehenden schießt. Von diesem Müßigen aber, das zugleich die erhabenste und adligste Form der Freiheit ist, fällt der fahle Schein der Fragwürdigkeit auf die Welt des Säkulum und sein Schrankengewirr. Die Menschen des Säkulum sind wehrlos dagegen. Ihnen dämmert beim Anschauen solchen Müßigen und solcher Freiheit etwas von dem hohen Adel der Einfachheit, die frei von jeder Wunsch- und Zweckgebundenheit nur durch ihr Da-sein wirkt, weil sie die Kerkerwände der Zeitlichkeit fühlbar und ihr Kettengelirr vernehmlich macht.

In dieser Welt der höchsten Freiheit von Gottes Gnaden können die Menschen des Säkulum, „die mit der Stunde gehen und was darin mit ihnen stimmt“, immer nur „unruhige Gäste“ sein. Mit ihrer vielgewandten, ichgebundenen Klugheit, die ihr Ziel in der Wirkung auf die anderen sieht, verwirren sie für Augenblicke wenigstens die Einfachheit dieser Welt. Für Veit ist sein Vorschlag am Sterbelager der „Feh“ nur die wohlberechnete Lösung einer Augenblicksverwirrung. Phöbe dagegen kann darin entweder nur ein frevelhaftes Spiel mit dem erhabenen Bilde des Todes sehen, dem sie wie allem Unerforschlichen mit ruhvoller Gelassenheit gegenübersteht, oder die Verpflichtung zu einer Bindung, die weit über Zeit und Raum hinausgeht. Der Irrtum, dem sie bei der Entscheidung zwischen diesen beiden Deutungen verfällt, zerstört ihr ihren Frieden, und sie kann ihn nur im Kampfe mit sich selbst wiedergewinnen. Es ist ein schwerer Kampf. Denn es geht in ihm nicht um Veit von Bielow, sondern um die Welt, in der sie daheim ist. Und in diesem Kampfe muß ihr zum ersten Mal ihre Einsamkeit erschauernd zu Bewußtsein kommen. Der Mann aus dem Säkulum aber wird für sein frebles Spiel mit seiner jämmerlichen Flucht vor dem Tode bestraft. Sein Schritt vom Wege hat ihm einen Einblick in eine Welt gegeben, in der er ewig ein Fremdling sein würde. Das Wissen aber von ihr genügt, sei'r Dasein für immer zu entwerten.

Der in ihrem Gottesfrieden geborgenen Phöbe hat Raabe in ihrem Bruder einen Lebensgenossen zur Seite gestellt, der auch zu den unruhigen Gästen dieser Welt gehört, ja trotz seiner asketischen Härte gegen sich selbst der unruhigsten einer ist. Auch er kann das Einfache nicht sehen, weil ihm die Freiheit von der Ichgebundenheit ein undenkbarer Gedanke ist. Dieser Gegensatz hat zu der Meinung geführt, daß es sich in der Dichtung um eine Auseinandersetzung über das Wesen des Christentums

handele. Raabe hat dies schon in seinem Begleitschreiben an die Schriftleitung der „Gartenlaube“ vom 13. März 1885 abgelehnt:

„Ich brauche wohl nicht hervorzuheben, daß die Sache durchaus nicht vom Standpunkt des frömmelnden Pietismus aufgefaßt ist, sondern aus dem vollen Gegenteil heraus.“

In der Tat, Phöbes Welt kann nur einer zur Anschauung bringen, der selbst in ihr Heimatrecht besitzt, und auch der kann es immer nur mit jener Zartheit tun, die mehr ahnen läßt, als sie zeigt. Schon die Tatsache, daß Spörenwagen, der „Gottesleugner“, der nicht an Auferstehung und Vergeltung glaubt, in der Dichtung der einzige ist, der eine Ahnung von dem Wunder hat, das mit Phöbe durch die Welt geht, sollte warnen vor der Annahme, daß es hier um Formen des christlichen Lebens geht. Phöbes zeitliches Gewand ist für sie ebenso wesenlos wie die Glaubensforderungen, an denen ihr Bruder hoffnungslos sich die starre Seele wund ringt. In ihrem Reiche ist der Zweifel eine Sinnlosigkeit, weil in ihm taghelle Gewißheit herrscht. Es ist das Reich der unbewußten Genialität, in das unser Blick hier fällt, das Reich der wahrhaft Schaffenden, die frei von allen Bindungen an die Zeitlichkeit und das irre Wollen des Ich das heilige Müssen ihres Wesens erfüllen, die nichts für sich erstreben und darum unermesslich reich sind, die gefeit sind vor allen Angriffen, weil sie nur Unverlierbares, nur das, was über Zeit und Raum liegt, wirklich ihr eigen nennen. Ahnungslos des Lichtes, das von ihnen ausstrahlt, gehen die in diesem Reiche Heimatberechtigten durch die Werkeltagswelt, ein Rätsel für die meisten, die von ihrer Wirkung berührt werden, wenigen Auserlesenen mitten in der Verworrenheit des Säkulums ein vollgültiges Zeugnis für einen Sinn des Lebens.

Der Glanz dieses Reiches leuchtet nicht zum ersten Mal hier auf. Von der Ragenmühle in „Abu Selsan“ über das Siechenhaus von Krodbeck im „Schüdderump“ und den Siechfobel von St. Johann in „Des Reiches Krone“ führt der gerade Weg in das dem Abbruch geweihte Spittel des großen Kurortes in den „Unruhigen Gästen“. Aber auch sonst stehen wir oft genug in Raabes Werk auf dem Boden dieses Reiches.

Was bedeutete es für den Dichter selbst? Wir können diese Frage nicht abweisen, wenn wir Klarheit über Wilhelm Raabes Leben suchen. War es ihm nur ein Traumgebilde seiner Phantasie, bestimmt, ihm Trost und Ruhe zu geben in einem gierbeherrschten, unruhewollen Säkulum? Dürfen wir in dem Manne, dem die Sorgen und Sehnsüchte des Säu-

lums ein ununterbrochenes Studium waren, der nach dem Pulsschlag seiner Zeit fühlte so ernsthaft wie nur je ein Arzt nach dem seines Kranken, der seinerseits den Menschen aus dem Säkulum niemals aus dem Wege ging, ja gern ihre Kreise suchte, einen Mitbürger der stillen Phöbe sehen? Wir müssen es schon, und es waltet auch gar kein Geheimnis darüber. Wir müssen nur Augen haben für die verschiedenen Ebenen, auf denen wir die uns zugeschriebene Rolle abspielen. Die eine nennen wir Dasein, und wir teilen sie mit vielen. Auf ihr sind wir Kinder des Säkulums, verflochten in Zeit und Raum, ausgeliefert der Unruhe des ewigen Wandels. Daneben aber kennen wir eine höhere Ebene, auf der wir einsam sind, auf der sich uns erst der Sinn unseres Daseins in unserem höchsten Schaffen enträtselt und das Chaos des Geschehens sich zum Kosmos ordnet. Diese Ebene nennen wir Leben. Zu ihr dringt der Lärm und die Unruhe nur sehr gedämpft herauf. Und schon wir kleinen Durchschnittsmenschen haben eine gute Übung darin, sie vor den Störungen von unten zu sichern. Je begnadeter aber ein Mensch ist, je reicher die Gaben sind, die ihm Mütterchen Natur verliehen hat, um so wesensloser wird ihm bald die Ebene des Daseins, um so tiefer, machtvoller und unantastbarer das Leben. Einem Dichter wie Raabe aber war es unabweisbarer Zwang, von der Höhe des wirklichen, ruhewollen Lebens in das hastende, triebgehegte Dasein ernst hinabzuschauen, ernst — und mitleidsvoll. Denn er wußte sehr wohl, daß die meisten Kostgänger des Herrgotts in der Herdenwelt nichts dafür können, daß sie das Dasein für das Leben nehmen. Auf der höheren Ebene des Lebens ist Hochmut seltener als unten im Dasein. Raabe hat sich selbst einmal in einem Briefe dagegen gewehrt, daß der armen Valerie allzu harte Vorwürfe gemacht wurden; sie habe doch auch ihr Recht der frommen Phöbe gegenüber.

Dem Abschluß des „Romans aus dem Säkulum“ folgte ein Satyrspiel aus dem Säkulum, das für den Dichter mehr Bitterkeit als Humor hatte. Das Werk wurde von der „Gartenlaube“ erworben. Vom 30. März 1885 bis zum 8. September zieht sich ein Briefwechsel zwischen Raabe und dem Schriftleiter und dem Verleger der Zeitschrift hin, in dem es sich um Abänderungsvorschläge handelt. Zuerst wurde der Schluß als unbefriedigend bezeichnet. Man wagte es sogar, eine neue Fassung zu skizzieren, die nur zeigt, wie fern man dem Gehalt des Werkes geblieben war. Dann wehrte man sich gegen das Zurückgreifen auf die Novelle „Zum wilden Mann“, und zuletzt erregte das Zitat aus „Tristram

Chandy“ und der böse Ausspruch Heines „Dieu me pardonnera, car tel est son métier“ im letzten Kapitel Angstbeklemmungen in Hinblick auf die 270 000 Abonnenten der „Gartenlaube“. Raabe wehrte sich nach Kräften. Den Heinrich Heine gab er zuletzt preis, den Dinkell Toby aber verteidigte er beinahe leidenschaftlich.

„Ich bitte Sie inständig, hochverehrter Herr, verderben Sie mir nicht durch eine solche Schlußverstümmelung jede Freude an meinem Werke! Ich weiß es wohl, die meisten meiner Herren Kollegen haben bessere Nerven in dieser Hinsicht; aber ich habe auch niemals des bloßen Manuskriptverfertigers wegen geschrieben.“

Auch der Verleger der „Gartenlaube“, Herr A. Kröner, meinte es gut — wie Veit von Bielow, und er hat sicherlich nicht geahnt, daß er dasselbe tat wie dieser.

Während Raabe in recht ernsten Bildern sich Rechenschaft darüber gab, was „ein Schritt vom Wege“ zu bedeuten vermag, nahm er sich die Zeit zu einer kleinen Skizze, die nicht viel mehr ist als ein Stimmungsbild, aber doch ein höchst bezeichnendes Licht auf sein Schaffen wirft. „E i n B e s u c h“ heißt sie.

Der Besuch ist ein guter Genius, der sich nicht nennt und dessen Namen auch der Dichter verschweigt. Es ist die Poesie des Lebens, die auch außerhalb der Bücherwelt ihr freundliches Wesen treibt, die gelegentlich zu guter Stunde einen Einfall in der Menschenseele erweckt, der dann im Alltagsgrau des Daseins leuchtende Blüten treibt. Als Trösterin in der Einsamkeit kommt sie zu einer armen, alten, verlassenen Frau, die einst bessere Tage gesehen hat, und plaudert mit ihr von Vergangenen. Damals, als Reichtum und Glück sie noch umgab, hat sie einst, von einer jähen Mitleidsregung ergriffen, der jungen Witwe eines Untergebenen ihres Mannes einen Besuch gemacht, eine Fremde der Fremden. Eine Freundschaft für das Leben war daraus geworden. Und als die Witwe ihrem früh dahingegangenen Gatten folgte, da hatte sie ihre Tochter mütterlich ans Herz genommen. Auch sie verlor den sicheren Lebenshalt mit dem Tode ihres Lebensgenossen, sie lernte Armut und Einsamkeit kennen, und nichts war ihr geblieben, was sie an das Leben fesselte, wie das, was sie jenem Einfall in der Zeit ihres Glanzes verdankte: die Liebe der Tochter ihrer toten Freundin. Der Besuch verläßt die friedlich sinnende Greisin. Aber kaum ist er fort, da verkündet ein Brief nahendes Glück. In Kürze wird ihre Einsamkeit ein Ende haben. Die junge Frau,

bei der sie Mutterstelle vertrat, braucht ein Großmütterchen für ihren Jungen, und sie fordert von ihr, daß sie dies als Hausgenossin und Glied ihrer Familie auch wirklich sei.

Die Parallele mit dem Motiv der „Unruhigen Gäste“ liegt auf der Hand. Auch hier wie bei Veit von Bielow ein plötzlicher Einfall, der zu einem Schritt vom Wege Veranlassung gibt. Aber wie schneidend der Gegensatz der Wirkung! Dort der tragische Einbruch in den Frieden eines jungen Menschenherzens, hier der beglückende Abendsonnenschein einer vereinsamten alten Frau. Wieder einmal lüftet sich hier der Vorhang, der den Einblick in das Schaffen des Dichters verwehrt, und wir sehen, wie die innere Gegensätzlichkeit seines Wesens nach dem Ausgleich tastet. Nichts wird dieser empfindsamen Seele so peinlich wie die Einseitigkeit. Kam ihr diese auch nur in der Besonderheit eines Motivs zu Bewußtsein, so sah sie sich gezwungen, nach dem Gegenspiel zu suchen. Auch hieraus begreifen wir, weshalb der immer sich wandelnde Alte Proteus ein Lieblingssymbol Raabes wurde.

Die kleine Skizze, ein Muster zartester Stimmungsmalerei, erschien in der „Leipziger Illustrierten Zeitung“. In die „Gesammelten Erzählungen“ wurde sie nicht aufgenommen, wohl weil sie dem Dichter aus den Augen gekommen war.

Entsagung

Im alten Eisen

Am 29. April 1884 hatte Doktor Glaser Raabe einen Besuch gestattet. Den Inhalt der Unterredung, die an jenem Nachmittag geführt wurde, verrät das Tagebuch: „Man hat genug von Raabe. Seine letzten Bücher gleichen einander zu sehr — usw.“ Offenbar waren das Urteile, die dem Schriftleiter der „Monatshefte“ aus ihrem Leserkreise zugegangen waren. An diesem Tage wurde das bittere Motto geboren, das der Dichter nunmehr über sein Leben und Schaffen setzte: Im alten Eisen. Der Vorwurf, der ihm von Glaser übermittelt wurde, war nicht neu, ja er war eigentlich so alt wie seine ganze Schriftstellerei. Wie ein roter Faden zieht sich durch die Besprechungen seiner Werke die Warnung vor der „Manier“. Manier heißt Handschrift. Und daß Raabe seine eigene und eigentümliche Handschrift schrieb, die keiner anderen glich und

von keinem anderen nachgeahmt werden konnte, war freilich nicht zu bezweifeln. Daß sie einer Welt, die vom Wesen der Dinge immer nur die spiegelnde Glätte der Oberfläche zu sehen wünscht, unbehaglich sein mußte, ist gleichfalls verständlich. Ist schon der Humor eine Sache, deren Wesen den meisten Sterblichen immerdar rätselhaft bleiben wird, so gilt das von seiner Ausdrucksform in noch höherem Maße. An ihr sind schon recht viele Ästhetiker gescheitert. Es ist beim besten Willen nicht einzusehen, inwiefern „Alte Nester“, „Das Horn von Wanza“, „Fabian und Sebastian“, „Prinzessin Fisch“ und „Villa Schönow“ einander zu sehr gleichen sollen. Die Handschrift ihres Dichters haben sie freilich gemein. Und durch sie heben sie sich scharf genug von der glatten Schönfärberei jener beliebten kurzlebigen Literatur ab, die damals den durchaus angemessenen Namen Belletristik führte. Uns liegt ein Brief vor, den am 13. Juli 1881 Theodor Fontane an Raabe schrieb. Darin heißt es:

„Es ist so hochehrföhrlich, einem Individuum zu begegnen und seiner Eigenart; alles, was jetzt den Tag und die Journale beherrscht, ist physiognomielos, es kann von Müller, aber auch von Schulze sein. Spaltenfutter und damit basta!“

Damit sind die Fronten gekennzeichnet, die hier einander gegenüberlagen.

Der Kampf, den Raabe um die „Unruhigen Gäste“ mit dem Verleger der Gartenlaube zu führen hatte, lag auf derselben Linie. Auf der einen Seite das höchste künstlerische Verantwortungsbewußtsein mit dem harten Bekenntnis „Ich kann nicht anders!“ auf der anderen die angstvolle Rücksicht auf eine 270 000köpfige Leserschaft, auf der einen Seite „Lebensnot und Dichterräume“, auf der anderen der goldene Segen eines betriebsamen literarischen Handwerks, das „mit dem Tage ging“. Es ließ sich nichts daran ändern. Es ist immer so gewesen und wird immer so sein.

Aber es ist doch ersichtlich, daß diesmal die bitteren Erfahrungen, die er gemacht hatte, ins Leben griffen. Wohl wurde, wie immer in kürzester Frist, nach Abschluß der „Unruhigen Gäste“ der Beginn einer neuen Arbeit verzeichnet; aber langsam wie nie zuvor schritt sie vorwärts. Nach zehn Monaten erst war das Konzept abgeschlossen, und die Ausarbeitung beanspruchte ein volles Jahr. Auf die Freudigkeit des Schaffens war ein Schatten gefallen, und ein hartes Ringen war dazu nötig, ihn zu vertreiben. Wie finde ich mich zurecht im alten Eisen? hieß die Frage, die Antwort suchte. Es war selbstverständlich, daß der Glaube an sein

Werk keinen Augenblick erschüttert wurde. Dazu war die Zahl derer, die dankbar zu ihm kamen, schon viel zu groß geworden, und die Briefe und Liebeszeichen, die in sein Haus flogen, zeigten ihm deutlich, daß er auch für seine jüngsten Dichtungen eine Gemeinde besaß, deren tiefes Verständnis ihm Verpflichtung sein mußte. Aber entscheidend war ihm doch erst die Erkenntnis, daß sein Schicksal keine Ausnahme, sondern die Regel war. Der scharfe Blick, der immer das Leben hinter dem Daseinsgeflimmer suchte, zeigte ihm so manches Stück unerwüßlichen Lebens, das von der Zeit ins alte Eisen geworfen worden war und das sich zuletzt als eiserner Bestand gerade dieser Zeit erwiesen hatte. „Heute behältst du recht, heute über hundert Jahre habe ich es“, schrieb er einmal nieder. Freilich war das ein bitterer Trost, und es war nicht zu erwarten, daß er den Kampf befriedete. Raabe dachte auch gar nicht daran, ihn aufzugeben. Es ging ja da nicht um ihn und sein Lebensbehagen, sondern um die Ehrllichkeit des Lebens schlechthin. Und so fand er gerade im alten Eisen die Waffe, mit der er der Wahrheit eine Gasse bahnte. Daß er ein wirklicher Dichter war und deshalb kein durchsichtiges Tendenzstücklein schreiben konnte, war auch diesmal nicht zu ändern.

„Similia similibus“ hieß der neue Roman ursprünglich, und erst die Bitte des Herausgebers der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ ließ diesen Titel zum Motto herabsinken, und so trat er unter der Flagge „I m a l t e n E i s e n“ an das Licht. Die äußere Fabel ist wieder recht dürftig. Eigentlich handelt es sich nur um eins jener erbarmungslosen Großstadtbilder, in denen sich zu grimmer Anklage die Rehrseite von dem spiegelt, worauf das selbstzufriedene Säkulum so stolz war. Das persönliche Erlebnis des Dichters aber liegt wieder unter einer schwer zu lüftenden Decke seiner Symbolik.

Zwei arme unmündige Kinder werden von der Umwelt tagelang an der Leiche ihrer Mutter alleingelassen. Die öffentliche Wohlfahrtspflege hat versagt, und die Nachbarschaft beschränkt aus Furcht vor Ansteckung ihre Anteilnahme auf das Notdürftigste. Zum Glück ist der zwölfjährige Knabe ein tapferer kleiner Kerl, der seinem Schwesterchen mit kindlichem Ernst durch den angstvollen Schauer der Stunden hinweghilft. Als er merkt, daß die Überbringer des Armentsarges die Sargnägel vergessen haben, trennt er sich von seinem einzigen Lebensbesitz, dem Degen seines tapferen Großvaters, und tauscht im Altwarenkeller der Frau Wendeline Gruse Nägel dafür ein. Das Schwesterchen an der Hand, folgt er dann

dem Leichenwagen zum Friedhof. Inzwischen aber enthüllt sich der Zauber, der in dem alten Eisen verborgen liegt. Frau Wendeline liest auf dem Degen nicht nur die auf ihm eingeritzten Namen der Schlachten des schleswig-holsteinischen Krieges von 1848, in denen er seinen Dienst getan, sondern auch den Namen dessen, der ihn in diesen Schlachten schwang, des Leutnants Wolfram Hegewisch. Und sie kennt diesen Namen. Noch ist sie in den Erinnerungen befangen, die er in ihr auslöst, als ein Lebens- und Kampfgenos aus längst versunkenen Tagen, durch ihr Firmenschild geleitet, in ihren Keller kommt. Es ist Peter Uhusen, einst Mitglied der Schauspielertruppe, die Frau Wendeline in ihrer Glanzzeit leitete, dann Kapitän im amerikanischen Sklavenkriege, jetzt Inhaber einer Wiener Feuerwerksfabrik. Er weilt in Geschäften in Berlin und ist beglückt, daß der Zufall ihn zu seiner alten mütterlichen Freundin geführt hat. Nachdem sie ihre Lebenserfahrungen ausgetauscht haben, zeigt ihm Frau Wendeline den Degen. Und nun werden dem vom Leben zerzausten Gesellen, dem eine Explosion in seinem Laboratorium die eine Hand verstümmelt und das Gesicht zerfetzt hat, seine Jugendjahre in Lübeck und am Strand von Travemünde lebendig. Damals feierte Frau Wendeline am Lübecker Stadttheater ihre Triumphe. Der Stern an Peter Uhusens Jugendhimmel aber hieß Erdwine Hegewisch. Die vornehme Mutter seines Jugendfreundes Albin Brokenkorb hatte das schöne Mädchen und ihre eitle Mutter sehr wider den Willen des armen Leutnants in die glänzende Nichtigkeit ihrer Gesellschaftskreise gezogen und sie dadurch Peter entfremdet. Dem falschen Glanz ist ein Leben der Not und des Elends gefolgt. Als mittellose Witwe eines Geigenkünstlers ist Erdwine dahingegangen, und an ihrem Sterbelager haben jene beiden Kinder die schaurige Leichenwacht gehalten. Doktor Albin Brokenkorb aber lebt in einem vornehmen Heim in Berlin, ein vielbewunderter Schriftsteller und beliebter Vortragsredner, dessen geistreiche Gedankenspiele über alle Gebiete des Lebens das Entzücken der gebildeten Welt der Hauptstadt sind. Peter hat ihn tags zuvor aufgesucht und, als er ihn nicht antraf, ihm seinen Weißdornknüppel mit der Teufelsfrage, den er sich einst am Strande von Travemünde aus einer Hecke geschnitten hatte, an Stelle einer Besuchskarte zurückgelassen. Jetzt steht es ihm fest: Albin Brokenkorb muß dabei sein, wenn es gilt, das Vermächtnis der armen Erdwine anzutreten. Den Degen des Leutnants in der Hand eilt er zu ihm, und er schleppt den vergebens widerstrebenden Aestheten mit zunächst zu Frau

Wendelines Lumpenkeller, um dann mit dieser und ihm zu der traurigen Mietskaserne zu fahren, in deren viertem Stock sich Erdwines Schicksal vollendet hat. Sie finden die Kinder nicht und fahren weiter zum Friedhof, um dort den Bericht des Totengräbers zu vernehmen, der die Kinder, die auf dem Friedhofe die Nacht über bis zur Beerdigung am andern Morgen hatten bleiben wollen, vom Sarge ihrer Mutter hat losreißen müssen. Sie eilen zurück, finden sie in dem öden Raum, in dem Erdwine ihren letzten Kampf gekämpft hat, auf dem Lager der Mutter und nehmen sie mit in Wendelines Keller. Das alte Eisen des Leutnants Hegewisch hat seine Schuldigkeit getan. Vier treue Augen werden über der Zukunft seiner Enkelkinder wachen. Der geistvolle Aesthet Dr. Brockenkorb aber, der so schön über Leben und Tod zu reden weiß, hat einen Tag in der Hölle verlebt, der ihn bis an den Rand der Nervenzerrüttung gebracht hat. Doch morgen schon wird er die Wirkung der Tragödie überwunden haben, und bald wird sie ihm nicht mehr sein als ein dankbares Thema vor dankbaren Hörern.

Diese einfache Fabel bildet das Gerippe einer schier unerschöpflichen Lebensfülle. Das grausige Glend der Berliner Mietskaserne wird uns ebenso lebendig wie die vornehme Welt, in der Doktor Brockenkorb daheim ist, die Mondscheinnacht von Travemünde ebenso anschaulich wie das Schauspielerdasein unter Wendelines Regie, ihr Lumpenkeller ebenso greifbar wie Peter Uhusens Lebenshafen in Untermeidling bei Wien. Und die unermüdliche Lebensheiterkeit der beiden wackeren Kampfgenossen von manchem Schlachtfeld des Daseins, die sich im alten Eisen finden, genügt uns durchaus als Antwort auf die Frage des Dichters: Wie finde ich mich im alten Eisen zurecht? Doch darüber ist ein ganzes Gespinnst von symbolischen Andeutungen gebreitet, die den Blick in tiefere Lebensschichten leiten. Wie ein Leitmotiv zieht sich das Märchen vom Schmied von Jüterbog, der mit Tod und Teufel fertig wurde, durch das Ganze. Des Dichters Landsmann Eulenspiegel erhält das Wort zu klugem Lebensrat. Der Knabe, der das Gruseln nicht lernen konnte, erscheint mit Jung Siegfried im Verein, auch die drei Rolandsknappen tauchen auf. Sogar die „drei Knasterbärte“, die Synoptiker, werden bemüht, die vom Hörensagen über ihren „Mann aus dem sonnigen Nazara“ berichten. Und das alles geschieht, um ja keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, woran man auch im alten Eisen und unter den Lumpen wahre Vornehmheit und echte Heldenhaftigkeit zu erkennen

vermag. Ein weiteres Gebiet der Symbolik ist die Bühne des Lebens, und wir erfahren da so manches Nachdenkliche über die „höchste Regie, der noch niemand kontraktbrüchig geworden ist“, über falsche Rollen und über den verschiedenen Standpunkt vor oder hinter den Kulissen der großen Illusion. Da ist ferner das hohe Sinnbild von dem großen Schlachtfeld des Daseins und das alte Eisen des Leutnants Hegewisch selbst, das den Zauber so mancher guten Heldenwehr aus grauer Vorzeit wieder lebendig macht. Aber ein Symbol mutet uns doch fremd und rätselhaft an, und das ist gerade das ursprüngliche Titelsymbol, das erst nachträglich zum Motto geworden ist, und schon deshalb wohl auf das hinweisen muß, was dem Dichter das Wichtigste war.

Similia similibus — das ist das Leitwort der Homöopathie, die „Ähnliches mit Ähnlichem“ zu heilen versucht. Mit diesem Symbol rückt der Gegensatz Peter Husens zu Brokenkorb in den Mittelpunkt des Ganzen. Ein literarisch Feuerwerk, für das er nur ein Publikum von Zaungästen gehabt habe, hatte Raabe am Tage nach seinem fünfzigsten Geburtstag sein Schaffen in dem Briefe an Har.s von Wolzogen genannt. So versteckt er sich jetzt in lustiger Eulenspiegelerei hinter dem Feuerwerker Peter Husen und läßt ihn in recht gründlicher Weise mit dem Liebling des Publikums, Dr. Brokenkorb, der so geistvoll über alles zu reden weiß, abrechnen. Und wie fängt dieser es an? Nun, er zwingt ihn, das Leben, über das er sich in gläsernen Wortkastaden zu verbreiten pflegt, in seiner ganzen Erbarmungslosigkeit so zu sehen, wie es ist, er zeigt dem Schwachnervigen, der so hoch darüber zu stehen scheint, daß er es auch nicht einen Tag lang ertragen kann. Und er gewinnt gegenüber dem Vermögnten, Erfolgreichen, auf den Höhen des Lebens Wandelnden den grimmigen Trost:

„Sie könnten mir eine Million bei so 'ne Haut wie deine legen, ich kröche dafür nicht in sie hinein.“

Nun ahnen wir, was Raabe will. Auch er will Ähnliches mit Ähnlichem heilen, und nicht nur hier, nein überall und immerdar. Denn, was die Zeit das Leben nennt, diesem bunt übertünchten Zerrbild, das sich ein nervenschwaches Geschlecht zurecht gemacht hat, weil es diese Täuschung braucht, um in seinem faden Daseinsgenuß nicht geängstigt zu werden, diesem in tausend Romanen wirkungsvoll hingepinselten Phantom will er sein Bild des Lebens gegenüberstellen. Rücksichtslos zerreißt er alle Phrasenschleier, alle schönen Träume aus dem „versunknen Jugend-

vineta“, alle schillernden Nebel, die die Angst vor der Störung der holden Stunde um das mitleidlose Antlitz der Wahrheit spinnt; aber er darf es, weil er unerschüttert in dieses Antlitz blickt, denn er sieht durch die Mitleidlosigkeit hindurch auf die lächelnde Heldenhaftigkeit und die helfende Liebe adligen Menschentums.

Wieder erinnern wir uns der Zeit, in der wir stehen. Das Frührot des Naturalismus leuchtete am literarischen Himmel auf. Der Roman „Im alten Eisen“ zeigt klar, wo Raabe in dem Wandel der Zeit stand. Das einer Zeitungsnotiz entnommene Motiv von den beiden an der Leiche der Mutter allein gelassenen Kinder zeigt deutlich naturalistisches Gepräge. Aber des Dichters Glauben an den Sinn des Lebens, der immer nur in lebendigen Gestalten sich offenbaren kann, konnte das Neue nicht zerstören.

Das Sinnbild vom alten Eisen spielt auch in Raabes Briefen in dieser Zeit eine Rolle, nicht zuletzt in denen an Wilhelm und Marie Jensen. Es wird wohl auch am 3. Juni 1886 im Gasthause Bockstöver zu Celle in der Lüneburger Heide das Gesprächsthema gebildet haben, als Raabe und seine älteste Tochter — Frau Bertha hielten die Nachwirkungen einer schweren Kopfroße daheim — dort die Freiburger Freunde, die auf der Fahrt nach dem Norden waren, begrüßten. Es war ein prächtiger Tag, der noch lange Jahre später immer wieder einmal in dem Briefwechsel aufsteigt. Marie Jensen hielt in ihrem Skizzenbuch das Profil des Freundes in einer Zeichnung fest. Und dieser setzte — ganz seiner Stimmung im alten Eisen entsprechend — mit fester Hand das Signum unter das Bild:

In alls gedultig
Eins Alter LIV Jar.
R.

Die Erinnerungen einer Freundschaft, die fast auf den Tag genau zwanzig Jahre dauerte, wurden lebendig und verdrängten alle Daseinsorgen.

Zehn Tage später schrieb Raabe nach Freiburg:

„Herzlichen Glückwunsch zur vergnüglichen Ankunft zu Hause! Bockstöver war herrlich und verdiente wirklich, b e s u n g e n zu werden. Vor zwanzig Jahren und in Celle! Wer uns das damals in Stuttgart vor der Lieberhalle gesagt hätte!“

Und Jensen erwiderte postwendend:

„Freilich war's gut bei Bockstöver, alter Kolkrabe aus dem Säkulum, aber das wußte ich als vates schon vor 20 Jahren und erinnere mich, es Dir damals in Stuttgart vor der Liederhalle gesagt zu haben. Du hattest indes den Kopf mit allerhand Lappalien von Königgrätz, Mainarmee und Schüdderumpen voll und gabst auf meinen seherischen Hinweis auf die stille Weisheitscelle an der Aller nicht acht. Derzeit besang ich vorführend den Fall bereits mit der klassischen Strophe:

Kumm mal röver
Lo Bockstöver!
Da is goot sin
Bi Bier un Win
Un Beef dabi,
Dat glöb Du mi! —“

Das Ddfeld. Der Lar

Mit dem Roman „Im alten Eisen“ hatte Raabe sich erst einmal freigeschrieben. Er hatte auf seine Weise mit den Literaturhistorikern abgerechnet, mit dem Zeitgeist und mit dem lieben Publikum; er hatte sein Reich des Friedens und der inneren Geborgenheit abgegrenzt gegen das unruhervolle, lärmdurchtoste Reich des Säkulums, und er hatte mit Berufung auf das, was durch die langen Jahrhunderte hindurch als deutsche Heldenhaftigkeit galt, sein Ideal adligen Menschentums in immer neuen, mannigfaltigen Verkörperungen anschaulich genug als Mahnung und Warnung seiner im materialistischen Erfolgsrausch befangenen Zeit hingestellt. Er hatte damit Zeitromane in einem so tiefen Sinne geschrieben wie kein anderer deutscher Romanschreiber, denn er hatte die Zeit an dem gemessen, was über der Zeit und dem Raume lag. Stillschweigend war er damit über alle die hinweggeschritten, die in dem Wahne, Zeitromane zu schreiben, Kostüm mit Wesen verwechselt hatten oder gar politische oder soziale Tendenz mit völkischem Schicksal. Er hatte seine Pflicht der Zeit gegenüber getan und durfte ein gutes Gewissen haben.

Mit einem fühlbaren Ruck wandte er sich jetzt von seiner Zeit ab und der Vergangenheit zu. Bewußter als je zuvor nahm er in dem neuen Werke sein Dichten als seine eigene Sache und das, was dabei heraus-

kam, als eigenen Gewinn. Und mit bezwingender Unbefangenheit sagt er das dem lieben Leser gleich auf der ersten Seite ins Gesicht. Nachdem er auf den Schauplatz hingewiesen hat, auf den er ihn führen will, fährt er fort:

„Will man die Geschichte, die ich hiervon erzählen kann, anhören, so ist es mir recht. Wenn nicht, muß ich mir das auch gefallen lassen und rede von den alten Sachen, wie schon recht häufig, zu mir selber allein. Ist nämlich unter Umständen auch ein Vergnügen, einerlei, ob am sonnigen Sonntagmorgen, im abendlichen Alltagszwielicht, im Sommer oder im Winter; — nur in der richtigen Stimmung muß man sich dann mit sich selber allein finden!“

Die Rückkehr Raabes zum geschichtlichen Roman bedeutete kein Wiedereinlenken in längst verlassene Wege, noch weniger natürlich ein Bemühen, mit dem beliebten und erfolgreichen geschichtlichen Kostümroman, wie ihn unter Führung von Felix Dahn und Georg Ebers eine große Schar Romanschreiber den Zeitgenossen anbot, in Wettbewerb zu treten. Als er nach Braunschweig gekommen war, scheint Hänßelmann versucht zu haben, ihn zu einem großen Roman aus der Geschichte Braunschweigs anzuregen, in dessen Mittelpunkt Hennig Brabant stehen sollte. Er brachte Raabe aus seinem Archiv das zeitgeschichtliche Aktenmaterial dazu. Aber dieser war über diese Art Dichtung hinaus. Später hat er aus grundsätzlichen Erwägungen heraus hinter den geschichtlichen Roman sein Fragezeichen gesetzt. Es sei schon schwer, doch immerhin noch möglich, sich in die Menschen des Dreißigjährigen Krieges einzufühlen; darüber hinaus aber gehe es nicht mehr.

„Das D d f e l d“ verdankt einer ganz persönlichen Neigung des Dichters seine Entstehung. Der Jugendheimat wollte er ein Denkmal setzen, indem er sie als Schauplatz eines typisch deutschen Schicksals zeigte, das heißt als ein Schlachtfeld, auf dem sich nach alter, guter Sitte Deutsche mit Deutschen in den Haaren lagen, während gleichzeitig auf demselben Boden andere Völkerschaften Europas, in diesem Falle Franzosen und Engländer, ihren Hader mit Blut zu schlichten suchten. Es handelt sich um das vom Vogler, Ith, Hils, Colling und der Weser eingeschlossene Gebiet, durch das die uralte West-Ost-Straße geht, die Köln mit Berlin verbindet. In den drei zu Stadtoldendorf verlebten Jugendjahren hatte er die mannigfachen Wunder dieses Landstrichs unverlierbar in sich aufgenommen. Und nach eigenem Wort sollte das

Obfeld der eigentliche Held des Romans sein. Zwei Novembertage des Jahres 1761 greift der Dichter aus dem Verlauf des Siebenjährigen Krieges heraus, um ein Beispiel vom Schicksal dieses Bodens zu geben.

Auf dem Auerberg, der steil zu dem lieblichen Hoopital abfällt, liegt das Kloster Amelungsborn, eine Gründung der Zistercienser, seit der Reformation Sitz einer Klosterschule. Vor kurzem ist diese nach Holzminden verlegt worden, weil sich ihre Lage in der einsamen, walddreichen Gegend auf die Zucht der Schüler ungünstig ausgewirkt hatte. Nur ein Mitglied des Lehrkörpers, den alten Kollaborator Noah Buchins, hatte man als unbrauchbar zurückgelassen und dem Amtmann des Kloster-guts in Kost gegeben. Dieser alte Schulmeister steht im Mittelpunkt des Geschehens. Er, der selbst den jüngsten Schülern der Klosterschule gegenüber wehrlos gewesen war, bewährt an dem wilden Tage der Schlacht, in der Friedrichs des Großen trefflicher Feldherr, Ferdinand von Braunschweig, den Vorstoß der Franzosen auf Braunschweig vereitelt, seine schlichte Heldenhaftigkeit. Ja, er vermag dem warmherzigen Herzog, dem von tausend Widerwärtigkeiten bedrängten Gewinner eines nur halben Sieges ein Wort mit auf seinen schweren Weg zu geben, das diesem die Seele frei macht.

In keiner Weise verließ Raabe mit diesem Werk die Linie der voran-gehenden Erzählungen. So genaue Studien zeitgeschichtlicher Quellen er seiner Schilderung der Schlacht zugrunde legte, so sicher bis auf den kleinsten Strich seine Anschauung von den Bewegungen der feindlichen Haufen sowohl wie von den grausigen Einzelheiten des Schlachtfeldes ist, die naturalistisch nüchtern gesehene Schlacht bleibt doch nur Rahmen, in dem schlichtes, heimatverwurzeltes Menschentum in phrasenloser Selbst-verständlichkeit sein Heldentum entfaltet. Deutlich genug wirkt sich auch hier das Symbol vom alten Eisen noch einmal aus. In der grimmigen Angst und Verworrenheit der Stunden erweist sich der alte, verächtlich in den Winkel geschobene Schulmeister als letzter Halt und Trost all der Menschen seines engen Lebenskreises. Aber auch auf das Schicksal des großen Feldherrn des großen Königs, der lange, schwere Kampfesjahre hindurch diesem seine westliche Flanke sicherte und der dann schließlich als zahlungsunfähiger „Gutsherr von Wechelde“ endete, weil er unter dem Zwang eines mitleidsvollen Herzens auch das Letzte für andere hingab, läßt Raabe sein Licht fallen — trotz allen Heldenruhmes auch er ein Musterbeispiel dafür, daß selbst die größten Taten nicht vor dem Schicksal

sichern, ins alte Eisen zu geraten. Aber weil dem so ist, fällt von diesen beiden Alten her ein versöhnender Schein auf das Schicksal des jugendlichen Helden dieser Erzählung, des tollsten und übermütigsten Schülers der alten Klosterschule Thedel von Münchhausen, der als Freiwilliger in seiner ersten Schlacht, mit allen Fasern seines Wesens verflochten in das wilde Spiel, jauchzend die Laterfüllung seines jungen Lebens findet.

So aus Eigenstem geformt, aus Heimatenge erwachsen und von persönlichem Leben durchblutet, war noch nie zuvor ein Geschichtsbild entstanden. Und wenn dennoch es hinausdrang aus aller zeitlichen und räumlichen Beschränkung und ein Sinnbild wurde deutschen Schicksals und deutschen Wesens zugleich, dann zeugt es von einem Dichter, der bei aller Mannigfaltigkeit seiner Motive immer nur ein Thema haben konnte: deutsches Leben.

„Wir haben dann und wann eine Vorliebe für das, was Abziehende als gänzlich unbrauchbar und im Handel der Erde nimmermehr verwendbar hinter sich zurückzulassen pflegen. Wir nehmen manchmal das auch etwas ernster, was die Menschheit in ihrer Tagesaufregung nur für einen guten Spaß hält. D wir können sehr ernsthaft sein bei Dingen, die den Leuten höchst komisch vorkommen.“ —

Dieses besinnliche Bekenntnis zum Kleidersellertum im „Obfeld“ ist kein Zufall. Je weiter die achtziger Jahre vorschritten, um so kräftiger entfaltete sich auf dem „Grünen Jäger“ und in mancher Gaststätte der alten Stadt Braunschweig die unerschütterliche Lebensbehaftigkeit derer, die „mit dem Trödel Bescheid wußten“. Jetzt häuften sich in der Sella die vornehm auf Büttenpapier gedruckten Lieder, in denen der Jubel besonderer Stunden oder auch die frohe Gemeinschaft philisterfeindlicher Lebensschau ihren Ausdruck fanden. Raabe beteiligte sich an dem Sängereiwettstreit, in dem neben Hänselmann und Kirchenpauer in steigendem Maße Wilhelm Brandes als Barde Brandanus hervortrat, nicht. Aber er faßte deshalb doch den Geist des Bundes tiefer als irgendeines seiner Glieder und verankerte ihn in seinem Werk. Schon der Lumpenkeller der Frau Wendeline Gruse in der Erzählung „Im alten Eisen“ wäre schwerlich ohne das Symbol des Bundes zur Gestaltung gelangt. Aber einen Beitrag, der außerhalb seines Werkes lag, gab er den frohgemuten Genossen vom „Grünen Jäger“ doch. Am 9. Februar 1887 warf er mit der Feder auf einen Foliobogen eine lustige Zeichnung hin, die in tief sinniger Symbolik das Wesen des Bundes darstellt. Sie zeigt den

Unmarsch der Kleiderfeller auf dem Damm zwischen dem Wabebach und den Leichen des Klosters Kiddagshausen. Von einem Kater mit brennender Laterne geführt, schreiten Hänselmann und Raabe an der Spitze des Zuges, Kinklake, Brandes, Kirchenpauer, Abeken und Engelbrecht folgen nebst einigen anderen, die nicht mehr mit Sicherheit zu deuten sind. In den Lüften fährt, verfolgt von einem reitenden Gendarmen, ein sonderbares Gefährt. Es ist Theodor Steinwegs „Arche“, der Omnibus, den er zu den Kleiderfellerausflügen zur Verfügung stellte, nicht zur Freude Raabes, für den die Wanderung durch Nacht und Nebel, Wind und Wetter ein wesentlicher Teil des Ganzen war. Achlos geht der Zug vorbei an der bebrillten Germania, die für ihre Jünger Schoppen und lange Pfeife bereit hält und die wir hier als Schutzherrin des Stammisophilistertums zu nehmen haben. Hinein in das Buschwerk geht es, wo eine holde, leicht bekleidete Fee von lustigem Koboldgesindel umgeben, ein strahlendes Lämpchen den Heranziehenden entgegenhält. Das Bild wurde alsbald ein Heiligtum des Bundes, und der Barde Brandanus schrieb im Auftrag der Sellschaft eine gereimte Deutung des Tiefsinns dazu.

Noch von einer anderen lustigen Gesellschaft ließ sich Raabe in diesen Jahren nur zu gern einfangen. Das war der „Feuchte Pinsel“, ursprünglich eine Vereinigung von Aquarellmalern, die sich aber zu einem Künstlerbund ausgewachsen hatte, der nicht allzu ängstlich auf den künstlerischen Befähigungsnachweis seiner Mitglieder sah. Die Gründer waren der Kunsthistoriker an der Braunschweiger Technischen Hochschule und Architekt Professor Constantin Uhde und der Leiter der Braunschweiger Gewerbeschule Professor Johannes Leizen. Der letztere war der Führer der geselligen Vereinigung, die alle vierzehn Tage meist in den Altdeutschen Weinstuben von Sievers, zu denen Leizen die Entwürfe geliefert hatte, zusammentraf. Raabes Stammplatz blieb nur selten hier leer. Ja es scheint, daß er sich unter dem Künstlervolk noch freier und behaglicher bewegt hat als unter den Kleiderfellern. Noch ausgesprochener fand er hier die Lebenslust der in seinem Sinne Schaffenden und zugleich ein wohlthuendes Verständnis für sein Werk. Leizen sorgte nicht nur dafür, daß seine Bücher den Mitgliedern des „Feuchten Pinsels“ immer zur Hand waren, bald nach dem Erscheinen des „Odfelds“ überraschte er ihn auch mit einem Aquarell des Schauplatzes der Erzählung, der ihm, dem Stadtdendorfer Kinde, ebenso vertraut war wie dem Dichter. Der

Umgangston war hier in stärkerem Maße als im „Grünen Jäger“ auf eine kameradschaftliche Grobheit abgestimmt. Raabes Vertrauester in diesem Kreise war der Architekt und Kunsthistoriker Gustav Bohnsack, der Erbauer der Wolfenbütteler Bibliothek, später Professor an der Technischen Hochschule. Er und Raabe saßen als „Asinelli und Garisenda“ nebeneinander. Da beide auf verschiedenen Ohren etwas schwerhörig waren, mußten sie sich einander zuneigen, wenn sie sich in dem Lärm der Tafelrunde miteinander verständigen wollten und gaben dann nach des Dichters Urteil das Abbild jener beiden schiefen Türme von Bologna ab. Der neckende Humor, der zwischen beiden an der Tagesordnung war, äußerte sich gelegentlich auch in lustigen Federzeichnungen. Da sandte Bohnsack dem Dichter zum Jahreswechsel einmal den „Traum eines Unglücklichen in der Neujahrsnacht“, der ihn selbst, von mannigfachen symbolischen Schrecken umlauert, schlafend auf dem Lager darstellt, während über ihm ein Denkmal aufsteigt, das auf hohem Postament einen Raben zeigt, der einen Regenwurm im Schnabel hat. „Bohnsack“ steht auf dem Wurm. Er selbst hütete wie Kleinode humoristische Kartengrüße des Dichters. Einer darunter zeigt einen Raben, der mit wütenden Schnabelhieben einen Sack zerfetzt, aus dem weiße Bohnen herausquellen.

Im Juni 1888 mußte Bohnsack seiner Ischias wegen nach Deynhausen zur Kur reisen. Am 20. Juni verabschiedete er sich in einem humoristischen Briefe von Raabe. Der Brief hat ein Nachwort:

„Machen Sie doch mal Eins, wo sie sich kriegen! Meine Frau sagt immer: Wie der das wohl machen würde?!“

In etwas veränderter Form hat Raabe den ersten Teil dieser Zeilen auf das Titelblatt der Erzählung, die er damals unter der Feder hatte, als Motto gesetzt. Diese Erzählung ist „Der Lar, eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrs-geschichte“. Sie steht noch in einer anderen Beziehung zum „Feuchten Pinsel“. „Gut Blech, meine Herren!“ pflegte Raabe zu sagen, wenn er gegen zwölf Uhr sich von dem Künstlerkreise verabschiedete. So wird es neckende Ironie im Umgangston des „Feuchten Pinsels“ gewesen sein, die ihn dazu veranlaßte, dem als Maler rerunglückten, aber in die nahrhafte Leichenphotographie geretteten schönen Bogislaus den Familiennamen Blech zu geben. Und wir sind überzeugt, daß noch manches andere in dieses Werk hineingeflossen ist, was die Genossen von den Altdeutschen Weinstuben besser zu würdigen wußten, als wir das heute können. Jedenfalls wird ihnen der rauhe, zum Teil

sogar recht borstige Umgangston, den die wichtigsten Gestalten dieser Erzählung ohne Einbuße an dem Gehalt ihrer unsterblichen Seele anzuschlagen beliebten, merkwürdig vertraut erschienen sein.

Soweit kennen wir ja wohl Raabe nun schon, daß wir nicht in Versuchung geraten, den Untertitel und das Motto ernst zu nehmen. Wenn der Dichter irgendwo dem geliebten Publikum und seinen vom Wandel der Jahreszeiten bestimmten Neigungen den Rücken zugehrt, dann tut er es hier. Die Herausgeber der Zeitschriften, die ihre Leser kannten und sich nicht berufen fühlten, sie von ihren literarischen Schwächen zu heilen, hatten freilich ihre Sorgen, in ihren Heften den Festzeiten des Jahres durch entsprechende Geschichten besondere Weihe zu geben. Auch Raabe blieben Zumutungen, dieser lieben Sentimentalität des Publikums Opfer zu bringen, nicht fern. Einmal hat er sich sogar dazu herabgelassen, einem derartigen Wunsche zu entsprechen. Am 19. April 1889 schrieb er für seinen Verleger G. Grote auf vier Seiten eine Weihnachtsstizze „Wenn die Kinder zu Bett sind“. Leider ist dieses Opus damals nicht gedruckt worden und dann verschollen. Besäßen wir es noch, so würde es uns sicher zeigen, daß es die stimmungsvollen Weihnachtserwartungen des Bestellers schönöde enttäuscht hat. Und so werden denn auch im „Lar“ die mit dem Untertitel heraufbeschworenen Erwartungen auf recht ironische Weise erfüllt. Mit dem Motto steht es nicht anders. „Sie kriegen sich“ wirklich in dieser Geschichte, die beiden Liebenden. Aber da der Dichter seinen Bericht gleich mit der Taufe ihres ersten Sproßlings beginnt, so schlägt er die Hoffnung seiner holden Leserinnen auf das süße Bangen bei der spannenden Frage: „Ob sie sich wohl kriegen?“ gleich am Anfang mit Keulen tot. Lohnt es sich dann überhaupt, eine Geschichte zu lesen, wenn man auf der ersten Seite schon erfährt, wie sie ausgegangen ist?

Und nun die Geschichte selbst! Sie legt es geradezu darauf ab, empfindsame Gemüter abzuschrecken. Die kühle Nüchternheit, mit der der Liebhaber dieser Liebesgeschichte von der freundlosen Ehe seiner Eltern spricht, die Art, wie er sich die Versteigerung ihres Lebenshausrats mit grimmigem Humor zu einer Wesensprobe macht, genügt allein schon dazu. Und die Handlung sucht wieder einmal alle romantischen Bedürfnisse zu verhöhnern. Mit einem Doppelumzug fängt sie an. — Raabe selbst war wenige Wochen vor Beginn der Erzählung umgezogen und hatte in der Leisewitzstraße Nr. 7 ein neues Heim gefunden. Die Umzugs-

stimmung war also in ihm noch frisch. — Der nach der Versteigerung seines Erbes im vollkommensten Grade der Mittellosigkeit auf die Straße verwiesene Student Warnefried Kohl kommt gerade recht, zwei Hausfreunden seiner Eltern, dem alten verkürrten Tierarzt a. D. Dr. Schnarrwergk und der jungen Klavierlehrerin Rosine Müller bei dieser unbehaglichen Sätigkeit sich zur Verfügung zu stellen. Das Ziel der beiden bescheidenen Möbelwagen ist das gleiche. Zu ihrem Schrecken erfährt Fräulein Rosine, daß sie künftig in Nummer 33 der Hanebüttenstraße Wand an Wand mit dem Tierarzt wohnen wird, der sie im Hause des Professors Kohl immer nur angeknurrt hat. Angstvoll steigt die ewige Schicksalsfrage in ihr auf: Wie wird sich die Nachbarschaft zu deinem musikalischen Berufe stellen? Von dem Tierarzt glaubt sie das Schlimmste befürchten zu müssen. Und dieser erweckt denn auch schon mit seinem ausgestopften Affen und seinem Naturalienkabinett äußerstes Mißtrauen bei den Hausbewohnern. Nach seiner Hilfeleistung in der Hanebüttenstraße steuert Kohl der Behausung seines Freundes, des Malers Bogislaus Blech zu, und da ihm unterwegs der Geldbriefträger sechs Mark auszahlt, die ihm die „Fliegenden Blätter“ für einen eingelieferten Witz senden, kann er diesen sogar zum Mittagessen einladen. Das Geld hätte sogar noch weiter gereicht, wenn der Rest dem Besitzer nicht durch ein Loch in der Hosentasche entglitten wäre. Doch werden wir wenigstens darüber vom Dichter beruhigt, daß Kohl in der recht kahlen Werkstatt seines Freundes für die nächste Nacht ein Dach über dem Kopfe haben wird. Dann überläßt er ihn für fünf Jahre seinem Schicksal, um uns erleben zu lassen, wie Rosine mit dem alten Tierarzt fertig wird.

Es geht besser, als sie es sich gedacht hatte. Schnarrwergk ist nicht nur musikfest, er hält auch, als der Nachbarschaft ihre Fingerübungen zuziel werden, schützend seine Hand über sie. Und als sie an einem scheußlichen Regensontag mutig seine Einladung zu einem weiten Spaziergang durch die nassen Felder annimmt, da hat sie in mehr als einer Hinsicht gewonnen. Sie hat nicht nur dem alten Murrkopf Achtung abgetrotzt, sie hat auch seine menschenfeindliche Maske durchschaut. Sie erfährt, wie fein der grimmige Nachbar mit Mensch und Tier umzugehen vermag, wenn es zu helfen gilt, und sie gewinnt auch Verständnis für den Lar, den Menschenaffen, den der Alte als seinen Hausgeist betrachtet. In seinen Armen ist das Tier einst gestorben, und er

hat ihn selbst ausgestopft und ihm dabei die kunstvoll nachgebildeten Augen seines Lehrherrn und väterlichen Freundes Hagenbeck eingesetzt, dem er seine Tierarztlaufbahn zu verdanken hat.

Nach fünf Jahren kehrt Warnesfried Kohl als Doktor der Philosophie zurück. Eine ihm unter verschleiertem Absendernamen zugegangene Geldsendung hat ihm die Erringung dieser Würde ermöglicht, die ihm aber nichts einbringt, da er durch das Staatsexamen gefallen ist. Das Beispiel seines Freundes Blech, der inzwischen entschlossen seine künstlerischen Illusionen abgeworfen hat und als erfolgreicher Photograph über diese Jugendtorheiten lacht, führt Kohl auf seinen Weg. Er geht zur Presse, wo er nach Mißerfolgen im Leitartikel und im Feuilleton als Lokalreporter sich glücklich durchsetzt, ohne doch wie der schöne Bogislaus seine Illusionen für immer zu opfern. Am Weihnachtsheiligsabend wird er Zeuge eines Straßenunfalls, der ihn über seinen neuen Beruf hin angeht: der Tierarzt a. D. Dr. Schnarrwergel hat bei seinen Einkäufen für seine Nachbarin einen Schlaganfall erlitten. Kohl bringt ihn in seine Wohnung und teilt sich mit Rosine in seine Pflege. Am Krankenbette des Alten und unter den Augen des Lar wandelt sich die Jugendfreundschaft der beiden in einen Lebensbund, und als Schnarrwergel aus seiner langen Betäubung erwacht, gibt er seinen Segen dazu. Er hat dem Sohn seines Freundes nicht nur das Geld zu seinem Doktor gesandt, er hat ihn auch nach seiner Heimkehr sorgfältig im Auge behalten, und Kohl hat nach seinem Urteil die Lebensprobe bestanden. Die Zukunft der beiden vom Schicksal nicht verwöhnten Menschenkinder wird er ebnen.

Es ist wirklich eine triviale Geschichte, und es sieht fast aus, als sollte sie nur die große Wahrheit erhärten, die Dr. Schnarrwergel seinem Schützling verrät:

„Meine liebe Tochter, jetzt will ich's Dir als ein großes Geheimnis verkünden oder als ein albernes Rätsel lösen: die Welt ist viel trivialer oder, wenn du es auf deutsch willst, viel nichtsbedeutender, als sie sich einbildet. Es ist in Wahrheit die größte Seltenheit auf Erden, daß ein Mensch aus wahrhaft pathetischen Gründen etwas Rechtes im Guten oder Schlimmen, nach der Licht- oder nach der Schattenseite hin, wird oder zustande bringt. Wir werden meistens durch Kleinigkeiten zu Helden, Narren, Verbrechern oder Parakleten gemacht. Wir werden aber auch gewöhnlich nur durch Kleinigkeiten zu Tode geürgert.“

In der Tat stehen diese Sätze im Mittelpunkt des Ganzen. Aus ihnen deutet sich die schwermütig mitleidsvolle Ironie, mit der durch des Veters Hagenbeck Augen der Lar in das Treiben der Menschen schaut. Es geht um eine letzte grundsätzliche Entlarvung jeder romantischen Lebensillusion; aber doch nur zu dem einen Ziele, unsere Augen klarzumachen für das, was allein des Lebens wert ist. Und das ist die schlichte Heldenhaftigkeit der wahren Lebensbejahung, die achsellos über das Urteil der ahnungslosen Gewöhnlichkeit ringsumher hinwegblickt, und die phrasenlose Hilfsbereitschaft, die das Weh der leidenden Kreatur als eigene Angelegenheit empfindet. Der Hausgöze Schnarrwergks ist ein recht anspruchsvoller Lebensgenöß. Er fordert viel von dem, der seinem Blick standhalten will. Es ist leicht, sein Leben in die Schanze zu schlagen, wenn der Märchenglanz einer großen Idee ein unerhörtes, nie geschautes Ziel den Sinnen vortäuscht; aber es ist bitter schwer, mit dem Blick auf die Gewöhnlichkeit, die ringsumher das Dasein bestimmt, verkannt von ihr die Hand an den Pflug zu legen, der die Furchen für die Saat der Zukunft zieht.

Im „Lar“ rechnet Raabe, nicht zuletzt in eigener Sache, mit der Daseinsmacht ab, die sich die Aufgabe stellte, „das Urteil der Masse zu formen“ und die im Dienste niederer Erwerbsinteressen sich wohl hütete, die hohe Erziehungsaufgabe, die ihr möglich war, zu erfüllen, mit der Tagespresse. Wahrscheinlich geht auch dazu die Anregung auf den „Feuchten Pinsel“ zurück. Uns wird von einem Neckgespräch zwischen Raabe und Bohnsack berichtet.

Raabe: „Haben Sie die neue Geschichte gelesen?“ — Bohnsack: „Welche Geschichte?“ — Raabe: „Die Zeitungsgeschichte.“ — Bohnsack: „Lesen Sie denn die Zeitungsgeschichte?“ — Raabe: „Natürlich, ich lese die ganze Zeitung.“ — Bohnsack: „Das hätten Sie nur schon früher tun sollen, dann wäre etwas Gescheites aus Ihnen geworden.“

Nach eigenem Bekenntnis hat sich Raabe bei der Abfassung des „Lar“ mehr als sonst „gehen lassen“. Dem würde es durchaus entsprechen, daß er in dem Werk auch auf diese Neckerei die Antwort gab. Aber er hatte noch einen anderen Grund, sich mit dem Wesen der Tageszeitung, ihren Beherrschern und ihrem Publikum zu befassen. Während er den „Lar“ schrieb, erschien ja „Das Dsfeld“ wider seinen Willen und ohne seine vorherige Zustimmung in der Berliner „Nationalzeitung“ unter dem Strich. Und sein Verfasser hatte längere Zeit Gelegenheit,

sich humoristisch nach der Wirkung seines stückweise gespendeten Werkes zu fragen. So hat die komische Entrüstung des Schriftleiters der Zeitung, für die sich Warnefried Kohl humoristisch „unter dem Strich“ betätigt hat, einen persönlichen Hintergrund.

„Menschenkind, bist du denn ganz des Teufels? Da, sieh mal her! Fünfundzwanzig Abonnementskündigungen auf einem Brette! Weißt du, was du jetzt gewesen bist? Dem germanischen ästhetischen Durchschnittsverhältnis bist du zu hoch gewesen! Und weißt du, was du getan hast? Du hast das deutsche Gemüt beleidigt; du hast uns in unsern zartesten Gefühlen angegriffen. Glaubst du, daß unser Publikum sich in unserm Blatte wie im Theater alles gefallen läßt? Ist es dir denn noch nie klargeworden, daß das Volk immer uns büßen läßt, was es selber in seinem Privat- und öffentlichen Leben und Vergnügen sündigt?“

Der Humor des letzten Satzes hatte für Raabe einen recht ernsthaften Erfahrungshintergrund, und er hängt mit dem Thema des „Lar“ eng genug zusammen.

Sehen wir durch die scheinbare Trivialität dieses Buches hindurch in seinen Kern, dann erschauern wir vor der Bitterkeit, die sich darin ausspricht. Hier steigert sich der Schmerz eines Verkannten zum Trotz des Verkannt-sein-w o l l e n s. Die tiefste Stufe ist erreicht vor einer gründlichen Abrechnung, in der es dann freilich um mehr geht als um die Verkennung des zum alten Eisen Geschobenen.



IV. Auf einsamer Höhe



Lebenssieg

Stopfkuchen

Die ironische Eigenwilligkeit, die Raabe bei der Arbeit am „Lar“ ziemlich bewußt an den Tag legte, darf uns nicht täuschen. Gewiß bedeutete diese ihm eine Art Atempause mit dem Bemühen, dabei dem schlechten Wetter des Daseins eine ausreichende Dosis befreienden Humors abzutrogen. Aber gerade dadurch wurde sie ihm bedeutungsvoll. Sie räumte ihm den Vordergrund frei, so daß sein Blick ungehemmt in das Weite und damit auf das Ganze fallen konnte. Der „Lar“ ist eine Kritik, eine etwas bitter lachende Kritik des Daseins: „Zu Ostern zieht man, zu Pfingsten regnet's, um Weihnachten legt man sich krank ins Bett; aber nach Neujahr ist die Welt immer noch vorhanden und hat sich ganz hübsch und nett wieder hergestellt. Und so wird es wohl noch einige Zeit bleiben.“ Sehen wir dem Tierarzt a. D. Dr. Schnarrwergk etwas genauer ins Gesicht, dann erkennen wir unschwer seine Ähnlichkeit mit dem ebenso knurrigen, einsamen, weltverachtenden, aber ebenso mitleidsvollen, für das ewige Seufzen der gequälten Kreatur aufgeschlossenen Arthur Schopenhauer. Und zweifellos hat dieser mit denselben Augen wie jener hineingesehen in diese „Affenwelt“.

Aber da gab es noch einen anderen Schopenhauer, der war der junge Freund und vertraute Schüler Goethes, des großen Optimisten, gewesen, und der war auch nachher noch oft und bereitwillig genug bei dem Weisen von Weimar in die Schule gegangen, als er selbst schon der Weise von Frankfurt war. Und der hatte in dieser „Affenwelt“ einen kleinen, dichtumhegten Bezirk abgetrennt, in dem selbst nach seinem pessimistischen Urteil so etwas wie Menschenglück daheim war, solange es sicher verschanziert blieb vor dem sinnlosen Treiben da draußen. Das war das Gebiet des künstlerischen Schaffens, in dem die „Welt als Wille“ nur einen recht bescheidenen Einfluß hatte, in der dafür die Anschauung auf dem Herrscherthron saß. Und mit diesem Schopenhauer ging Raabe doch noch

lieber in ernsthaftem Geplauder spazieren als mit jenem anderen. Denn deutete ihm jener die Sinnlosigkeit des Daseins, so reichte dieser ihm den goldenen Schlüssel zum Garten des Lebens. Da vererbte machtlos die ewige Brandung des Daseins, da war man einsam gewiß, aber da wandelte sich auch, befreit von den Fälschungen und Verzerrungen des bösen Willens, das Sehen zum reinen Schauen. Und da konnte denn auch die bange Frage nach dem Sinn des Lebens auf eine Antwort hoffen.

Am 4. Dezember 1888 verzeichnet das Tagebuch: „Abends bei Graff: Aus Schopenhauers Nachlaß. Klub. Beginn von Stopfkuchen.“

„Stopfkuchen. Eine See- und Nordgeschichte“ heißt nachher der volle Titel. Siebenzehn Monate stellte Raabe der Arbeit an diesem Roman zur Verfügung. Zehn Monate hatte der nur unwesentlich kürzere „Lar“ beansprucht. Schon darin zeigt sich, wie ernst er diesmal seine Aufgabe nahm.

Auf dem Dzeandampfer „Leonhard Hagebuecher“, der sich auf der Fahrt nach dem Kap der guten Hoffnung befindet, schreibt der Bericht-erstatte der Erzählung, von dem uns nur sein Vorname Eduard angegeben wird, nieder, was er während eines kurzen Heimwehaufenthalts in der deutschen Heimat erlebt hat. Zur Verwunderung des Kapitäns und der Fahrgäste des Schiffes läßt er sich während der ganzen Fahrt durch nichts in seiner Schreiberei stören. Er kommt aus dem kleinen Städtchen, in dem er seine Jugend verlebt hat. Er hat dort viele alte Erinnerungen wieder aufgefrischt, viele alte Beziehungen wieder angeknüpft; aber außer der gewöhnlichen Enttäuschung, die mit solchen Heimwehfahrten verbunden ist, hätte er sehr wenig zu dauerndem Besitz niederzuschreiben gehabt, wenn der letzte Tag seines Aufenthalts in der Jugendheimat ihm nicht viel mehr gegeben hätte als wehmütig wachgerufene Bilder aus versunkenen Zeiten. Zwei Gestalten aus den Tagen seiner Jugend sind es, um die seine Gedanken unablässig kreisen, während das Schiff Meile auf Meile zurücklegt: der alte Landbriefträger Störzer und sein Freund Heinrich Schumann, genannt Stopfkuchen. Den ersteren hatte er nicht mehr lebend gefunden. Erst in den letzten Tagen seines Besuchs hatte die Nachricht von seinem Tode in der Zeitung ihm sein Bild wieder heraufbeschworen. Und nicht ohne schmerzliche Vorwürfe war ihm dabei klageworden, daß er diesem Manne es letzten Endes zu verdanken hatte, wenn er im Burenlande als begüterter Farmer „sein Glück gemacht hatte“. Nur zu oft hatte er als Knabe den alten Störzer bei seinen Dienstwegen auf der

Landstraße begleitet, und der hatte in ihm mit seinem Lieblingsbuch, Le Vaillants Reisen in das Innere von Afrika, die romantische Sehnsucht nach den Geheimnissen der Ferne und die Abenteuerlust erweckt, die dann schließlich in Neuteutoburg bei Pretoria zwischen Kaffern und Buren Erfüllung gefunden hatte. Das Zuspät! das ihm bei der Nachricht von Störzers Tode aufklang, hat ihn gemahnt, vor dem Abschied noch seinen Freund Stopfkuchen aufzusuchen, den einzigen von den in der Heimat gebliebenen Jugendgenossen, den er nicht in der Stammtischrunde des Brummersumm angetroffen hat. Heinrich Schaumann, den seine Mitschüler wegen seines schwerfälligen Wesens und seines Behagens an allem, was den Magen erfreute, Stopfkuchen nannten, hatte Eduards Begeisterung für die Abenteuer der Ferne nie geteilt. Mühsam und freudlos, von seinen Lehrern wegen seiner Trägheit verachtet, hatte er sich durch die Klassen der Schule geschoben. Er kannte früh schon nur ein Ideal, das jedermann unverständlich war, und das war die rote Schanze, die auf einem Hügel vor dem Städtchen lag und in seiner Geschichte jedesmal dann eine Rolle gespielt hatte, wenn ein böser Feind vor seinen Mauern lag und von ihrer Höhe aus seine eisernen Grüße in die Häuser und Hütten da unten hinabsandte. Das hatte zum letzten Mal im Siebenjährigen Kriege der Prinz Xaver von Sachsen, einer von den unbekannteren Gegnern des großen Königs getan. Seitdem war die rote Schanze schon lange ihres kriegerischen Wesens entkleidet. Ein Bauernhof hatte darin Raum gefunden, auf dem alten Wall wucherte jetzt eine dichte Hecke. Aber für die guten Spießbürger unten hatte sie trotz ihres friedlichen Wesens einen neuen unheimlichen Reiz gewonnen. Ein böser Blutgeruch haftete daran. Von den Bürgern des Städtchens und den Bewohnern des nahen Dorfes Maiholzen wie die Pest gemieden, hauste der Bauer Andreas Quakaß mit seiner verwilderten Tochter Valentine auf dem Hof. Vor Jahren hatte man den Viehhändler Rienbaum, durch einen Schlag an die Schläfe getödet, in seinem Wagen aufgefunden. Da er an jenem Tage vor vielen Zeugen einen wilden Streit mit dem Bauern Quakaß gehabt hatte, sah man in diesem den Mörder. Und wenn er auch wiederholt vor Gericht wegen Mangels an Beweisen freigesprochen worden war, so zweifelte doch niemand an seiner Täterschaft. Nur einen konnte das nicht beirren: Stopfkuchen.

Der lag am liebsten unter der Hecke des anröchigen Anwesens, um das jeder, der es kannte, einen Bogen schlug, und machte bei seinem Blick

auf das Philisternest da unten mit innigem Behagen sich die Gefühle aller zu eigen, die im Laufe der Jahrhunderte von dieser Höhe aus ihr wildes Spiel mit dem Dyll im Tal gespielt hatten. Ihn hatte der Blutgeruch, von dem die Bewohner der roten Schanze unwittert waren, nicht abgehalten, sich zu Linchen Quakag' Ritter in ihren Kämpfen mit der erbarmungslosen Dorfjugend aufzuwerfen; ja er war schließlich sogar „Kienbaums Mörder“, dem unseligen, in dauernde Gerichtsprozesse verstrickten Bauer, unentbehrlich geworden. Und nun saß er selbst als Erbe und Nachfolger des Mordbauern, der sein Schwiegervater geworden war, auf der roten Schanze, und obwohl es schon längst niemand mehr an der gebührenden Achtung vor dem reichen Heinrich Schaumann im Städtchen fehlen ließ, stieg er doch nur selten von seiner Burg hinunter, um seinen Platz einzunehmen im Brummerstumm oder im Goldenen Arm.

Ein Bild unsäglichen Behagens entfaltet sich vor Eduard, als er dem alten Freund auf der roten Schanze seinen Besuch abstattet. Stopfkuchen hat es wahrhaftig verstanden, den verwahrlosten Hof des Bauern Quakag in einen Garten des Lebens zu verwandeln. Sein Meisterstück aber hat er an seiner Frau getan. Die hagere Wildkaze mit dem angstvoll irren Blick hat sich zu einem klugen, freundlichen Wesen voll gewinnender Fraulichkeit entwickelt. Und wenn etwas, dann ist sie ein Zeugnis dafür, daß ihr Gatte, allem grimmigen Spuß des Vergangenen zum Trost, als Lebensstieger auf der eroberten roten Schanze waltet.

Von ihrer Eroberung erzählt dieser selbst dem Freunde, und er tut es in einer so unerschütterlich gelassenen, behaglich breiten und ironisch überlegenen Weise, daß die Geduld seines Zuhörers auf keine kleine Probe gestellt wird. Weit holt er aus. Das Bild des dicken, trägen, gefrässigen Schülers Heinrich Schaumann, mit dem weder seine Eltern noch seine Lehrer noch seine Mitschüler etwas anzufangen wußten, steigt plastisch genug auf, und durch den barocken Humor des Erzählers blizt es dabei wie Anklage gegen eine mitleidlose Umwelt. Er berichtet, wie der allein gelassene Knabe durch sein geschichtliches Interesse zur roten Schanze geführt wurde und wie er dann dahinter kam, daß in ihm noch etwas anderes steckte als geschichtlicher Sinn. Auf der Universität ist er dann gescheitert, und der enttäuschte Vater hat die Hand von ihm gezogen. Da hat er entschlossen alle Schiffe hinter sich verbrannt und hat sich auf der roten Schanze gemeldet. Im richtigen Augenblick ist er dort als Retter erschienen; denn den Bauern hatte ein Schlaganfall unzurechnungsfähig und wehrlos gemacht, und

seine Tochter war dem auffässigen Gesinde gegenüber auf sich selbst angewiesen. Als Großknecht von „Kienbaums Mörder“ schafft er Ordnung. Bald steht er so sicher, daß er es wagen kann, die Honorationen zu seiner Hochzeit mit Linchen zu laden. Der alte Sünder, sein Schwiegervater, der wirklich nicht zu den lebenswürdigen Erscheinungen der Gattung Mensch gehört und dem auch der ungerechte Verdacht seiner Schuld an Kienbaums Ende zu keiner tragischen Größe verhelfen kann, gelangt durch ihn noch zu einem friedlichen Lebensausgang.

Stopfkuchen erzählt das alles in einer Art breitmäuligen, wurzelsesten Humors, für den er sich in behaglicher Selbstironie immer wieder auf sein Fett, sein dickes Fell und seinen vortrefflichen Magen beruft. Er läßt sich auch dann keinen Augenblick aus seiner Ruhe bringen, als er Freund und Gattin durch die nebenbei hingeworfene Bemerkung in Erregung versetzt hat, er habe fast ohne sein Zutun herausgefunden, wer Kienbaum erschlagen habe. Nicht aus Eigensinn behält er sein Geheimnis vorläufig für sich, sondern weil es ihm um Wichtigeres geht als um diesen „Olimsblutundverwesungsquart“, von dem er ja längst schon ohnedies seine rote Schanze gesäubert hat. Und es bedarf auch nur weniger Worte, seine Frau davon zu überzeugen, daß sie das Notwendige auf die rechte Weise und zur rechten Stunde erfahren wird. Sie weiß, als er gegen Abend seinen Freund in die Stadt hinunter begleitet, daß er es in Sachen Kienbaums tut und daß die Art, wie er den letzten Schatten des verjährtsten Gespenstes aus ihrem Leben fortwischen will, die rechte sein wird. Ihr Weg führt die beiden an dem Hause des toten Landbriefträgers Störzer vorbei, und an seinem Sarge erfährt Eduard, wer Kienbaum totgeschlagen hat. In dem noch leeren Gastzimmer des Goldenen Arms erzählt er dann davon. Es genügt ihm, daß außer Eduard die junge Kellnerin zuhört. Sie wird seinen Bericht von der endgültigen Entführung weiterleiten.

Bei der Beerdigung seines Schwiegervaters hat Störzer durch sein sonderbares Benehmen seinen Verdacht erweckt. Durch vorsichtig Kluges Tacten hat er zunächst die Gewißheit und schließlich das Geständnis des Alten gewonnen. Ein höchst nichtsagendes Geschehen, das auch nicht die geringste Spur von Romantik an sich hat, verbirgt sich hinter Kienbaums Mord. Der arme Landbriefträger Störzer und der reiche Viehhändler Kienbaum haben die gleiche Schulbank gedrückt und den Haß, der damals zwischen ihnen aufwuchs, mit in ihr Leben genommen. Das Schicksal führte sie immer wieder zusammen. Und zuletzt unterließ es Kienbaum,

der sich zu einem der widerlichsten Kostgänger dieser Erde ausgewachsen hatte, niemals, Störzer zu verhöhnen und zu beschimpfen, wenn er ihn bei seinen Geschäftsfahrten auf der Landstraße traf. An dem verhängnisvollen „Mordtage“ hat er unter dem Eindruck seines Zankes mit Duakaz noch ein übriges getan und mit der Peitsche nach ihm geschlagen. Da hat dieser in seiner Wut zu einem Stein gegriffen und nach ihm geworfen. Das Gespann ist weitergegangen. Erst am nächsten Tage hat Störzer von der tödlichen Wirkung seines Wurfes erfahren. Der Verdacht der Tat hatte sich sogleich auf Duakaz gelenkt, und Störzer hatte geschwiegen aus Angst, seine Stellung zu verlieren und Weib und Kinder brotlos zu machen. Darüber, daß ein anderer unter den Mordverdacht geriet, hatte er sich hinweggesetzt. Der Reichtum des Bauern Duakaz war ihm ein Ausgleich, der sein Gewissen beruhigte. Heinrich Schaumann aber ist damals nach reiflichem Überlegen zu dem Entschluß gekommen, den Schleier, der über Rienbaums Ende lag, nicht zu zerreißen. Er hat es auch nicht für richtig gehalten, den schwer gewonnenen Lebensfrieden seiner Frau damit aufs neue zu erschüttern. Jetzt, nachdem der Schuldige die Augen geschlossen hat, wird die Entlarvung des alten Spuks niemand mehr schaden. Und über Störzers Hinterbliebene wird Stopfkuchen seine Hand halten.

Eduard drängt es nach dem Abschied von dem Jugendfreunde nach Haus. Heimlich stiehlt er sich am anderen Morgen aus seinem Gasthause fort, um dem Widerhall zu entgehen, den die Enthüllung in der Philisterwelt hervorruft. Auf dem Wege zum Bahnhof begegnet er dem kläglichem Leichenzuge des alten Sünders, der ihm zeigt, daß die Stadt Bescheid weiß. Vom Fenster seines Eisenbahnabteils sieht er in der sonnenhellen, grüngoldenen Heimatlandschaft noch einmal die rote Schanze liegen und erkennt in zwei hellen Pünktchen seinen dicken Freund und sein treues Weib, die vom Wall ihrer Burg in den schönen Morgen hinausblicken, unberührt und unberührbar von dem Wellenschlag der Welt zu ihren Füßen. Und er nimmt dieses Bild als den einzig dauernden Wert von seiner Heimwehfahrt mit in sein Zuhause jenseits des Meeres.

Stopfkuchen. Entstehung und Bedeutung

Raabe hat „Stopfkuchen“ wiederholt rückhaltlos als sein bestes Buch bezeichnet. Und dieses Urteil legt uns recht ernsthafte Verpflichtungen auf.

Er hat zu ihm eine Stellung eingenommen wie zu keinem anderen seiner Werke. Er, dem auch seine treuesten Freunde und Verehrer nur recht wenig über sein Schaffen abzurufen wußten, lenkte selbst die Aufmerksamkeit auf „Stopfkuchen“ und das, was in ihm und hinter ihm steckte. Die Enttäuschung darüber freilich, daß niemand dahinterkam, hat ihn nicht veranlaßt, selbst das Geheimnis zu lüften. Er spricht in jenen Äußerungen von einer ironischen Symbolik und Allegorie, deren Inhalt sein künstlerischer Lebensweg und die Kunst, eine humoristische Geschichte zu schreiben, sei, er nennt „Stopfkuchen“ sein wirklich subjektives Buch, er habe sich bei ihm am freiesten und sichersten über der Welt empfunden und sich an Goethes „Zahme Xenie“

Ursprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben!

gehalten. Ein andermal wieder hat er sein Urteil, „Stopfkuchen“ sei sein bestes Buch, damit begründet, daß er da die menschliche Kanaille am festesten gepackt habe, und schließlich hat er es sogar eines der unerschämtesten Bücher genannt, die jemals geschrieben worden sind.

So enttäuschend für Raabe auf der einen Seite die Erfahrung sein mochte, daß es niemand recht gelang, durch den Schleier der Symbolik hindurchzudringen, so sah er auf der anderen Seite doch darin einen Beweis für den objektiven Wert der Dichtung.

Der Hauptgrund, weshalb die Deutung „Stopfkuchens“ bei Lebzeiten Raabes auf Schwierigkeiten stieß, lag in der Nichtbeachtung des Titels. „Eine See- und Mordgeschichte“ nannte der Dichter das Werk. Darin liegt natürlich dieselbe Ironie wie in dem Untertitel des „Lar“, der sich als eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahresgeschichte empfahl und mit dem Motto außerdem noch als eine der beliebten Liebesgeschichten. So stellt sich „Stopfkuchen“ mit seinem Titel schon in die Reihe jener Werke Raabes, in denen er seinen Kampf mit seiner Zeit und vor allem mit dem verbildeten Geschmack des Publikums führt. Aber es bleibt hier noch viel weniger als bei den anderen Werken, die nach derselben Richtung stoßen, bei der bloßen Verneinung. Mit starkem Selbstbewußtsein kehrt hier der geborene Humorist, den „man unter der Hecke

liegen ließ“, das heißt an dem man in hochmütiger Verständnislosigkeit vorüberging, den Spieß um und läßt Kritik und Publikum darauf laufen.

Daß „Stopfkuchen“ keine Seegegeschichte ist, wie sie das auf spannende Abenteuer eingestellte Publikum sich vorstellt, braucht keines Wortes. Aber auch mit der Nordgeschichte steht es nicht anders. Sie ist wirklich der alberne, blöde Spuß, als den Stopfkuchen immer wieder sie hinstellt. Ein halber Idiot setzt sich nach jahrelanger Quälerei gegen einen widerlichen Kerl zum ersten Mal zur Wehr, und sein Steinwurf bringt absichts- und ahnungslos das Scheusal zur Strecke. Das ist wirklich kein Gegenstand, irgendwelche menschlichen Gefühle in Wallung zu bringen. Von Nord ist gar nicht die Rede, allenfalls handelt es sich um Überschreitung der Notwehr. Und auch der Läter mit seiner naiven Gewissensberuhigung ist wenig danach angetan, unsere Teilnahme zu erwecken. Und doch hält der „Fall Rienbaum“ nicht nur jahrelang die ganze Umwelt des Satortes, er hält trotz aller Abmahnungen Stopfkuchens den geneigten Leser des Buches dauernd in Bann, ja es stellt sich schließlich so eine leise Wut auf den dickfellig gelassenen Erzähler heraus, der das Geheimnis kennt und es nicht verrät — weil es nicht der Rede wert ist. Und hier entlarvt sich die Kanaille, die Raabe in diesem Buche fester gepackt haben wollte als sonst schon. Es ist das unausrottbare Sensationsbedürfnis des Menschen, das nach dem aufregenden spannenden Sonderfall giert und dabei achtlos an der hoheitsvollen Einfachheit vorübergeht, in der das Leben seinen Sinn offenbart. Die Kanaille, das sind die niedrigsten Instinkte des Menschentums, das ist jene widerliche und gefährliche Mischung von Gewöhnlichkeit, Neugier und Schadenfreude, die sich von dem Uebernsten und Scheußlichsten einfangen läßt. Die Scheinwelt des Oberflächengeflimmers, das Abenteuer, der Kriminalfall, der Hautgoutgeruch, der prickelnde Sinnenreiz, das ist die Lieblingspeise der Kanaille auf dem Gebiet, auf dem Raabe sein Leben lang mit ihr zu tun hatte. Hier heißt diese Speise „Rienbaum“, und nicht der Schuft, der diesen Namen trägt, sondern sein „Fall“ als klägliches Gegenstand der ästhetischen Gier ist damit gemeint. Der Name ist mit großem Bedacht gewählt. Er lehnt sich an die Redensart an: Das ist ja der reine Rien! und übernimmt ihren nicht voll aususchöpfenden Gefühlswert. Rien, das bedeutet dabei etwas Albernnes, Wertloses und zugleich etwas Schmieriges, steht also auf derselben Linie wie Schmiere für minderwertiges Theater. Es hat seine Bildkraft auch in der verächtlichen Bezeichnung Rientop für Lichtspieltheater erwiesen.

„Ich habe Rienbaum völlig totgeschlagen.“ Darin faßt Stopfkuhen mit offensichtlichem Selbstgefühl die Leistung seines Lebens zusammen, und wenn irgendwo, dann steht Raabe hier hinter ihm.

Aber wie steht es „mit dem künstlerischen Lebensweg des Autors“, der nach seinem eigenen Wort unter der Symbolik verborgen liegen sollte? — Da wir ihn kennen, fällt es uns nicht schwer, ihn aufzuweisen.

Durchsichtig genug ist in dem Roman auf den Schauplatz hingewiesen, auf dem sich des Dichters Stopfkuhen-Schicksal entfaltet. Die rote Schanze ist die weiße, die vor Wolfenbüttels Toren liegt. Die Beschießung der Stadt von ihr aus durch den Prinzen Kaver von Sachsen während des Siebenjährigen Krieges ist ein, freilich unbedeutender, Ausschnitt aus Wolfenbüttels Geschichte. Die Nöte des dicken Heinrich Schaumann in der Schule lassen uns einen Blick tun in Raabes innere Kämpfe während seiner Wolfenbütteler Schulzeit. Wir sehen hier ein junges Menschenkind vor uns, das gegenüber den Anforderungen einer normalen Erziehung versagt, den grimmigen Tadel und gar die Verachtung seiner Erzieher auf sich zieht und sich und sein Selbstbewußtsein davor rettet durch die „rote Schanze“ — bei Raabe das Sinnbild seiner dichterischen Berufung. Wie Stopfkuhen befreite er sich von der Qual der unzureichenden Leistung, von dem Gram über die Verständnislosigkeit der anderen, die ihn früh einsam machte, durch den trotzigen Glauben an sein Ich. Aber den Gleichlauf der äußerlich erfolglosen Universitätsjahre der beiden Doppelgänger ist kaum ein Wort noch zu verlieren. Die Kritik des Philistertums, die dieses Scheitern Stopfkuhens heraufbeschwört, war seinem Dichter aus eigenster Erfahrung nur allzu vertraut. Sein künstlerischer Werdegang steigt uns aber sofort herauf, wenn wir die mitleidige Ironie bemerken, mit der Stopfkuhen auf des weitgewanderten Freundes „triviale Abenteuerhistorien“ blickt. Die Stellung des jungen Dichters zwischen Idyll und Romantik und seine Entscheidung für das Leben in der Ruhe wird uns wieder lebendig. Rückblickend kritisiert er sein Ausweichen in die Romantik als einen Irrweg, von dem er sich glücklich zurückgefunden hat.

Im engsten Zusammenhang damit steht die Kritik des geschichtlichen Romans seiner romantischen Zeit, die gleichfalls im „Stopfkuhen“ in versteckter Symbolik enthalten ist.

„Also die Kugel an meines Vaters Hause hatte zuerst auf meine kindliche Phantasie gewirkt [wir erinnern uns dabei an die Kanonenkugel im

Gasthaus zu Lindau, die Raabe den Anstoß zu der geschichtlichen Erzählung „Der Marsch nach Hause“ gab]; der alte Schwartner [wir deuten: die alten Schwarten, die Chroniken] wirkte zuerst auf meinen historischen Sinn. Und den historischen Sinn im Menschen erklären heutzutage ja viele Gelehrte für das Vorzüglichste, was es überhaupt im Menschen gibt. Ich bin nicht dieser Ansicht. Ja wenn man sich immer nur an was Angenehmes erinnerte! . . . Aber, einerlei, der alte Schwartner hatte historischen Sinn und erweckte denselben auch, soweit es möglich war, in mir. Daß ich mich mit ihm, immer dem historischen Sinn! einzig und allein auf die rote Schanze zu beschränken mußte, spricht, meines Erachtens, zuletzt denn doch dafür, daß noch etwas in mir lag, was selbst über den historischen Sinn hinausging.“

Wir erinnern uns dabei an das Echo, das Heynes Würdigung in seinem „Novellenschatz“ in Raabe hervorrief, an das selbstbewußte Wort, mit dem er die Zumutung, er solle dem lieben Publikum kulturgeschichtliches Spielzeug schaffen, zurückweist. Wir werden sehen, daß Raabe noch in anderer Weise auf jene literarische Charakteristik Heynes im „Stopfkuchen“ antwortet.

Bei der Kritik des Vergangenen bleibt es natürlich nicht. Nachdrücklich weist der Dichter auf das Eigenste hin, was ihn zu dem macht, was er ist.

Und da steht in vorderster Linie die Anschauung als Grundlage seines Künstlertums. Hatte er sich in „Abu Telfan“ dafür auf Goethe berufen, so ist hier Schopenhauer sein Eideshelfer.

Stopfkuchen bekennt:

„Ich war feist und faul; aber doch nun gerade euch allen zum Trotz, noch vor meiner Kenntnisnahme des Weisen von Frankfurts bester Table d'hôte ein Poet ersten Ranges; der Begriff war mir gar nichts; ich nahm alles unter der Hecke weg, mit dem Sonnenschein des Daseins warm auf dem Bauche, aus der Anschauung.“

Und ein andermal nennt er sich „schwach von Begriffen“.

Die Stelle, auf die hier angespielt wird, steht in Schopenhauers Abhandlung über das Genie („Die Welt als Wille und Vorstellung“ II., 3. Buch, 31. Kap.):

„Die Anschauung nun aber ist es, welcher zunächst das eigentliche und wahre Wesen der Dinge, wenn auch nach bedingter Art sich aufschließt und offenbart. Alle Begriffe, alles Gedachte, sind ja nur Abstraktionen, mithin Teilvorstellungen aus jener, und bloß durch Weg-

denken jener entstanden. Alle tiefere Erkenntnis, sogar die eigentliche Weisheit, wurzelt in der anschaulichen Auffassung der Dinge. — Eine anschauliche Auffassung ist allemal der Zeugungsprozeß gewesen, in welchem jedes echte Kunstwerk, jeder unsterbliche Gedanke, den Lebensfunken erhielt. Aus Begriffen hingegen entspringen die Werke des bloßen Talents, die bloß vernünftigen Gedanken, die Nachahmungen und überhaupt alles auf das gegenwärtige Bedürfnis und die Zeitgenossenschaft allein Berechnete."

Was aber das Bedeutsame dabei ist, das ist die Tatsache, daß Raabe in diesem Werk zum ersten Mal auf die unlösliche Verbindung hinweist, in der die künstlerische Anschauung mit seinem Humor steht. Das ist ja über jeden Zweifel klar, daß von allen Humoristen Raabes Heinrich Schaumann, genannt Stopfkuchen, der ist, der von seiner Art, die Dinge zu sehen und über die Dinge zu reden, am meisten mitbekommen hat.

Humor ist der aus Seelentiefen aufsteigende Drang, das Einsgefühl mit dem Ganzen gegen alle von außen kommenden Angriffe zu sichern. Er sucht darum unablässig den versöhnenden Ausgleich des Gegensätzlichen, Widerspruchsvollen. Immer wird etwas Unlusterregendes an irgendeinem Werte gemessen und zu gering befunden, das Gleichgewicht der Seele zu erschüttern. Das Gefühl des Sieges über das, was die Unlust hätte erregen können, läßt das Lachen oder Lächeln des Humors entkeimen. Bei den meisten Humoristen Raabes prallen die Nöte und Wirrnisse des Daseins an die klare Überlegenheit ihres Gemütes und die reiche Innigkeit, mit der sie ihre Welt umfassen, und erweisen sich als machtlos dem gegenüber. Das ist auch bei Stopfkuchen der Fall. Aber bei diesem ergibt sich der bedeutsamste Widerspruch außerdem aus dem Weltbilde, das sich ihm erschlossen hat, und dem Weltbilde der anderen, das er damit vergleicht und das ihm infolge seiner Unzulänglichkeit und Verzerrtheit ein Lächeln abzwingt. Sein Humor ist der Humor des Schauenden, dem sich von seiner Höhe aus das Leben in seiner Ganzheit offenbart, gegenüber einer unübersehbaren Menge von Halbblinden, die, von ihrem wirren Wollen geblendet, nach der volkstümlichen Redensart den Wald vor Bäumen nicht sehen und dabei sich in selbstbewußter Klugheit einbilden, mehr zu sehen als er. Ihr Zerrbild des Lebens, an dem Selbstsucht und alle üblen Instinkte des Menschentums, alle Vorurteile der Beschränktheit, alle in das Aufregungsbedürfnis geflüchtete Romantik mitgearbeitet haben, prallt gegen sein Lebensbild und ruft sein

Lachen wach. Er ist in der Tat im wörtlichsten Sinne der *Schauenmann*, und darum heißt er so.

Die wertvollste Erkenntnis solchen Schauens jedoch ist immer die hoheitsvolle Einfachheit des Lebens. Sie entschleierte sich nur dem, der sich nach Schopenhauer von der verleitenden und verzerrenden Macht des Willens freizuhalten vermag. Das Wesen des Lebens bleibt dem ewig verhüllt, der sich durch die Gier seines Willens die Augen trüben läßt und fordernd an das Bild herantritt.

Frau Valentine ist es, die an ihrem Gatten die Fähigkeit, das Einfache durch die Verworrenheit hindurch zu erkennen, hervorhebt:

„Wenn Einer damals nicht zu den andern gehörte, Herr Eduard, so war das mein Mann. Nicht etwa, weil er grade so was Besonderes an sich gehabt hätte, sondern grade vielleicht, weil er das nicht hatte, und auch an uns in unserer Verscheidung und Verschüchterung nichts Besonderes fand und mit uns wie mit ganz gewöhnlichen sonstigen Menschen in Verkehr und Umgang kam!“ —

Und der Berichterstatter schreibt dazu:

„Frau Valentine hatte natürlich nicht im geringsten eine Ahnung davon, welch ein wunderbar Zeugnis und Lob sie jetzt meinem Freunde ausstellte, und wie sehr sie mich zu den ganz Gewöhnlichen, den ganz Gemeinen, an jedem Wege Wachsenden warf: zu denen, die nur dreist in die Welt hinaus und nach Afrika laufen mochten, um ihre trivialen Abenteuerhistorien zu erleben. Mein dickster Freund grinste wieder nur, war sich aber sicherlich klar über alles.“

Hier haben wir die letzte und entscheidende Auseinandersetzung Raabes mit dem Gegensatz zwischen romantischer und idyllischer Lebensbewertung. Und es ist der Humor, der das Urteil spricht. Ihm ist gerade das „Besondere“, das sich so gern in pathetischer Haltung und in selbstbewußter Überheblichkeit zeigt, von vornherein verdächtig, und er legt seinen kritischen Maßstab am liebsten daran, um seine innere Hohlheit der Lächerlichkeit anheimfallen zu lassen. Er, dem das Leben seinen Adel gerade in seiner Einfachheit offenbart, erkennt hinter unserer innigen Hinneigung zum „Besonderen“ eine groteske Umwertung der Werte, die sein Lachen rege macht. Wo aber spielt der Drang nach dem Besonderen im Geschehen und im Menschentum eine größere Rolle als im Bereiche des Romans, dessen Aufgabe es doch sein soll, ein Bild des Lebens zu entwerfen? Wo übt die Ausnahme, die Sensation, die spukhafte Verzerrung

des Lebens größere Anziehungskraft aus als gerade hier? Gegen diese Sinnlosigkeit erhebt Raabes „Stopfkuchen“ energischen Einspruch, und er tut es, indem er, nach Heinrich Schaumanns Wort, den Leser „auf den Spieß laufen läßt“.

Die Form des „Stopfkuchen“, die vielleicht am meisten Anstoß bei den Lesern erregt hat, steht in innigstem Einklang mit dem aufgewiesenen Gehalt. In epischer Breite und mit unerschütterlicher Gelassenheit, dem eigenen Wesen, aber auch dem Wesen des Lebens selbst entsprechend, erzählt Stopfkuchen dem Freunde seine Geschichte. Er will ihn ja nicht für ein paar müßige Stunden angenehm unterhalten, er will ihm etwas Dauerhaftes mit auf seinen weiten Weg geben. Lebenswerte will er ihm vermitteln. Und daß es ihm gelingt, sehen wir am besten an der Wirkung. Was er gelernt, erscheint dem Freunde wertvoll genug, es für sich und die Seinen in Neuteutoburg am Kap der guten Hoffnung festzuhalten. Es wird für sie nicht weniger Old German text-writing sein wie Just Eversteins Bericht von seiner Wiedereroberung des Steinhofes.

Wir wissen, daß Raabe in seinen Werken oft genug den Leser, der zu ihm kommt, um Unterhaltung für eine müßige Sofa-Stunde zu suchen, schon auf den ersten Seiten durch scharfe Ironie von sich abschreckt. Er war von der Heiligkeit seiner Berufung so stark durchdrungen, daß er eine Entehrung darin sah, wenn sein Kunstwerk zu solchem Zwecke mißbraucht werden sollte. Er hatte tatsächlich im wörtlichsten Sinne sein Leben zum Opfer gebracht, um seine Bücher zu gewinnen. Wenn er seinem Geseze hätte untreu werden wollen, so wäre es ihm leicht gewesen, auch in seiner ihm abgewandten Zeit den Weg zum äußeren Erfolge zu finden. Gerade im „Stopfkuchen“ zeigt er uns in ironischer Absicht bei der Enthüllung der „Mordgeschichte“, daß er die Fähigkeiten wohl dazu besaß. Aber:

Ursprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben!

Diese Mahnung seines Lebensführers warnte ihn. Und so hielt er unverrückbar fest an seiner Art, den Leuten Geschichten zu erzählen. So schaltete er vor allem das billige Mittel der Spannung aus, das den Leser notwendigerweise auf einen Punkt hinlenkt und ihn von einer umfassenden

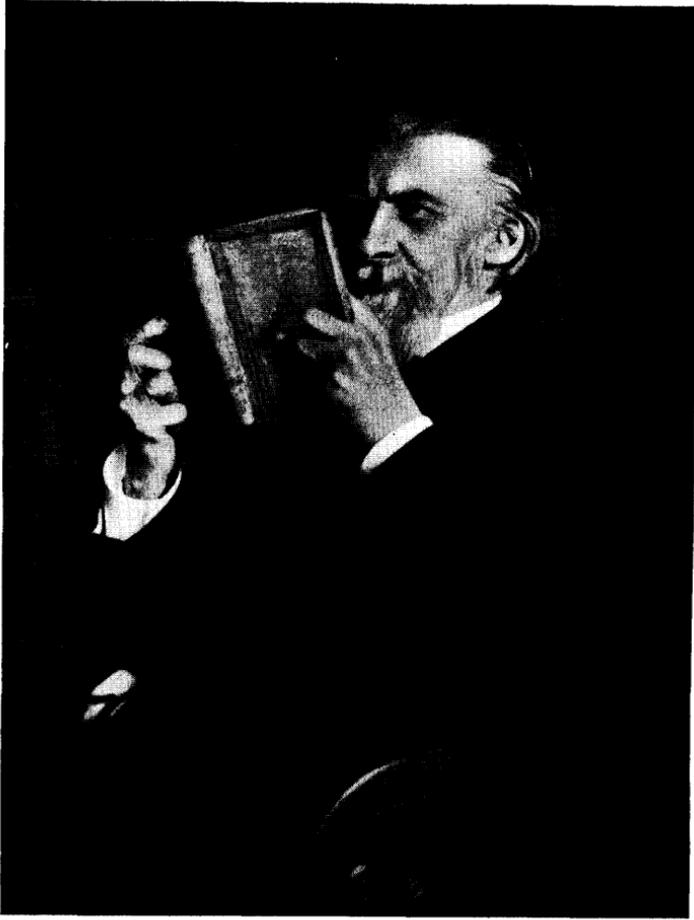
Schau des Ganzen abhält. Oft genug stellt er darum das Ergebnis der Entwicklung, die er aufweist, an den Anfang, wie es auch in unserem Roman geschieht: Stopfkuchen hat die rote Schanze erobert. Nun will ich euch zeigen, wie er es fertigbrachte. Denn die Aufgabe des humoristischen Romans ist immer das Wie?, die Aufgabe des Unterhaltungsromans immer das Was?

Aber daraus ergibt sich noch nicht die humoristische Darstellungsform, es ist nur die notwendige Voraussetzung dafür. Immer das Bild des Ganzen vor Augen, tritt der Humor an das Einzelne heran und entkleidet es seines augenblicklichen Pathos. Dieses Pathos mag dem Gefühl des Augenblicks noch so berechtigt erscheinen, es ist doch, wie wir alle wissen, vergänglich; denn das Leben ist nicht pathetisch, sondern unendlich gelassen. Es ist keine Kette von dramatischen Krisen. Und selbst der dramatischen Krisis, wo sie sich einmal als Sonderfall im Leben zeigt, tritt der Humor sehr skeptisch gegenüber. Er nimmt sie sehr genau unter die Lupe und findet oft genug, daß das Dramatische gerade das ist, was die Menschen mit ihren mißleitenden Vorurteilen unnötigerweise dazu tun. Stopfkuchen hebt seine Abneigung gegen das Dramatische mit seiner einseitigen Zuspitzung des „Falles“ deutlich genug hervor. Raabe selbst hielt bekanntlich das Drama für überlebt.

Die Fähigkeit, durch das Pathos hindurchzusehen, gibt dem Humor die Kraft, das Ernste lachend zu sagen, aber auch das, was der Menge zumeist wegen des Mangels an Pathos unbedeutend oder lächerlich erscheint, mit tiefem Ernst zu behandeln. Immer ist das Leben als Ganzheit der Maßstab. So kommt die Darstellungsform des Humors zu ihrer seltsamen Mischung von lachendem Weinen und weinendem Lachen, zu ihrem ernsthaften Verweilen bei dem, was den andern unbedeutend erscheint, und zu ihrem lächelnden Vorübergehen an dem, worin die andern die „Größe“ des Lebens empfinden.

„Er erzählt das, wie er es weder vor Gott und den Menschen und selber kaum vor seinem besten Freunde verantworten kann; aber es ist so — es war so!“ rief Frau Valentine zwischen Lachen und Weinen. Und wie ihr, ging es mir beinahe auch, was das Lachen und das Weinen anbetraf.“

Da haben wir die den ganzen Menschen aufs tiefste durchschüttelnde Wirkung des Humors. Es ist keine Erregung des Verstandes, keine des Gefühls, sondern beider zugleich, und auch das Wollen wird im Mitleiden-



Der 70 jährige Raabe

schaft gezogen, es wehrt sich umsonst gegen den Ansturm, es wird durch die Wahrheit zur Anerkennung gezwungen. Bei diesem Hegenabbat seelischer Regungen aber sinkt alles, was nicht wurzelecht ist, rettungslos ins Nichts. Eine Läuterung von falschen Vorstellungen, falschen Gefühlen und falschem Wollen tritt ein, die nun erst die Seele frei macht zum richtigen Schauen des Lebens.

Eduard muß willenlos diese Kur des Humors an sich vollziehen lassen; aber er ist dankbar dafür. Er fühlt es klar: er kehrt als ein anderer Mensch heim zum Kap der guten Hoffnung.

Aber freilich, es sind nicht alle seiner Art. Der Humor erweist sich als ein ernsthafter Prüfstein für den Menschen. Goethes Wort ist unanfechtbar:

„Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.“

Die Sicherheit seines Werturteils läßt den Humor oft recht unverschämt erscheinen. Auch wenn er sich nicht satirisch gibt, wird der Angriff auf das Selbstgefühl wohl empfunden. Es ist nicht jedermanns Sache, sich von ihm in die Schule nehmen zu lassen und sich als Opfer seines Lachens zu fühlen. Diese Scheidung zwischen diesen und jenen will der Humor auch nur. Er will immer nur den einen von Tausend gewinnen. Die andern läßt er ruhig auf ihrer Jagd hinter „Rienbaum“ her auf den Spieß laufen.

Durch seine Enthüllung des „Olimsblutunderverwesungsquarks“ zeigt Raabe-Stopfkuchen nun den Leuten vortrefflich, daß er die hochgeschätzten, aber recht billigen Mitteln, ihnen zu atemloser Spannung und zu einem angenehmen Grufeln zu verhelfen, so gut wie einer versteht, zugleich aber sie auch auf das innigste verachtet.

Schon in „Abu Telfan“ steht das Wort:

„Wir halten es weder für eine Kunst, noch für einen Genuß und am allerwenigsten für unseren Beruf, das Protokoll bei einer Kriminalgerichtssitzung zu führen.“

Und Stopfkuchen klagt beweglich über das Muß der Aufgabe, die sich ihm ergibt:

„Eduard, du ahnst es doch nicht ganz, wie unangenehm mir diese Geschichte mit Rienbaum ist, und wie fürchterlich es mir gegen die Natur geht, daß gerade mir die endgültige Abwicklung der Sache aufgeladen

worden ist! Mir! mir! und noch dazu, wenn ich mir dabei vorstelle, was für eine Menge Volks ich im Namen der sogenannten ewigen Gerechtigkeit in das himmlischste Entzücken versetze! Denke dich in meine Nächte, wie ich mir die Leute sämtlich persönlichst in der Phantasie vor die Seele halte und bei jedem einzelnen frage: „Was? Dem zum SpaÙe? Dem zum Vergnügen? Dem zur Gemugtung?“ —

Das ist bei Stopfkuchen natürlich grimmiger Ernst. Bei Raabe aber dringt hier die Ironie durch. Denn Raabe selbst hat ja diese alberne Mordgeschichte sich erfonnen, um die von seinen Lesern, die an den Lebenswerten seines Humors achtlos vorüberreichen, zum Opfer eben dieses Humors und seines Lachens werden zu lassen.

So verbirgt sich in der Sat in „Stopfkuchen“ unter dem Schleier der Symbolik der Bericht des Autors von seinem künstlerischen Lebensweg und von der Eroberung der Kunst, eine humoristische Geschichte zu schreiben. Es ist wirklich sein persönlichstes Buch und insofern sein „unverschämtestes“, weil er in ihm so schonungslos wie nie sonst mit den Mächten abrechnet, die Literatur und Kultur seiner Zeit beherrschten. „Stopfkuchen“ ist ein Pamphlet auf die Masse der Leserschaft, dessen Hohn leider heute noch gilt und noch auf lange hinaus gelten wird. Für sich hat Raabe „Kienbaum totgeschlagen“. Aber der „lemurenhafte Spuk“ wandert noch immer munter weiter durch unsere Literatur und erlebt nicht nur in den beliebten Kriminal- und Detektivromanen unserer Zeitungen immer wieder fröhliches Auferstehen. Die Sehnsucht nach dem Nervenkitzel entfacht die Begeisterung für den Dimsblutundverwesungsquark immer von neuem. Und gar über die Rolle Kienbaums im Kientop wären ganze Bücher zu schreiben.

Im Jahre 1875 hatte Paul Heyse von Raabe verlangt, er solle seinen „Münchhausen“ schreiben, und ein anderer Kritiker hatte später ihm seinen „Don Quijote“ abgefordert. Mit dem „Stopfkuchen“ erfüllte Raabe beide Wünsche. Denn wie jene beiden großen humoristischen Werke ist auch das seine literarische Satire und Parodie zugleich. Und es ist gewiß kein Zufall, daß er im „Stopfkuchen“ ziemlich unvermittelt auf beide anspielt. Um von Anfang an keinen Zweifel darüber zu lassen, deutet das Raabe schon auf der ersten Seite seines Buches an. Da zitiert Eduard, angeblich um seine literarische Bildung zu beweisen und damit seine Berechtigung, die Feder zu führen, eine Stelle aus der „Verhängnisvollen Sabel“ des Grafen von Platen. Wie so häufig erwartet Raabe

von seinem Leser, daß er sich nicht nur an das Zitat hält, sondern daß ihm das ganze Werk und seine Bedeutung dabei lebendig wird. Platens „Verhängnisvolle Gabel“ ist eine groteske Posse, die die seinerzeit so beliebten Schicksalsdramen parodiert. Das Wirksamste an dieser Satire waren die „Parabasen“, in denen sich am Schluß jedes Aktes der Chorus an das Publikum wendet und ihm unverblümt ob seines „faden Ungeschmacks“ die Wahrheit sagt, in denen aber auch an den Dichter recht ernsthafte Forderungen gestellt werden. Von manchem mußte Raabe sich auf das merkwürdigste angesprochen fühlen; so wenn es in der ersten heißt:

Wollt ihr etwas Großes leisten, sezet euer Leben dran!
Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon:
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt,
Der die Freiheit heißer, als er Not und Hunger fürchtet, liebt.

Und in der zweiten Parabase wird sogar Raabes Lieblingssymbol vom Dichter gebraucht:

Sein Geist, des Proteus Ebenbild, ist tausendfach gelaunet.

Freilich, wenn er sich wirklich der Hoffnung hingab, daß die Berufung auf die „Verhängnisvolle Gabel“ seinen Lesern die Augen öffnen würde für das, was er mit seinem „Stopfkuchen“ sagen wollte, dann hatte er sich grimmig getäuscht. Wir können ihm aber auch wirklich nicht den Vorwurf ersparen, daß er seinem Leser die Deutung seiner „Allegorie und Symbolik“ recht schwer gemacht hat. Es ist doch immerhin von der roten Schanze und ihrem Eroberer, auch wenn man für seinen Lebenspruch „Gehe heraus aus dem Kasten!“ und für seine Urweltknochenstudien das richtige Verständnis aufbringt, kein kleiner Schritt zur deutschen Literatur und ihrer Säuberung von feinem und grobem Kitsch. Und Raabe, der einmal den Satz niederschrieb: „Mir ist gleichgültig der Rock, den ich trage, was ich esse und trinke und was die Narren von mir sagen,“ konnte sich nicht darüber wundern, wenn die dicke Gestalt und der so nachdrücklich betonte Appetit seines Parakleten Stopfkuchen eher von ihm ablenkte, als auf einen Schicksalsgleichlauf hinwies. Natürlich ist die bis zum Überdruß zur Schau gestellte Leidenschaft für die Tafelfreuden des Lebens heitere Selbstironie. Frau Valentine warnt da lächelnd nicht ohne Grund vor Mißdeutung. Und Stopfkuchens Hinweis auf Friedrichs des Großen

Appetit weist in die gleiche Richtung. Die körperliche Maske deutet auf die geistige Konstitution. Wahrscheinlich kam die Unregung zu dieser Individualisierung von Schopenhauer. In seiner Abhandlung über das Genie äußert dieser sich auch über die körperlichen Grundlagen. Er stellt da ein abnormes Überwiegen der Sensibilität über die Irritabilität und Reproduktionskraft fest. Das Hervorstechende am Genie ist also nach ihm das unablässige Hineinziehen der Welt in das Ich, geistige „Befräftigung“, um mit Stopfkuchen zu reden. Zum Überfluß fährt Schopenhauer dann noch fort: „Ja, sogar ein guter Magen gehört dazu, wegen des speziellen und engen Konsensus dieses Seils mit dem Gehirn.“ Aber trotz allem muß zugegeben werden, daß die behäbige Gestalt des dicken Heinrich Schaumann etwas die Aussicht auf das verdeckte, was Raabe in diesem Werke wesentlich war.

Die Tragik seiner schon umhagten Einsamkeit offenbart sich darin. Es war ihm versagt, bei seinem Schaffen an die Schranken des Verständnisses zu denken, die auch einem willigen Leser aufsteigen können. Bis in die letzte Einzelheit hinein schuf er nur für sich. Und so mußte er sich mit der Hoffnung begnügen, daß über kurz oder lang doch einmal jemand durch den Schleier hindurchstieße, hinter dem sich sein Eigenstes verbarg.

„Unsere Kämpfe, Siege und Niederlagen, die oft tragisch und pathetisch genug sein können, entziehen sich doch der Öffentlichkeit. Was davon in die Werke übergegangen ist, muß der Kritiker selbst herauszufinden wissen . . . Stopfkuchen möchte ich Ihrer besonderen Aufmerksamkeit empfehlen; man muß eben sechzig Jahre alt werden, um das schreiben zu können,“ so heißt es in einem Brief an Albert Kohn im Jahre 1892.

Als Raabe den „Stopfkuchen“ schrieb, begleiteten monatelang die Korrekturen für die erste wirkliche Neuauflage von „Abu Telfan“ seine Arbeit. Es war unvermeidlich, daß sich die Vergleiche aufdrängten. Dazu zwang schon das gleiche Erlebnismotiv des im bürgerlichen Sinne Gescheiterten. Ja, es ist mit einem gewissen Recht gesagt worden, daß wir im „Stopfkuchen“ jenen zweiten Teil von „Abu Telfan“ sehen dürften, den der Dichter seinerzeit begonnen und bald wieder abgebrochen hatte. Stopfkuchen führt denselben Kampf wie Leonhard Hagebucher, nur auf einer höheren Ebene und mit sieghafterer Überlegenheit. Von der Höhe der roten Schanze aus erscheint die Gegnerschaft von Tippenburg und der Residenz so winzig, daß man ihrer mit der Waffe heiterer Ironie Herr zu werden vermag. Hagebucher focht seinen Kampf mitten im Gedränge,

das sich auf dem Boden der Gesellschaft bewegte. Auf der roten Schanze kommt man nach siegreich bestandenem Gefecht mit der Kanaille mit einem Geplauder zu zweien und dreien aus. Und sehr bezeichnend ist es, daß Raabe bei seiner Wiederaufnahme des Themas zu einem Motiv zurückgriff, das im ersten Plan zu „Abu Telfan“ stand und das er bei der Ausarbeitung fallen ließ.

„Er zieht aus und richtet sich seine eigene diogenische Einsiedlerklaufe ein“, hieß es darin. In der roten Schanze hat diese Klaufe ihre Gestaltung gefunden. Freilich, es waren lange, schwere Jahre nötig, um sie mit Stopfkuchens lachendem Behagen zu erfüllen.

Am 14. April 1865 wurde jener Plan niedergeschrieben, am 9. Mai 1890 wurde „Stopfkuchen“ vollendet. Auch das bedeutete ein Jubiläum: fünfundsanzig Jahre Kampf gegen Nippenburg und das deutsche Philistertum!

Es war wahrhaftig mehr als bloßes Spiel, wenn der Dichter dem Schiffe, auf dem Eduard seinen Bericht von dem Lebenssieg seines dicken Freundes niederschreibt, den Namen „Leonhard Hagebucher“ gab.

Raabes Stellung zu Bismarck. Gutmanns Reisen

Ein geruhames Jahrzehnt lag hinter Raabe, als er mit „Stopfkuchen“ sein Werk abgeschlossen hatte. Von ernsteren Sorgen und Schicksalschlägen blieb das Dasein frei. In gesunder Entwicklung wuchsen die vier Kinder heran, entfalteten zur Freude der Eltern ihre Eigenart und begannen ihre Forderungen an das Leben zu stellen. Die älteste Tochter verließ als erste vorübergehend das Elternhaus, um sich zunächst in Berlin, dann in München ihrer Ausbildung zur Malerin zu widmen. Der Vater fand eine stolze Befriedigung darin, daß er ihr mit seinem Blut einen Teil seines Künstlertums vererbt hatte. Obgleich die Lebenskraft seiner früheren Werke in dieser Zeit anfang, sich durch Neuauflagen zu beglaubigen, blieb der Lebenszuschnitt der Familie ein knapper. Auf manches Wünschenswerte und auf manche Erleichterung des Daseins mußte verzichtet werden. Denn als Haupt seiner Familie wußte Raabe nichts von jener leichtfertigen Lebensführung, für die er als Dichter in seinem Werk mitunter ein freundliches Verständnis zeigt. Er blieb sich sein ganzes Leben hindurch der hohen Verantwortlichkeit für

die ihm vom Schicksal verliehenen Gaben bewußt, und zu diesen gehörten ihm nicht in letzter Linie seine Kinder. Zu einer jährlichen Erholungsreise mit der ganzen Schar reichte das Einkommen nicht mehr aus. So begnügte man sich im Sommer mit Eisenbahndauerkarten zum Besuch des nahen Harzes. Aber auch solchen Abstrichen zum Troß wäre der Druck des Daseins auf die Dauer recht schwer geworden, wenn nicht im richtigen Augenblick Freundeshilfe eingegriffen hätte. Paul Heyse hatte von dem Abbruch der Beziehungen Raabes zu Westermanns Monatsheften gehört und daraus auf eine Notlage des Dichters geschlossen. Und er, dessen Weg im Sonnenschein des Erfolges lag, empfand dies als eine Schuld des Lebens. Denn wenn ihm auch die humoristische Ausdrucksform Raabes dauernd fremdartig blieb, so besaß er doch eine sehr hohe Meinung von der Lebendtiefe und dem Lebensreichtum des schwer ringenden Kollegen. So wandte er sich im Jahre 1886 aus eigenem Antrieb an ihn, und als Raabe ihm offenherzig seine Lage dargelegt hatte, erwirkte er ihm einen jährlichen Ehrensold von 1000 Mark von seiten der Deutschen Schillerstiftung. Dieser wurde zunächst auf drei Jahre bewilligt; aber dann jedesmal erneuert. Die Schillerstiftung hat mit gutem Recht gerade diese Unterstützung als eigene Ehrung empfunden; denn hier handelte es sich nicht um einen nachträglichen Ausgleich, sondern um die Sicherung eines Schaffenden, der mit hohen Werten zurückbezahlt, was er empfing.

Die achtziger Jahre waren reich an starken politischen Spannungen. Während der große Kanzler auf außerpolitischem Gebiete die Weltmachtstellung Deutschlands erfolgreich ausbauen und sichern konnte, häuften sich auf innenpolitischem Gebiet die Schwierigkeiten. Die Gegensätze wuchsen zu bedrohlicher Schärfe an, und die Reichsregierung stieß auch bei ihren Sorgen um die äußere Sicherung des Reiches auf wachsenden Widerstand. Wie alles, was das Leben seines Volkes berührte, verfolgte Raabe die Entwicklung mit wachsamem Auge. Daß die politischen Kämpfe des Tages im Kreise der Kleiderfeller bei aller Ablehnung jedes einseitigen Parteistandpunktes gerade in dieser Zeit ein wichtiger Gegenstand der Debatte waren, wird uns von ihrem Geschichtsschreiber Wilhelm Brandes bezeugt. Es könnte auffallen, daß sie in Raabes Werk einen verhältnismäßig geringen Widerhall fanden. Im Jahre 1874 hatte dieser in „Eulenspingsten“ durch den Lohgerber Fritz Hessenberg die Erklärung dafür abgegeben:

„Am liebsten gehe ich nämlich den Eichenwäldern nach, denn dieser Baum stimmt immer noch mit mir; heute jedoch mehr meines Gewerbes als meiner patriotischen Jugendgefühle wegen; denn was für unsereinen eine richtige Borke bedeutet, davon hast du auch keinen Begriff. Für solch eine Diplomatenhaut, solch ein Bundesgesandtenfell gehört freilich eine ganz besondere Lohse. Na, es wird wohl mal auch in Deutschland der Gerber kommen, der mit euch umzugehen versteht; und, weißt du, es schwant mir, als müsse das einer aus eurer eigenen netten Gesellschaft sein, so einer, der den Klügel aus dem Grunde versteht. Ich habe mich für dies Geschäfte für inkompetent erklärt von der Zeit an, wo ich mich auf mein jetziges Handwerk warf und die Feinheiten und Schwierigkeiten davon begreifen lernte.“

Sein Vertrauen zu dem Gerber, der den Klügel aus dem Grunde versteht, war seit der Reichsgründung nicht erschüttert worden, so schwer die Enttäuschung war, die die Siegergeneration ihm bereitet hatte. Und diese Enttäuschung vertiefte sich ihm von Jahr zu Jahr. „Der Horizont des Geschlechts, das nach 1870 gekommen ist, ist nicht weiter geworden.“ In dieser Tatsache sah er jetzt auf politischem Gebiet den Hauptschaden. Bezeichnenderweise deutet Stöpfkuchen bei seiner Kritik der weltfremden Univeritätsbildung auch nach dieser Richtung:

„So eine deutsche alma mater ist doch die reine Amazone. Sie hält dir die eine Brust hin, und du saugst oder sauffst. Sie dreht dir die andere zu, und du empfindest dich in der Tat als das bekannte Tier auf dürrer Heide. Jeder Blick in eure Gerichtsstuben, auf eure Schulkatheder und Kirchenkanzeln und eure Landtage und vor allem in den Deutschen Reichstag zeigt, was dabei herauskommt, soweit es unsere leitenden gelehrten Gesellschaftsklassen anbetrifft.“

Zweifellos wirkten dabei die Eindrücke mit, die Raabe bei den Kämpfen um die Erhöhung der Wehrkraft des Reiches durch die Septennatsvorlage der Regierung gewonnen hatte. Das jämmerliche Schauspiel, daß unter dem fadenscheinigen Schleier sachlicher Begründung sich ganz andere Ziele parteipolitischer und partikularistischer Gegnerschaft versteckten, empörte den Mann, der die Sachen immerdar über die Menschen stellte, auf das äußerste. Die Wut darüber zitterte in ihm noch nach, als durch die Neuwahl des Reichstages am 21. Februar 1887 die Opposition vernichtend aufs Haupt geschlagen worden war. Ein Brief

Karl Schönhardts aus Stuttgart hatte dem Jubel darüber Ausdruck verliehen. Am 26. Februar erwiderte Raabe:

„Ja freilich, Dir — Euch — uns allen alle Glückwünsche zu diesem gesegneten 21. Februar! Es war aber auch wahrlich Zeit, daß dieses kam. Mit welchem Ingrimm und Ekel hat man sich die letzten Jahre durch sagen müssen: kein lügenhafterer Vers als jener:

„Ist's, was der Fürsten Trug zerklaut,
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?“

O nein, nein, nein und neunmal nein, das deutsche Volk selber will das Reich nicht, hat es nie gewollt.

Deutsches Volk? Ach was! Deutschredender oder deutschschwägender Bevölkerungsbrei, für einen kurzen Augenblick von ein paar großen Männern in eine staatliche Form gepreßt! Morgen vielleicht schon sind sie tot, die Männer, und der Brei fließt wieder auseinander, und die Fremden mögen dreist wieder von allen Seiten mit ihren Löffeln anrücken zur Wiederaufrichtung und Herstellung der hergebrachten Freiheiten teutscher Nation!

Nun, Gottlob, einmal noch ist dieser Vaterlandslosigkeit ein Kiegel vorgeschoben, und könnte der auch noch stärker und dauerbarer sein, wir wollen uns seiner doch getrösten und guten Mut für die Zukunft behalten. — Dieser 90jährige Kaiser, der noch einmal diesen Reichstag eröffnen will, und das Gefindel, das ihn mit albernen parlamentarischen Fragen und Phrasen die letzten Stufen in sein glorreiches Grab hinuntertreiben wollte! — Sie Waiblingen! Der Ruf ist auch hier auf dem echtesten welfischen Alld kräftig erklingen. Wir haben sie auch hier gehauen, die Welfen aller Sorten; Salz in die Furchen!“

Man hat Raabe aus theoretischen Gründen sein rückhaltloses Eintreten für Bismarck verübeln wollen. Man sah in der deutschen Linie seines Werkes einen Widerspruch zu der machtpolitischen Linie, auf der Bismarck das Ziel seiner Reichsgründung verfolgt hatte, und glaubte dementsprechend von ihm eine ähnlich ablehnende Haltung zu dem Kanzler erwarten zu müssen, wie sie Nießsche einnahm, weil er den Primat des Geistes gegenüber der Politik verfocht. Das scheint um so berechtigter, als Raabe die geistige Haltung der Bürger des neuen Reiches ganz ähnlich sah wie Nießsche. Aber dennoch ist da ein sehr wesentlicher Unterschied. Raabe trat immer und überall für den Primat der deutschen

Seele ein, für die Ganzheit und Ursprünglichkeit des deutschen Lebens. Daß nur aus organischem Zusammenwachsen und Einswerden ein wirkliches Volk entstehen konnte, gehörte ihm zu den Selbstverständlichkeiten, über die keine Auseinandersetzung möglich war. So hat er von Anfang an trotz seiner engen Staatsgebundenheit, trotz seiner inneren Verhaftung im niedersächsischen Wesen immer zum gesamten deutschen Volke gesprochen und keinerlei Schlagbäume, welcher Art sie auch sein mochten, anerkannt. Aber er war auch auf politischem Gebiete ein Mensch der Anschauung und nicht des Begriffes. Und es war ein großer Segen für ihn, daß er die Anschauung von Bismarck und seiner Leistung nicht in den Schranken seiner heimatlichen Enge, sondern gerade in Süddeutschland, das damals in ziemlich wörtlichem Sinne „Feindesland“ war, gewann. Er erlebte die Widerstände, die dem großen Werke der Einigung drohten, am eigenen Leibe. In Stuttgart hatte er aus des großen Schwaben Hölberlin „Hymne an das Schicksal“ den Hochgesang auf die Not, die an einem großen Tage vollbringt, was kaum Jahrhunderten gelingt, als prophetisches Motto in sein Notizbuch geschrieben. Er hatte wahrhaftig aus eigenster Anschauung in den Jahren 1864 bis 1870 im Süden erlebt, was not tat, ohne daß er im geringsten seinen Idealen untreu zu werden brauchte. Er wußte genau, daß damals auch der Größte nicht mehr leisten konnte, als den Bau für die Zukunft abzustecken. Ihn aufzuführen nach dem ewigen Gesetze seines Wesens, mußte Sache des deutschen Volkes bleiben. Die Voraussetzung dazu war opferfreudige Selbstbesinnung und bewußtes Zusammenfinden auf dem Boden des Gemeinsamen. Die Macht, die das verhinderte, war dieselbe, gegen die Raabe sein Leben lang ankämpfte, das Philistertum, das nach dem 18. Januar 1871 nicht abgedankt, sondern nur seinem Mäntelchen einen anderen Schnitt gegeben hatte. Ob der deutsche Philister als liberaler Fortschrittsmann oder als preussischer Krautjunker seine Rolle abspielte, machte wenig aus. Der naive Egoismus war hier wie dort der gleiche; und das klägliche Ideal des Philistertums, den eigenen Besitz, das Selbstgefühl und Geltungsbedürfnis eingeschlossen, nach Kräften zu mehren und auf jeden Fall zu sichern, hatte in allen Schichten der Bevölkerung die gläubigsten Verehrer. Der Triumph des Philistertums beglaubigte sich darin, daß je länger, je mehr die Parteien sich als bloße Deckmäntel zentrifugaler Mächte der verschiedensten Art erwiesen. Das Verhängnis lag darin, daß nach einem glänzenden Sieg der Waffen eine Zeit der

Selbstbestimmung nicht zu erwarten war. Wir haben es erlebt, daß erst die Not „mit ihrem heil'gen Wetterstrahl, mit Unerbittlichkeit“ solche Zeiten heraufzuführen pflegt. Damals aber hatte Raabe nur zu sehr recht mit seiner bitteren Feststellung: „Sich selbst will das deutsche Volk nie!“ Dem Kanzler, der diesem Volke seinen eigenen ehernen Willen geliebt hatte, Vorwürfe darüber zu machen, daß er sein Ziel auf seinem Wege erreicht habe, war ihm eine Sinnlosigkeit. Aber entscheidend war schließlich doch der Vergleich, den der große deutsche Menschenkenner Raabe zwischen Bismarck und seinen Gegnern zog. Als letzte und erhabenste Wiedergeburt des Märchenknaben, der das Gruseln nicht lernen konnte, ragte der Kanzler in eine schwächliche, vom Krämergeist beseelte Zeit hinein. Wo war dann noch Deutschland, wenn nicht in ihm? War es seine Schuld, daß er den Maßstab so gewaltig gesteigert hatte, an dem nun deutsches Wesen gemessen werden mußte?

Auf die Septennatswahlen folgte das Dreikaiserjahr, folgte die immer bedrohlichere Zuspizung der inneren Gegensätze, folgte schließlich im März 1890 der Bruch des jungen Kaisers mit dem Gründer seines Reiches. Und nun entlarvte sich erst die ganze Erbärmlichkeit des deutschen Philistertums, gleichgültig, ob es auf Fürstenthronen, auf Ministeresseln, auf den Stühlen der Parlamente oder den Kathedern der Wissenschaft saß, ob es im ordenbesäten Waffenrock des Generals oder im Wams des Werkstätigen einherschritt: es setzte niemand sein kleines Dasein für die Sache des Großen ein. Die gesamte öffentliche Meinung nahm es als etwas Selbstverständliches hin, daß der Reichsgründer zum alten Eisen geworfen wurde, daß die große Zeit Bismarcks zu Ende ging ohne stärkeren Wellenschlag, als eine der üblichen Zeitungsensationen zu machen pflegt.

In diesem Augenblick aber erwachte in Raabe wieder der Politiker. Sein nächstes Buch, zwei Monate nach Bismarcks Abschied von Berlin begonnen, wurde seine Bismarckbiade. Er konnte der einsamen Größe des scheidenden Kanzlers nicht besser huldigen als damit, daß er das Bemühen der besten und aufrechtsten Männer seiner Generation und damit sein eigenes Bemühen um die Erfüllung der jahrhundertalten deutschen Einheitssehnsucht im Spiegel eines gutmütig spottenden Humors zeigte.

„G u t m a n n s R e i s e n“ heißt das Buch, und es ist der recht ernsthaften Anregung zum Trost eins der lustigsten, die er geschrieben hat.

Es spielt im September des Jahres 1860. Der Kaufmann Gutmann aus einer norddeutschen Kleinstadt macht sich mit seinem Sohne,

dem Kameral supernumerar Wilhelm Gutmann auf, um nach Koburg zur Versammlung des Deutschen Nationalvereins zu reisen. Die wackere Frau Gutmann hat zwar den Kopf über diesen Einfall ihres Mannes geschüttelt, denn seit fünf und zwanzig Jahren ist es das erste Mal wieder, daß er, der früher als Geschäftsreisender weit umhergekommen ist, Verlangen gezeigt hat, seine Häuslichkeit zu verlassen. Von den politischen Zwecken, die ihn und den Sohn nach Koburg locken, hält sie nicht viel, und sie ist sicher, daß beide recht klein und enttäuscht zurückkehren werden. Die Teilnahmslosigkeit, mit der der Alte sich im Eisenbahnabteil in die Ecke drückt, scheint dem Sohne die Befürchtungen seiner Mutter aufs Schlimmste zu bestätigen. Aber als Vater Gutmann vor Kassel den großen Christoffel auf Wilhelmshöhe zu Gesicht bekommt, dieses viel beschriebene Zeichen deutschen Glucks, da wird der alte Reiseonkel in ihm lebendig. Er taut auf und zeigt sich bald viel mehr auf der Höhe der Situation, als dem Sohne lieb ist. Das unvermutete Zusammentreffen mit der ehemaligen Traubenwirtin in Ruhla, wo Vater und Sohn zu verschiedenen Zeiten recht lebensfrohe Pfingsttage verlebt haben, erhöht seine Stimmung beträchtlich. So ist er in vollem Schwunge, als auf der Station Immelborn ein reizendes junges Mädchen in das Abteil steigt. Er hat bald aus ihr herausgeholt, was er wissen will. Fräulein Klotilde Blume aus Wunsiedel ist gleichfalls auf dem Wege nach Koburg, wo sie mit ihrem Vater, dem Major Blume, und ihrem Onkel Poltermann zusammentreffen wird. Sie wird von einer recht unliebenswürdigen Erbtante eingeliefert, der sie in Immelborn die Wirtschaft geführt hat. Zur Belohnung für die sauren Wochen, die sie im Dienste der Familie durchgemacht hat, soll sie in Koburg ein paar vergnügte und unterhaltsame Tage erleben. Von dem Vergnügen, das ihr bevorsteht, erhält sie einen Vorgeschmack, als sie auf dem Koburger Bahnhof weder Vater noch Onkel vorfindet. Gutmann Vater und Sohn, die beide ihr Wohlgefallen, wenn auch ein verschiedenartiges, an dem Mädchen haben, machen des Vaters Quartier ausfindig und geleiten sie dorthin. Sie selbst sind in der gleichen Gasse im gegenüberliegenden Hause angekommen.

Im „Löwen“ lernen die beiden Norddeutschen durch Vermittlung des Pastors Nooth, des alten Lügowers, Vater Blume und Onkel Poltermann kennen. Diesen wird das Gewissen wach, als sie von Klotildes Ankunft hören, sie geben sich aber bald damit zufrieden, daß sie auch ohne

ihre Beihilfe in das Quartier gefunden hat. Nach den ersten, vorläufig noch rein persönlichen politischen Auseinandersetzungen über Deutschlands Zukunft finden die vier spät heim, die drei älteren Herren auf etwas schwankenden Füßen. Am anderen Morgen erweist sich das Gegenüber der Quartiere als freundliches Schicksal. Während die beiden Väter in den Tag hinein schlafen, verabredet Onkel Poltermann über die Straße hinweg für seine Nichte und sich mit Wilhelm Gutmann einen Frühspaziergang zur Feste Koburg hinauf. Es wird ein recht vergnügter Morgen, er wäre für den Kameral supernumerar noch vergnügter geworden, wenn ihn nicht ein Gespenst in eine gewisse Zurückhaltung gescheucht hätte. Das war der unbekannte junge Herr, von dem zwischen dem Major Blume und seinem Schwager die Rede gewesen war und mit dem sie Klotilde überraschen wollten. Als er zu Mittag mit seinem Vater zusammentrifft, da nimmt das Gespenst für ihn Fleisch und Blut an. Es ist Alois von Pärnreuther aus Wien, der als blutjunger Bursche im tollen Jahre 1848, als er mit Einsatz seines Lebens aus Oesterreich geflüchtet war, um am Schleswig-Holsteiner Freiheitskampf teilzunehmen, im Hause Gutmann Aufnahme gefunden hatte und seitdem dem viel jüngeren Wilhelm die Verkörperung seines jugendlichen Heldenideals geworden war. Bei der Mittagstafel darf er Vergleiche zwischen Ideal und Leben ziehen. Sein Freund hat sich zu einem reichlich vollschlanken Weinreisenden herausgemacht. Als solcher hat er auch Hausfreundschaft bei der Familie Blume in Wunsiedel gewonnen. Wilhelm glaubt, daß er ältere Rechte auf Klotilde habe, und bemüht sich, seine eben aufgestiegenen Träume zu begraben. Während er am Abend seinen Vater zur Eröffnungsversammlung des Nationalvereins in die Reithalle begleitet, sieht er schmerzlich Klotilde mit Alois ins Theater gehen. Zum Glück beruhigt ihn am Abend nach der Sitzung im Café Moulin der unzufriedene Bericht des Onkels Poltermann, der sich den beiden angeschlossen hat, über den nicht recht behaglichen Verlauf des Theaterbesuchs: der gute Alois hat die Gunst des Augenblicks nicht zu nutzen verstanden. Und der mühsam wieder rückgängig gemachte Entschluß Klotildes, nach Wunsiedel zurückzukehren, wird am anderen Morgen von ihm richtig gedeutet. Und als dann in der Reithalle die Geister ob der Frage: Großdeutsch oder Kleindeutsch? besonders heftig zusammenplätzen, da gelingt ihm die Flucht, und sein Schutzengel sorgt dafür, daß er Klotilde nicht lange zu suchen braucht. Und was ihr Vater und Onkel

versprochen, aber nicht gehalten haben, das leistet er: er sorgt für ihr Vergnügen in Koburg, und zwar so nachdrücklich, daß eben nur ein Leben ausreicht, es auszuschöpfen. Die Aufgabe, das große Wunder und seine Schlussfolgerungen in Einklang mit der Nüchternheit des Tages zu bringen, überlassen die Verlobten, wie üblich, den anderen. Der erste, den sie damit betrauen, ist der gute Onkel Poltermann. Vater Gutmann, der in der Frühstückspause seines fahnenflüchtigen Sohnes wieder habhaft wird und ihn mit sich in die Sitzung schleppt, erfährt vorläufig noch nichts. Erst als er den Sünder nach einem zweiten glücklichen Fluchtversuch bei seiner Braut findet, erfährt er die ihm zuge dachte Überraschung, und nun schiebt er den Sohn in den Sitzungssaal und nimmt mit Poltermann die Angelegenheit in die Hand. Beim Mittagessen wird er bald mit der künftigen Schwiegertochter einig, wenn ihm auch bei dem Gedanken an seine Frau schwül zumute wird. Um den Nachmittag auszufüllen, fährt er mit ihr und dem Onkel nach Neuseß zum alten Vater Rückert, damit der über seine Gartenhecke hinüber seinen Segen dazu geben kann. Natürlich nimmt er an, daß inzwischen sein Sohn den Major Blume über die Überraschung hinwegbringt. Darin irrt er aber, wie sich am Abend im Schießhause beim Zusammentreffen der verschiedenen Parteien herausstellt. Herr Wilhelm Gutmann hat, durch die Anwesenheit seines Freundes und Nebenbuhlers Alois gehindert, keine Gelegenheit gefunden, seine Werbung anzubringen. Die Verblüffung des Majors bei der Enthüllung droht, recht ernsthafte Form anzunehmen. Aber der alte Lützower Pastor Nooth spielt den Retter: er beschwört die hochgehenden Wogen. Der Major fügt sich in das Unabänderliche, und auch der gutmütige, so böse übertölpelte Alois von Pärnreuther findet sich darein.

Der Gedanke an die beiden ahnungslosen Mütter daheim im Norden und im Süden wirft aber doch einen Schatten der Sorge zwar nicht in das Glück der Jungen, aber in die Stimmung der Alten. Man beschließt, zunächst in gemeinsamer Front die südliche Burg in Wunsiedel zu bestürmen. Der gute Alois aber, der in Koburg auch das Scheitern seiner großdeutschen Ideale schmerzlich hat erleben müssen, läßt sich dazu bereit finden, die Festung im Norden sturmreif zu machen. Frau Lina Gutmann ist nicht nur durch das Ausbleiben von Nachrichten, sondern auch durch ein dickes landesherrliches Schreiben, das zweifellos mit der Teilnahme des Herrn Kameral supernumerars Wilhelm Gutmann an

den revolutionären Umtrieben zu Koburg im Zusammenhang steht, in einiger Sorge. Die recht hintergründige Überraschung, die ihr das unerhoffte Wiedersehen mit dem Wiener Heldenjungen von 1848 bereitet, erfordert zur Überwindung ein gut Teil Geistesklarheit von ihr. Ein verständnisvoller Brief aus Wunsiedel jedoch von Frau Major Blume bringt auch hier alles in das rechte Gleis. Der in Koburg zwischen Nord und Süd geschlossene Herzensbund steht unter guten Zeichen.

„Gutmanns Reisen“ stehen mit Raabes „Dräumling“ nicht nur inhaltlich in engster Verbindung. Die Schillerfeier des Jahres 1859 hatte ja erst durch die empörende Haltung, die Oesterreich in jenem Jahre an den Tag gelegt hatte, ihren starken politischen Unterton gewonnen. Aus der Entrüstung über den Frieden von Villafranca aber, in dem Oesterreich den äußeren Feinden Opfer brachte, weil es seine unnachgiebige Einstellung zur deutschen Frage nicht ändern wollte, war der Deutsche Nationalverein geboren worden, der sich in Koburg für die Ausschaltung Oesterreichs aus der deutschen Führung aussprach.

Aber auch die humoristische Technik ist hier wie dort die gleiche. Der geschichtliche Vorgang, so getreu der Geist, von dem er erfüllt war, auch eingefangen wird, bleibt Rahmen, in dem das Pathos des großen Augenblicks heiter an den kleinen, aber wirksameren Lebensorgen der Beteiligten gemessen wird. Nur bedeuten „Gutmanns Reisen“ das kühnere Unterfangen. Eine ganze Reihe der Spieler, die uns hier auf der Bühne des Lebens vorgeführt wurden, standen noch im hellen Lichte des Tages und dachten noch nicht daran, ihre Rolle niederzulegen; allen voran der Gründer des Deutschen Nationalvereins selbst, Rudolf von Bennigsen, 1860 hannoverscher Rittergutsbesitzer, zur Zeit der Abfassung des Romans preußischer Oberpräsident seiner Heimatprovinz und Fraktionsführer im Deutschen Reichstag. Er hat Raabes Roman noch mit großem Behagen gelesen. Und während der Dichter im „Dräumling“ sich hütete, seine Wolfenbütteler Erlebnisse vom 10. November 1859 „abzuschreiben“, hielt er sich bei seiner Darstellung der Koburger Verhandlungen genau an den Wortlaut seiner Akten. Es kommt ihm nicht in den Sinn, ironische Lichter darauf fallen zu lassen. Aber ganz von selbst werden sie durch die so rasche Versippung von Nord und Süd vor den Spiegel des Humors gerückt. Die Deutsche Frage, die den ernstesten Männern aus allen Gauen so viel Kopfzerbrechen macht — von Klotilde Blume und Wilhelm Gutmann wird sie spielend gelöst. Und von jener

versteckten Bank im Park der Ehrenburg, wo dieses Zauberkunststück fertig gebracht wird, blickt Mütterchen Natur mitleidsvoll zur Herzoglichen Reitbahn hinüber: „Es ist doch so einfach, wenn ihr Deutsch versteht, über eure dummen Grenzpfähle hinwegzukommen.“

Die klaräugige Frau Gutmann weiß, warum dieses Einfache all den Männern, die guten Willens nach Koburg gekommen sind, so schwer wird, und sie sagt es ihren Männern:

„Auf der einen Seite wollt ihr das neue Deutsche Reich gründen; auf der andern möchtet ihr doch gern alles beibehalten, was das alte in tausend Fesseln zerrissen hat. Kinder, die Sache ist eben die, ihr wißt selber nicht, was ihr wollt!“

Aber auch wenn dem nicht so gewesen wäre, so mußte das Unterfangen von ein paar hundert zukunftsgläubigen Männern, dem deutschen Schicksal Wege zu weisen, im Jahre 1890 in einem anderen Lichte erscheinen als im Jahre 1860. Nach dreißig Jahren war von der großen, hoffnungsreichen Tagung nur die Erinnerung an ihr Verdienst, das Ziel aufgewiesen zu haben, lebendig geblieben. Und dies hebt Raabe nachdrücklich hervor, indem er dem Bankdirektor Amelung aus Stettin seine Zustimmung zu seinem sehr richtigen Worte gibt:

„Wie die Verhältnisse sich entwickeln werden, das können wir alle nicht wissen, aber davon bin ich überzeugt, daß bei der ersten großen Veranlassung, bei dem ersten äußeren Kriege, Preußen im Interesse seiner eigenen Selbsterhaltung gezwungen sein wird, das Programm des Nationalvereins zu realisieren, mag seine Regierung dann geführt werden von wem sie wolle, von Bismarck-Schönhäusen oder von Schwerin.“

Dies ist die einzige Zeile in dieser „Bismarckhade“, wo Bismarcks Name erscheint, und doch hatte ihr Dichter recht, wenn er in das Hans von Wolzogen über sandte Exemplar die Worte schrieb: „In die Ehren des Alten vom Sachsenwalde.“

Mochte das deutsche Philistertum im März 1890 vergessen, welche Kluft zwischen Traum und Erfüllung gähnt, Raabe zeigte sich auch darin als der treue Eckart seines Volkes, daß ihm die Pflicht der Dankbarkeit heilig war. Er hatte nicht wie die großen Scharen derer, die später nach Friedrichsruh wallten, erst eine Frist zur Selbstbesinnung nötig.

Das Schicksal liebt mitunter ein seltsames Spiel. Wenige Wochen, nachdem Raabe die ersten Exemplare seines neuen Romans erhielt, führte es ihn zu mehrwöchiger gemeinsamer Arbeit wieder mit dem Manne zu-

sammen, der das Urbild seines Wilhelm Gutmann war. Wie dieser hatte der Referendar Albert Baumgarten, des Dichters Jugendfreund aus der Wolfenbütteler Zeit, seine Teilnahme an der Koburger Tagung mit einer Maßregelung von seiten seines Landesfürsten zu büßen. Er hatte darauf den Staatsdienst verlassen und hatte sich nach einigen unbefriedigenden Wanderjahren dann als Rechtsanwalt in Braunschweig niedergelassen. Raabe war er dauernd freundschaftlich verbunden geblieben. Anfang Januar 1892 ordnete dieser mit seiner Hilfe den juristischen Nachlaß seines verstorbenen Schwagers Karl Leiste. Natürlich erhielt Albert Baumgarten als einer der ersten „Gutmanns Reisen“. Zwischen der langwierigen Durchsicht der Akten des Verstorbenen aber werden beide oft genug von jenen Septembertagen des Jahres 1860 geplaudert haben, die für jeden von ihnen auf besondere Weise Schicksal geworden waren.



Einbruch der Tragik

Wachsender Wiederhall. Tod der Tochter Gertrud

Die fast übermütige Heiterkeit, die uns aus den Bildern von „Gutmanns Reisen“ entgegenlacht, entspricht durchaus der Lebensstimmung Raabes in den letzten Jahren seines sechsten Lebensjahrzehnts. Das Siegesbewußtsein, das in Stopfkuchens lächelnder Überlegenheit zum Ausdruck gekommen war, hatte bezeugt, daß die Bitterkeit der Lebenskämpfe endgültig überwunden war. Allmählich zeigte sich auch in der äußeren Wirkung, daß sie nicht umsonst durchgefochten worden waren. Längst vergessene und schon verloren gegebene Werke meldeten sich wieder und gaben ihrem Verfasser die Beruhigung, daß sie noch lebendig geblieben waren. Möchte der Ertrag der Neuauflagen auch geringfügig sein, sie gaben doch vielen zum ersten Mal zu ihrer Überraschung einen Überblick über den Reichtum seiner Gesamtleistung. Manches, was unmittelbar nach dem Erscheinen in Vergessenheit geraten war, wurde jetzt neu entdeckt. Dem Dichter wurde der langsam einsetzende Umschwung sichtbar genug. Die Zeitschriften konnten es sich nicht mehr leisten, an seinem Namen vorüberzugehen. Ein kleiner Stab begeisterter Verehrer bemühte sich jetzt, jedem neu erscheinenden Werk den Weg zu bereiten. Immer stärker wurde das herzensorwarme Echo, das dem Dichter aus den Briefen unbekannter Männer und Frauen des Inlands und Auslands entgegenklang. Auf die einfachste und rührendste Weise wiesen diese Zuschriften ahnungslos auf das hin, was die geistreichsten Literaten und berufensten Ästhetiker ihm schuldig geblieben waren. Sie warfen die unmittelbare Lebenswirkung seines Werkes in die Schale der Kritik. Viele von diesen Briefen sind Beichten von Stiefkindern des Glücks. Mit rückhaltlosem Vertrauen machen sie den Dichter zum Mitwisser ihres Schicksals, und sie danken ihm nicht für Unterhaltung oder ästhetischen Genuß, sondern für die Lebenshilfe, die er ihnen in den Dunkelheiten ihres Daseins durch sein Werk gegeben hat. Zweifellos waren Raabe diese unliterarischen Zeugnisse seiner Lebenswirkung, die in bezaubernder Schlichtheit den Weg vom

Herzen zum Herzen suchten, wertvoller als die wohlmeinendsten Besprechungen seiner Bücher. Denn sie bestätigten, daß er die Aufgabe erfüllt hatte, die ihm von seinem ersten Werke an vorgeschwebt hatte, „schwere Stunde sanfter zu machen“. Daß er deshalb das öffentliche Eintreten für seine Lebensarbeit nicht gering achtete, zeigt die herzlichste Dankbarkeit, mit der er jedes, auch das unzulänglichste Bemühen um eins seiner Bücher belohnte.

Es waren in der Mehrzahl nicht zünftige Federn, die sich für Raabe einsetzten. Die zünftige Literaturgeschichte versagte kläglich ihm gegenüber. Sie erkannte weder seine Bedeutung noch gewann sie Verständnis für seine Eigenart. Als tief beschämend empfinden wir die Tatsache, daß es ein Franzose war, der den ersten Versuch unternahm, dem „deuthesten der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts“ seinen Rang anzuweisen. Zwei Tage vor seinem Geburtstag im Jahre 1890 erhielt Raabe aus Paris ein Buch zugesandt: *Romanciers Allemands contemporains* par Edouard de Morsier. Das 400 Seiten starke Buch beschränkt sich auf vier deutsche Schriftsteller: Friedrich Spielhagen, Paul Heyse, Gustav Freytag, Wilhelm Raabe. Es ist ein echt französisches Buch, das heißt, der Verfasser bemüht sich nicht, durch eindringliche Vertiefung in ihre Werke das Wesen dieser vier Dichter zu beleuchten, sondern er benutzt sie als Mittel, seinen eigenen Geist funkeln zu lassen. Was wir auf den 89 Seiten, die unter der Überschrift „Wilhelm Raabe“ stehen, von diesem erfahren, ist äußerst gering. Er entschuldigt das freilich, indem er klüger als viele seiner deutschen Kollegen das Einmalige von Raabes Gestalt hervorhebt.

„Man könnte sagen, Spielhagen schreibt philosophische Romane und gesellschaftliche Gegenwartsbilder, ‚Zeitromane‘, Heyse Liebesgeschichten, auserlesene Novellen, Freytag bürgerliche Idyllen und geschichtliche Romane. Und was schreibt Raabe? — Romane von Raabe. — Das Wesen seines Werkes zu bestimmen, würde heißen, es im ganzen Umfang zu zergliedern. Lieber es zum Lesen geben. Ein anderer Schriftsteller verliebt sich in seiner Jugend in alle Schönheiten, die ihn verführen, begeistert sich in seiner Reisezeit für alle Ideen, die ihn anziehen, widmet sein Alter irgendeiner ehrfurchtsvollen Erinnerung und stirbt, nachdem er mehrere Leben gelebt hat, und hinterläßt mehrere Werke. Der Humorist, ja er ist der Mensch eines einzigen Lebens und eines einzigen Werkes. Er beginnt ewig wieder denselben Roman: den seines Lebens. Sein Werk ist die Selbstbiographie seiner Seele.“

Um dieser außerordentlich feinen Sätze willen, die genau in den Wesenskern treffen, dürfen wir dem Franzosen schon seine vielfach unzulänglichen Äußerungen über den deutschen Humor und das Naturgefühl verzeihen, die nur in recht lockerem Zusammenhang mit seinem Thema stehen. So reichlichen Anlaß zum Widerspruch Raabe das geistreiche Buch gegeben haben wird, eine große Genugtuung wird es für ihn doch bedeutet haben, auch wenn in ihm nicht der „Hungerpaster“ als eine der wundervollsten Dichtungen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts überhaupt bezeichnet worden wäre. Jedenfalls gab es im deutschen Schrifttum des Jahres 1890 keines, das auch nur annähernd sich so bemüht hätte wie dieses, seiner Bedeutung gerecht zu werden. Auf uns aber wirkt Noziers Arbeit als eine unwiderlegliche Bestätigung von Raabes Anklage:

„Wenn ein Franzose so das innerste französische, ein Engländer das innerste englische Wesen gekannt und beschrieben hätte, wie ich das deutsche, wie würden denen ihre Völker mit Jauchzen zugefallen sein! Die Deutschen wollen von dem, was sie selbst haben, nichts wissen. So habe ich einen schweren Kampf durch mein ganzes schriftstellerisches Leben führen müssen — gegen Frankreich selbstverständlich — gegen Kalifornien, gegen Norwegen usw. usw., Rußland, gegen alles, was dem deutschen Volke weit her, also desto sympathischer ist, und die Buchhändler billig haben können.“

Kurze Zeit nach jenem Geburtstag, der durch die Pariser Sendung seine besondere Note erhielt, unternahm Raabe mit seinen Freunden einen Tagesausflug, den wir nicht unbeachtet lassen dürfen, weil er zehn Jahre später seinen letzten Dichterträumen Richtung und Farbe gab. Sonntag, den 21. September, brach er in Begleitung der Kleiderfeller Brandes, Fehn, Brauns, Häußler, Seck, Stegmann und Büßing schon vor fünf Uhr auf, um mit ihnen nach Stadoldendorf zu fahren. Offensichtlich war im „Grünen Jäger“ der Plan aufgetaucht, die Schauplätze des „Döfelds“ in Augenschein zu nehmen, und für den Dichter selbst mochte es ein reizvoller Gedanke sein, die Zuverlässigkeit seiner Anschauung nach so viel Jahren nachzuprüfen. Unterwegs gesellte sich noch Förster Bärenroth zu den Ausflüglern, und in Stadoldendorf wurden sie von Leutnant Kirchenpauer und den Assessoren von der Osten und Bodenstein in Empfang genommen. Nach dem Frühstück im Bahnhofshotel wurde die Stadt besichtigt und dann die Homburg besucht. Da aber kannte ein Stadt-

oldendorfer Kaufmann die Teilnehmer der Fahrt auf die photographische Platte. Dann ging es nach Wickensen hinunter und am Waldrande entlang nach Eschershausen, wo bei Kleinhaus in der Gartenlaube Mittagsrast gemacht wurde. Am Nachmittag zog man an des Dichters Geburtshause vorbei zur Rotenstein-Höhle im Ith, und von dort zurück über Scharfholdendorf, Höhlenberg und das Obfeld zum Kloster Amelungsborn. Nach der Besichtigung der Kirche entdeckte Raabe an der Mauer, die den Klosterbezirk am Steilabfall zum Hoopital abgrenzte, eine Leiter, und obgleich die Dunkelheit hereingebrochen war, widerstand er ihrer Lockung nicht. „Mit Fehn auf Thedel von Münchhausens Kletterpfad. Nacht im Hoopitale“, sagt das Tagebuch. Erst kurz vor Mitternacht waren die Ausflügler wieder in Braunschweig. Eine wunderliche Bilderfülle wird sich in den Stunden dieses letzten Ausfluges in sein Jugendländ in der Seele des Dichters zusammengedrängt haben, und es ist wohl begreiflich, daß ihm dieser Tag in das Symbolische hineinwuchs.

Noch einen anderen Tag müssen wir aus dem ruhigen und gleichmäßigen Ablauf der Zeit, die unter dem Zeichen von „Gutmanns Reisen“ stand, herausgreifen: den 8. September 1891. Der 60. Geburtstag bestätigte Raabe, daß sein Stern im Aufgehen war. Die Theilnahme der breiten Öffentlichkeit war in den letzten zehn Jahren doch recht bedeutsam gewachsen, und sie schien eine Gewähr dafür zu bieten, daß die Drohungen der Frau Sorge endgültig gebannt waren. Von den Braunschweiger Freunden waren es diesmal die Leute vom „Feuchten Pinsel“, die dem Dichter die größte Herzensfreude bereiteten. Abends um zehn Uhr drang in sein Heim in der Leisewigstraße eine seltsame Schar ein. Allen voran kommt Anton Unwirsch, der sich von der Gevatterin Liebus bestätigen läßt, daß der Junge der richtige sei. Der Barde des Feuchten Pinsels, Turninspektor Hermann in Gestalt des unverwüßlichen Onkels Grünebaum gesellt sich dazu. Professor Herse erscheint als Maler Strobel, Bohnsack und Bildhauer Götting schleppen als Eckerbuch und Pastor Winkler Horacker herbei, und Eckerbuch hält von der Höhe eines Stuhles herab eine Ansprache an die Gansewinkler. Leizen kommt als Käfel und läßt Raabe aus seiner Flasche trinken, der Theatermaler Klippel bringt als Mutter Gruse den Weißdornknüppel des Schmieds von Züterbog, und die Apotheke „Zum wilden Mann“ entsendet Dr. Schiller als Kristeller. Schließlich hält Onkel Grünebaum die Geburtstagsrede, die mit seinem berühmten Lebenspruch beginnt: „Der Teibel nimmt die

Graden und die Ungraden! Diktus faktus!" — Es war eine Künstlerhuldigung vor dem Künstler, und gerade als solche wirkte der lustige Scherz auf den überraschten Dichter besonders tief.

Behaglich ging das Jahr zu Ende, und als am Silbestertage durch Bleigießen das Schicksal befragt wurde, wird man sich einer freundlichen Antwort sicher geglaubt haben. Um 4. Januar schon enthüllt das neue Jahr 1892 sein ernsthaftes Gesicht. Karl Leiste, Frau Berthas einziger Bruder starb, und monatelang ließ die Ordnung seines Notariatsnachlasses Raabe nicht zur Ruhe kommen. Im Juni fiel dann der schwere Schlag, der niemals ganz verwunden werden sollte. Am Johannistage starb nach 12tägigem Krankenlager seine jüngste 16jährige Tochter Gertrud am gastrischen Fieber, das eine Gehirnentzündung zur Folge hatte. Der Verlust seines lieben Kindes drang Raabe tief ins Leben. Die schwere Erschütterung wandelte alles. Als nach langen Wochen die Betäubung geschwunden war, da war nichts mehr, wie es vorher gewesen war. Das Alter, mit dem der Dichter vorher schon gelegentlich gespielt hatte, ohne ernsthaft daran zu glauben, hatte in der Sturmnacht des 24. Juni grimmig schwer seine Hand ihm auf die Schulter gelegt und ließ sie nicht wieder los. Gewiß fand er nach Monaten unüberwindlicher Unrast wieder zu seiner Arbeit zurück, gewiß spielte er seine Rolle auf der Lebensbühne weiter, aber das Bewußtsein, daß es eben eine Rolle war, blieb ihm dauernd zu seiner Pein lebendig. Erst nach seinem Tode fanden die Seinen unter seinen Papieren ein erschütterndes Zeugnis seines Schmerzes. Der Tod der Tochter hatte dem Dichter, der seit seinem Abschied von Stuttgart kein Gedicht mehr geschrieben hatte, seine letzten Verse entpreßt:

Die Tür war zu. Verschlossen war die Tür.
Jenseits ihr Spielplatz! Jenseits alle hellen Wege
Für ihre kleinen Füße.
Jenseits der Garten und der Frühling; —
Diesseits der Tür die Dämmerung und das Fieber,
Die Dämmerung, die zur Nacht wird, und der Weg,
Der langsam, langsam abwärts führt —
Wohin? Wohin?!

Und an die Tür kam's dreimal,
Dreimal drückte ein kleiner Mund sich an das harte Holz,
Dreimal erklang's — hell,

Helle und noch heller:

Adieu!

Adieu! . . .

Adieu!

So trennten sich die Wege.

Mit einem Schlage zerriß dieses herbe Schicksal die Kleiderfellerherrlichkeit des „Grünen Jägers“. Vom Wege dorthin sah man in der Höhe die Kapelle des Zentralfriedhofes, zu dem Raabe den ganzen Juli hindurch fast täglich mit den Seinen gepilgert war, um am Grabe der toten Tochter nachzutrauern. Er gewann es nicht über sich, diesen Anblick zu ertragen, wenn er mit seinen Freunden zu behaglicher Unterhaltung wanderte. Alle Versuche, die Lücke zu schließen, die er ließ, mißlangen. Als zu Ostern des folgenden Jahres Wilhelm Brandes als Direktor der Großen Schule nach Wolfenbüttel versetzt wurde, wählte man das Große Weghaus zum neuen Heim des Kleiderfellerturns. Aber obwohl damit die Überlieferungen der Zeit Lessings, der als Wolfenbütteler Bibliothekar sich hier mit seinen Braunschweiger Freunden zu treffen pflegte, wieder aufgenommen wurden, entfaltete sich dort nicht das alte Leben. Man war dort nicht so frei und unbelauscht wie in den grüngoldenen Nächten der Buchhorst. Und Hänselmanns stachelige Muse goß ihren Hohn aus über das Neue. Aber was half es?

Kloster Lugau

Der Tochter Tod hatte Raabe beim Ausschreiben seines neuen Romans „Kloster Lugau“ unterbrochen. Fast ein volles Jahr erforderte nun seine Vollendung. Seine Arbeitslust war erlahmt. Er behauptete, daß seine Schaffenskraft gebrochen sei. Aber das ist nicht richtig. Bis zur letzten Zeile, die er schrieb, zeigt sich keine Spur eines Nachlassens seiner Kraft. Ja, gerade der heiße Schmerz hatte in ihm Schaffenskeime erweckt, die langsam sich entfalteten, um dann zauberhafte Blüten zu treiben.

Es ist wieder ein sehr einfaches Geschehen, um das in „Kloster Lugau“ die weise Lebensschau des Dichters ihre Ranken spinnt. Der Erzieher des Thronfolgers eines kleinen deutschen Hofes, Hofrat Dr. Her-

berger, „Horatio“ nach dem Freunde Hamlets genannt, kehrt nach einer längeren Weltreise nach „Wittenberg“ zurück. Die in freundschaftlichsten Formen vollzogene Lösung seines Verhältnisses zu dem Prinzen hat den Klatsch der Universitätsstadt beschäftigt. Man munkelt davon, daß die schöne Komtesse Laura Warberg, die sich jetzt nach Kloster Lugau zurückgezogen hat, eine Rolle dabei gespielt habe. Herberger enttäuscht bei seinem Wiedereintritt in die Gesellschaft „Wittenbergs“ die wißbegierigen Seelen, die von ihm Aufklärung erwarteten. Viel wichtiger als ihre Befriedigung ist ihm das Schicksal, das in seiner Abwesenheit seinen Liebling Eva, die Tochter des Oberkonsistorialrats und Universitätsprofessors Kleinbauer, betroffen hat. Unter dem Einfluß der Eltern hat sich das achtzehnjährige, weltfremde Kind mit dem widerlichen Streber Dr. Eckert Scriverer verlobt, und ihr reines Gefühl läßt sie das Unglück ahnen, das ihr damit droht. Herberger ist nicht ganz unschuldig daran. Unter seinem Schutze ist der junge, hochbegabte, aber charakterlose Mensch in die Gesellschaft eingetreten, und seine hohen Verbindungen haben auch Scriverers Zukunft in glänzendem Lichte erscheinen lassen. Noch tiefer als er ist Evas Tante, Euphrosyne Kleinbauer, die Tante Kennesiealle, wie sie in „Wittenberg“ heißt, über die Verlobung bekümmert. Aber obwohl die Eltern der Braut mit ihr als der reichen Erbtante bei ihren Lebensplänen zu rechnen haben, ist sie ratlos dem Unheil gegenüber, das sie klar genug durchschaut. Der Vergnügungswinter, den die zwischen Pflicht und Abneigung hin- und hergerissene Braut durchlebt, ist für die Tante die sorgenschwerste Zeit ihres Lebens. Aber als im Frühjahr Eva unter den Einwirkungen ihres inneren Kampfes ernstlich erkrankt, greift sie energisch ein und bringt sie nach Kloster Lugau. Das ist seit den Tagen der Reformation ein wohlhabendes, vornehmes Frauenstift, idyllisch am Hang eines Mittelgebirges gelegen. Zu ihrer Überraschung findet sie hier das große Wunder schon vorbereitet, das sie zur Erlösung von ihrer ratlosen Sorge ersehnt hat. Die Insassen des Klosters sind durch den Besuch eines jungen süddeutschen Gelehrten zunächst in beträchtliche Aufregung, dann aber bald in freundiges Entzücken versetzt worden. Dr. Eberhard Meyer aus Tübingen sucht schon seit längerer Zeit in der ungeordneten Klosterbibliothek nach einer Handschrift des Sachsenspiegels, die ihm zum Abschluß einer wissenschaftlichen Arbeit unentbehrlich ist. Durch seinen lustigen Schwabenübermut hat er sich die Herzen der Klosterdamen im Sturm erobert, und in die eintönige Stille des Idylls ist mit ihm eine

Welle harmlosen Frohsinns eingedrungen. Diese aber ist zu einem Wogensturm des Jubels angeschwollen, als die treffliche Küchenmeisterin des Klosters, Fräulein Augustine Kleynkauer, Tante Euphrosynes Base, hinter ihre Verwandtschaft mit dem Schwaben kommt. Vor 150 Jahren ist ein Ahnherr des Schwaben als Professor der Himmelskunde nach „Wittenberg“ verschlagen worden und hat sich dort eine Sternwarte erbaut und eine Frau aus der Familie Kleynkauer geholt. Die Warte steht noch immer allen modernen Stadtbauplänen zum Trotz in „Wittenberg“, Keplers Höhe heißt sie. Ihre Besitzerin aber ist jetzt Fräulein Euphrosyne Kleynkauer. So kann diese am Tage nach ihrer Ankunft dem Schwaben ihre liebreizende Nichte als sein Bäschen vorstellen. Es wird ein recht frohes Pfingsten in Lugau gefeiert, und in den schönen Sommertagen, die ihm folgen, blüht die kranke Eva rasch wieder auf. Dem lustigen Schwaben jedoch wird der Gedanke, daß sie die Braut eines anderen ist, bald zu grimmiger Qual. Inzwischen ist aber auch das Gegenspiel nicht untätig gewesen. Die Priorin von Kloster Lugau ist eine Freundin der Mutter Dr. Eckert Scriverers, und sie erstattet bedrohlichen Bericht über das, was sich anbahnt. Und eines Abends, als die Klosterdamen von einem schönen Ausflug in die Berge, den sie mit dem Schwaben unternommen haben, heimkehren, da ist der Meltau auf die Frühlingsfreude gefallen. Evas Bräutigam ist eingetroffen. Er kommt sogar im amtlichen Auftrage von „Wittenberg“, die Klosterbibliothek einer Revision zu unterziehen. Der Streber fühlt sich in der Sicherheit des Siegers. Aber die Erkenntnis, daß die Tante Kennesiealle rücksichtslos genug sein könnte, den schwäbischen Vetter zum Erben von Keplers Höhe zu machen, lähmt doch bald seine Zuversicht sehr. In Eva aber wächst der Widerstand. Zum ersten Mal findet sie den Mut, ihren Eltern brieflich ihr Herz auszuschütten. Am gleichen Tage reißt noch ein anderer Brief nach „Wittenberg“. Laura Warberg ist unter dem Eindruck von Evas Leid zur Klarheit über sich selbst gekommen, und sie ruft ihren Freund Horatio, um ihr Schicksal in seine Hand zu legen. Als Herberger in Lugau eintrifft, hat Scriverer das Feld räumen müssen. Tante Euphrosyne hat eine seiner schleimigen, niederdrückenden Ansprachen an seine Braut belauscht, und da die schönöde Spekulation auf ihre Erbschaft darin eine wichtige Rolle spielte, hat sie dem Verhafteten mit einer Ohrfeige heimgeleuchtet. Eva hat der dramatische Ausklang ihrer Verlobung wieder auf das Krankenlager geworfen. Die Sorge um ihr Kind er-

leichtert es den Eltern, die gleichfalls nach Kloster Lugau kommen, sich mit dem Wandel der Dinge abzufinden. Der Oberkonsistorialrat ist es sogar, der dem künftigen Schwiegersohn zu dem so lange vergeblich gesuchten Sachsenpiegel verhilft. In dem ihm zugewiesenen Zimmer findet er den Pergamentband, der dort den abhanden gekommenen Fuß des Kleiderschrankes ersetzt hat. Beim Blättern fällt eine Visitenkarte Eckert Scriewers heraus. Der edle Jüngling hatte als vorheriger Bewohner des Raumes die Handschrift entdeckt, aber seinen Fund geheim gehalten. Die Wogen der Erregung, die diese Vorfälle in dem Frieden von Kloster Lugau hervorgerufen haben, wollen sich schon wieder glätten, da wird die Ruhe durch das drohende Anpochen der Weltgeschichte auf lange hinaus gestört. Wir befinden uns in der Mitte des Juli im Jahre 1870. Die ehrgeizige Politik des dritten Napoleon hat böse Früchte reifen lassen. Der Krieg steht vor der Tür. Dr. Eberhard Meyer und Dr. Franz Herberger müssen Abschied nehmen, um zu den Waffen zu eilen. Der Dichter läßt den Schleier fallen, und hinter ihm versinkt das Idyll. Als er ihn wieder hebt, ist der 30. Oktober gekommen, und dieser Tag zeigt andere Bilder. Die Männer stehen draußen in Feindesland voll froher Siegeszuversicht, die Frauen suchen im Dienst der Lazarette die Wunden zu heilen, die der Krieg schlägt. Eva aber hat die letzte Unsicherheit ihres Daseins überwunden, leicht und frei geht sie ihren Weg durch die sorgenschweren Tage voll unerschütterlicher Zuversicht. Eine Begegnung mit dem blonden Eckert braucht sie in „Wittenberg“ nicht zu befürchten. Der läßt in Halle seinen Mantel lustig im Winde des Tages flattern. Während die anderen draußen kämpfen, schreibt, redet, dichtet er. Und da er den Glanz der großen Zeit so trefflich auf sich zu lenken weiß, wird er es sicher im künftigen neuen Reich zu hohen Ehren bringen.

Wir sind uns natürlich darüber klar, daß diese Inhaltsangabe, so ehrlich sie ist, uns zunächst einmal ein Rätsel aufgibt. Daß Raabe nach seinem sechzigsten Geburtstag sich achtzehn Monate lang mit den Liebesnöten eines noch nicht voll zur Lebensklarheit erwachten jungen Mädchens befaßt habe, will uns nicht recht in den Sinn. Wir werden daher von vornherein zu der Annahme gedrängt, daß wir in diesem Menschen-schicksal nur eine typische Auswirkung von Erscheinungen zu sehen haben, auf die es dem Dichter in seiner Eigenschaft als getreuer Eckart seines Volkes ankam. Wie gewöhnlich erleichtert er uns das Verständnis dafür durch symbolische Hinweise. Wie in den meisten Fällen bei ihm sind diese

Symbole greifbare Wirklichkeiten und darum für den oberflächlichen Leser einfach als solche zu nehmen. Als seine Heldin über dem quälenden Studium des ersten „Liebesbriefes“ ihres Verlobten auch ihren ersten Lebenszweifel durchzukämpfen hat, da sichert sie ihre nächtliche Einsamkeit durch ihren Atlas, der den kümmerlichen Schein ihres Kerzenstummels auffangen soll, damit er nicht nach draußen dringt. Sie hat ihn zufällig da aufgeschlagen, wo die Länder der beiden Erdhalbkugeln in „Merkators Projektion“, also in einer ganz falschen Verzerrung der Verhältnisse dargestellt sind. Merkator heißt Kaufmann. Es fällt somit von diesen beiden Atlasseiten das richtige Licht auf den Brief des blonden Eckbert. Auch in ihm ist die Welt in Merkators Projektion, das heißt vom Krämerstandpunkt aus gesehen. Das Gegenspiel dazu ist Keplers Höhe, der Turm, von dem die Lante Kennesiealle auf das Gewimmel unter sich herabblückt. Sie bedeutet jene Lebensschau, die im Banne des Ewigkeitsgedankens steht. Dieser Gegensatz beherrscht die ganze Erzählung, und von ihm aus erst fällt das rechte Licht auf das Typische in Evas Schicksal.

Dazu kommt aber noch eine andere Symbolik, die auf den ersten Blick schon deshalb unklar erscheint, weil der Dichter sie selbst ironisiert. Das ist Shakespeares „Hamlet“. Die ganze Erzählung ist von zahlreichen Zitaten aus dem „Hamlet“ durchsetzt. Und nicht nur das, die Gestalten dieses Dramas haben für eine Reihe der Gestalten des Vorder- und Hintergrundes in „Kloster Lugau“ die Decknamen hergegeben. Die Gräfin Laura Warberg erscheint z. B. als Ophelia. Und dabei ist es der Dichter, der uns lächelnd davor warnt, diese Maskierung ernst zu nehmen; denn sie stimme nicht. Wozu dann aber diese verwirrende Spielerei und wozu die gehäuften Zitate aus dem Drama des Briten? Weil es hier um das Ganze geht, um die große Hamlet-Frage „Sein oder Nichtsein?“ Und diese heißt bei Raabe, wie übrigens bei Shakespeare selbst auch letzten Endes, immer „Sein oder Schein?“. Bejahst du das Sein, dann schaust du die Welt unwandelbar, wie sie ist, von „Keplers Höhe“; bejahst du den Schein, dann erscheint sie dir von deinem Krämerstandpunkt aus verzerrt und verzeichnet „in Merkators Projektion“. Aber eine besondere Spitze gewinnt diese Symbolik in unserer Erzählung noch durch die scheinbar so harmlose Bezeichnung der Universitätsstadt als „Wittenberg“. Wie steht es hier in der Hochburg der deutschen Wissenschaft, deren Aufgabe doch immer nur die Entschleierung

der ewigen Wahrheit sein kann, mit Sein und Schein? Herr Dr. Eckbert Scriverer und die Mächte, die ihn aufwärts tragen, die unsichtbaren Fäden, die ihn, mit wissenschaftlicher Aufgabe betraut, nach Kloster Lugau leiten, geben die Antwort. Auch in „Wittenberg“ ist die Wissenschaft für so manchen nur die „milchende Kuh, die ihn mit Butter versorgt“. Und der Finger Raabes deutet hier warnend auf das sattem bekannte Klügel- und Protektionswesen der deutschen Universitäten zu seiner Zeit. Aber darüber hinaus wird uns noch genauer die besondere Atmosphäre „Wittenbergs“ geschildert, bei der Frage nämlich, weshalb „Horatio“ sich hier verankert habe.

„Die ganze weite Welt mit allen ihren Wundern konnte ihm das nicht bieten, was ihm diese mittlere Provinzialstadt und große deutsche Universität vollauf gewährte: Befriedigung seines Kleinramertums und seines Weltbürgerfinns, seiner persönlichen Eitelkeit und seines philosophischen Strebens nach vollkommener Loslösung von den Dingen der Zeitlichkeit, kurz seiner Dummheit und Klugheit, seiner Torheit und Weisheit. Noch kürzer: Er konnte nirgends in der Welt, weder in Kopenhagen noch in Berlin, weder in London noch in Rom und Paris, so sehr als sein eigener persönlicher Narr sich über die andern erheben als wie hier.“

Damit wird uns „Wittenberg“ als Hochburg des selbstzufriedenen deutschen Individualismus in der besonderen Prägung eines hochmütigen geistigen Philistertums angedeutet. Daß die philosophische Grundlage der Bildung, die „Wittenberg“ verleiht, den Menschen nicht gerade geschickt macht, Daseinsknoten zu lösen, wird an „Horatio“ gezeigt, der darin seinem literarischen Vorbilde nichts nachgibt.

Aber das richtige Licht fällt erst auf „Wittenberg“ und die ganze Hamlet-Symbolik der Erzählung, wenn wir uns erinnern, daß es in der deutschen Geschichte und Dichtung eine Zeit gab, in der der Vergleich des deutschen Träumers mit Hamlet ein Lieblingsthema war. Das bekannteste Gedicht, das dieses Thema behandelt, ist Freiligraths „Hamlet“. Und es läßt sich erweisen, daß Raabe dieses im Auge gehabt hat.

Freiligraths Gedicht hat eine politische Tendenz. Deutschland ist Hamlet, und der Mord, den es zu rächen gilt, ist der an der Freiheit. Dem Rächer aber fehlt die frische, mutige Seele. Und dieser Mangel wird mit seiner weltfremden Entwicklung erklärt:

Er spann zu viel gelehrten Werg,
 Sein bestes Tun ist eben Denken.
 Er saß zu lang in Wittenberg
 Im Hörsaal oder in den Schenken.

Deshalb kommt er vor tausend Bedenken zu keinem Entschluß, und als er im fünften Akt doch zu den Waffen greift, da wird er selbst zum Opfer, und „Fortinbras rückt klirrend ein, das Reich zu erben“. Aber dann lenkt der Dichter ein:

Gottlob, noch sind wir nicht so weit!
 Vier Akte sahn wir spielen erst!
 Hab acht, Held, daß die Ähnlichkeit
 Nicht auch im fünften du bewährst!
 Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
 D raff' dich auf und komm zu Streiche,
 Und hilf entschlossen, weil es geht,
 Zu ihrem Recht der flehnden Leiche!

Mach den Moment zu nuge dir!
 Noch ist es Zeit — drein mit dem Schwert,
 Eh mit französischem Papier
 Dich schönöd vergiftet ein Laert'!
 Eh rasselnd naht ein nordisch Heer,
 Daß es für sich die Erbschaft nehme!
 D sieh dich vor — ich zweifle sehr,
 Ob diesmal es aus Norweg käme!

Nun wird uns auch die Wahl des Zeithintergrundes in der Erzählung klar. Der Juli 1870, das bedeutet den Anfang des fünften Aktes in Freiligraths deutschem Hamletdrama. Der deutsche Träumer wird diesmal — trotz „Wittenberg“ — Fortinbras in seine Schranken weisen. Freilich, das folgerichtigsteziehungsergebnis „Wittenbergs“, der blonde Eckbert, ist nicht dabei.

Dem wirklichkeitsfremden, philosophisch müden Geist von „Wittenberg“ setzt Raabe die lebendige, dreist zupackende Art des Wetterleschwaben gegenüber. Und es ist kein Zufall, wenn er ihm im scharfen Gegensatz zu Eckberts Phrasendrusch das zeitnächste wissenschaftliche Thema gibt; denn bei seinem Vergleich zwischen Sachsen- und Schwaben-

spiegel handelt es sich ja um das, was im Augenblick Schicksalsfrage ist, um die Berufung auf die allen Stämmen gemeinsame deutsche Wesensart, die es jetzt im Kampfe gegen das Artfremde zu schützen gilt.

„Kloster Lugau“ steht nicht nur dadurch mit „Gutmanns Reisen“ in Parallele, daß auch hier durch einen Liebesbund eine Brücke über den Main geschlagen wird, auch die politische Ahnungslosigkeit des deutschen Philistertums wird hier wie dort beleuchtet. Der Dichter entläßt uns mit der Zuversicht, daß der Krieg ein glückhaftes Ende nehmen werde, aber auch mit der Gewißheit, daß das Verdienst „Wittenbergs“ daran kein allzu großes sein wird.

Das Erscheinen von „Kloster Lugau“ gab Raabes Freunden die tröstliche Gewißheit, daß er den Schmerz um den Tod seiner lieben Gertrud endgültig verwunden habe. Sie irrten sich gründlich darin. Die freudige Siegeszuversicht, mit der die Erzählung ausklang, war einem recht schweren Dennoch! abgerungen, dessen Tragik sein nächstes Werk enthüllen sollte.

Die Akten des Vogelsangs

Im Sommer des Jahres, das „Kloster Lugau“ zur Reise gebracht hatte, unternahm Raabe mit Frau und Töchtern seine letzte Reise nach Süddeutschland. Am 14. Juli 1893 brach er auf. Die fast 26stündige Fahrt ging über Magdeburg, wo er sich daran erinnerte, daß er seit 36 Jahren diesen Schauplatz seines Jugendwerdens nicht wiedergesehen hatte, über Lichtenfels, Nürnberg, München nach Reichenhall. In München schloß sich Margarete Raabe an, die dort in der Hauptstadt der deutschen Kunst ihren Wohnsitz hatte. Die erste Woche war der Wanderung gewidmet. Der Dichter zeigte den Seinen, was ihn im Jahre 1859 entzückt hatte. Die Schönheiten von Berchtesgaden und Salzburg wurden besichtigt, dann ging es südwärts am Mondsee und St. Wolfgangsee vorbei nach Ischl und von da wie einst nach Hallstatt, wo beim Seeauer für zwei Nächte Quartier bezogen wurde. Natürlich wurde der Schauplatz des wissenschaftlichen Raubes der Herren Zuckriegel und Steinbüchse aufgesucht; aber die feltischen Knochen konnte Raabe den Seinen nicht mehr zeigen. Sie waren von ihrem Fundort in das Museum gewandert. Am Tage darauf ging es dann über Salzburg

zurück und weiter zum Thiemsee. Dort, in St. Salvator-Prien, hatten sich Jenseus, die inzwischen ihren Wohnsitz von Freiburg nach München verlegt hatten, ein idyllisches Sommerheim geschaffen, und so wurde mit ihnen ein frohes Wiedersehen gefeiert. Am 25. Juli reisten Jenseus nach Breslau, Raabe mit den Seinen wieder nach München zurück, wo für eine Woche Privatquartier bezogen wurde. Noch ein anderer Stuttgarter Freund war nach München übergesiedelt: Professor Scherer, und er und seine Frau nahmen sich der Norddeutschen herzlich an. In der Ausstellung im Glaspalast sah Raabe sein großes Porträt, das Professor Hanns Fechner im November 1892 gemalt hatte und das eindrucksvoller als jede andere Darstellung seine Persönlichkeit der Nachwelt festgehalten hat. Es hatte schon gleich nach der Vollendung uneingeschränkte Bewunderung der Kunstwelt erweckt, und in der Tat hatte Fechners tiefes Verständnis für den Humor ihm die Voraussetzungen für ein Kunstwerk gegeben, das er selbst nicht überbieten konnte. Am 1. August wurde die Rückfahrt angetreten, die nur für einen Tag in Nürnberg unterbrochen wurde.

Zu Weihnachten hatte Raabe ein Brautpaar am Familientisch. Seine zweite Tochter hatte sich mit dem Marinearzt Dr. Paul Wasserfall verlobt. Neues Leben und neues Glück zog damit in das still gewordene Haus. Und vor allem für Frau Bertha bedeutete die Ablenkung von dem Grabhügel des Zentralfriedhofes auf die Forderungen der Lebenden einen Schicksalssegnen.

Das Jahr 1894 war für Raabe wieder ein Jubiläumsjahr. Am 15. November feierten die Kleiderseller sein vierzigjähriges Schriftstellerjubiläum, und der lebhafteste Widerhall, den die Feier in der weiteren Öffentlichkeit nicht nur Braunschweigs fand, bezeugte dem Dichter wieder den Wandel der Zeit. Daß er längst schon nur ein sauer süßes Lächeln dafür übrig hatte, ließ sich freilich nicht ändern. Unmittelbar vorher, am 10. November, erhielt er von der Deutschen Schillerstiftung die Nachricht, daß seine Ehrengabe in eine lebenslängliche Pension umgewandelt worden sei. „O Mutter Deutschland!“ schrieb er dazu in sein Tagebuch. Und am 11. November — gleichfalls ein recht symbolischer Aufklang zur Feier des 40jährigen Federansetzungstages — erhielt er die Exemplare der zweiten Auflage seines „Schüdderump“ mit jener Vorrede, in der sich Bitterkeit und Triumph die Waage halten:

„Im Jahre 1869 wurde dieses Buch zum ersten Mal gelesen und von den meisten der Leser beiseite geschoben.

Jetzt, nach fünfundzwanzig Jahren, gewährt es mir eine Genugtuung, es Mitlebenden noch einmal — zwar durchgesehen aber nicht verschönert — anbieten zu dürfen.

In dem Zeitraum ist wieder manches, was gut, edel und lieb war, und manches, was sich für bedeutend, epochemachend, unverwüßlich hielt, oder dafür gehalten wurde, auf den *Schüdderump* geraten; er aber rollt weiter durch die Welt.

Es läßt sich daran nichts ändern, Herrschaften. Diese Käder lassen sich nicht aufhalten.“

Am 15. Januar 1895 wurde die Hochzeit seiner Tochter Elisabeth gefeiert. Wilhelmshaven wurde der Wohnsitz des jungen Paares, und damit rückte dem Dichter die ihm noch unbekannte deutsche Landschaft nahe, in die er einst in „Frau Salome“ seinen mystischen Träumer Peter Schwanewede versetzt hatte.

Während er die letzten Seiten an seinem neuen Roman schrieb, erlebte er eine Freude, die ihn der Erfüllung eines ernstesten Lebenswunsches näher zu bringen schien. Er las die ersten Korrekturen der Gesamtausgabe seiner „Gesammelten Erzählungen“, die auf vier Bände berechnet war. Er mußte darin einen sehr bedeutsamen Schritt sehen zu dem Ziel, das er seit Stuttgart nie aus dem Auge verloren hatte, der großen Gesamtausgabe seiner Werke. Der bunte Reichtum seines Schaffens kam auch schon in dieser Sammlung seiner kleineren Dichtungen überzeugend genug zum Ausdruck. Und in der Tat hat diese Ausgabe mehr als die Neuauflagen der einzelnen Werke dazu beigetragen, das Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit noch bei seinen Lebzeiten zu klären.

Am 18. Juli setzte er den Schlußstrich unter „Die Akten des Vogelsangs“, sicherlich mit einem schweren Stoßseufzer; denn er bekannte später, daß ihm die Arbeit „mühsam abgegangen“ sei und daß er oft genug „vor der Versuchung gestanden habe, ein Streichholz unter die ganze Vogelsangsherrlichkeit zu halten“.

Daß er ein Werk geschrieben hatte, das eine so bezwingende Kraft wie kein anderes seines Alters offenbarte, war ihm dann selbst höchst verwunderlich.

Der Oberregierungsrat Dr. Karl Krumhardt findet an einem Novemberabend unter den eingelaufenen Postfächern ein Schreiben, das

ihn auf das tiefste erschüttert. Es ist ein Brief der amerikanischen Dollar-millionärin Helene Trogendorff, verwitweten Mungo, in dem diese ihm mittheilt, daß ihr gemeinsamer Jugendfreund Velten Andres gestorben sei und daß sie ihm in seinem kahlen Berliner Dachstübchen bei der Frau Fechtmeisterin Feucht die Totenwache gehalten habe. Der wie aus dem Wesenlosen aufklingende Ton des Briefes gibt dem ernstern Inhalt noch ein besonders unheimliches Gepräge. Und Karl Krumhardts Frau hält ihn mit erschauernder Katlosigkeit in der zitternden Hand. Sie begreift nur, daß hier eine Tragödie zu Ende geht, an der ihr Gatte beteiligt war. Er darf darum bei ihrem Abschluß nicht fehlen. Dem aber läßt der Brief eine unübersehbare Bilderflucht aus der Vergangenheit aufsteigen, und es wird ihm Zwang, angesichts dieses Abschlusses sein Leben noch einmal zu durchdenken. So fügt er die Akten des Vogelsangs zusammen.

Der Vogelsang, das ist der noch locker behaute, freundlich sich ins Grüne verlierende Außenbezirk einer kleinen Residenzstadt. Nahe genug schieben sich die Waldhänge des Osterberges an ihn heran, und selbst der von Hecken umrahmte, von alten Bäumen überschattete Friedhof wahrte noch das tröstliche Übergewicht der sprossenden Natur über das steinerne Kunsthandwerk der Menschen. Von drei Familien des Vogelsangs hat Karl Krumhardt zu berichten, die, so verschieden sie auch in ihrer Art waren, doch eine über das Nachbarliche hinausgehende Schicksalsgemeinschaft bildeten. Das verständigste und nüchternste Glied dieses engen Lebenskreises ist Karls Vater, der Obergerichtssekretär Krumhardt, der seinem Sohn auf dem strengen Wege der Pflicht zum Aufstieg verhelfen will und dem alle Phantasterei ein Argernis ist. Seine Frau hat unter seinem Einfluß auf den eigenen Willen verzichten gelernt. Zwar nicht Phantasterei, aber doch Verständnis für die holde Phantasie, die mit ihrem bunten Schleier das Grau der nüchternen Wirklichkeit umkleidet, ist im Nachbarhause der lieben Frau Dr. Andres zu finden. Sie hat ihren Mann, einen Vorstadtarzt der rechten Art, dem die magere Praxis Zeit genug für seine naturwissenschaftliche Liebhaberei ließ, früh verloren, und sie erzieht ihren hochbegabten, aber früh sich gegen Regel und Lineal auflehrenden Sohn Velten mit dem nachsichtigen Verständnis ihres liebevollen Herzens. Der Nachbar Krumhardt war ihr von der Obervormundschaft als Familienfreund beigegeben worden, und das trug diesem manchen Arger über die Frau Doktor ein, gerade weil er wehrlos gegen den milden, sonnigen Zauber ihres Wesens war. Die dritte Familie

bestand aus Frau Agathe Trozendorff und ihrer Tochter Helene. Karl und Velten hatten schon die untersten Klassen des Gymnasiums hinter sich, als sie in das Haus des Nachbarn Hartleben einzog. Ihr Mann, ein gerissener Geschäftsmann, der nach Amerika ausgewandert war, hatte sie heimgefannt, um nach fehlgeschlagenen Unternehmungen freiere Hand zu gewinnen, und verbittert maß nun die oft unzurechnungsfähige Frau die bescheidenen Verhältnisse des Vogelsangs an dem künftigen Glanz, zu dem sie sich berufen fühlte. Das ist der Rahmen, der sich um das Jugenderleben der drei Kinder schlingt.

Troz des hochmütigen Eigensinns der jungen Amerikanerin werden sie in Spiel und Hader bald ein unzertrennliches Kleeblatt. Ihre dummen Streiche, bei denen der wohlgezogene Karl meist sich mit der bescheidenen Rolle des Zuschauers begnügt, machen vor allem durch die recht verschiedenartige Wirkung, die sie auf ihn und die Mütter der beiden anderen ausüben, Vater Krumhardt viel Ärger. Helene Trozendorff aber wäre ohne das Widerspiel der rücksichtslos derben und herzengwarm linden Erziehung, die sie von Velten und seiner Mutter erfährt, eine ebensolche Närrin wie ihre Mutter geworden.

Am Tage des heiligen Laurentius in Karl Krumhardts letztem Schuljahre zeigt uns der Dichter die drei Kinder auf der Schwelle zum Leben. Ein dunkler, sternglänzender Himmel spannt sich über den Hang des Osterberges und die Stadt zu ihren Füßen. Unten im Vogelsang hat es eine der üblichen Aufregungen gegeben. Eine Hundertdollarnote aus Amerika hatte Frau Agathe Trozendorff alberner und unerträglicher als je gemacht, und vergebens hatten Vater Krumhardt und Mutter Andres die Närrin zur Vernunft zu bringen versucht. Und nun hat Velten hier oben ihrer Tochter mit gleichem Erfolge den Kopf zurechtgesetzt. Sie träumt weiter ihren heißen Traum von künftigen Glanz und Reichthum. Aber den Himmel aber gleiten die Wunscherfüllung verheißenden Tränen des heiligen Laurentius hin. Sie bestätigen Helenes Wünsche, sie sichern Karl das Bestehen des Abiturientenexamens zu, und sie winken auch Velten Gewährung, so sonderbar der Strauß ist, den er sich zusammenbindet. Die Sonne des Diogenes, den Heckeppennig, den Däumling und das Tellertuch der Rolandsknappen, den Knüppel aus dem Sack, das Vergnügen, Persopolis in Brand zu stecken, und ein friedliches Ende auf Calas y Gomez wünscht er sich.

Karl besteht das Examen, Welten, der in den meisten Fächern viel Reifere, fällt wegen der Mathematik durch. Karl studiert nach dem Wunsche seines Vaters Jura. Der Sohn soll die Schranken übersteigen, die ihm selbst in der wohlgeordneten Welt des Beamtentums gezogen sind. Welten eröffnen sich im letzten Schuljahr durch eine Rettungstat verheißungsvolle Ausichten. Er hat beim Eislauf einen Honoratiorensohn aus dem Wasser gezogen und selbst des Landesfürsten Augen auf sich gelenkt. Aber er verscherzt sich bald das gewonnene Wohlwollen wieder. In den Universitätsferien ist das Aleeblatt wieder vereint. Als aber Karl zum zweiten Mal wieder aus den Ferien nach Göttingen geht, hat sich Helenes Glückstraum erfüllt: die Woge des Erfolges hat Herrn Charles Trogendorff wieder emporgetragen. Als zehnfacher Dollarmillionär meldet er seine baldige Ankunft im Vogelsang. Als Karl dann in Berlin mit Welten zusammentrifft, berichtet dieser ihm von dem Aufsehen, das der reich gewordene Ganner selbst in den vornehmsten Gesellschaftskreisen der Residenzstadt erregt hat, er erzählt ihm aber auch von dem nächtlichen Abschied Helenes, bei dem sie Welten und seiner Mutter zeigt, daß sie trotz allem schmerzvoll eine Heimat im Vogelsang zurückläßt. Welten aber bekennt bei dieser Gelegenheit frei: „Es steht geschrieben, daß ich dem Geschöpfchen bis an der Welt Ende nachlaufen soll.“

In Berlin hat er mit der Sicherheit des Glückskindes eine Umwelt gefunden, die wie für ihn geschaffen erscheint. In der Dorotheenstraße hat er im dritten Stock eines Hinterhauses bei der Frau Fechtmeisterin Feucht, einer Greisin mit jugendlichem Herzen, die ihn bemuttert, sein Quartier aufgeschlagen. Aber auch im Vorderhause, in dem sich das vornehme Herrenkleidergeschäft und die Wohnung der Familie des Beauz befindet, ist er schon gut Freund. Er hat den gutherzigen, etwas scheuen Sohn der Firma aus einer peinlichen Lage herausgerissen und sich dadurch nicht nur seine Dankbarkeit, sondern auch die des Vaters und der Schwester erworben. Leon und seine schöne, sanftmütige Schwester Leonie haben sich in der stattlichen Wohnung des väterlichen Hauses ein romantisches Märchenreich geschaffen, in das sie sich aus der zudringlichen Brandung der Gegenwart flüchten. Hier leben sie in der Erinnerung an die Welt ihrer Ahnen im sonnigen Südfrankreich, aus der die Familie zur Zeit Ludwigs XIV. hat flüchten müssen. Auch Karl Krumhardt läßt sich willig in den Zauberkreis des Freundes hineinziehen. Für sein Studium freilich geht das Berliner Semester ziemlich fruchtlos vorüber.

Gleichwohl besteht er daheim sein Referendarexamen und kann in seine Fachausbildung eintreten. Welten bleibt in Berlin; aber eines Tages erscheint er mit Leon des Beauz zu Besuch im Vogelsang. Und bei dieser Gelegenheit überrascht er Krumhardt durch die gründliche Änderung seiner Lebenspläne. Er hatte die Freunde zu der wirt verästelten Eiche auf dem Schluderkopf geführt, in der sich einmal Helene so hoffnungslos verkleffert hatte, daß er ihr nicht wieder herunterhelfen konnte. Daß er aus dem Vogelsang Hilfe holen mußte, hatte er als seine erste Lebensniederlage empfunden. Jetzt war es wieder so weit. Auf und zwischen den Zeilen ihrer Briefe hatte er herausgelesen, daß sie darauf und daran war, „sich zu verkleffern“. Es hatte wie ein Hilferuf auf ihn gewirkt, dem er folgen mußte. So erklärte er seinen Entschluß, sein Studium fallenzulassen und als Lehrling in Vater des Beauz' Geschäft einzutreten, um sich die geschäftlichen Kenntnisse zu erwerben, die er drüben brauche. Und als Krumhardt nach seinem Assessorexamen die Freunde wieder in Berlin aufsucht, da findet er Welten schon nahe dem Ziel. Er hat sein Wort wahr gemacht, und Vater des Beauz stellt schon seiner geschäftlichen Begabung ein glänzendes Zeugnis aus. Als ein sieghaftes Bild leuchtender Jugendkraft tritt er dem erstaunten Freunde aus dem Vogelsang entgegen. Mit der genialen Klarheit seines Blicks hat er sich spielend seine neue Welt erobert, aber eins sehen seine Augen, die unverrückbar ihr Ziel jenseits des Ozeans festhalten, nicht: die verschwiegene Liebe der schönen Leonie, die ihm auf all seinen Wegen folgt.

Die Zeit steht nicht still, und auch der Vogelsang verspürte ihren Wandel. Mit rücksichtsloser Hand griff die wachsende Stadt in seine Heckenheimlichkeit. Mietskasernen und Fabrikmauern schossen auf und versperren die Aussicht ins Grüne. Dem alten Obergerichtssekretär, der in den Ruhestand gegangen ist, erscheint die Gegend nicht mehr angemessen für die Eltern eines höheren Staatsbeamten, der in den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft verkehrt, und so beschränken die beiden Alten ihr Heimatsrecht im Vogelsang auf die Friedhofsplätze, die sie sich längst gesichert haben. Auch der alte, biedere Hartleben hat sein Grundstück verkauft, aber der Tod erspart der treuen Seele den Abschiedschmerz vom Vogelsang. Nur Weltens Mutter hält um ihres Sohnes willen fest an ihrem Platz, so freudlos sich auch ihre Umwelt wandelt.

Welten hat vor seiner großen Fahrt siegesicher Abschied von der Mutter und den Freunden genommen. Bald dringt von drüben die

Kunde herüber, daß er sich in der amerikanischen Handelswelt durchgesetzt und vermittelst der Presse großen Einfluß gewonnen hat. Aber sein Ziel hat er nicht erreicht. Er hat Helene Trogendorff nicht von der zweiten, schlimmeren Verflechterung retten können. Sie hat dem großen Geldmagnaten Mister Mungo die Hand gereicht. Weltens Mutter gibt Karl den Brief zu lesen, in dem er in seiner spöttischen, selbstironischen Art davon erzählt, und dieser fühlt durch die Hülle der Form die Eiskälte eines erstarrten Herzens hindurch. Von seinen künftigen Plänen schreibt Welten nur, daß er mit Leon des Beauq eine Weltreise unternehmen werde.

Karl Krumhardt heiratet die Schwester jenes Jungen, den Welten einst aus dem Wasser gezogen hat, und steigt auf der Rangleiter seines Berufes von Stufe zu Stufe. Seine Eltern aber überstehen ihre Verpflanzung in das vornehme Wohnviertel der Stadt nicht lange. In dem Bewußtsein, daß ihr Werk erfüllt und daß der Sohn ihre Lebensmühen belohnt und ihre höchsten Träume erfüllt hat, schließen sie die Augen, zuletzt der Vater. Bei seiner Beerdigung sieht Karl Welten Andres wieder. Am Abend des Tages erscheint er bei ihm und berichtet von seiner Weltwanderung, die für ihn selbst so bedeutungslos war. Vorläufig will er bei der Mutter bleiben, um ihr die Beruhigung vorzutäuschen, daß er als Sieger im Lebenskampfe heimgekehrt sei „mit einem Herzen so reich, so leichtbewegt, so fest, so siegessicher, so unverwundbar wie das ihrige“. Und während er alle anderen mit dem Worte „Schauerhaft müde“ sich vom Halse hält, spielt er vor der alten Frau Komödie. Dem Freunde aber erzählt er von dem Tage, da ihm mit dem Scheitern seines Lebenszieles die Welt wertlos wurde. Damals hat er sich aus dem Prachtband von Goethes Gedichten, der im Salon des Mister Trogendorff auslag, das Blatt herausgerissen, mit dem Vers aus dem Gedicht an Behrißch:

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Und er hat seitdem, wie er sagt, manches Leck in seinem Lebensschiff damit zugestopft. Im September stirbt seine Mutter. Beim Eintritt

der ersten Kälte des Jahres aber zertrümmert er Stück für Stück den gesamten Hausrat, um damit den Ofen zu heizen. In grimmiger Folgerichtigkeit will er sein Lebensziel der Eigentumslosigkeit verwirklichen. Natürlich hält ihn die ganze Nachbarschaft für verrückt. Und als er am Schluß all das, was das Feuer nicht verzehren kann, an alle verschenkt, die es haben wollen, da begrüßt ihn ein Artist, der in dem benachbarten Livoli als Affenmensch auftritt, als Schicksalsgenossen in der Verflechterung auf dem Baum des Lebens. Aus London bittet er dann den Freund, die Besitzübertragung des Grundstücks im Vogelsang auf die alte Magd seiner Mutter, für die die Vernichtung des Hausrats die schlimmste Qual bedeutet hatte, zu besorgen.

Seit dem Tage, da Welten seine Eigentumslosigkeit an den Dingen dieser Welt durchgeführt hatte, hat Karl Krumhardt den Freund nicht wiedergesehen, ja kaum etwas von ihm gehört. Doch mit Leon des Beauz ist er in Verbindung geblieben. Die französische Troubadourromantik ist zerflattert. Das Ladengeschäft in der Dorotheenstraße ist verschwunden. Leon ist Kommerzienrat und einer der bedeutendsten Bankiers in Berlin. Er hat eine Schauspielerin geheiratet und lebt als Vater eines Sohnes und einer Tochter in glücklicher Ehe in einer vornehmen Vorstadtvilla. Leonie des Beauz ist Kaiserstwerther Diakonissin geworden. So hat sich das Berliner Idyll nicht weniger gewandelt als das des Vogelsangs.

Am Tage nach dem Empfang von Helene Trogendorffs Brief folgt Krumhardt ihrem Ruf. Bei der Frau Fechtmeisterin Feucht, die jetzt nahezu neunzig Jahre alt ist, findet er alles unverändert. Sie erzählt ihm, wie Welten vor einem halben Jahre gekommen sei und sich wieder bei ihr eingerichtet habe. Alles Entbehrliche hat er aus seinem Studentensübchen, das er nicht wieder verlassen hat, entfernt. Den Tag über und oft bis in die Nacht hinein hat er gelesen, und zwar immer nur Bücher, die ihn in seiner Kinderzeit und seiner Jugend entzückt hatten. Leons Bemühen, ihn ins Leben zurückzuziehen, hat er abgeschlagen. Aber Leonies Gesellschaft hat er sich gefallen lassen. Und von der sicheren Verschanzung ihrer Eigentumslosigkeit aus haben die beiden sich friedvoll über ihre Lebenswege aussprechen können.

In Weltens kahlm Stübchen, an dessen Wand er mit Kohle die Verse des jungen Goethe geschrieben hat, findet Karl die Witwe Mungo, und er liest auch auf der Stirn der stattlichen, vom Alter nur leicht berührten Frau den Lebensspruch des Freundes. Helene beichtet ihm

rückhaltlos. Nachdrücklich lehnt sie alle Einflüsse, die bestimmend auf sie gewirkt haben könnten, ab:

„Was ich geworden bin, ist aus mir selber, nicht von meiner armen Mutter her und noch weniger von meinem Vater. In unserm Vogelsang unter unserm Osterberge war ich dieselbe, die ich jetzt war, wo ich hier lag vor diesem Bett und ihn mit meinen Armen umschlossen hielt und auf seine letzten Worte wartete. Da strich er mir mit seiner Hand noch einmal über die Stirn und lächelte: ‚Du bist doch mein gutes Mädchen!‘ Das war auch wie in unseren Wäldern zu Hause, wo er mich mit dem Worte tausendmal zum Küssen und Krazen, zu Tränen und zum Fußaufstampfen brachte.“

Und hier gewinnen wir Klarheit über ihre Lebensentscheidung gegen Velten. Nicht die Verlockung durch den Glanz und Schein der großen Welt ist das Entscheidende, obgleich sie mitspielt, sondern ihre Selbstbehauptung gegenüber Veltens lachendem Siegerwillen.

Sie berichtet, daß sie und Velten immer wieder einander hätten suchen müssen und immer wieder auf den Straßen der Welt einander begegnet seien. Trotz allem Mühen sei Velten sie nicht aus seinem Eigentum an der Welt losgeworden bis zuletzt. Und zur Deutung ihres Schicksals weist sie Karl auf zwei berühmte Paare der Weltliteratur hin, auf Shakespeares Antonius und Kleopatra und auf Elisabeth und Essex in dem Epilog Goethes. Jetzt hat sich die arme reiche Frau, die sich mit ihren unermesslichen Mitteln den Vogelsang und den Osterberg mit dem Residenzschloß, der ganzen Stadt und dem halben Herzogtum kaufen könnte, als letztes Eigentum Veltens leeres Stübchen gesichert. Hierher wird sie immer wieder zurückkehren von ihren Fahrten durch die Welt. Hier wird sie Helene Trogendorff sein. Draußen aber wird niemand der stolzen Witwe Mungo ansehen, daß sie eine Rolle spielt, von der ihr Inneres nichts weiß.

„Die Akten des Vogelsangs“ sind zweifellos die Dichtung Raabes, die am meisten von allen umstritten und umworben ist. Und das erklärt sich sehr einfach aus dem großen Gegensatz zwischen Gestaltung und Motiv. Das Motiv scheint fast banal und dazu in das Unwahrscheinliche übersteigert. Daß ein junger, zu allem Hohen berufener Mensch wie Velten Andres, weil das Weib seiner Wahl sich ihm versagt, innerlich zerbricht, um dann ziellos durch eine grenzenlos entwertete Welt zu irren, das ist wahrhaftig ein Thema, das man dem 62jährigen Raabe,

ja das man dem Ende des 19. Jahrhunderts schwer zutrauen kann. Und doch ist es nicht nur mit allen Mitteln einer schlechthin meisterlichen Kunst zur Anschauung erhoben, sondern bis in die feinsten Verfäseerungen hinein von des Dichters Eigenstem so stark durchblutet, daß jede verstandesmäßige Abwehr die Waffen strecken muß.

Der mit Raabe befreundete Dichter Hans Hoffmann bezeichnete das Werk nach seinem Erscheinen als Raabes „Werther“. Raabe wies diese komische Unterstellung zurück:

„Es waren wahrlich ganz andere als Werther-Stimmungen, aus denen dies Buch entstand. Ich schrieb's nach dem Tode meiner Tochter. Nicht eine Spur eigenen Erlebnisses steckt darin. Da hätte sich auch meine Frau energisch dafür bedankt.“

Das ist zweifellos richtig; aber es würde sofort falsch, wenn wir statt des Wortes „Erlebnis“ das Wort „Erleben“ einsetzten. Denn es gibt kein Werk, das uns einen so tiefen Einblick in Raabes Erleben gibt, wie dieses, selbst „Stoppfuchen“ nicht. Ja, es floß in die „Akten des Vogelfangs“ viel mehr von seinem eigenen Leben ein, als ihm bewußt wurde. Es mag schon möglich sein, daß sich ein Dichter tief in Weltens Eigentümlichkeit hineinfühlt, aber so zwingend wie Raabe kann er sie immer nur darstellen, wenn er selbst durch sie hindurchgegangen ist. In dem Ringen mit ihr aber liegt der Erlebnis Kern der Dichtung. Die tiefe Müdigkeit, die den Dichter monatelang nach dem Tode seiner Tochter im Bann hielt, im Verein mit der immer wieder aufsteigenden Frage, ob die Welt einen Wert habe, in der ein junges Leben im ersten Erblühen so sinnlos ausgelöscht werden kann, ist der Keimboden, dem sie entsprang. Ja, der Entschluß, zu dem er sich in diesem Kampf wahrscheinlich schwerer als wir ahnen, durchgerungen hat, ist ziemlich unterhüllt auf die Blätter der Akten geraten. Als Karl Krumhardt sich den Tag heraufbannt, an dem er seinen Vater begrub und an dem offenen Grabe seinen heimgekehrten Freund wieder sah, da schreibt er:

„Er aber, mein Freund Welten, steht wieder gerade so gespenstisch wie damals neben meinem Sessel, legt mir die Hand auf die Schulter und fragt:

„Nun, Alter, noch nicht des Spiels überdrüssig?“

Da habe ich denn in dieser heutigen kalten, farblosen Winternacht, mit den ewig von neuem sich aufhäufenden Aktenstößen um mich her, mit all den Enttäuschungen, Sorgen, Argernissen, die nicht nur das öffentliche Leben, sondern auch das Privatleben mit sich bringt, und im

grimmigen Kampf mit dem Überdruß, der Enttäuschung, der Langenweile und dem Ekel an der schleichenden Stunde, doch noch einmal ein: „Nein!“ gesagt, dem stolz-ruhigen Schatten gegenüber, der so wesenhaft Welten Andres in meinem Dasein hieß.

Ich habe und halte meiner Kinder Erbteil. Das Spielzeug des Menschen auf Erden, das ja auch einmal meinen Händen entfallen wird, wollen sie aufgreifen, und ich — ich fühle mich ihnen gegenüber dafür verantwortlich!“ —

Nun könnte man einwenden, daß Raabe doch ein ganzes Jahr lang nach dem Tode der Tochter an der Ausschreibung von „Kloster Lugau“ gearbeitet habe und daß dieses Werk doch keine Spur von jener Lebensstimmung zeige, die den „Akten des Vogelsangs“ zugrunde liegt. In der Lösung dieses Rätsels liegt auch die Vertiefung des Erlebnismotivs des folgenden Werkes begründet. Raabes Entschluß, die Feder wieder aufzunehmen, war schwer und um so schwerer, als es ein Werk zu vollenden galt, das unter freundlicherem Daseinshimmel empfangen war und sich entfaltet hatte. Wohl möglich, daß der Zwang zu dieser Aufgabe dem Dichter dann willkommen war, weil sie das Zusammenraffen all seiner Kräfte forderte. Aber in dieser Zeit ist ihm dann das Sinnbild vor Augen gekommen und in die Seele gedrungen, das zweimal in dem Roman an bedeutungsvoller Stelle zitiert wird: Goethes Epilog zu dem Drama „Egmont“. Welten führt aus ihm in dem tragischen Brief, den er aus New York an die Mutter schreibt, die Verse an:

Hier ist der Abschluß! Alles ist getan
Und nichts kann mehr geschehn! Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
Sie sind verschwunden, alles ist nicht mehr!

Und Helene sieht in dem ganzen Gedicht ein Sinnbild für ihr und des Freundes Schicksal. Es läßt sich leicht zeigen, daß Goethes Verse auch sonst bis in den Wortlaut hinein an den „Akten des Vogelsangs“ mitgeschaffen haben. Die beiden Verse aber, in denen sich dem Dichter nach seinem Wiederaufraffen sein eigenes Leben spiegelt, werden nicht erwähnt, wenn sie auch in Helenes Haltung am Schluß des Romans zur Anschauung werden:

So unerschütterter zeige dich am Licht,
Wenn dir's im Busen morsch zusammenbricht!

Seinem Freunde Wilhelm Brandes hat Raabe diese Verse zitiert und sie als den „Inbegriff der Tragik“ bezeichnet. Er hat sie in dem Roman auch in eigenster Sache ausgedeutet.

Den ganzen Roman durchzieht der Gegensatz zwischen dem Leben und Wesen des Schreiners der Akten und dem seines Freundes. Dieser Gegensatz beruht auf einer Wesensspaltung des Dichters, wie wir sie in keinem anderen seiner Werke so klar durchgeführt sehen.

Raabe hat keine Gestalt geschaffen, die der Anschauung so greifbar, dem Verstande so unfaßbar ist wie Welten Andres. In zahlreichen Spiegelungen wird sie uns gezeigt. Aber selbst der Schreiner der Akten, der unablässig mit der Aufgabe ringt, sie für sich und seine Nachkommen einzufangen, seufzt:

„Schreibe ich übrigens denn nicht auch jetzt nur deshalb diese Blätter voll, weil ich doch mein möglichstes tun möchte, um mir über diesen Menschen, einen der mir bekanntesten meiner Daseinsgenossen, Klarzuerwerden? Aber es ist immer, als ob man Fäden aus einem Gobelin-teppich zupfe und sie unter das Vergrößerungsglas bringe, um die hohe Kunst, die der Meister an das ganze Gewebe gewendet hat, daraus kennenzulernen.“

In Welten Andres gewinnt das Irrationale, Dämonische, das im Wesen des Dichters den Keimboden seines Schöpferturns bildete, Gestalt, wahrscheinlich weit über sein bewußtes Wollen hinaus. Das Gebiet, auf dem es sich auswirkt, ist Weltens Reich, „das leider auch nicht sehr von dieser Welt war“. Es liegt jenseits jeder Werkeltagswelt und weiß nichts von den Schranken, die da gezogen sind, von den Gesetzen, die da herrschen, und am allerwenigsten von der Bewertung der Dinge, die da in Geltung ist. Darum erweckt sie in Karl Krumhardt, der sich in der Werkeltagswelt verhaftet weiß, neidvolle Sehnsucht. Dieses Reich Weltens wehrt sich gegen die Anmaßung des Werkeltags durch lächelnde Wertverneinung; denn dieser hat nichts zu bieten, wonach es sich lohnt, die Hand auszustrecken. Und Krumhardt ist sich dessen schmerzlich klar:

„Ich habe alles erreicht, was ich erreichen konnte; er nichts — wie die Welt sagt — und — wie ich mich zusammennehmen muß, um den Neid gegen ihn nicht in mir aufkommen zu lassen! Was kann ich heute an seinem Grabhügel anderes sein, als ein nüchternen Protokollführer in seinem siegreich gewonnenen Prozeß gegen meine, gegen u n s e r e Welt?“

Kaabe aber ist nicht nur Velten Andres, sondern auch Karl Krumhardt, der die bodenständige, nüchterne Kraft der bürgerlichen Pflichterfüllung verkörpert, die die Notwendigkeiten der Werkeltagswelt anerkennt und ihnen gerecht zu werden sucht, ohne doch ihre Werte zu überschätzen. Erst das Neben- und Widersinander dieser beiden ungleichen „Hausgenossen“ bedingt eine Gefahr, die sich in kritischen Augenblicken des Daseins als Tragik zu äußern vermag. Mit dieser Erkenntnis erst verstehen wir Karl Krumhardts Sätze:

„Ich nehme wieder einmal über diesen Blättern die Stirn zwischen beide Hände und wundere mich von neuem und suche es mir zurechtzulegen, weshalb und warum in dieser Weise ich sie, nun schon durch so manche lange winterliche Nacht, mit solchen Zeichen und Bildern fülle.

Da ist mir aber heute aus Lessings literarischem Nachlaß eine Seite unter die Augen gekommen, auf welcher der Wolfenbüttler Bibliothekar über seinen ‚Ungeannten‘ schreibt:

‚Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte.‘

Ich glaube, das ist's! — Oder doch ähnlich so. Mein ganzes Leben lang habe ich mit diesem Velten Andres unter einem Dache wohnen müssen, und er war in Herz und Hirn ein Hausgenosse nicht immer von der bequemsten Art, — ein Stubenkamerad, der Ansprüche machte, die mit der Lebensgewohnheit des andern nicht immer leicht in Einklang zu bringen waren, ein Kumpan mit Zumutungen, die oft den ganzen Seelenhausrat des soliden Erdenbürgers verschoben, daß kein Ding anscheinend mehr an der rechten Stelle stand.“

In Velten Andres gestaltete Kaabe die tragische Möglichkeit seines Wesens, der er durch die Erschütterung des Schmerzes bedenklich nahe gerückt worden war. Der Weg dahin war für ihn leicht genug, denn er wurde ihm gebahnt durch seine frühe Erkenntnis von der Fragwürdigkeit der Werkeltagswerte. Von dahin bis zu Veltens Eigentumsmüdigkeit war nur ein Schritt. Aber eine Schranke gab es dabei für ihn, die Velten nicht sah: die Verantwortlichkeit. Velten mochte die Schuld, die sich ihm daraus seiner Mutter gegenüber ergab, durch sein Komödienpiel vor ihr abbüßen. Kaabe aber mußte aller Müdigkeit zum Trotz schaffen, schaffen — ob's ihm im Busen auch „morsch zusammenbrach“.

So sind die „Akten des Vogelsangs“ das tiefste Werk seiner Lebensbeichte geworden. Für einen Augenblick sehen wir hier unter den

Schleier, den der Schmerz gelüftet hat, und ein ahnender Schauer bleibt uns zurück. Sinnloser als sonst auch schon wäre der Versuch, dieses Werk, an dem sich der Dichter nach eigenem Worte „zwei Jahre und zwei Monate konfus geschrieben“ hat, auf die Streckbank des Begrifflichen zu spannen. Kein anderes Werk ist so tief im Lebensgeheimnis verwurzelt wie dieses, und so hat es schon seinen Grund, wenn sich immer wieder eine Hand findet, die Fäden aus dem Gobelin Teppich zupft. Uns aber ist es ein Zeugnis für den Adel, den jedes Menschenwerk trägt, das aus dem Schmerz geboren wurde.



Musflang

Hasenbeck

„Alt, abgebraucht, stumpfgeschrieben — da liegt der Stumpf, lassen wir es dahingestellt, ob aus einer Ablerschwinge, einem Schwanen- oder Gänseflügel.

„Aus einem Rabenfittich.“

Sei dem so.

„Da!“

Nun, was soll das heißen, Schicksal? Du drückst mir das alte Lebenswerkzeug noch einmal zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger?

„Der Tag ist lang und die Nächte sind noch länger. Glaubst du es wirklich deinen Tagen und Nächten gegenüber aushalten zu können mit gefalteten Händen oder — die Daumen umeinander drehend?“

Dieses Zwiegespräch zwischen dem Dichter und dem Schicksal steht in Raabes letztem Notizbuche, das ausschließlich Lesefrüchte, Gedanken und Einfälle enthält. Die gelegentlichen Zeitangaben in diesem Buche verweisen es in die Zeit vom Oktober 1895 bis zum April 1896. Seit der Vollendung des „Dorfes“ hatte Raabe den Freunden jedes Buch, das er sich abgerungen hatte, als sein letztes bezeichnet. Nach dem Abschluß der „Akten des Vogelsangs“ aber, die ihm der Schmerz entpreßt hatte, war das Gefühl der Müdigkeit schier unbezwinglich geworden, und er, der die Forderung aufstellte: „Wem nicht jeder Satz, den er schreibt, der wichtigste ist, soll das Schreiben lassen,“ deutete diese Müdigkeit bei sich argwöhnisch als Nachlassen der Gestaltungskraft.

Zu Neujahr 1896 hatte ihm Marie Jensen geschrieben, daß sie die „Akten des Vogelsangs“ unter Lachen und Weinen gelesen habe und sie zu dem Besten rechne, was er geschaffen habe. Am 17. Januar antwortete Raabe:

„Habe Dank, liebe Marie, für Deinen Brief über die ‚Akten‘! Ja-wohl, da liegt nun zwischen der Sperlingsgasse und dem Vogelsang die

ganze Bescherung. Zwischen dem 23. und 65. Lebensjahre ein netter Haufen! Jetzt sollte man ihn sich begrünen lassen können, um sich drauf zu setzen und sich vom letzten Lebenssonnenschein den kahlen Schädel wärmen zu lassen! — Neben wir nicht weiter davon: so werden uns die Sorgenstühle nicht in die Abendsonne gestellt . . .“

Dieser Ton klingt von nun an jedesmal auf, wenn er von seiner Lebensarbeit spricht. Der bittere Ernst, mit dem er in das Getriebe des Tages sah, verschärfte ihn noch. Es war die Ara Hohenlohe, die auf die Ara Caprioli gefolgt war. Der Alte im Sachsenwalde, der getreue Eckart des deutschen Volkes, der von dorthier grollend seine Warnungen in die Zeit geworfen hatte, erntete jetzt die süßbittere Genugtuung, daß er Recht behalten habe und daß der junge Kaiser sich gezwungen sah, in die Bahn zurückzulenken, die er mit seiner Entlassung aufgegeben hatte. Immer bedrohlicher wuchs sich der soziale Zwiespalt aus, immer abstoßender wurden die Mittel des politischen Kampfes, anarchistische Attentate hielten die Welt in Atem, und ihr Widerhall verschärfte auch auf deutschem Boden den Haß, der die Volksschichten trennte. In immer weitere Fernen wich das hohe Ziel zurück, dem Raabe in seinem Schaffen zugestrebte war. Weniger als je zuvor war an eine innere Einigung seines Volkes zu denken. Und doch war es ihm klar, daß nur in ihr eine Bürgerschaft für die Zukunft lag. So war es denn die Sorge um das Kommende, Unabwendbare, was ihm trotz aller Müdigkeit die Feder von neuem in die Hand zwang. Wenige Tage nach der Durchsicht der „Akten des Vogel-sangs“, am 18. August 1895, vermerkt er den Beginn von „Hastenbeck“ in seinem Tagebuch. Aber so langsam wie nie zuvor verdichteten sich ihm diesmal seine Gesichte. Zwanzig Monate dauerte es, ehe er mit dem Ausschreiben begann, und drei volle Jahre lagen zuletzt zwischen Plan und Vollendung. Das Ergebnis strafte dann seine immer wiederholten Worte vom Nachlassen seiner Kraft Lügen. In Wirklichkeit war es ganz etwas anderes, was den schleichenden Fortgang seiner Arbeit bewirkte: neben der Linderung des Arbeitszwanges, die durch die Neuauflagen älterer Werke ihm geschenkt wurde, die herbe Frage, die nicht schweigen wollte: Lohnt es sich? Wartete denn nicht noch der größte Teil seiner Lebenskraft der Ausbeutung? Die „Chronik der Sperlingsgasse“ und der „Hungerpastor“ reiheten Auflage an Auflage und prägten seine künstlerische Gestalt für die breite Öffentlichkeit. Daß er seit Jahrzehnten schon darüber hinausgewachsen war, ahnten wenige nur, und die hatten keine Stimme im Rate

der Zeit. Es wäre merkwürdig gewesen, wenn sich ihm nicht immer bei jedem neuen Ansaß zum Schaffen jene bittere Frage aufgedrängt hätte. Und das Ringen mit ihr begründet uns besser als alles andere den geruh-samen Fortschritt der neuen Arbeit.

Andere Hemmnisse waren die Korrekturen und das Anwachsen seines Briefwechsels. Es gehörte zu dem Ernst seiner Berufsauffassung, daß er sich auch für die Druckfehler in seinen Büchern verantwortlich fühlte. So führte er sein Leben hindurch einen ebenso zähen wie hoffnungslosen Kampf gegen sie. Er hat sich deshalb auch lange gegen die Anfertigung von Stereotypplatten für einzelne seiner Werke gestraubt, weil diese ihm diesen Kampf noch aussichtsloser machten.

Der wachsende Ruf seines Namens verstärkte bedeutend die Flut der Briefe, die aus aller Welt auf ihn eindrangten. Er war wehrlos gegen sie. Er mußte auch dann sie ernst nehmen, wenn vielleicht nur die Hoffnung auf ein paar Zeilen von seiner Hand ihr Beweggrund gewesen war. Und dann: der Mann, dem Lob oder Tadel längst wesenlos geworden war, be-saß eine rührende Dankbarkeit für jeden, der mit seiner Feder für ihn ein-trat, mochte die Ergießung noch so unzulänglich sein. Und so mancher von diesen Leuten leitete aus der Besprechung eines seiner Werke harmlos das Recht ab, den Dichter in jahrzehntelang durchgeführtem Briefwechsel mit den Nichtigkeiten seines Daseins zu behelligen, durfte er doch eines guten Wortes von diesem gewiß sein. Eine weitere Gruppe zeitraubender Brieffschreiber waren solche, die sich als Dichter fühlten und aus diesem Gefühl heraus sich anmaßten, mit ihren Versuchen die Ruhe eines Meisters zu stören. Auch gegen diese Flut gab es für Kaabe keinen Damm. Er machte sich bei Urteil und Rat die ernsteste Gewissenhaftigkeit zur Pflicht, und war die Ablehnung rückhaltlos, weil die Lebens- und Kunstauffassung des zugesandten Machwerks durch eine Welt von der seinen getrennt war, dann behielt er sich sicherheitshalber gar noch eine Abschrift seiner Antwort zurück. Freilich hatten diese Zudringlichkeiten auch ihr vornehmes Gegen-spiel in zahlreichen namenlosen Sendungen, die sich nicht nur auf schöne Worte beschränkten. Flog ihm doch einmal sogar eine recht beachtliche Geldsendung von einem unbekanntem und ungenannten Verehrer ins Haus.

Die drei Jahre, die unter dem Zeichen von „Fastenbeck“ standen, hatten einen gleichmäßig ruhigen Gang. Die Erholungspause nach dem Abschluß der „Akten des Vogelfangs“ wurde mit dem Besuch bei dem jungen Ehepaar Wasserfall ausgefüllt. Am 12. September reiste Kaabe

mit seiner Frau und seiner ältesten Tochter nach Wilhelmshaven. Unter der Führung seines Schwiegersohnes, des „Seedoktors“, gewann er hier einen starken Eindruck von der jungen deutschen Flotte. Sein Tagebuch bezeugt uns, daß sie in den Tagen dieses Besuches durchaus im Mittelpunkt stand. Einige Wochen nach der Heimkehr schreibt er dann den Freunden am Chiemsee:

„Von unserem Leben jetzt hier zu drei kann ich Dir wenig berichten. Der Himmel schütze uns aber auch vor den romantischen Wasserfällen, die der Bach des Lebens zuwege bringen kann! Je älter man wird, desto mehr lernt man so ein ruhiges Hinfließen der Tage und Dinge schätzen. Wer kann aber auf ein behagliches Versumpfen mit Sicherheit rechnen? Die guten Türken so wenig wie die guten Leute in St. Salvator und in der Leisewitzstraße! — Habe ich Dir schon geschrieben, daß wir aus der letzteren heraus müssen und unsere Adresse vom 1. April 1896 an: Am Windmühlenberg Nr. 3 ist? — ‚Den alten Faselhans wollen wir jetzt an seinen richtigen Ort stellen‘ — hat wahrscheinlich die Weltregierung gedacht, und grinsend geglaubt, einen guten Witz zu machen! —“

Ob er bei den „romantischen Wasserfällen“ an den Namen seines Schwiegersohnes gedacht hat — was wir ihm ohne weiteres zutrauen — wissen wir nicht. Das Schicksal aber nahm ihn in einer recht ungemütlichen Weise bei diesem seinen Wort. Am 28. März wurde der Umzug vollzogen. Als Raabe um 2¹/₂ Uhr durch die kahlen Räume der alten Behausung schritt, fiel ihm wie ein Schauer auf die Seele, daß er in seiner Dichtung dieses Bild ahnungsvoll vorweggenommen hatte. „Die Akten des Vogelsangs!“ heißt es in seinem Tagebuch. Die erste Nachricht, die in das neue Heim am Windmühlberge flatterte, war die Kunde von der Geburt des ersten Enkels Kurt Wasserfall (30. März). Die recht sorgenschwere „Romantik“ aber, die mit diesem freudigen Ereignis verbunden war, bringt ein späterer Brief an Jensefs (6. September 1896) zur Anschauung:

„Daß ich am 30. März Großvater geworden bin, habt Ihr durch Gretchen in Erfahrung gebracht. Die Umstände aber, unter denen dies geschah, passen recht gut in eine „Jensefsche Novelle“. Dieser junge Ehe-
mann, der drei Stunden nach der Geburt seines Kindes auf dem Wege nach Ostfassen ist und seine Frau zu Hause halb tot hat liegen lassen müssen — sehr verwendbar! oder so neun Tage später das Telegramm in Port Said, aus dem er wenigstens erfährt, daß Kind und Weib l e b e n.

Ebenso der Brief vom 25. Mai aus Nagasaki an die Großmutter, der er meldet, daß er eben den ersten Brief von seinem Lieschen erhalten habe und nunmehr wisse, wie er am Abend als Abgesandter der Offiziermesse von G. M. S. Arcona den Geburtstag der Königin Viktoria auf H. M. S. Immortality zu feiern habe. —

Zum Glück dauerte die Trennung nicht die vollen zwei Jahre, mit denen man in Wilhelmshaven und Braunschweig gerechnet hatte. Das Klima Ostasiens erwies sich für den jungen Marinearzt, der eine längere Tropendienstzeit hinter sich hatte, als ungünstig. Er kehrte über Nordamerika in die Heimat zurück und betrieb während seines Urlaubs seine Versetzung aus der Marine in das Landheer. Im Oktober 1897 konnte das Ehepaar Raabe die Familie Wasserfall in Minden besuchen, wo der Schwiegersohn nunmehr als Bataillonsarzt im Dienst stand. Er besuchte dann auch den Schauplatz der Schlacht von Minden, die ihm aus seinen geschichtlichen Studien zum „Döfeld“ und jetzt zu „Hastenbeck“ sehr vertraut war. Der Sieger von Minden, Herzog Ferdinand von Braunschweig, war es ja, der von Friedrich dem Großen bestimmt wurde, die Schmach von Hastenbeck und Kloster Zeven zu sühnen.

Am 4. April 1897 erlebte Raabe eine Genugtuung, die das deutsche Schrifttum ihm schon lange schuldig war: die erste, umfassende Darstellung seiner Lebensarbeit kam ihm zu Gesicht. Professor Paul Gerber aus Stargard war der Verfasser. „Wilhelm Raabe. Eine Würdigung seiner Dichtungen“ stand auf dem Titelblatt des umfangreichen Buches. Gerber war kein Mann der literarischen Zunft, und mit dieser Tatsache begründeten sich die Vorzüge und die Schranken seiner Darstellung. Er trat unbefangen an seine große Aufgabe heran; keine literarischen oder ästhetischen Vorurteile trübten seinen Blick. Er ging von der lebendigen Wirkung aus, die er verspürt hatte, und tastete von hier aus nach dem Wesen des Werkes, das sie ausgeübt hatte. Klarer als jeder andere vor ihm weist er die Züge auf, die es als wahre Dichtung aus dem Wust der zeitgenössischen Schriftstellerei hinausheben. Er sieht Raabes deutsche Schicksalsverbundenheit, die ihn zum Geher seines Volkes machte, ebenso scharf wie die Tiefe seiner Weltanschauung, die immer im Anschaulichen verhaftet bleibt und darum gefeit ist vor den Fehlern einer überspitzten Begrifflichkeit. Er erkennt die höchste Leistung des Werkes, dem seine liebevolle Einfühlung gilt, in der Erhebung des Lesers zu einem höheren Standpunkt des Schauens, von dem aus das Antlitz der Welt und des

Lebens völlig verändert erscheint, und damit zu einer höheren Ebene des Lebens überhaupt, auf der die seelische Freiheit den Einklang verbürgt. Gerber ist auch der erste, der ein Auge für die neue Prägung hat, die Raabe dem Humor gibt. Er fahndet nicht nach seinen Grundlagen; er verläßt sich auch da auf die Wirkung. Aber er findet das Richtige, wenn er sagt: Raabe „steigerte ihn zu einem Gemütszustande, durch den der Lebenstrieb und der Lebensmut fähig werden, in Anschauung und Betätigung des Lebens sich zu behaupten und zu bewähren.“

Seiner Besprechung der Werke aber stellt er die Aufgabe, in einer Zeit, der „es so sehr an der Fähigkeit fehlt, sich einer Dichtung ganz hinzugeben, sie mit ins Leben hinüberzunehmen und dort ihren Pulsschlag am Pulsschlag des Tages zu messen, eine wahre Vermittlerin zwischen dem Dichter und seinen Lesern zu sein.“

Leider fehlte Gerber zur Erfüllung dieser Aufgabe ein Wesentliches: eindringliches Verständnis für das Wesen des Schöpferischen. Ja, er schob die Frage nach dem psychologischen Ursprung der Dichtung aus der Seele des Dichters und nach dem sonstigen Zusammenhang mit dessen Entwicklung bewußt beiseite und sah die Hauptsache in der Idee der Dichtung und deren Gepräge, in der Beziehung ihres Inhalts zum wirklichen Sein und ihrer Bedeutung dadurch für uns. (S. 18.)

Diese Loslösung des Kunstwerks von seinem Lebensboden führte Gerber dann im ganzen und im einzelnen zu Irrwegen, die nach seiner klaren Einsicht in das Wesen der künstlerischen Anschauung, wie sie seine Einleitung bezeugt, merkwürdig anmuten. Sein Drang, aus der „Idee“ heraus das Kunstwerk zu begreifen, verführte ihn zu Konstruktionen, die sich als Verständnisshranken auswirken mußten. Und er überfah, daß bei der Wirkung jeder Erscheinung die Wesensart des aufnehmenden Ich einen sehr entscheidenden Faktor darstellt. Gerade hier lag der Punkt, an dem der Dichter selbst mit seinem Deuter in Zwiespalt geraten mußte. Denn wenn Raabe etwas peinlich war, dann war es die Ableitung einer seiner Dichtungen aus einer „Idee“. Er sah hier den Trennungsstrich zwischen echter und unechter Dichtung. In dem starken Bewußtsein des organischen Wachsens seines Kunstwerks lehnte er die Entstehung aus der „Idee“ ebenso scharf ab wie sein Meister Autor Goethe.

Der Hauptfehler des Buches aber lag darin, daß der Verfasser durch die gedankliche Nüchternheit seiner Darstellung seinen Hauptzweck, Vermittler zwischen dem Dichter und dem Leser zu sein, verfehlte. Denn

Raabe hat kein Buch geschrieben, das trotz allen Tiefsinns und aller Lebensschwere nicht wesentlich leichter zu lesen und zu genießen wäre als das des Stargarder Professors.

So wird es dieser mit recht gemischten Gefühlen durchblättern haben. Mit inbrünstigem Wollen und eindringlichem Fleiß war hier der Versuch unternommen, in einem weiten Rahmen den ganzen Reichtum seines Schaffens einzufangen, aber daß das Bild viele Leser, die diesen Reichtum noch nicht kannten, zu ihm hinführen würde, war nicht zu erwarten. Die Dankbarkeit für das Wollen und den hingebenden Fleiß drängte bei Raabe alle Bedenken und Enttäuschungen beiseite. Es ist rührend zu sehen, wie er sich um des Verfassers, nicht um seinerwillen bemühte, dem Buch den Weg zu ebnen. Er regte seine Freunde zu Besprechungen an und freute sich jeder Begutachtung, die es in den Zeitschriften fand.

Möglich ist es auch, daß das Buch seinem langen Zaudern ein Ende machte. Es hatte ihm seine Stellung in der deutschen Literatur angewiesen, und er mochte eine Forderung darin sehen. Jedenfalls beginnt er unmittelbar nach dem Erscheinen mit dem Ausschreiben seines neuen Romans, mit dessen Scheitern er sicherlich noch öfter als bei den „Akten des Vogel-fangs“ gerechnet hatte. Er entpreßte ihm auch so noch manchen Stoffseufzer. Am 7. September 1897 schrieb er an Marie Jensen:

„Literarisch werde ich täglich stupider. Selbst die Rechtschreibung gleitet mir immer mehr unter den Händen, das heißt unter der Feder fort und ins Unbestimmte hinein. Seit zwei Jahren quäle ich mich wieder an so einer Schnurre und bringe nichts zustande: wenn Dein Wilhelm wüßte, wie ich seinem Kiel durch das Dintenmeer mit Neid und Bewunderung nachguckte! Ja, diese Jugend! als junger Sechziger, anno 91 glaubte ich auch noch, der liebe Gott habe Galläpfel und Eisenvitriol bloß im Hinblick auf mich erfunden, da er die Rebe an den Vater Noah vergeben hatte.“

Und am 13. Februar 1898 schrieb er in noch grimmigerer Tonart an Wilhelm Jensen:

„Mit Neid, liebster Alter, sehe ich immer auf Dein frisch-fröhlich Schaffen: ich würge mich nun schon seit dem August 1895 mit einer Kanaille von Manuskript herum und kriege die Bestie nicht herunter.“

Als Raabe am 9. Juli mit seiner Frau wieder nach Minden zum Besuch der Kinder und des Enkels reist, sind zwanzig Kapitel abgeschlossen.

In Minden sieht er sie durch, arbeitet aber nicht weiter. Am 29. Juli kehrt er heim. Am Tage darauf vermerkt das Tagebuch in großen Lettern:

10 Uhr 36 Minut. stirbt in Friedrichsruhe
Fürst Otto von Bismarck. —

Neunzehn Tage später sind die letzten fünf Kapitel, darunter das 24. mit der erschütternden Totenklage der Wackerhahnschen am Sterbebett des Kapitäns Uttenberger, abgeschlossen. Sie machen mehr als ein Viertel des ganzen Buches aus. Woher auf einmal diese Eile und innere Beschwingtheit, nachdem zuvor die Ausschreibung eines einzigen Kapitels einen Monat und mehr gebraucht hatte? — Das Menschenherz hat seltsame Tiefen. Die Zeit Bismarcks war endgültig versunken. Und nun drängte es den Dichter leidenschaftlich zum Abschluß: er wollte seine Lebensarbeit nicht in eine neue Zeit hinein fortsetzen. Das wird vielleicht manchem eine recht sonderbare Deutung dünken; aber sie beglaubigt sich aus der Entstehung des letzten Werkes, das Raabe in seine Zeit hinausandte.

„H a s t e n b e c k“ spielt im Jahre 1757 und schlägt uns aus dem Heldenbuche des Siebenjährigen Krieges eine der dunkelsten Seiten auf. Wir stehen im Herbst des Jahres zwischen den Schlachten von Kollin und von Hastenbeck und denen von Kossbach und Leuthen. Recht hoffnungslos erscheint die Sache des großen Königs. Der einzige Bundesgenosse, den er besaß, hat schmäählich versagt. Bei Hastenbeck, unweit von Hameln ist das Heer des Herzogs von Cumberland von den französischen Truppen des Marschalls d'Estrees geschlagen worden. Die Niederlage war der Kopflosigkeit des englischen Herzogs zu verdanken, der den siegreichen Vorstoß des linken Heerflügels unter dem braunschweigischen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand nicht in Rechnung zu ziehen wußte und ihn mit in seine übereilte Flucht riß, die erst vor den Mauern von Stade ein Halt fand. Diese Schmach wurde noch überboten durch die schlimmere der Konvention von Kloster Zeven, in der der Herzog in die Auflösung seines Heeres willigte. Den Franzosen stand der Weg nach Hannover und Braunschweig frei. Ohne Widerstand zu finden, besetzten sie den gesamten welfischen Besitz und warfen ihn durch rücksichtslose Kontributionen in das äußerste Elend. Der Herzog Karl von Braunschweig mußte sich die Neutralisierung seiner Grafschaft Blankenburg durch eine hohe Summe Geldes erkaufen. Das ist der geschichtliche Rahmen der Erzählung, in der der Ruf „Weh, Niedersachsen, weh!“ immer wieder aufklingt.

Im Oktober dieses Jahres führt uns der Dichter in das Pfarrhaus zu Boffzen an der Weser. Da sitzt bei trübem Lampenlicht der Pfarrer Gottlieb Holtznicker und liest seiner Hausgemeinde zur Erbauung aus seinem Lieblingsbuche vor. Es ist ein abgegriffener Lederband, der die „hundert sententiösen und annehmlichen Diskurs-Predigten“ enthält, mit denen der Kabinettprediger Gottlieb Cober aus Altenburg bei seinen geistlichen Besuchen die sündigen oder bekümmerten Seelen hoher oder niedriger Standespersonen zu heilen suchte. Es ist darin viel von „Gottes Wunderwagen“ die Rede, der auf seltsamen Umwegen durch das Leben fährt und seine Fracht, die armen Menschenkinder, oft genug an Erdenflecke bringt, von denen sie nie geträumt haben. Die weisheitsvollen Worte des Predigers haben recht verschiedene Wirkung auf die Hörer. Da sitzen drei weibliche Wesen und lassen ihre Spinnräder schnurren. Die klaräugige, nüchterne Pfarrersfrau kann bei aller schuldigen Ehrfurcht einen leisen Einwand nicht unterdrücken, denn sie ist gewohnt, sich bei ihren Wegen durch eine unbarmherzige, bedrohliche Zeit nicht nur auf Gottes Wunderwagen, sondern auch auf ihre vernünftigen Sinne zu verlassen. Dem Pfarrtöchterchen Hannchen Holtznicker aber steigen in Gedanken an einen, den Gottes Wunderwagen von ihr fort in den wilden Krieg hinausgetragen hat, die Tränen in die Augen, und die treue Magd Dörthe hilft ihr aus Mitgefühl beim Weinen. Noch ein anderer Hörer aber ist in der Stube, und er begleitet die Mär des Pfarrers mit dumpfem Gebrumm, und er hat guten Grund dazu. Das ist der Schweizerhauptmann Balthasar Altenberger aus dem Heere des Königs von Frankreich, den seine Kameraden seines schweren Fiebers wegen als einen Todgeweihten im Pfarrhaus zu Boffzen haben zurücklassen müssen. Auch der hoffnungslos dahinsiechende Krieger von manchem Schlachtfeld Europas hat seinen Lieblingströster. Der ist ganz anderer Art als der weise Kabinettprediger Cober. Seines hochberühmten Züricher Landsmannes Salomon Gessner Idyllen sind es, an denen sich allem Wirklichkeitsgrimm zum Troß die gefühlvolle Welt des Kokoko berauschte. Da spannt sich ein blauer Himmel über einer schöneren Welt, die von dem Blutgeruch des Krieges nichts weiß, in der edle Schäfer und Schäferinnen weiße Lämmer zur Weide führen, in der das wehmuthsüße Lied der Liebe von Daphnis und Chloe melodisch das Leben durchtönt. Freilich dieses Lied muß schweigen, wenn das Rollen von Gottes Wunderwagen der Stunde den Sinn gibt.

Des Pfarrers Vorlesung wird jäh unterbrochen. Hannchen und Dörthe haben eine schreckhafte Erscheinung am Fenster gesehen und aufgeschrien. Die Pfarrersleute haben nichts gemerkt. Und als der Knecht Börries von draußen erscheint und nichts Verdächtiges beobachtet haben will, gibt man einem Marder oder Fuchs schuld an dem wütenden Hundegbell, das auf jene Erscheinung gefolgt war. Hannchen Holtznicker aber, weit und breit in der Gegend als das Bienchen von Boffzen bekannt, weiß von dieser Stunde an, daß ihr Pold, der Blumenmaler Leopold Wille, aus der Schlacht von Hastenbeck und der Konvention von Kloster Zeven heimgekehrt ist. Er ist glücklich dem Graus entronnen, freilich nur, um vor Feind und Freund sich verstecken zu müssen. Denn entweder droht ihm Gefangenschaft oder das Spießrutenlaufen des Deserteurs.

Auf den Uferhöhen der Weser in nächster Nähe von Boffzen steht das Schloß Fürstenberg. Dahinein hat der kunstsinige Herzog Karl von Braunschweig eine Porzellanfabrik gelegt. Ein übermütiges Völklein von Formkünstlern und Malern treibt da sein Wesen. Der wackeren Pfarrersfrau sind sie ein Dorn im Auge; denn sie steigen häufig von ihrer Höhe herab, nicht nur um der Blumen ihres Gartens willen. Auch das Bienchen ist ihnen für Form und Farbe ein willkommenes Modell. Einer von ihnen aber hat sich damit nicht begnügt, er hat sie ganz gewonnen. Die Frau Pfarrerin aber hat andere Pläne mit ihrem Bienchen, das ihr Gottes Wunderwagen als ein zwei- bis dreijähriges Findelkind in das Haus getragen. Da sitzt in dem Dorfe Derenthal im Solling ein Neffe von ihr als Pfarrer, und ihr Bienchen dort einmal als Frau Pfarrer Störenfreden zu wissen, das ist ihr schönster Lebenstraum. Der Blumenmaler Pold Wille mußte diesen Traum büßen. Die schlagfertige Hand der Frau Johanne jagte ihn nicht nur aus dem Pfarrgarten zu Boffzen, sondern den Verzweifelten auch in das Heer des Herzogs von Cumberland und in die Schlacht bei Hastenbeck hinein. Und nun ist er heimgekommen, und bald wissen auch die Pfarrersleute, daß er in seinem Fieber in dem alten Wartturm der Wackerhahnschen, der Weserhege, liegt, und daß Bienchen in Angst und Sorge um ihn sich verzehrt. Die Wackerhahnsche, das ist das wilde Kind einer wilden Zeit. Einst eine reiche Boffzener Bauertochter, hat sie wider den Willen ihrer Sippe einen verwegenen Sollingförster geheiratet, den sie bei seinen nächtlichen Wildererjagden begleitete, bis sie von der letzten ohne ihn heimkehren mußte, da die Wildererkugel der seinen zuvorgekommen war. Dann ist die Heimatlose

in den Kriegsstrudel hineingeraten und hat als Markenderin im Heerfolge die Lande durchzogen bis nach Messina hin. Nach dem zweiten Schlesiſchen Kriege iſt ſie nach Boßzen heimgekehrt, ein verwitertes, lebenszähes Weib, das mehr weiß von Welt und Menſchen als alle in weiter Kunde, das man mit gutem Grund fürchtet, wenn man es zur Feindin hat, deſſen Rat und Hilfe aber auch in mancher Ratloſigkeit geſucht wird. In dem alten Wachturm bei Boßzen hat ſie ihr Neſt gefunden, und man hat ihr ihr wildes ſeltſames Weſen wohl oder übel laſſen müſſen. Die Wackerhahnsche iſt gut Freund mit dem Bienchen, und ſie weiß Beſcheid, worum ſie ſich härm. Der Maler iſt ſicher in ihrer Hut. Aber der Wartturm iſt eine üble Krankenſtub für einen Fiebernden. In dieſer Not erweiſt ſich der invalide Schweizerhauptmann, dem das Mädchen für die Bilder ſeines großen Züricher Landſmannes Salomon Geßner erſt Fleiſch und Blut gegeben hat, als ein treuer Helfer. Er ſorgt dafür, daß der Kamerad von der anderen Seite heimlich in das Pfarrhaus gebracht wird, um dort zu geneſen. Ja, er verbirgt ihn unter ſeinem eigenen Bett, als eine franzöſiſche Streife von Hörter herüberkommt, um das Pfarrhaus nach dem Fahnenflüchtigen zu durchſuchen. Auf dem Kriegſchauplatz beginnt ſich das Blatt zu drehen. Und auf beiden Seiten harßt man jetzt zuſammen, was eine Muskete tragen kann. Aber nur für einen Augenblick iſt die Not gewendet. Es gibt keine Sicherheit mehr für den Blumenmaler Pold Wille an der Weſer. Es bleibt nur die raſche Flucht. Der alte Schweizer gibt ſeinen Segen dazu, und er hat nicht umſonſt von Daphnis und Chloe geſehen. So findet er die Worte, um die verzweifelten Pfarrersleute zu beruhigen, als ſie erfahren, daß ihr Bienchen mit dem Maler ins Ungewiſſe hinausgegangen iſt. Die aber konnten in keiner beſſeren Hut ſein. Die Wackerhahnsche kennt jeden Winkel in den Wäldern des Colling, und ſie geleitet die beiden auf ihrer Flucht. Am Weihnachtsheiligabend gelangen die Flüchtlinge nach Derenthal und finden i. dem Hauſe des bis zur Erſtarrung überräſchten Pfarrers Störenfreden eine Zuflucht. Und hier bringt die alte Förſterin ihr Meiſterſtück zuſtande. Sie weiß den ratloſen Gaſtgeber zu bereden, wider alle Vorſchriften ohne Aufgebot und ohne Zuſtimmung der Eltern ihre Schützlinge zu trauen, weil die Not es erfordert. Und der junge Pfarrer, der eben erſt in ſchwerem Kampf ſeine Liebe zu dem Bienchen hat überwinden müſſen, beſiegt ſchließlich auch ſeine erſten amtlichen Bedenken. Es iſt eine traurige Hochzeit, die im Pfarrhauſe

gefeiert wird. Es fehlt vieles; aber der Brautſchatz fehlt nicht. Es gleißt und funkelt von Gold und edlen Steinen, als die zerlumpfte Landläuferin ihn vor den erſtaunten Augen der kläglichen Hochzeitsgeſellſchaft ausſchüttet. Die Wackerhahniſche iſt als eine reiche Frau von ihren wilden Wanderzügen heimgekehrt, aber unter den Kleinodien iſt keins, das nicht ehrlich erworben wurde. Sie weiß, der Herzog Karl in Blankenburg wird vieles davon zu ſchätzen wiſſen, und die nächſte Zukunft des jungen Ehepaars iſt trotz aller Drohungen einer verworrenen Zeit geſichert. Auf mühevollen Umwegen, immer auf der Hut vor ſtreifenden Soldatenhaufen, bringt dann die Alte, die mit grimmigem Humor die ihr neue Lebensrolle der „Kinderfrau“ ſpielt, ihre Schützlinge zulezt durch die verſchnittenen Berge des Südharzes ans Ziel, an den Grenzpfahl, der in deutſcher und franzöſiſcher Sprache die Aufſchrift trägt: „Neutrales Gebiet, dem Herzog von Braunſchweig gehörig.“ Es iſt die höchſte Zeit; denn die Kräfte der beiden jungen Leute ſind aufs äußerſte erſchöpft. Es iſt ein Glück, daß ein mitleidiger Helfer naht. Es iſt der Herr von Fritſch, der als Abgeſandter ſeiner Herrin Anna Amalia deren Eltern, dem braunſchweigischen Herzogs-paar, Bericht erſtatten ſoll, wie es in Weimar ſteht. Er bringt die drei ſeltſamen Wandergenossen auf ſeinem Schlitzen ins Blankenburger Schloß und liefert den Empfehlungsbrief, den die Gräfin Stolberg den Flüchtlingen mitgegeben hat, bei der Herzogin ab. Noch ein anderer freundlicher Vermittler iſt zur Stelle. Der hochwürdige Abt von Riddags-hauſen, Jeruſalem, der Leiter des Collegium Carolinum zu Braunſchweig, weilt im Schloß. Er iſt gekommen, von den Nöten der Landeshauptſtadt zu berichten und hat leider dadurch die Sorgen des Herzogs noch vermehrt. Die Weltgeſchichte iſt weitergeſchritten über die Konvention von Kloſter Zeven hinaus. Der große König hat ſie kurzweg zerriffen und ſich ohne viel Rückſicht wieder zum Herren der bei Haſtenbeck geſchlagenen Truppen gemacht. Des Herzogs Karl Bruder, Ferdinand von Braunſchweig, hat die Truppen übernommen und mit gewohnter Energie den Gegenstoß ſchon eingeleitet. Durch den Bruch der Konvention aber iſt die Lage des Herzogs in Blankenburg bedenklich geworden. Schon drohen die Franzoſen, ihn mit ſeiner Familie gefangen zu nehmen. Der Brief der Gräfin Stolberg ſorgt aber dafür, daß über all dieſen Sorgen die drei Flüchtlinge nicht vergeſſen werden. Der Abt Jeruſalem nimmt ihnen erſt einmal die Beichte ihrer Irrfahrten ab. Am anderen Tage finden der Landesvater und die Landesmutter eine Stunde für ſie. Das Verhör nimmt eine luſtige Wen-

dung, als die drei Prinzessinnen den Eltern das wohlgetroffene Abbild der Weserhexe in Porzellan zum Vergleich mit dem Original aus dem Nebenzimmer bringen. Auch die Wackerhahnsche hat den Fürstenberger Künstlern unfreiwillig zum Modell für eines ihrer besten Kunstwerke gedient, und als man auch noch feststellt, daß das Bienchen ihr liebliches Gesicht zum Schmuck des Teeservices hergeliebt hat, da ist ein gnädiger Ausgang des Abenteurers gesichert. Der Herzog zieht einen Strich durch Pold Willes militärisches Heldentum und stellt ihn wieder als Maler in seinen Dienst, zunächst als Zeichenlehrer seiner Kinder.

Im Juni kehrt die Mutter Wackerhahn an die Weser zurück. Niedersachsen ist wieder frei. Der eiserne Besen des Herzogs Ferdinand hat seine Schuldigkeit getan. Herzog Karl hat wieder in Braunschweig einziehen können, und in seinem Gefolge Pold und Bienchen. Die Greisfn kommt, um im Pfarrhause Bericht zu erstatten. Sie findet es verödet. Die Leute sind auf den Wiesen zur Heuernte, von den Pfarrersleuten ist niemand daheim. Da dringt sie in das Gemach des Schweizerhauptmanns Balthasar Uttenberger ein, und sie findet ihn aufrecht mit offenen Augen auf seinem Lager sitzend, aber eingeschlafen für immer, in den erstarrten Händen seines Landsmanns berühmtes Buch von Daphnis und Chloë. Und erschüttert erhebt die alte Landläuferin die Abschiedsklage um den braven Kameraden vom wilden Schlachtfeld des Lebens.

Am 18. August 1763, fünf Monate nach dem Hubertusburger Frieden, zeigt uns der Dichter noch einmal die Gestalten seiner Kriegsidylle. Die Wackerhahnsche ist zur Ehren-Großmutter für Bienchens Kinder geworden. Sie hat es sich gefallen lassen müssen, daß man ihr das Nest in dem alten Boffzener Landwehrturm behaglicher ausgestattet hat. Aber allen Bitten zum Troz hat sie ihr Quartier nicht aufgegeben. Sie haben das schwerste Geschütz gegen sie aufgefahren. Aber selbst die Mahnungen der guten Landesmutter sind bei ihr auf taube Ohren gestoßen. Vor ihrem Tode hat sie ihrem Bienchen den Grund ihrer Weigerung verraten: sie hat Angst gehabt vor den Kindern, die sie Großmutter nannten. In ihre Unschuld sollte kein Hauch ihres wilden, wüsten Lebens fallen.

„Nach der herzoglich braunschweigischen Ilias die herzoglich braunschweigische Odyssee“ — mit diesen scherzenden Worten hat der Dichter selbst sein „Odysfeld“ mit „Hastenbeck“ in Verbindung gebracht. Der Scherz umhüllt einen ernsthaften Kern. Die beiden Dichtungen gehören

in der That eng zusammen, nicht deshalb, weil sie uns Szenen aus der gleichen Epoche der deutschen Geschichte vor Augen führen, weil ihre Schauplätze dicht beieinander liegen und weil Raabe dieselben geschichtlichen Quellen zu beiden benutzen durfte. Nein, beide Werke offenbaren uns erst dann ihren tiefsten Sinn, wenn uns die Thatfache scharf vor der Seele steht, daß die grausamen Schicksale, die sich in beiden abrollen, Teilbilder jenes Krieges sind, die der große Preußenkönig fern im Osten um den Besitz Schlesiens führte. Und auch das muß richtig verstanden werden. Gewiß, es war ein Braunschweiger, der diese Bilder zeigte und damit den recht gewichtigen Anteil aufwies, den sein kleines Heimatland im Handeln und Leiden an dem schweren Auf und Ab des Siebenjährigen Krieges hatte. Die glänzenden Gestalten Friedrichs des Großen und der unter seinen Augen kämpfenden Heerführer lenken den Blick nur zu oft von dem ab, was auf den Kriegsschauplätzen geschah, über die der König seine Augen nicht leuchten lassen konnte. Und Raabe durfte es sich schon als ein Verdienst anrechnen, wenn er seinem Herzog Ferdinand, dem bescheidenen Helden von Minden und Krefeld, der in zähem Ringen Friedrich seine rechte Flanke sicherte, sein Recht werden ließ. Aber das war nicht das Wesentliche. Es galt ihm zu zeigen, wie jeder Zwist, der sich zwischen zwei deutschen Staaten erhob, unmittelbar deutsches Schicksal schlechtthin wurde, und wie dieses deutsche Schicksal zwangsläufig die Kriegshorden feindlicher Nachbarstaaten auf den Plan und auf den deutschen Boden rief. Die Warnung dieses ewigen deutschen Trauerspiels, das seine Schauspieler wechselt, aber niemals seinen Inhalt, ist es, worin wir den Sinn beider Dichtungen zu sehen haben. Daß er für „Hastenbeck“ ganz besondere Geltung hat, sagt uns schon das Wort des Freiherrn vom Stein, das der Dichter als Motto auf das Titelblatt gesetzt hat und in dem sich ihm sein eigenes Lebensringen widerspiegelte:

„Ich habe nur ein Vaterland, und das heißt Deutschland.“

Vielleicht beleuchtet nichts so grell die Tragik seines Lebens als die Thatfache, daß es ihm unentrinnbarer Zwang wurde, als Greis, der dem biblischen Alter nahe war, mit dem letzten Werk, das er in die Welt hinausandte, jene grimmige Warnung zu wiederholen. Die Stunde ist leicht zu erraten, die ihm jenen Zwang gebar. Das Tagebuch hält sie fest. Am 23. März 1895 vermerkt es: „Der Reichstag lehnt den Glückwunsch an Bismarck zum 80. Geburtstag ab!“ — Wie jede Äußerung seiner Zeit hat Raabe auch diese an der Ewigkeit gemessen. Und das Ergebnis

wog schwer. So weit war es nun wirklich seit dem 18. Januar 1871 gekommen, daß die berufenen Vertreter des geeinten deutschen Volkes dem Schöpfer seiner Einheit den Dank versagten. Mit der Entrüstung über diese Selbstentehrung der deutschen Volksvertretung war es bei Raabe nicht getan. Er hatte nicht umsonst ein Leben hindurch gerade bei dem, was das Schicksal seines Volkes anbetraf, das Keimen des werdenden belauscht. Er mußte auch von dieser Lächerlichkeit aus die Linien in die Zukunft ziehen, und da woben sich ihm drohende Zeichen zusammen. Bismarcks Entlassung hatte die Auflösung des russischen Rückversicherungsvertrages und damit die Annäherung Rußlands an Frankreich zur Folge gehabt. Was von England nach der Krüger-Depesche des Kaisers zu erwarten war, sah nicht nach Freundschaft aus. Um Steuer des Reiches stand ein von Gefühlsimpulsen gehegter und getäuschter junger Fürst, der keinen Blick hatte für die eiserne Folgerichtigkeit des Geschehens. Und hinter ihm stand ein Volk, das in blöder Haßzerspaltung das Eigenste verleugnete. Was konnte sich da einem Seher anderes auf die Lippen zwingen als ein Kassandraruf? „Weh, Niedersachsen, weh!“ lautet er hier, und in Deutschlands Mitte, an der Weser, klingt er auf.

Zum letzten Mal wurde Raabe der alte gelbe Heimatstrom, der durch seine Jugend gerauscht war, zum Sinnbild deutschen Schicksals. Zwei Jahre zuvor hatte ihm der wackere Kleiderfeller Heinrich Stegmann, der zu dem engeren Kreise der Unentwegten gehörte und ihm besonders wert war, ein Buch überreicht, das ihm und Freund Hänselmann gemeinsam gewidmet war. „Die Fürstlich Braunschweigische Porzellanfabrik zu Fürstenberg“ hieß der Titel. Und Raabe hatte um so mehr seine Freude an dem Inhalt, als ihm hier zum ersten Male gezeigt wurde, wie sich auch die Kunst einmal eine Heimat am Weserstrom gründete. Er verdankt dem Buche für seinen Roman nicht viel mehr als den Namen des Blumenmalers Johann Leopold Wille, den er sich aus der Künstlerliste des Jahres 1757 herausgesucht hat; aber auch die Nöte des Siebenjährigen Krieges spielten ihre Rolle in der Geschichte der Fürstenberger Fabrik. Und so drängte sich ihm damit ein willkommener Rahmen für seine Gesichte auf. Daß er dabei dem Pfarrhaus zu Boffzen, in dem er so oft ein lieber Gast gewesen war, ein Denkmal setzen konnte, mußte die Lockung verstärken. Es war längst für ihn fremder Boden geworden. Das liebe, herzengfrohe Lachen von Louis und Mathilde Tappe, das einst dort durch die Räume scholl, war seit Jahren für immer verhallt, aber die

Erinnerungen an die schönen Boffzener Tage wurden lebendig gehalten nicht zuletzt durch Briefe, die aus Amerika herüberflatterten. Zwei Töchter der Pfarrersleute hatten dort eine neue Heimat gefunden, und ihnen verkörperte der Braunschweiger Oheim am treuesten Wert und Wesen der alten.

Daß noch zwei andere Bücher an dem bunten Bilde der Erzählung mitwoben, haben wir gesehen. Auch die Predigten des Kabinettpredigers Goyer waren Raabe aus Freundeshand zugegangen. Es war unvermeidlich, daß er sich eigenartig berührt fühlte, als er beim Blättern auf die Stelle stieß, wo von den geheimnisvollen Wegen die Rede ist, auf denen Gottes Wunderwagen die Menschen an nie geahnte Ziele bringt. Hatte er doch selbst einst einen ähnlichen Wagen durch eine seiner Dichtungen rollen lassen, der sich ebensowenig aufhalten ließ wie jener, freilich immer nur das eine dunkle Ziel kannte. Gottes Wunderwagen ist doch ein freundlicheres Ding als der greuliche Schüdderump, dessen grämlichem Rutscher es so gleichgültig ist, wie tapfer Hüon und wie schön Rezia war. Wohl fährt auch Gottes Wunderwagen recht verschiedene Fracht, und auch sein Fuhrmann kümmert sich, wie es scheint, wenig um die Wünsche seiner Fahrgäste, aber doch nur, weil er besser weiß als sie, was zu ihrem Frieden dient, und so findet er schon für Daphnis und Chloë, aber auch für die härter besaiteten Insassen seines Gefährts das richtige Ziel. Raabe hat seit dem Jahre 1869 die Erfahrung gemacht und immer wieder bestätigt gefunden, daß die Lösung eines Lebensrätsels zuletzt immer in umgekehrter Schrift unter ihm selbst zu lesen ist. Und der Schauer des Schüdderump hat dabei seine Wirkung verloren.

„Nicht den blutbespritzten kühnen Helden, nicht das öde Schlachtfeld singt die frohe Muse; sanft und schüchtern flieht sie das Gemühl, die leichte Flöt' in ihrer Hand.“

Gelockt durch kühler Bäche rieselndes Geschwäge, irrt sie an dem beschülften Ufer, oder geht auf Blumen, in grüngewölbten Gängen hoher Bäume, und ruht in weichem Gras, und sinnt auf Lieder für dich, für dich nur, schönste Daphne.“ —

So hebt das dritte Büchlein an, das in das dunkle Schicksalsgewirk von „Hastenbeck“ glitzernde Goldfäden webt. In demselben Jahre, da der Siebenjährige Krieg begann, trat es ans Licht, und seine in melodische Klänge gehüllte arkadische Traumwelt eroberte sich im Sturme die Herzen weit über das Herrschaftsgebiet der deutschen Sprache hinaus.

Natürlich konnte nur ein Humorist von Gottes Gnaden es wagen, das Lied einer solchen Muse mitten in dem erbarmungslosen Jammer des Krieges aufklingen zu lassen und ihm das Leitmotiv für seine unerschönten Bilder vom Schlachtfeld des Lebens zu entnehmen. Und er tut es nicht in sarkastischem Hohn, sondern in tiefem Ernst. So ist das Leben, und daß es so ist, bleibt der sicherste Trost. Hochauf springen die Spritzer aus den Blutlachen der Zeit, durch die die Menschheit schreitet; aber das Lied von Daphnis und Chloë bleibt trotzdem eine Wahrheit, und es ist kein Zweifel daran, daß auch der Fuhrmann auf Gottes Wunderwagen ihm lächelnd lauscht.

Und damit ruft sich auch der Dichter den rechten Trost vor seine sorgenschwere Seele. Der blutige Vernichtungswahnsinn der Menschheit schreitet unheilbar durch die Jahrhunderte dahin, und aus jedem Friedensschluß spinnst er die Fäden zu dem neuen gordischen Knoten, den nur das Schwert zu lösen vermag. Aber unbeirrbar, mit unbefangenen Schritt geht die lichte Gestalt der Liebe durch diese finsternen Schatten hindurch, und der unerschütterliche Glaube an ihren Sieg verjagt die Gespenster, die ihren Weg umlauern. Und wer in haßdurchtobter, blutiger Zeit diese Gestalt zu schauen und sie so rein in seine Traumbilder einzufügen vermag wie Salomon Geßner, der hat Großes getan. Denn es gibt keine andere Gestalt auf Erden, die ein gleiches Licht in das Dunkel des Daseins wirft.

Am Anfang des fünften Kapitels stellt Raabe mit grimmiger Ironie dieser Gestalt die Ersatzmittelchen gegenüber, die seine eigene „aufgeklärte“ Zeit sich geschaffen hat, um ihrer Angste Herr zu werden.

„Es ist wohl nicht zu verwundern, daß uns das Hirtenlied wunderlich anmutet — dies Hirtenlied aus dem Weltkrieg des achtzehnten Säkulums, Uns am Ende des neunzehnten Jahrhunderts — fin de siècle, wie wir uns nach angestammtem Gebrauch französisch ausdrücken — Uns, die wir so viele Kriege erlebt haben, und die wir innerlich so große Angst haben vor dem kommenden neuen, dem wieder nach unserer Meinung schrecklichsten!

Aber wir sind ihnen doch weit voraus, den Leuten mit Puderperücke, Haarbeutel und Zopf — den Flinten mit Feuersteinschlössern und dem eisernen Ladestock! Wenn wir Kinder zu Ende unseres Jahrhunderts im Dunkeln singen in unserer Angst, so singen wir nicht mehr von Daphnis und Chloë. Dazu haben wir uns gottlob doch zu sehr in uns selber gefestigt! Dazu haben wir doch zu sehr, wenn nicht in die Lehrbücher, so

doch in die Zeitungsartikel unterm Strich über Pathologie und dergleichen hineingeguckt, in spiritistischen Spinnstuben Geister zitiert und Pariser Gassenfot zu germanischen „Lufftellsachen“ geformt!

Was haben wir im neunzehnten Jahrhundert noch mit der Pansflöte des achtzehnten zu schaffen? Ja, wenn es noch ein Dudelsack gewesen wäre! Darauf könnten wir auch heute noch zurückgreifen, um unseren ethischen, ästhetischen und politischen Stimmungen Ausdruck zu geben.“

Das ist zwischen dem 11. und 22. Juli 1897 niedergeschrieben. — Wer dachte wohl außer Raabe damals schon in unüberwindlicher Angst an die Schrecknisse des kommenden Weltkrieges? Ihm selbst war dieser angstvolle Gedanke kein rasch vergehender Herbstschauer, den der nächste Frühling Lügen strafft. Während seine ahnungslose Zeit sich im Glanze der deutschen Weltgeltung sonnte und im behaglichen Genusse des wirtschaftlichen Aufschwungs lachend ihre Sorgen beiseite schob, sandte ihm bis an sein Lebensende „Proserpina ihre bleichen Larven alle“.

„Weh, Niedersachsen, weh!“ — wir haben die Erfüllung dieser Angstvision erlebt in der Zeit der Ruhrbesetzung und in dem, was nachher kam. Aber, Gott sei Dank, wir staunen heute nicht nur über die Sicherheit seines Sehertums, sondern auch über die Lebenstiefen, aus denen er heraufbeschwor, was jene Gespenster allein bannen konnte. Die lichte Gestalt der Liebe, die der Dichter mahnend seiner Zeit vor die Seele rückte, die ebenso selbstverständlich in der wüsten Lebenszuflucht des verwitterten Landwehrturms an der Weser und im niedrigen Pfarrhause von Boffzen ihren Glanz entfaltete wie im Blankenburger Fürstenschlosse, wir sehen sie heute helfend und tröstend durch unser Volk schreiten, und wir fürchten uns nicht mehr.

„Hastenbeck“ ist Wilhelm Raabes Testament an sein Volk. Mit einem Wort der Liebe schloß er es ab. Er durfte die fleißige Feder aus der Hand legen. Was er sonst noch zu sagen hatte, konnte immer nur ein Gespräch mit sich selber sein.

Wir aber, denen das Wort des Freiherrn vom Stein, das auf dem Titelblatt von „Hastenbeck“ steht, durch die innere Wandlung unseres Volkes zur Selbstverständlichkeit geworden ist, erschauern vor der schweren Lebenstragik des Poeta vates, dem es ein Wort inbrünstiger Sehnsucht blieb.

Schriftsteller a. D. Der 70. Geburtstag

Nach dem Abschluß von „Hastenbeck“ fühlte Raabe sich nun endgültig als Schriftsteller a. D. Die Zeit, da die bloße „Lust zu fabulieren“ genügte, ihn zum Schaffen anzuregen, lag schon seit Jahrzehnten hinter ihm. Nun zwang ihn auch keine neue Verwandlung des Proteus Leben mehr dazu. Längst durchschaute er lächelnd die ewige Illusion der Menschen, die in dem Gefühl der eigenen Bedeutsamkeit mit ihrem Eingreifen in das Geschehen den Anbruch eines Neuen zu erleben vermeinen. Er wußte, daß diese Illusion notwendig war im Plane des Ganzen, und wenn einer, dann gab er seinen Segen dazu. Aber gerade darum mußten die Alten auch aufhören können und den Jungen den Weg freigeben zu dem gleichen Ziel der Erkenntnis, daß das wandlungsreiche Dasein vergänglich, das Leben aber unwandelbar und ewig ist. Es konnte immer nur ein schwerer, an Enttäuschungen reicher Weg sein. Er hatte ihn hinter sich; ja er hatte schon unheimlich früh an jenem Ziele gestanden. Nun kamen die Jahre, da er die Eintönigkeit des Daseins als etwas Beruhigendes empfand. In seiner Lebensweise änderte sich nichts. Auch ohne das vorwurfsvolle Mahnen eines Manuskripts auf seinem Schreibtisch war der Tag ja nicht leer. Die Sorge um sein Werk riß bis an sein Lebensende nicht ab. Dafür sorgten seine Verleger und die Briefe und Sendungen der wachsenden Zahl seiner Wegbereiter. Er ging nach wie vor regelmäßig in den Großen Klub und hielt sich auf dem Laufenden über das neue Wesen, das auf seinem eigenen Gebiete sich entfaltete. Auch daraus gewann er jetzt eine herbe Genugtuung darüber, daß er nicht mehr dabei zu sein brauchte. Wie weit hatte sich das Treiben da von seiner eigenen Lebens- und Kunstauffassung entfernt! Folgerichtig hatte sich der poetische Realismus zum hemmungslosen Naturalismus entwickelt. Plein-air und Impressionismus hießen die neuen Schlagwörter, mit denen die Zeit wieder einmal den Anbruch des Niedagewesenen feierte. Wie sonst auch verwechselte man Darstellungsart mit Gehalt, Oberfläche mit Lebensfern, nahm Daseinsform selbst in der widerlichsten Erscheinung seelischer Verwesung für Leben. Ein paar wuchtige Sätze sind uns erhalten, mit denen sich Raabe vom Verdruß und Ekel befreite:

„Plein-air-Schriftsteller, die die Welt in das Licht heben: Racine, Corneille, Molière, Shakespeare, Schiller, Goethe und die großen

Griechen; aber nicht ihr Kellerluftschnapper, ihr Dunkelmaler, die ihr nur eine neue Tagesprache gefunden habt! O ihr Asthmatiker der Kunst!" —

„Und wenn sie noch so genau den Düngerhaufen beschreiben: die Wiese im Morgentau und Sonnenglanz behält doch ihr Recht.“ —

„Sie meinen, ihre Kunst sei aus ihrer Seele gekommen und haben keine Ahnung davon, daß sie doch nur ein Produkt der Fortschritte in der Photographie ist.“

„Naturalismus: die wundervollste Photographie ist nichts gegen das Bild eines wirklichen Künstlers.“

Er behielt seine Kritik für sich und behelligte die Öffentlichkeit auch dann nicht damit, wenn er ausdrücklich dazu aufgefordert wurde. Wozu auch? Sein Lebenswerk war ja Kritik daran genug. Aber daß eine Zeit dem Abgrund zustürzte, der es leidenschaftliche Wollust war, das Festgewand der Kunst durch den Moder zu schleifen, war leider eine Erkenntnis, die das Leben nicht behaglicher machte, zumal wenn es einem immer grimmigerer Zwang wurde, „Kinder und Enkel zu denken“.

Denn vorwärts gewandt blieb sein Blick auch auf dem Altenteil. Es trat gerade jetzt in mannigfacher Form die Anregung an ihn heran, seine Lebenserinnerungen zu schreiben. Meist lehnte er es mit dem Hinweis ab, daß alles, was er erlebt habe, in seinen Büchern zu lesen sei. Wir heben aus seinen Antworten auf diese Zumutung zwei heraus, weil sie seine grundsätzliche Einstellung zur Selbstbiographie durchscheinen lassen. Am 5. Februar 1897 schrieb er an eine Leserin, die ein Vortrag über seinen „Hungerpastor“ wißbegierig gemacht hatte, ironisch:

„Liebe Fragerin! Du bist die erste nicht und wirst wahrscheinlich die letzte nicht sein, welche ich mit ihren Fragen auf das nächstliegende Konversationslexikon verweisen muß. Was über Deinen gehorsamsten Diener darin nicht steht, wird wohl gegenwärtig noch von keinem Wert und keiner Bedeutung für das wißbegierige liebenswürdige Publikum sein.

Schreibe ich selber einmal meine ‚Erinnerungen‘, so werde ich selbstverständlich alles aufwärmen und aufstischen, was mir vom Jahre 1831 an Gutes und Böses passiert ist, was ich anderen antat und was andere mir antaten usw. usw. Verlaß Dich drauf, das wird ein sauber Stück Schreiberkunst werden: erlebe es ja!“

Und am 22. September desselben Jahres schrieb er an die Schriftleitung der „Gegenwart“:

„Haben Sie den besten Dank für Ihren freundlichen Antrag; aber in dieser Hinsicht hat sich meine Anschauung über das Verhältnis zwischen Autor und Publikum in den letzten zwanzig Jahren nicht geändert. Ich fühle mich noch immer nicht im Stande, mit mir im Ganzen oder auch nur einem Stück von mir — auf dem Präsentierteller autobiographisch aufzuwarten für ein angenehmes Unterhaltungsquartelstündchen der „Lesewelt“. — Aus Überhebung geht diese Scheu wahrlich nicht hervor. Es ist mir immer ein Behagen, wenn andere über mich zu Gericht sitzen: einerlei wie! Aber selber? wer sitzt gerecht über sich selber zu Gericht?“ —

Wir sehen, es sind zwei Gründe, die seine Einstellung bedingten: die innere Vornehmheit, die es ihm verbot, sich dem Publikum außerhalb seines Kunstwerks aufzudrängen, und das Gerechtigkeitsgefühl. Er wußte, daß auf dem Titelblatt einer jeden Selbstdarstellung, die sich nicht zu der Höhe des freien Kunstwerks erhob, wie etwa Goethes „Dichtung und Wahrheit“, das „große deutsche Buch menschlicher Erfahrung und Weisheit“, ironisch schillernd sein eigenes Lebensmotto stand: Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute! Und er hatte genug von solchen Herzensergießungen post festum gelesen, um nicht zu wissen, daß die meisten von ihnen aus der Bitterkeit der Enttäuschung oder gar aus dem Drang herausgeboren waren, Selbstruhm und Anklage zugleich in die Waagschale des Urteils zu werfen. Wir werden sehen, daß die scharfe Abweisung solcher „Alterskritik“ ihm wichtig genug schien, um in dem letzten einsamen Zwiegespräch mit sich selbst, zu dem sich seine Feder aufschwang, ihre Stelle zu finden.

Nein, zur Bejahung seines Alters gehörte ihm auch das behagliche Seltenlassen der Jugend, die nach ewigem Gesetz den uralten Kampf mit neuen Waffen zu führen hatte. Sah er sie auf Irrwegen, dann wußte er aus eigener Erfahrung, daß es immer die Irrwege sind, die am schnellsten zur Läuterung führen. Auch als Schriftsteller a. D. dachte er gar nicht daran, sich in ein Schmollstübchen zurückzuziehen und von da aus seine Altersweisheit als Stein des Anstoßes auf den Weg der Jungen zu werfen. Er hätte sich ja selbst verleugnen müssen. Längst war der Kreis der Altersgenossen um ihn herum zusammengeschrumpft, eine andere Generation hatte sich herangedrängt, und er saß mit ihr genau so unbefangen zusammen wie mit den Alten. Und so hatte er auch für die jüngeren Dichter, die durch ihr Kommen ihm schon zeigten, daß sie seine Art verstanden, jedesmal einen herzlichen Händedruck und ein aufmuntern-

des Wort. Man wußte es bald weit über Braunschweig hinaus, wo er zu finden war.

Seit dem 3. Oktober 1898 war es vor allem die Raabe-Gäße in der Herbstschen Weinstube in der Friedrich-Wilhelm-Straße, in der man mit einiger Sicherheit den Dichter antreffen konnte. Er pflegte in seinen letzten Lebensjahren nach ausgiebigem Morgenschlaf sehr spät aufzustehen und sich erst gegen drei Uhr zu Tisch zu setzen. Nach dem Mittagsschläfchen wurde um 5 Uhr Kaffee getrunken. Zwischen fünf und sieben Uhr war er daheim zu sprechen. Dann machte er sich auf den Weg zum Großen Klub, in dem er zwei Stunden lang Zeitungen und Zeitschriften durchsah, um dann Herbsts Weinstube zuzusteuern. Er saß selten allein dort; aber nur in Ausnahmefällen sammelte sich ein größerer Kreis um ihn, meist nur dann, wenn irgendeine auswärtige Berühmtheit in Braunschweig erschienen war, der man die Bekanntschaft mit Raabe vermitteln wollte. Das war nicht immer nach seinem Sinn, denn die zudringliche Neugier, die dann die Weinstube füllte, war ihm zuwider; aber er fand sich damit ab. Häufig genug saß nur ein Getreuer neben ihm an dem Tisch in der Gäße. Das war der mit ihm gleichalterige Otto Sellgmann, ein wohlhabender Weinhändler, der sich zur Ruhe gesetzt hatte. Er war ein eifriger Welfe und so politischer Gegner seines Kneipgenossen, der auch am Stammtisch sein Waiblingertum nachdrücklich zur Geltung brachte. Gleichwohl vertrugen sich die beiden sehr gut miteinander zur Verwunderung vieler Braunschweiger, die dem Dichter geistreichere Unterhaltung wünschten, als der gute Sellgmann sie ihm bieten konnte. Daß der große Schweiger gerade danach nicht lechzte, konnte man nicht begreifen. Sellgmann hatte dafür den Vorzug, eine lebendige Chronik von Braunschweig zu sein. Seine Erinnerungen reichten weit zurück, und er besaß einen unerschöpflichen Vorrat an geschichtlichen und gesellschaftlichen Anekdoten, an die der stille Nachbar am Tisch sein Lebenssinnen anknüpfen konnte, ohne daß er viel Worte in die Plauderei einzuwerfen brauchte. Und vor allem: Sellgmann war zuverlässig zur Stelle, wenn er nicht durch seine alljährlichen Italienfahrten ferngehalten wurde. Bis um Mitternacht war Raabe hier zu finden. Regelmäßig trank er seine halbe Flasche Rotwein und einen Schlummerpunsch. Brachte ihn dann ein auswärtiger Gast nach Hause, dann zeigte er ihm die noch erleuchteten Fenster seiner Wohnung. Da wartete die getreue Frau Bertha mit einem letzten Imbiß auf ihn. Vergebens hatte sich der

Dichter bemüht, sie von dieser Gewohnheit abzubringen, er hatte ihr das liebe Recht lassen müssen, die letzte Zwiesprache des Tages mit ihm zu haben.

Dieser regelmäßige Ablauf des Tages wurde nur selten unterbrochen. Es mußten schon zwingende Dinge sein, die ein Abweichen davon veranlaßten. Im Theater, in Konzerten oder Vorträgen Anregungen zu suchen, hatte Raabe schon seit vielen Jahren aufgegeben. So konnte es nicht ausbleiben, daß so manchem ahnungslosen Beobachter, dem bewegtes Dasein gleichbedeutend mit Lebenserhöhung schien, der Alte eine vollkommene Ausprägung des Philistertums war. So gleichgültig diesem selbst das war, wenn er davon etwas merkte, so bedenklich wirkte es sich doch oft auf die Auffassung seines Werkes aus. Wenn man in dem Dichter den elegischen Lobredner der guten alten Zeit sah, den grämlichen Feind moderner Errungenschaften und zeitgemäßer Lebensgestaltung, wenn man ihn in nicht tot zu kriegender Erinnerung an sein Erstlingswerk als den Poeten der Dachstube feierte und sich dabei an der „Stilwidrigkeit“ seiner normalen Stadtwohnung stieß, dann hat das seine Wurzeln darin. Und dann: der Jüngling und Mann Wilhelm Raabe war den meisten, die sein wachsender Ruhm jetzt zu ihm trieb, eine unbekannte Größe geblieben. Sie sahen nur den Greis und auch den nur selten ohne seine Maske, und ohne daß sie es wollten oder ahnten, fiel ihnen von da aus der falsche Schein der Greisenhaftigkeit auf das Werk. Daß in diesem gerade der männlichste und mannhafteste Kampf gegen eine greisenhafte Zeit geführt wurde, die von wahrer Jugend keine Ahnung hatte, das blieb ihnen verborgen.

Wir wehren uns gegen solche oberflächlichen Spiegelungen des alten Raabe um so nachdrücklicher, als dieser in jenen Jahren dabei war, in eigenster Sache den letzten Kampf gegen die Anschauungen der Philisterei zu führen. Es war wieder gekommen wie so oft zuvor. Am 13. Februar 1899 schrieb er in seinem Geburtstagsbrief an Wilhelm Jensen:

„Geistig, das ist: literarisch, bin ich seit Hasenbeck ausgebeutelt wie noch nie und noch nie mir so wie ein leerer Saß vorgekommen.“

Und doch meldet das Tagebuch am 2. Februar — elf Tage vorher — den Beginn von „Altershausen“.

Gleichwohl war es diesmal ganz anders, und der Widerspruch zwischen den beiden Äußerungen war nur ein scheinbarer. Weniger als je dachte

der Dichter diesmal daran, den Leuten Geschichten zu erzählen. Wahrscheinlich war es am 2. Februar 1899 auch nur ein Gedankenblitz, der ihm durch die Seele schoß und dem er selbst kein Wachstum zutrauen mochte. Die Notizen vom Anfang eines neuen Werkes sind ja im Tagebuch meist nachträgliche Feststellungen. Und hier ist es, wie die Schrift zeigt, ganz sicher der Fall. Wir bleiben auch nicht im Zweifel darüber, wo die Anregung lag und in welche Richtung sie zunächst zielte. Es war damals schon eine liebenswürdige Sitte, daß die Männer der Feder, wenn ein Jubiläum eines Zunftgenossen herannahte, sich zu einer gemeinsamen Gabe zusammenfanden. Auf die Aufforderung eines Vermittlers hin sandten sie auf einem stattlichen Bogen gereimt oder ungereimt, aber immer wohlgelesen und möglichst geistreich gehalten ihren Glückwunsch für den Jubilar ein. In einer kostbaren Mappe wurden dann die gesammelten Blätter dem Feiernden als Ausdruck der geistigen Führer der Zeit überreicht. Raabe war schon oft solchen Aufforderungen nachgekommen, auch wo er persönlich dem Jubilar fernstand. Nun finden wir acht Tage vor dem 2. Februar im Tagebuch den Vermerk:

„Von Karpeles, Berlin, abermals in Sachen Spielhagen-Jubiläum“,
und fünf Tage nach jenem Datum wieder:

„An Wilhelm Jordan zum 80. Geburtstag.“

Es liegt wohl nahe, daß ihm bei dieser Gelegenheit der Gedanke aufgestiegen ist: auch deinetwegen werden sich einmal die Federn in Bewegung setzen. Es war ja noch eine Frist von zweiundeinhalb Jahren bis dahin. Aber es mochte ihm doch gut scheinen, sich rechtzeitig gegenüber jener Drohung zu wappnen. Denn eine Drohung bedeutete es für ihn zweifellos. Wenn einer kein Behagen daran fand, sich in Scheinwerferbeleuchtung der Öffentlichkeit zu zeigen, dann war er es. Wie er über Jubiläen dachte, hatte er schon bei seinem ersten in seiner berühmten Kleidersellerrede zum Ausdruck gebracht, und daran hatte sich für ihn nichts geändert. Erst allmählich wird sich ihm anderes, Tieferes damit verbunden haben.

Das erste war natürlich die Frage: Wie wirst du dich, nachdem du Feierabend gemacht hast, in Altershausen zurechtfinden? Denn Altershausen — der Name spricht es klar genug aus — ist ursprünglich nicht das Jugendland, zu dem die Sehnsucht treibt, sondern das Alter, mit dem man sich abfinden muß, wenn man nicht mehr schaffen kann oder mag.

Zu Neujahr 1899 hatte ihm Freund Bohnsack mit einer scherzhaften Zeichnung ihrer beider Neujahrsträume gedeutet. Auf der oberen Hälfte des Blattes sehen wir Raabe, weich auf seine Lorbeeren gebettet, ein Buch in der Hand. „Die fromme Helene. W. Busch“, steht auf dem Einband. Im Hintergrund galoppiert der weise Zentaur Chiron heran. Er trägt eine Leier in der Hand und wirft einen ironischen Blick auf den Träumer. Neben ihm steht eine fragwürdige, der Entwicklung noch bedürftige, schattenhafte Gestalt, in der wir den alten Proteus zu erkennen glauben. Mit der noch nicht recht gegliederten Hand deutet er auf Raabe. Darunter steht:

Asinelli (Raabe): „So! 1899 wird sich ausgernht! Erstens, nicht mehr so früh aufstehn! — Nachher — in Richmond spazieren gehen — nachher — — Ja, wenn der infame Bohnsack nicht wäre, dann kaufte ich mir sein Zweirad!“

Chiron: „Hat sek wat, wat sin mot, datt motte!“ — Das untere Bild zeigt den Zeichner selbst in unglaublich unbequemer Lage auf seinem Sofa. Er träumt, daß im Jahre 1899 die halbe Welt eingerissen wird, daß er mindestens zwei Konkurrenzen und womöglich den Titel Geheimer Baurat gewinnt. Chiron bemerkt dazu: „Hat sich was! Können vor Lachen!“

Der Scherz verrät uns wohl, daß die Frage „Was nun?“ auch im Freundeskreise gelegentlich Raabes Thema war.

Doch ein Drittes mußte noch dazukommen, um der Prophezeihung der Zeichnung die Erfüllung zu geben. Raabe behielt bis zu seinem Lebensende seinen scharfen Blick für die Erscheinungsformen der menschlichen Tragikomödie, aber auch den eigenartigen Drang zur Selbstbeobachtung. Dieser Dichter, dessen subjektives Hervortreten sooft als ein Fehler seines Kunstwerkes gerügt wurde, verfügte über die unbehagliche Gnade, sich selbst als Objekt zu schauen.

Er hatte so manchen seiner Weggenossen alt werden sehen und mehr als einmal dabei die Anschauung von dem jähen Zusammenbruch der geistigen Kräfte im Zusammenhang damit gewinnen müssen, am erschütterndsten bei seinem alten Stuttgarter Freunde Höfer, der, schon in die zweite Kindheit versunken, nicht vom Schreibtisch loskam. Mit dem Gespenst einer solchen grauenvollen Möglichkeit schlug er sich jetzt herum. Er beschäftigte sich mit dem gleichen Ausgang des großen Denkers Kant und beobachtete sich selbst auf alle Anzeichen hin, die auf einen solchen

Weg hindeuten konnten. Und dazu gehörte ihm auch das Wiedererwachen der Kindheitseindrücke und die Greisensehnsucht nach dem Jugendland. Er selbst hat sie schwerlich in unbezwinglichem Maße empfunden. Wir haben auch nicht das kleinste Zeugnis dafür. Aber sie verband sich ihm als Motiv mit seiner Jubiläumsangst und der neuen Aufgabe, sich mit dem Altern abzufinden. Jetzt erst wurde ihm Altershausen das Sinnbild der Jugendheimat, und damit wurde ihm die Problematik der Selbsterhaltung, die besten Falles eine überwiegend lyrische Ausdeutung hätte finden können, zum Anreiz epischen Schaffens. Jetzt schob sich ihm die Drohung des Jubiläums als unbedeutend in den Hintergrund, jetzt belebte sich ihm Altershausen mit Gestalten, denen er Rede zu stehen hatte, und jetzt erhielt die nüchterne Alltagsfrage „Was nun?“ erst ihren tiefen, im Ewigen verankerten Sinn, und die Antwort darauf mußte weit hinauswachsen über die alltäglichen Erkenntnisse einer notwendig gewordenen neuen Lebenshaltung. Mit dieser Wandlung des Motivs war auch schon das innere und das äußere Schicksal der entstehenden Dichtung festgelegt. Wider sein Wollen zwang der alte Proteus Raabe zum letzten entscheidenden Kampf. Zu unerhörter Kraft entfaltete sich in ihm von neuem sein Schöpferium, als gälte es, alle Drohungen der Greisenhaftigkeit in den Winkel zu scheuchen. Was sich jetzt gestaltete, ließ „Hastenbeck“ an dämonischer Tiefe weit hinter sich zurück. Nie zuvor hatte sich das Weltgefühl des Humors zu einer so freien Gipfelhöhe emporgeschwungen wie hier. Auf dieser Höhe ließ der alte Proteus seine letzte, grimmigste Maske fallen, und es offenbarte sich hinter ihr wie so oft, doch diesmal in unwandelbarer Milde das Lächeln der ewigen Liebe. Aber auch das äußere Schicksal des entstehenden Werkes war von vornherein bestimmt. Es war und blieb wie keins zuvor eigenste Sache des Dichters. Mit der Antwort, die es auf die große Frage „Was nun?“ fand, mußte es abbrechen. Und daß Raabe sein letztes Zwiegespräch mit dem Genius des Lebens ebenso wie sein Lebensführer Goethe den vollendeten „Faust“ vor dem verständnislosen Widerhall eines verworrenen Tages sichern würde, stand ihm wohl schon in dem Augenblick fest, da er die Feder dazu ansetzte. Nur einer bekam den ersten Teil bei seinen Lebzeiten zu Gesicht. Das war der getreue Wilhelm Brandes, in dem Raabe mit dem untrüglichen Feingefühl seiner Menschenkenntnis wohl damals schon den berufenen Hüter und Verwalter seiner Lebenswerte sah. Aber auch dieser erhielt die Handschrift kurze Zeit vor der großen Feier des 70. Ge-

burtstages nur deshalb zur Einsicht, damit er einmal bezeugen konnte, daß der Dichter die Jubiläumsfeier seines Geheimrats Dr. Feyerabend nicht von seiner eigenen „abgeschrieben“ habe. Der Gedanke war ihm peinlich, daß die Freunde, die sich in reinstem Willen so tatkräftig für ihn eingesetzt hatten, sich durch jene Darstellung gekränkt fühlen konnten.

Langsam gewannen seine Gesichte Form und Farbe. Das Jahr 1899 zog ihm kein sehr freundliches Gesicht. Anfang März warf ihn eine schwere Grippe auf das Krankenlager und hielt ihn fast den ganzen Monat darauf fest. Im Mai und Juni stellten sich dann schmerzhaft rheumatische Anfälle ein. Der Juli sah ihn wieder bei den Kindern in Minden. Und diesmal wurde von dort aus eine Fahrt in den Teutoburger Wald unternommen. Am 19. Juli sah sich Raabe gewiß in recht besinnlicher Stimmung in Detmold vor zwei Dichterbäusern, die in der gleichen Straße geschwisterlich nebeneinanderlagen: vor Freiligraths Geburtshaus und Grabbes Sterbehaus. Bald darauf stieg er zur Höhe der Grotenburg empor und freute sich an dem Hermannsdenkmal, nach dem in der „Chronik der Sperlingsgasse“ sein Ulrich Strobel von den Weserbergen her vergebens Ausschau gehalten hatte.

Am 1. November stand Raabe in Wolfenbüttel am Grabe der Mutter. Ein Vierteljahrhundert war nun seit dem Tage dahingegangen, an dem er schmerzvoll in sein Tagebuch geschrieben hatte: „Verklungen, ach, der erste Widerklang!“ – Jetzt war er dabei, die letzte Summe aus Künstlers Erdenwallen zu ziehen, und da war es unvermeidlich, daß sich ihm die Melodie der Schlußverse aus Goethes Zueignung zum Faust durch seine Bilder flocht:

Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Drei Tage später, am 4. November 1899, schloß er die Niederschrift des ersten Kapitels von „Altershausen“ ab. Verhältnismäßig rasch wird dann das erste Drittel des Manuskripts hingeworfen. Am 23. Januar 1900 ist das sechste Kapitel vollendet. Dann tritt eine Pause von drei Monaten ein. Im Mai wird die Feder wieder aufgenommen. Die neue Schaffensperiode zieht sich bis zum 6. November hin, an dem das zwölfte Kapitel Gestalt gewonnen hat. Damit scheint nun freilich das Schicksal der entstehenden Dichtung besiegelt. Sie verschwindet auf lange hinaus. Offensichtlich hat sie der Dichter mit dem Entschluß, sie unvollendet zu

lassen, zu seinen Lebensakten gelegt. Das Jahr 1900 geht zu Ende, der gefürchtete 8. September 1901 wird überstanden, das Jahr 1902 steigt herauf, ohne daß wir wieder etwas von „Altershausen“ hören. Doch dann meldet sich das Werk plötzlich wieder. Am 4. Februar 1902 sagt das Tagebuch: „Gegen Abend Wilhelm Brandes, Altershausen.“ Nicht zum ersten und wahrscheinlich auch nicht zum letzten Male wird der Getreue damals das Gespräch auf Altershausen gebracht haben. Wenn einer, dann mußte er die Sehnsucht haben, das Fragment vollendet zu sehen. Aber vorerst hatte sein Drängen keinen Erfolg. Erst am 16. Juni lesen wir: „Nochmals bis X. Zwölf A!“ Fast geheimnisvoll sieht das aus. Es kann aber nichts anderes bedeuten, als daß Raabe damals die ersten zwölf Kapitel von „Altershausen“ einer neuen Durchsicht unterzogen hat mit der Frage an seinen Genius, ob die Vollendung möglich sei. Die Antwort fiel bejahend aus. Schon sechs Tage später, am 22. Juni, ist das dreizehnte Kapitel fertig, am 8. Juli dann das vierzehnte und am 4. August das fünfzehnte. An der Vollendung des sechzehnten hinderte ihn der Antritt seiner Ferienreise, die ihn am 29. August zunächst nach Borkum führte, wo er am 7. September den „letzten Sonnenuntergang im 71. Lebensjahre“ erlebte, und dann nach Minden. Als er am 22. September wieder in Braunschweig ist, nimmt er das Manuskript nicht wieder vor. Und allen Bitten und Wünschen gegenüber, auch von seiten seiner Verleger, ist er dann festgeblieben.

In drei Schaffensperioden also ist das entstanden, was wir von „Altershausen“ besitzen, und jede von ihnen brachte ein durchaus angemessenes und rüstiges Vorwärtsschreiten. Lassen wir die Schaffenspausen außer Betracht, die sich aus des Dichters Wollen, nicht aus seinem Können begründen, dann widerlegt auch das Zeitmaß der Entstehung seines letzten Werkes jede Annahme eines Absinkens seiner schöpferischen Kraft. Es fehlte ihm nur eines zur Vollendung: der Zwang. Gerade deshalb aber sind wir bei keinem anderen Werke als bei diesem so sicher, daß jede seiner Zeilen aus dem innersten Bedürfnis der Entlastung herausgeboren war.

Natürlich warf der 70. Geburtstag seine Schatten weit voraus, und Raabe konnte nicht verborgen bleiben, was zu seinen Ehren geplant war. Der Braunschweiger Freundeskreis, Louis Engelbrecht an seiner Spitze, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, nicht nur der heimischen Feier den glanzvollsten Rahmen zu geben, sondern auch das ganze geistige Deutsch-

land zur freudigen Anteilnahme aufzurufen. Raabe hatte sich längst damit abgefunden und ließ die Freunde gewähren, so wenig diesen es auch gelang, seinen inneren Widerspruch zu überwinden. Ja, je näher der große Tag rückte, um so gelassener wurde er. So manche von den Vorzeichen des Kommenden waren wirklich nicht geeignet, seine Befürchtungen zu widerlegen. Zahlreich waren die Zeitschriften, die den Augenblick für angezeigt hielten, den Dichter um einen Beitrag zu bitten. Der Verlag einer bekannten „Volksbücherei“ glaubte ihn nicht besser ehren zu können, als daß er ihn um die Überlassung eines seiner Bücher für ein Honorar von 50 Mark bat. Mit Mühe konnte er einen Frankfurter Bibliothekar, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, seine Gedichte herauszugeben, davon überzeugen, daß er sich die Verfügung über sein Eigentum selbst vorbehalten müsse. Aber anderes wieder erfreute ihn doch sehr.

Das schönste Vorspiel zweifellos war ihm die Würdigung, die Wilhelm Brandes seinem Werke in den sieben Kapiteln seines Büchleins „Wilhelm Raabe“ zuteil werden ließ. Im Herbst und Winter 1900/1901 erschienen sie zunächst im „Braunschweiger Magazin“, einer Zeitschrift, die vor allem der heimischen Geschichte gewidmet war. Zum 70. Geburtstag des Freundes faßte Brandes sie zusammen. Das schmale Bändchen ließ an Herzenswärme und einfühlendem Verständnis alles hinter sich zurück, was bisher zur Deutung von Raabes Gestalt und Dichtung an das Licht getreten war. Brandes' Ausführungen über den Humor und die humoristische Darstellungsform, über den so oft verkannnten oder geleugneten Kunstverstand des Meisters, über den unerschöpflichen Reichtum seines Gemütes waren von einer solchen Tiefe und Reife, wie sie Raabe bei der Beurteilung seiner Lebensarbeit nie zuvor kennengelernt hatte. Und dieser war objektiv genug, die Leistung, auch abgesehen von ihrem besonderen Gegenstande und Ziele, beurteilen zu können. Gerade dies mußte ihm im Ausblick auf die laute Feier des 8. September die tiefe Beruhigung und Gelassenheit geben. Möchte an jenem Tage, wie das so üblich war, vieles an ihn herandrängen, was ihm innerlich fremd und zuwider war, der berufene Hüter seiner Lebenswerte hatte sich ihm gezeigt. Von nun an sah er in Wilhelm Brandes seinen künftigen Biographen, und wiewohl er auch ihm gegenüber seine Ehen, über Eigenes zu reden, nur selten ablegte, so wanderte doch nunmehr das meiste, was über sein Schaffen veröffentlicht wurde, unmittelbar nach der eigenen Kenntnisnahme an diesen. Er war sich auch darin

der untrüglichen Sicherheit seiner Menschenkenntnis klar. In der Tat gab es keinen, der von dem Menschen wie von dem Künstler Wilhelm Raabe eine gleich tiefe Anschauung besaß wie Brandes. Und es liegt eine herbe Tragik auch für uns darin, daß der Wolfenbütteler Freund in den Wirren der Nachkriegszeit bei dem Ringen um die Erhaltung des Schulwesens seines Heimatlandes seine Kraft verzehren ließ, die er so leidenschaftlich gern für die letzte und höchste Aufgabe seines Lebens gespart hätte.

Am 30. März vollzog Raabe seinen letzten Wohnungswechsel. In der neuen Wohnung Leonhardstraße 29a hat er das letzte Jahrzehnt seines Lebens verlebt. Vom Fenster seines Arbeitszimmers glitt sein Blick hier über den Leonhardplatz zu den Bäumen des Magnisfriedhofs hinüber, auf dem Lessings sterbliche Reste liegen. Dieses Heim wurde in recht eigentlichem Sinne das Raabeheim. In keiner anderen Wohnung hat Raabe so viele Gäste aus aller Welt empfangen, und nach seinem Tode wurde sie unter der treuen Hut seiner ältesten Tochter zu einem geweihten Wallfahrtsziel für zahllose Verehrer, denen sein Werk die Sehnsucht nach seiner Umwelt erweckt hatte.

Am 24. Juli, dem Tage, an dem Raabe vor 39 Jahren seine treue Lebensgefährtin heimgeführt hatte, schloß seine dritte Tochter Klara ihren Ehebund mit dem Oberlehrer Gustav Behrens. Nun hatte er wieder einmal sein Haus bestellt und konnte der Dinge warten. Die Hochzeit war jedoch nicht die letzte Familienfeier vor dem großen „Sturm“ des 8. September. Zwei Tage vorher, während die Wogen um ihn herum schon hoch gingen, reiste er mit seiner Frau und seinem ältesten Enkel nach Wolfenbüttel zur Geburtstagsfeier seiner achtundsechzigjährigen Schwester Emilie. Gerade diesmal sollte diese nicht auf den Gedanken kommen, daß sie vergessen werde! Und an demselben Tage schrieb er seinen Geburtstagsbrief zum 8. September an Marie Jensen. Es war unermidlich, daß dieser Brief ein Zeugnis der Lebensstimmung wurde, die ihn beherrschte:

„Entweder muß ich diesmal meinen Glückwunsch an Dich sehr lang oder sehr kurz machen. Ich ziehe das letztere vor und bin Deiner Billigung sicher. Es ist eine ‚Wirklichkeit‘, es ist kein ‚Rechnungsfehler‘: wir sind so weit, liebe Alte! Die Jahre sind hingegangen, und Euer Freund ist siebenzig alt geworden. Das Tier Mensch hat nun auch bei mir das

Recht, allgemach dreibeinig zu werden. Bleibe Du tapfer auf Deinen beiden lieben Füßen, Marie Jensen!

War nicht übrigens dieser kluge Herr Odipus in seiner Weisheit ein rechter Tropf? Hätte er es nicht ebensogut haben können wie die anderen Rätselräter vor ihm, wenn er sich dieser Sphinx gegenüber dumm gestellt hätte und nicht sein Licht vor ihr hätte leuchten lassen?

Jawohl, im rechten Augenblick wissen wir selten, was uns am dienlichsten ist, und wenn man es weiß, kann man meistens nicht, wie man möchte. —

Wie gern säße ich an diesem achten September statt in diesem Tumult hier bei Euch in St. Salvator, und es würde sicherlich aus Abend Morgen werden, ehe wir miteinander fertig wären über die Zeit hinter uns.

Na: In alls gedultig! wie bei Bockstöver in Celle damals. Schlage in Deinen Skizzenbüchern nach, Freundin Marie. Vielleicht findest Du den Mann mit der langen kuriosen Nase auch von dem Abend her drin wieder.“

Der 8. September war ein lichter Herbstsonntag. Unter den zahlreichen Sendungen der Morgenpost war das Doktor-Diplom der Tübinger Philosophischen Fakultät die wichtigste. Gegen Mittag erschienen Louis Engelbrecht und Wilhelm Brandes, um das Geburtstagskind zur großen Feier im Altstadtrathaus zu geleiten. Was ihn auf der Fahrt dahin bewegte, können wir uns vorstellen. Er, der Zartfühlende, der jedes Eintreten für ihn mit rührender Dankbarkeit lohnte, vermochte dennoch im Vorzimmer zum Festsaal dem getreuen Brandes gegenüber nicht die Bemerkung zu unterdrücken: „Eigentlich ist es doch eine capitis diminutio.“ Aber dann faßte er sich und schritt durch die Thür. Der Chor des Gesangsvereins Euterpe begrüßte ihn mit seinem Lebenslied aus dem „Hungerpastor“. Nach der Begrüßung durch Engelbrecht hielt der Literaturhistoriker Adolf Stern, der schon seit Jahren ein feinsinniger Herold der Kunst des Dichters war, die Festrede. Im Auftrage des Prinzregenten Albrecht überreichte der Staatsminister Triefs das Kommandeurkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen, die Vertreter der Städte Braunschweig und Eschershausen brachten Ehrenbürgerbriefe dar. Dann nahm als Vertreter der Universität Göttingen Professor Dr. Gustav Rösche das Wort, um die Promotion des Gefeierten zum Ehrendoktor der Philosophie zu verkünden.

Wieder setzte der Chor ein. Das Lied „Ich weiß im Wald ein kleines Haus“ klang aus, und die Feierstunde war beendet.

Am Nachmittage fand im Wilhelmsgarten das Festmahl statt, bei dem Hans Hoffmann den Dichter, Wilhelm Brandes seine treue Gattin feierte. Hier überreichten Julius Lohmeyer und Emil Carnow die Mappe mit den Huldigungsblättern der Männer aus Kunst und Wissenschaft. Weder am Vormittage noch am Nachmittage nahm Raabe selbst das Wort. Er war nie ein Redner. Aber auch wenn er es gewesen wäre, hätte er es nicht aus freier Neigung ergriffen. Die Hemmungen, die dabei im Wege standen, hatte er ja schon in „Altershausen“ vorweggenommen.

Bei der besonderen Feier der Kleiderfeller am folgenden Tage jedoch zog er lächelnd ein altes Blatt hervor und verlas es. Es war die Kleiderfellerrede, mit der er vor zwanzig Jahren seine Einstellung zu Jubiläumsfeiern festgelegt hatte.

Lange hielten die Nachwirkungen des festlichen Tages an.

„Wilhelm, spare Deine Kräfte zu D e i n e m siebzigsten Geburtstage! — Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen! — Für 70 Mk. Postwertzeichen hatte ich zu verwenden, um all den Liebeszeichen gerecht zu werden: bis an die Grenzen des Unmöglichen habe ich das Meinige getan. Ultra posse nemo obligatur.“ So schrieb er am Jahresende an Jensen.

Zu den Dankbriefen kam jetzt der pausenlose Andrang der Korrekturen für die nötig werdenden Neuauflagen. An Altersruhe war auf lange hinaus nicht zu denken.

Aber trotz aller Stößeufzer vorher und nachher — es wäre doch eine falsche Annahme, wenn wir glauben wollten, das Fest sei Raabe gleichgültig oder gar eine Last gewesen. Das Bewußtsein, nach langen Jahren des Darbens auf der ganzen Linie gesiegt zu haben, blieb ein recht hoher Gewinn. Eins vor allem hatte sich doch klar genug gezeigt: sein Werk stand über dem Tagesgezänk der Parteien und Richtungen. Aus allen Bezirken waren die Grüße gekommen, und gar viele, die miteinander in leidenschaftlicher Fehde lagen, hatten sich in freier Ehrlichkeit gemeinsam zu ihm bekannt. Er, der den ewigen inneren Hader seines Volkes so scharf gegeißelt hatte wie kein anderer seiner Lebensgenossen, durfte mit stolzer Befriedigung feststellen, daß sein Name diesen Hader überwunden

hatte. Und sicherlich hat er darin die schönste Gewähr für seine Zukunftsgeltung gesehen.

Am klarsten spricht sich diese beglückende Nachwirkung seiner Geburtstagsfeier in der Tatsache aus, daß er alle Hemmungen überwand und im Jahre 1902 doch wieder zur Feder griff, das schon aufgegebenes Werk fortzusetzen. Hätte der Tag ihm nichts anderes gegeben als die sauer süße Bestätigung jener Gefühle, die er mit den Anfängen von „Altershausen“ vorweggenommen hatte, dann hätte er schwerlich die Neigung empfunden, den Faden weiterzuspinnen. Als er am 16. Juni 1902 die abgeschlossenen zwölf Kapitel wieder vornahm, wird ihm doch so etwas wie ein Vorwurf daraus aufgestiegen sein. War das wirklich alles gewesen, was er zu dem Thema zu sagen hatte? War da nichts, was dem schweren Stoßseufzer „Überstanden!“ am Anfang das Gegengewicht hielt? Fehlte da nicht vor allem noch jener Einklang, um den er doch ein Leben lang gerungen hatte? Sollte man einmal in seinem Nachlaß ein Fragment finden, dem die allerletzte Befahrung fehlte und das darum baugige Fragezeichen aufsteigen ließ? Ein Letztes mußte gesagt werden, das vor dem 8. September 1901 nicht hätte Gestalt gewinnen können und das darum auch erst Endgültiges über diesen Tag aussprach, — darüber, aber auch sonst noch viel mehr.

Altershausen

„Altershausen“ setzt mit einem persönlichen Stimmungsausdruck dessen ein, der im Mittelpunkte der Erzählung steht. Es ist der 24. August, der Tag des heiligen Bartholomäus, der Tag, an dem im Jahre 79 Pompeji und Herculaneum verschüttet wurden. Mit gemischten Gefühlen richtet sich der Wirkliche Geheime Medizinalrat Dr. Fritz Feyerabend in seinem Bette auf. Die Feier seines siebenzigsten Geburtstages liegt hinter ihm. Der neue Kalendertag weckt im Zusammenhang mit den Nachwirkungen seines Festes in ihm ein merkwürdiges Bild. Er sieht den heiligen Bartholomäus in der Pariser Blutnacht des Jahres 1572, die seinen Namen trägt, kopfschüttelnd im himmlischen Ehrensaal vor dem Glaschrank mit seiner Erdenhaut stehen und hört ihn brummen: „Hab' ich die mir eigentlich dafür von meinen lieben Armeniern abziehen lassen?“ Und dann bringt ihn das andere geschichtliche Faktum des Tages auf das, was ihm das Leben verschüttet hat. Fünfunddreißig Jahre sind es her,

seit seine Frau in wildem Schmerz über das unbegreifliche Geschehen den wehen Vorwurf dem Schicksal zuschluchzte: „Das schöne Wetter und mein Kind nicht mehr dabei!“ Und dreißig Jahre sind hingegangen, seit über sie selbst sich der Hügel wölbte. Er hat keine Jubelfeier nötig gehabt, um zu erkennen, was die hinter ihm liegenden Jahre für ihn bedeuteten. Er gibt sich darüber Rechenschaft, daß doch auch viel echte Freundschaft an seinem Ehrentage beteiligt gewesen war; aber das hindert ihn nicht, seine innerlichste Beteiligung daran mit dem Feuerwerk zu vergleichen, das der Wandsbecker Bote in seiner Planderei von den „Geburtstagen im August“ schildert und das von 10 Uhr 8 Minuten bis 10 Uhr 8 $\frac{1}{2}$ Minuten dauerte. Dann aber fällt ihm die schwere Frage auf die Seele: Was nun? Er steht ja nicht im himmlischen Ehrensaal vor seiner Erdenhaut und nicht vor verschütteten Welten, sondern auf noch merkwürdig guten Beinen im Erdenvetter. Er hat sich mit seinen „gemischten Gefühlen“ abzufinden, und auf die Frage Wie? hört er die Antwort: Arzt, hilf dir selber!

Dann wird uns angedeutet, daß der folgende Bericht die Lösung bringen werde. Dieser selbst ist nicht als persönliche Beichte des Geheimrats gegeben, sondern in der dritten Person gehalten.

Die erste Erfahrung, die der Geheimrat nach der Erholung von seinem Jubiläum macht, ist die Enttäuschung, die er von seinen Versuchen, das Spazierengehen wieder zu lernen, heimbringt. Auf den Wallanlagen, auf denen er diese unternimmt, zieht ihn wohl zuerst das fröhliche Treiben der Kinder an; aber das Gefühl, zu stören, vertreibt ihn bald wieder. Als er dann nach seinen ältesten Bekannten aus jungen Tagen sucht, nach den Vögeln, den Schmetterlingen und Käfern, da findet er sie nicht, und der Parkwärter macht ihm klar, woran das liegt. Die nächtliche Beleuchtung der Stadt und die qualmenden Schornsteine haben sie vergrämt. Und diese Lektion über die Segnungen der menschlichen Zivilisation verleidet ihm das Spazierengehen gründlich.

Nun hat seine alte Schwester Karoline, die ihm seinen Haushalt führt, Unlaß, sich über seine Stimmung zu beklagen. Sie läßt es an recht eindeutigen Mahnungen nicht fehlen. Und er muß ihr recht geben, denn er hat sich selbst schon den guten Rat erteilt: „Bleib in den Stiefeln, Mensch! Solange als möglich.“ Aber er kann es nicht hindern, daß er sich gelegentlich bei der Selbstbeobachtung auf betrübliche Alterserscheinungen hin ertappt. Gehört nicht auch das Heimweh nach der Jugend

dazu? Wie kam es, daß auf einmal über sechs Jahrzehnte hinweg die Gestalt seines Schulbankgenossen Ludchen Bock wieder in seinem Bewußtsein lebendig wurde, jenes Ludchen Bock, dem er mehr junge Lebenserfahrungen verdankte als dem Rektor der Schule von Altershausen, Pastor primarius Schuster? Und nun steigt ihm zu seiner Belustigung der Augenblick aus seiner Jubiläumsfeier wieder auf, in dem der Gedanke an den übermütigen Jugendgefährten ihn beinahe aus Fassung und Haltung geworfen hatte. Als der Kultusminister seine Rede auf den Jubilar hielt und auf den hohen Orden hinwies, den der Fürst ihm verliehen habe, da hatte dieser eine Vision gehabt. Ludchen Bock hatte er gesehen, wie er peugend in der Schule den Finger erhob: „Herr Rektor, Feyerabend ist unrein!“ Das bedeutete damals, aus der feinfühligem Umschreibung der Schulstube in die derbe Nüchternheit der Jüngensprache übersezt: „Frize Feyerabend hat eine Laus!“ Diese Erinnerung an unpassender Stelle hatte dann ihre Nachwirkungen in der Dankrede des Gefeierten gezeitigt, die in den vornehmen Kreisen der Gesellschaft Kopfschütteln oder heiteres Achselzucken, bei der Schwester Karoline aber Unwillen und Ärger über den zur Unzeit so lustig entfesselten Bruder erregt hatte.

Und nun drängen sich dem Greise die Bilder aus jungen Tagen dicht und dichter heran. Ludchen Bock ruft nicht nur die Erinnerungen an so manchen Dummenjungenstreich wach, er beschwört auch die lieben Schatten der sorgenden Eltern Feyerabends herauf, vor allem den der schönen, herzengewarmen und weltweisen Mutter. Und die Sehnsucht nach Altershausen wird dem träumenden Greise unbezwinglich. Die Bedenken der verstandesklaren Schwester gewinnen keinen Einfluß. Dr. Feyerabend macht sich auf den Weg zu seiner letzten Reise. Er ist im Dienste seiner Wissenschaft weit in der Welt umhergekommen, und mit dem angelsächsischen Gänger Widstich weiß er in den „Wonneburgen der Walchen und Walchinnen“ Bescheid. Aber so aus eigenem Drang wie diesmal ist er selten gereist. Und so gewinnt er auf dem Bahnhof seines Geburtsortes Altershausen Verständnis für die Ratlosigkeit des edlen Dulders Odysseus, den die Phäaken schlafend an die Küste seiner Heimatinsel getragen hatten. Es ist sein Jugendfreund Ludchen Bock, der ihn aus seiner Versunkenheit aufschreckt. Eine weinerliche Kinderstimme fragt ihn, ob er sein Gepäck zum Hotel getragen haben wolle, und als er sich umsieht, blickt er in ein glattes, bartloses Greisengesicht, aus dem unter schlaffen Lidern hervor irre Augen zwinkern. Und als der Blöde dann sich nennt,

durchfährt ihn eine Erschütterung, wie er sie selten im Leben kennengelernt hat. Als Stadtsimpel, hinter dem die Straßenjungen hinterherrufen, findet der Wirkliche Geheime Obermedizinalrat Professor Dr. Feyerabend den Freund aus der Jugendzeit wieder. Siebenzig Jahre alt ist dieser wie er selbst; aber ein schwerer Fall hat ihn auf dem Standpunkt des zwölften festgehalten. Ludchen hat das Gepäck geschultert und den fremden Herrn zum Ratskeller gebracht. In doppelter Benommenheit ist dieser mit ihm durch die Straßen gegangen zum Marktplatz hin. Daß der Gruß der fremdgewordenen Heimat nach sechzig Jahren ihm gespenstig vorkommt, ist kein Wunder. Gerührt verabschiedet er sich am Ratskeller von Ludchen, der jubelnd mit dem Taler, den er ihm gegeben hat, davonstürzt.

Der fremde Gast, der im Gasthof sein Incognito wahr, erhält ein Zimmer, das nach dem Marktplatz hinausieht, und hier, seinem Elternhause gegenüber, erlebt er die erste entscheidende Wandlung, in der Gegenwärtiges versinkt und Vergangenes neue Lebensgewalt gewinnt. Bei einer nächtlichen Wanderung durch Altershausen verstärkt sie sich dann. Jeder Winkel des Städtchens erzählt ihm Geschichten. Er begegnet dem Nachtwächter, und sein Name genügt, ihm neue Bilderfolgen aufsteigen zu lassen. Ritterbusch heißt er, und Ritterbuschen hieß die Alte, die ihn mit ihren Märchen zum Einschlafen zu bringen suchte, wenn die Eltern einmal des Abends das Haus verließen, um an einer Gesellschaft teilzunehmen. Und dann trifft er am Röhrbrunnen vor Mordmanns Gehöft seinen Freund Ludchen Bock wieder. Das greise Kind ist in einer angstvollen, zerknirschten Stimmung. Böse Buben aus Altershausen haben ihn verführt und haben in einer Gartenwirtschaft mit ihm den Taler vertrunken, den Feyerabend ihm gegeben hatte. Nun fürchtet er die Vorwürfe seiner Pflegerin Minchen Ahrens. Der berühmte Arzt tröstet ihn, und jetzt fährt ein Blitz des Erkennens durch die Seele des Irren. Plötzlich redet er den „fremden Herrn vom Bahnhof“ als Friße an. Für den aber vollendet sich damit die seltsame Wandlung. Selbst zum Kind geworden, geleitet er das alte Kind tröstend nach Hause, wo die erleuchteten Fenster zeigen, daß Minchen auf ihn wartet.

In der Nacht träumt der Geheimrat ein Stück miterlebter Weltgeschichte vom Jahre 1848 an, wo er an seiner Sekundanermüße die schwarzrotgoldene Kokarde trug. Am anderen Morgen bestellt er sich den Barbier, und von ihm läßt er sich erzählen, was er braucht, um in Alters-

hausen im Bilde zu sein. Dann verläßt er das Gasthaus. Diesmal führt ihn sein Weg zum Tore hinaus an der Gartenhecke vorbei zum Maienborn am Walde. Ein Altmütterchen mit dem Strickstrumpf in der Hand findet er dort auf der Bank, und bald weiß er, daß er Minchen Ahrens neben sich sitzen hat. Es fällt ihm nicht schwer, ihre Schem zu bestiegen. In kurzer Zeit ist er auch mit ihr auf dem Fuße ihrer Kinderzeit. Sie erzählt ihm von ihrer Sorge um Ludchen, und als dieser vom Pilzesuchen dazu kommt, da ist der Zauber des letzten Abends wieder da, jetzt im hellsten Mittagslicht von Altershausen. Und dann muß er selbst Minchen von seinem Leben erzählen, und wie er es tut, muß er sich wundern, wie viel ihm selbst Neues dabei aus den Tiefen aufsteigt und wie viel er von dem auslassen kann, was den anderen Menschen an seinem Dasein das Wichtigste scheint. Das alte Weiblein hört mit tiefem Verständnis zu, es hört sogar mehr, als er sagt. Sie findet den wahren Grund seines Besuchs in Altershausen heraus und nennt ihn ihm. Er habe bei seinem Altersfeste Heimweh gehabt nach dem, was nicht mehr auch dabei sein konnte, nach dem Besten aus seinen besten Jahren. Von seinem Leben aber bleibt in seinem Berichte für Minchen und ihn selber nur das Süße, Liebliche, Lachende übrig. —

Damit schließt das zwölfte Kapitel und also der Teil des Manuskripts, der in den Jahren 1899 und 1900 geschrieben wurde. Außerlich zeigt sich in der Fortsetzung des Jahres 1902 weder Bruch noch Pause. —

Im folgenden erzählt Minchen ausführlich von Ludchen Bock's schwerem Schicksal, von seinem Fall und langem Krankenlager, von dem Schmerz des Rektors Schuster, als er nach der körperlichen Heilung des Jungen als erster erkennen mußte, daß der Geist seines besten Schülers durch den Unfall hoffnungslos zerstört worden war. Nach seiner Konfirmation habe man mit dem Unglücklichen das Verschiedenste versucht. Aber man habe es aufgeben müssen, weil er sich gegen alles mit seinem Kinderweinen gewehrt habe. Gott sei Dank aber habe er auch lachen können. Und sein Weinen und sein Lachen sei es gewesen, das dieses große Kind schließlich zu ihrem Kinde gemacht habe, mit dem sie noch immer nach sechzig Jahren weine und lache.

Inzwischen hat Ludchen im Walde Rienäpfel gesucht, und nun kommt er zurück, da er instinktmäßig die Nähe der Mittagstunde fühlt. Minchen läßt den wiedergefundenen Jugendfreund zum Nachmittagskaffee ein. Da will sie weitererzählen. Auf dem Rückwege zur Stadt aber studiert der

große Psychiater den alten Idioten: „Das Heimweh nach der Jugend — nach dem Leben hatte den Greis nach Altershausen getrieben, und er mußte es nur herausbringen, was L u d w i g B o c k d a z u z u s a g e n h a b e !“

Nach dem Mittagessen hat der Geheimrat, als er in dem bequemen Lederstuhl in seiner Stube einnickt, wieder einen Traum, einen ganz seltsamen diesmal. Er hat es wohlweislich vermieden, das Elternhaus zu betreten, weil er im Innern nichts von dem finden konnte, was er in Altershausen suchte. Jetzt im Traum dringt er dort ein. In der Gestalt eines jener buntbemalten hölzernen Nussknacker, wie sie in seiner Kinderzeit auf keinem Weihnachtstische fehlen durften, sieht er sich über den Markt schreiten, dem Elternhause zu. Und dann findet er sich auf einmal in der blauen Stube der elterlichen Wohnung, und es ist Weihnachtsabend, der letzte Weihnachtsabend, den er in Altershausen verlebt hat. Alle sind schon zu Bett gegangen. Er steht allein in der blauen Stube. Und plötzlich findet er sich zu gewöhnlicher Nussknackergröße zusammengeschrumpft neben dem anderen bunten Spielzeug auf dem Weihnachtstisch, und wie er an sich heruntersieht, da bemerkt er, daß seine Erscheinung all ihre leuchtende Farbenpracht eingebüßt hat, und, was noch schlimmer ist, seine inneren Gefühle entsprechen durchaus dieser äußeren Schabigheit. Nun weiß er es, er ist der Nussknacker vom Feste vergangenen Jahres. Und so sieht er sich seinem Nachfolger, dem neuen, in frischstem Glanze strahlenden Nussknacker gegenüber. Und sein Gruß setzt alle die Puppen ringsum in Bewegung, und sie umdrängen ihn freundlich, und viele herzliche Stimmen grüßen ihn. Aber dazwischen kreischt eine böse aus dem untersten Gezweig des Weihnachtsbaumes her:

„Er hält sich ja gar nicht mehr auf den Beinen, der Alte. Darf ich Ihnen meinen Arm bieten, Herr Geheimrat?“

Es war die Kute, die selbstverständlich beim Feste nicht fehlen durfte, und jetzt mit einem in allen sieben Farben des Prismas spielenden Bande um die Taille herwackelte, die alte, schenßliche, unfruchtbare Megäre, und grinste: Vom Anfang der Affenkomödie warte ich auf Sie, Herr! Sind Sie endlich da, um mir zu helfen, dem Gesindel zu sagen, was es wert ist? Kritik, Kritik, Alterskritik! Sagen Sie, zeigen Sie durch und an sich selber der jungen Narrenwelt, worauf alle ihre Herrlichkeit hinausläuft. Kommen Sie, Gerippe, — wurmstichiger Klotz, lassen Sie sich besehen — von allen Seiten, von dem Lorenvolf auf seine vergängliche Farbenpracht

hin besehen. Begehen, feiern Sie jetzt die wirklich schönste Stunde Ihres Daseins, machen Sie es der Krapüle von heute deutlich, was Sie Ihrer Zeit wert gewesen sind: ich stelle mich Ihnen mit allen meinen Reizern und Kräften zur Verfügung, Herr Professor! Verwenden Sie mich, wie und wo es Ihnen beliebt, Herr Doktor; es wird mich freuen, dadurch in Erfahrung zu bringen, wieviel Gift und Galle Sie durch Ihre siebenzig Jahre in sich hineingeschluckt haben. Sehen Sie doch auch, wie ich nur Ihrewegen für diese Nacht Toilette gemacht habe!“

Aber der Geheimrat scheucht sie hinter den Spiegel zurück und bittet das junge Volk um ihn herum, ihn noch ein Viertelstündchen mit seinen Abgebrauchtheiten, Grillen und Schrullen in ihrer Mitte zu dulden. Und alle zeigen sich ihm von der lebenswürdigsten Seite und sind entrüstet, als er von dem Kehrbesen spricht, der morgen seiner warte.

Und dann hat er eine besonders vertrauliche Unterredung mit seinem Nachfolger, den er mit dem innigsten Wohlwollen in sein Amt einführt. Er steckt ihm selbst eine vergoldete Weihnachtsnuß zwischen die Zähne und läßt sie ihn knacken. Und er gibt ihm den guten Rat, sich nicht zu grämen und zu ärgern, wenn er sich müde geknackt habe und ernüchtert vor seinem Schalenhaufen stehe. Und dann leuchtet die blaue Stube noch einmal so zauberhaft, und die ganze bunte Gesellschaft vom Weihnachtsfisch jubelt: „Es wird weiter geknackt!“

Der Traumspuk versinkt, und auf dem Wege zu München Ahrens' Kaffeetafel erfährt der Geheimrat nun an sich selbst, was er bei seinem ersten Zusammentreffen mit Ludchen Bock beinahe von diesem gefordert hatte: die „dumme Verkleidung durch Raum und Zeit“ fällt von ihm ab, und „was ihm kein Traum geben konnte, lieferte ihm nun die Wirklichkeit. Alles, was er von seiner Lebens-Heimweh-Fahrt nach der Jugend — nach *U l t e r s h a u s e n* verlangen konnte! . . .

Es hatte sich nichts verändert. Die dürre Hand, die die seinige in der Haustür faßte, war noch die weiche Kinderhand von vor sechzig Jahren. Es löste sich nichts in Phantasmen und Fragen auf, und kein neuer Nußknacker löste den alten ab: das große, offene Weltgeheimnis lag in seiner ganzen Schönheit und Herrlichkeit vor ihm im Lichte des eben gegenwärtigen Tages, und — er freute sich, daß er mit in der *W e l t w a r* und — zu dem Wunder mit gehörte.“

Ludchen hat dem Gast zu Ehren alles aufgebaut, was sich von den Schätzen der gemeinsamen Jugendzeit erhalten hat. Tief bewegt darf der

Geheimrat mit der Hand über seinen Namen fahren, den der Freund vor zwei Menschenaltern in den Eichentisch eingeschnitten hat, an dem sie für Rektor Schuster ihre Schulaufgaben zu machen pflegten. Da waren noch die abgegriffenen Bilderbücher, da war die von Ludchen verfertigte Schlüsselbüchse, an der sich Frize Feyerabend einst zum Kummer seiner Eltern die Hand verlegt hat, da waren Bibel, Katechismus und Schulbücher mit den Randzeichnungen und Krigeleien von einst. Sogar der bei seinem letzten Weihnachtsfest in Altershausen außer Dienst geratene Nußknacker, den er selbst eben in seinem Nachmittagsraum dargestellt hatte, ist noch in greifbarer Wirklichkeit da. Beim Kaffeetrinken in der Laube des Gartens bringt Ludchen das alte Mühlebrett hervor, und mit dem gleichen Eifer wie vor sechzig Jahren gewinnt er seinem Frize die Partie ab. Als dann das ruhelose alte Kind in den Holzstall zum Sägen geht, erzählt Minchen dem Gast mit unnachahmlicher Feinheit ihre Geschichte.

Ein schönes, lebensfrohes Mädchen ist sie gewesen, und sie hat ihre Träume gesponnen wie die anderen auch. Als sie neunzehn Jahre alt war, da hat ein junger Mensch um sie geworben, und sie hat ihm vertraut. In der bösen Stunde aber, da sie ihn durchschauen mußte und drauf und dran war, sich selbst zu verlieren, da ist Ludchen Bock wie ein wildes Tier dazwischen gesprungen und hat sie gerettet. Sie hat dann noch viel Not in ihrem Elternhause darum gehabt, wo man mit ihrer Abweisung des reichen, angesehenen Freiers nicht einverstanden war. Doch sie ist fest geblieben. Der blöde Jugendfreund aber ist ihr seitdem in einem anderen Lichte erschienen, und sie hat schließlich in der verständnisvollen Fürsorge für ihn einen Lebensberuf gewonnen. Das letzte wird uns nur angedeutet; denn der Dichter hat die Feder fallen lassen in dem Augenblick, da Minchen Ahrens anhebt, ausführlicher davon zu berichten. Doch zum Verständnis fehlt uns nichts Wesentliches. Das leuchtende Bild selbstloser Liebe steht hüllenfrei am Ende, und das Urteil, das Minchen im Hinblick auf den blöden Jugendfreund über ihr eigenes Leben fällt, bedarf keiner Deutung:

„Ja, und ich habe auch ein recht gutes, stilles Leben durch ihn gehabt, — ja, ja, wenn es Gottes Wille gewesen ist, so ist es auch der meinige geworden.“ —

Wenn Raabe seine eigenen, oft wiederholten Klagen über die Abnahme seiner schöpferischen Kräfte als grundlos hätte erweisen wollen, dann konnte er es nicht überzeugender tun als durch seinen Schwänen-

gesang. Daß er mit „Altershausen“ nicht nur „Hastenbeck“, sondern vieles auch aus seinen besten Schaffensjahren hinter sich läßt, wird jedem zur Gewißheit, der eine Empfindung hat für das tiefe Erleben, das hier gestaltet wurde, und für die hohe Meisterschaft, mit der es, von seiner Einmaligkeit erlöst, zu einem erschütternden und erhebenden Zeugnis menschlichen Gehertums schlechthin gesteigert wurde. Shakespeares „Sturm“ und der letzte Akt des zweiten Teiles von Goethes „Faust“ steigen uns auf, wenn wir Vergleichbares suchen, und Beethovens neunte Symphonie drängt uns die Begleitmelodie dazu auf. Die taghelle Mystik, die hier das Tasagen zum Altersschicksal entbindet, ist gewiß eine andere wie die Shakespeares und Goethes, aber sie taucht unsere Seele in die gleiche Ruhe des Ewigen, die ahnungsschwer das Wesen schöpferischer Menschen verklärt, wenn ihr Tagewerk getan ist.

Wir haben oft genug auf diesen Blättern mit eigenem Staunen gezeigt, wie aus winzigen Keimen ein zauberhafter Blütenflor sich entfaltete. Aber reicher vollzog sich dieses Wunder kaum zuvor als jetzt in „Altershausen“. Was ist hier aus des Dichters humoristischer Jubiläumsangst geworden, was aus seinem Bedürfnis, sich rechtzeitig vorher mit der drohenden „capitis diminutio“ abzufinden! Ursprünglich mochte das Motiv des Altersgenossen, den ein schwerer Unglücksfall auf dem Standpunkt des Kindes festgehalten hatte, nicht mehr sein als ein Einfall, der dem heimkehrenden Greise das Wiederfinden seiner Jugend erleichtern sollte. Ohne dieses Motiv mußte ja die Enttäuschung seiner Alterssehnsucht beinahe notwendig erscheinen. Aber dieser Einfall hatte dann sein eigenes Wachstum. Er leitete in erschauernde Tiefen, in denen die Frage nach dem Sinn des Lebens so grimmig wie nie zuvor Antwort forderte. Ob diese Antwort schon in dem Plan des Ganzen lag, können wir nicht wissen. Gegeben wird sie uns erst in dem Teile der Erzählung, der nach dem siebzigsten Geburtstag niedergeschrieben wurde. Was vorher Gestalt gewonnen, ist die Auseinandersetzung mit dem Jubiläum und die Erfüllung der Sehnsucht des Greises nach dem, was er dabei bitter entbehren mußte „nach dem Besten aus seinen besten Jahren“. Und wir denken dabei an die klagende Stimme: „So schönes Wetter und mein Kind nicht mehr dabei!“ — an das Bild der Mutter, aber auch an jenen Brief vom 6. September, den Raabe an Marie Jensen schrieb.

Was ist das Neue? — Einmal Ludchen Bock und das bittere Fragezeichen, das sein Geschick hinter dem Sinn des Lebens aufsteigen läßt, und

dann die Antwort, die München darauf gibt. Dazwischen steht jedoch der Nußknackertraum. Ist dieser wirklich nur ein „Glanzstück Raabescher Welt satire“, das im Zusammenhang des Ganzen nur einen „vorübergehenden gefühlsmäßigen, eben traumhaften Rückfall in die Stimmung des Vergänglichen“ bedeutet, über den Feyerabend in seinem Gespräch mit München schon weit hinaus war, wie Wilhelm Brandes meint? Ist es nur eine neue, in das Groteske verzerrte Darstellung der Jubiläumstimmung? — Ich glaube nicht. Es ist der endgültige Abschied des Schaffenden von seinem Schaffen, dem wohl wie allen irdischen Dingen die Unzulänglichkeit des Zeitlichen anhaftet, das aber durch das Nußknacker gleichnis nicht entwürdigt werden soll. Dieses Schaffen war dem berühmten Arzt ein langes Leben lang eine Antwort auf die große Frage nach dem Sinn des Lebens. Fällt es jetzt aus, dann klappt erst einmal eine Lücke. Und in dieser Lücke zeigt sich nun der alte Proteus in seiner letzten, grausamsten Gestalt. Er weist auf Ludchen Bock hin, den lebensfrohen, hochbegabten Knaben, den ein Fall vom Baum zum Geisteskrüppel und Rinderspott gemacht hat, und fragt: Kannst du ein Leben, das solche Früchte treibt, noch sinnvoll nennen? — Daß er auch diesmal dem drohenden Schreckgespenst mit einem Lächeln erwidern kann, das dankt er München Ahrens, die ihm schon mit ihrer herzensgarden Sorge für den Unglücklichen die Antwort gegeben hat. Und nun erfährt er von ihr, daß der Blöde sie in der entscheidenden Stunde ihres Lebens vor unausdenkbarem Elend bewahrt hat. Mag die Welt der Gewöhnlichkeit Leben und Menschentum mit dem Krämermaße messen — im ewigen Rate der Natur gibt es keine Sinnlosigkeit, und ein armes Dasein wie das Ludchen Bocks ist am letzten Ende ebenso reich an Glück, ebenso sinnvoll und — unentbehrlich wie jedes andere. In einer Welt aber, wo selbstlose Liebe zu eigenem Glück den Schrecken des Daseins den Sieg abgewinnt, wird die Frage nach dem Sinn des Lebens selbst zu einer Sinnlosigkeit. Denn sie beglaubigt dem Frager nur die Blödigkeit seiner Augen.

So kann der Geheimrat Dr. Feyerabend aus Altershausen heimkehren mit der Freude, in dem großen Wunder der Welt noch mit dabei zu sein. Vor dem Lehrstuhl München Ahrens' und Ludchen Bocks hat er die Antwort gefunden, die er gesucht hat.

Im Abendsonnenschein. Letzte Krankheit und Tod

Wenn Raabe etwas nicht gelernt hatte in seinem Leben, dann war es die leider nur zu häufig geübte Kunst, in der Dichtung Fingerzeige für den großen Kampf des Daseins zu geben, von denen dann das eigene Handeln nichts weiß. Was er — nicht zuletzt für sich selbst — in „Altershausen“ niedergelegt hatte, war keine Mahnung für künftige Lebenshaltung, sondern ausgereifte Frucht längst errungener Erfahrung. Er hatte auch diesmal erst zur Feder gegriffen, als er mit sich im Reinen war. Seine letzte Bejahung des Lebensspiels blieb unerschütterter, solange das Bewußtsein ungestörter Kraft in ihm war. Und dies dauerte noch acht geruhlsame Jahre nach seinem 70. Geburtstag.

Vor allem blieb ihm jene Verbitterung fremd, die so manchen Greis überkommt, wenn er eine jüngere Generation mit leichterem Gepäck, als er selbst es zu tragen hatte, auf dem Wege des Erfolges sieht. Das herzliche Wohlwollen, das der Geheimrat Dr. Feyerabend in seinem Nussknackertraum seinem Nachfolger bezeugte, war aufrichtig gewesen. Es kamen jetzt die Jahre, da seine Saatterwirkung sichtbar wurde. Es war der berufenste Kritiker der Zeit, Ferdinand Ubenarius, der Herausgeber des „Kunstwarts“, der dies zuerst sah und aussprach. Er erklärte es für Raabes Verdienst, wenn die ernsthaft zu nennende Dichtung in den letzten Jahren bedeutsam an Kraft und Gehalt gewonnen habe; es seien so ziemlich in allen Fällen die Neben aus seinem Garten gewesen, die diesen Wein veredelt hätten. Es war gewiß für den Alten nicht leicht, wenn er „Kinder und Enkel dachte“, sich mit der Tatsache abzufinden, daß jetzt ein einziges gutes Buch eines dieser ehrlichen Erben einen Erfolg erzielte, der den gesamten Ertrag seines Schaffens von der „Chronik der Sperlingsgasse“ bis zu „Hastenbeck“ weit hinter sich ließ. Aber das wehmütige Gedenken an das eigene Lebensopfer hinderte ihn nie, freudig die Hände der Jüngeren zu ergreifen, wenn sie sich ihm entgegenstreckten. Ihr Gruß erhöhte ihm sichtlich die Freude, noch mit dabei zu sein.

Und wie eindringlich er mit dabei war, das bezeugt uns am besten sein Tagebuch, das auch jetzt noch ebenso peinlich genau wie zuvor alles festhält, was der Tag ihm bringt. Und das ist vor allem „Beschäftigung, die nie ermattet“. Der beständig wachsende Briefwechsel allein schon erforderte einen bedeutenden Aufwand an Zeit und Kraft. Waren es früher meist unbekannte Verehrer in der Diaspora gewesen, deren Briefe

er zu beantworten hatte, so traten jetzt auch gewichtige Persönlichkeiten dabei in Erscheinung. Sein Name war zu einem Sinnbild geworden und dies äußerte sich auch in den Ehrenmitgliedschaften, die ihm von vielen literarischen Vereinen und Bünden angetragen wurden.

Daß er seiner Bescheidenheit zum Trotz auf der Menschheit Höhen stand, wurde ihm in seiner Spätzeit von dem letzten Regenten seines Heimatlandes, dessen Wirken er erlebte, zum Bewußtsein gebracht. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der Nachfolger des Prinzen Albrecht von Preußen, war der Bruder der Großherzogin Elisabeth von Oldenburg, die schon früher die persönliche Bekanntschaft des Dichters gesucht hatte, Gast in seinem Hause gewesen war und sich von ihm durch Braunschweig hatte führen lassen. Der Herzog übte in vornehmer Weise als Fürst des Landes, was Braunschweig jahrzehntelang dem Dichter schuldig geblieben war. Als er das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft gestiftet hatte, war Raabe der erste, der es erhielt. Er kaufte die ausgezeichnete, lebensvolle Büste des Dichters, die der Braunschweiger Bildhauer Ernst Müller im Jahre 1904 geschaffen hatte, an, um sie an hervorragender Stelle im Museum aufstellen zu lassen. Er wollte Raabe damit eine Überraschung bereiten, und dieser, der längst im Bilde war, brachte es bei der schlichten Einweihungsfeier nicht übers Herz, die Freude seines Gönners über das Gelingen seiner Heimlichkeit zu zerstören.

Solche äußeren Ehrungen zu überschätzen, war ihm nicht gegeben. Aber ebensowenig verschloß er sich vor ihnen. Er schrieb sie ja nicht sich zu, sondern der Sache, der er gedient hatte, und diese sollte und mußte leben, auch wenn er einmal die Augen schloß. Trotz der wachsenden Verbreitung, die jetzt seine Werke fanden, war er nicht ohne Sorge darum. Es waren ja noch immer seine „Kinderbücher“, die den Löwenanteil daran hatten. Und der Großsenfzer: „Dreißig Jahre nach meinem Tode, wenn ich bei Reclam billig zu haben bin, werden sie mich lesen“ verstummte auch jetzt nicht. Und das war ihm mehr als bloße Ironie. Er rechnete wirklich mit jenem Zeitpunkt als dem Beginn seiner eigentlichen Lebenswirkung. Und schon der Gedanke, er könnte hinausgeschoben werden, setzte ihn in Erregung. Im Jahre 1909 nahm er beinahe leidenschaftlich Stellung gegen die damals geplante Verlängerung der Schutzfrist für literarische Werke auf fünfzig Jahre.

Und noch eine andere Sorge beschwerte ihn, die nichts mit seinem Werke, wohl aber mit seinem Volke zu tun hatte. Mit scharfen Augen beobachtete er bis zuletzt das bedrohliche politische Gewölk, das sich ringum zusammenzog. Im Jahre 1862 hatte er in den „Leuten aus dem Walde“ das Erwachen Japans vorausgesagt. Jetzt erlebte er es noch, daß nach dem Abschluß des russisch-japanischen Krieges, der die Weltmachtstellung Japans sicherte, die Zeitungen auf jene frühe Voraussage hinwiesen. Im Jahre 1857 war ihm in seinem zweiten Roman die unheimliche Vision der dritten Sintflut, der großen sozialen Weltrevolution, aufgestiegen; jetzt bedurften die allenthalben sichtbar gewordenen Zeichen keines Sehers mehr, der ihren nahen Ausbruch zu verkündigen hatte. Es war, weiß Gott! in seinem letzten Jahrzehnt viel leichter, das Keimen der künftigen Dinge zu belauschen, als es vor einem halben Jahrhundert gewesen war, zumal für einen, der, mit seinem Eigensten daran beteiligt, die Entfaltung des Unaufhaltsamen erlebt hatte, der nun auf allen Gebieten reifen sah, was er angstvoll bekämpft hatte. Trostlos und hoffnungsarm sah es aus, außen und innen. Als einer seiner Enkel eines Tages munter um ihn herumspielte, sagte er unvermittelt zu seiner ältesten Tochter mit Hinweis auf ihn: „Armer Junge!“ Und auf das Warum? der Tochter wiederholte er: „Armer Junge! Der kommt mitten hinein.“ Und dann deutete er ihr seine Angst vor dem Kommenden. Aber das blieb eine Ausnahme, die sich auf den engsten Kreis beschränkte. Für Warnungen war es längst zu spät. Und so war es besser, den Schleier nicht von dem Schrecknis zu reißen.

An seiner Lebenshaltung änderte sich auch in den letzten Jahren nichts. Das Gefühl, allein gelassen zu sein, blieb ihm dauernd erspart. Viel stärker als in den ersten Braunschweiger Jahrzehnten war sein Verkehrskreis geworden. Damals war selten ein auswärtiger Gast, von der Verwandtschaft abgesehen, über seine Schwelle getreten, jetzt drängten sich die Besucher oft in seinem Heim. Aber innerlich verspürte er die Einsamkeit doch. Am 22. März 1904 ging der letzte der alten Garde dahin, der Treusten einer: Ludwig Hänselmann. Achtzehn Tage vorher hatten die Freunde seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert — wehen Herzens, denn sie wußten, daß sie einen Sterbenden ehrten. Am Vormittag des 22. März wurde der bis zum letzten Atemzug Unermüdlige tot an seinem Schreibtisch im Stadtarchiv aufgefunden.

Als Raabe seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag vor sich sah, schrieb er ähnlich wie fünf Jahre zuvor an Jenseus (6. 9. 1906):

„Um mich her wird an dem Tage wieder etwas höherer Tumult sein: wenn Ihr in der Stille sitzt, möchte ich gern bei Euch hocken und old long syne bereden.“

So wie es ist, werde ich wahrscheinlich noch einmal den Jungen spielen müssen und in der Abenddämmerung hinauswandern nach unserer alten Waldschenke der Kleiderseller zum ‚Grünen Jäger‘ in der Buchhorst bei Ribbadsghausen — von den Alten des Kreises der allerletzte — also ein etwas spukhaftes Vergnügen! Mit 75 macht sich das eben nicht anders. —“

Zwei Jahre zuvor, am 25. Oktober 1904, war er mit Frau Bertha und seiner ältesten Tochter nach Magdeburg gefahren, um dort mit Jenseus, die von Halle herübergekommen waren, ein Wiedersehen zu feiern. Es sollte das letzte sein. Und eine stille Ahnung davon scheint auf dem Tage gelegen zu haben. Nach vielen Jahrzehnten sah Raabe damals auch das Haus zum „Goldenen Weinfass“ wieder, in dem er seine ersten Dichterträume geträumt hatte. Und er zeigte den Freunden das Fenster seines Zimmers, in dem er vier Jahre lang als Lehrling gehaust hatte. Ein Bild des Hauses nahm er von Magdeburg mit heim. Und zum Jahreswechsel schrieb er nach München:

„Die Ansichtskarte mit dem ‚Breiten Wege‘ (die Nummer 156 drauf) kommt fürs erste nicht aus meiner Gesichtswerte auf meinem Schreibtisch.“

Daß dem Greise die Vergangenheit immer vertraulicher wurde, je „spukhafter“ sich ihm nicht nur bei besonderen Gelegenheiten die Gegenwart zeigte, war unvermeidlich; aber er gehörte nicht zu denen, die mit ihren Erinnerungsträumen den lachenden Tag der anderen zu beschatten pflegen. Sein empfindungsstarkes Verständnis für alles werdende bewahrte ihn davor. Und dieses schuf ihm auch sein höchstes Altersglück, das er in dem innigen Zusammenhalt seiner wachsenden Familie und vor allem in der gefundenen Entwicklung seiner vier Enkelkinder fand. Auch die sauer-süßen Erfolge seines Spätruhms wurden ihm zu ehrlicher Freude bei dem Rundblick auf den Kreis der Seinen. Für so manches, was er ihnen in schweren Jahren hatte versagen müssen, um er selbst zu bleiben, konnte er sie jetzt entschädigen. Und er wußte jetzt, daß er ohne Sorge sie einmal verlassen durfte.

Längst segnete er nun schon den ruhigen Ablauf der Tage. Besondere Neigung zu Reisen hatte er seit langem nicht mehr; küßte er doch fast regelmäßig den Luftwechsel mit Asthmaanfällen. Aber er wußte auch, wie nötig seine unermülich schaffende Lebensgenossin die Ausspannung hatte. Im Jahre 1907 war das Ziel der Sommerreise Bad Niendorf bei Travemünde. Auf der Rückreise trennte er sich von den Seinen. Es drängte ihn, in Hamburg Lederers Bismarck zu sehen. Und er freute sich ehrlich darüber, daß dem bedeutendsten seiner Lebensgenossen, der seiner Zeit den Namen gegeben hatte, ein Denkmal errichtet worden war, das seiner überragenden Größe entsprach.

Auch er selbst sollte es noch erleben, daß ihm in seinem geliebten Jugendland das erste Denkmal gesetzt wurde. Und daß es junge Leute waren, die das Beste dazu taten, war dem Alten die größte Freude dabei.

Die Brüder vom Großen Cöhl, ein Schülerwanderbund, der sich unter Führung seines Oberbruders Dr. Hans Freytag den Hils zur Stätte seiner Wintersonnwendefeste auserlesen hatte, betrieben in Zusammenarbeit mit dem Hilsverein jugendlichen Feuereifers voll die Errichtung eines Aussichtsturmes auf der höchsten Kuppe des Hils, dem Großen Cöhl. Dr. Freytag wußte seine Gefolgschaft für das größte Kind dieser Landschaft zu begeistern. Und so wurde der vollendete Bau Raabeturm getauft. Dabei blieb es aber nicht. Im letzten Lebensjahre des Dichters wurde vor dem Turm ein gewaltiger Dolomitblock aufgestellt, der mit einem prächtigen Bronzerelief Raabes von Ernst Müllers Meisterhand geziert wurde. Ein schlichtes Denkmal gewiß — aber ein sinnvolleres konnte ihm nicht werden. Denn von der Höhe des Turmes erblickt der Wanderer das Land, das von seinem ersten bis zu seinem letzten Werk Reimboden seiner Dichtung war und dem das tiefe Heimweh des Jünglings, des Mannes und des Greises galt.

Glückvoll war Raabe das Jahr 1908 zu Ende gegangen.

„Wir haben diesmal die ganze Familie bei uns beisammen. Kinder und Enkel und alle gottlob und unberufen wohl auf den Beinen. Die Großmutter in ihrem vierundsiebzigsten Lebensjahr hat freilich das Ihrige dabei zu leisten; aber sie kriegt es fertig und zeichnet ihr anheimelnd Familienbild wie Ludwig Richter die seinigen“, schrieb er am 29. Dezember nach München.

Von dem folgenden Jahr hatte er sich, wie er nach seinem Ablauf behauptete, von Anfang an wenig versprochen. Er sollte auch diesmal in eigener Sache der untrügliche Seher bleiben.

Er selbst war es, der Anfang August den Seinen die Anregung zur Reise nach Rendsburg gab, wo sein Schwiegersohn Wasserfall jetzt als Oberstabsarzt im Dienst stand. Es war ein unfreundlicher, kalter und stürmischer Sommer. Am 13. August fuhr er mit der Gattin und der ältesten Tochter nach Norden. Die erste Woche des Besuchs verlief ohne Störung. Er beteiligte sich auch diesmal an den Ausflügen in die Umgebung, wie er es früher getan hatte. Seine geringe Neigung zu bloßem Spazierengehen galt immer nur für Braunschweig. Am 21. August meldete sich ein heftiger Schnupfen an, der eine Zeit des Unbehagens einleitete, aber ihn nicht am Ausgehen hinderte. In der Nacht des 29. August erlitt er im Schlafzimmer einen Fall. Dabei brach er sich das rechte Schlüsselbein. Die Verletzung war ungefährlich und heilte normal. Aber bei der Reizbarkeit seiner Natur sollten sich die seelischen Nachwirkungen als sehr schwerwiegend erweisen. Der Gedanke an ein Greisensiechtum war ihm jederzeit grauenvoll gewesen. Jetzt deutete er seinen Unfall als das erste Anzeichen davon. Unter dem Eindruck dieser Sorge aber verlor sein Wille zum Leben bedenklich an Kraft. Es dauerte lange, ehe er den Versuch unternahm, in die alten Gewohnheiten wieder einzulenken. Am 5. November sagt das Tagebuch: „Nachmittags 4¹/₂ bis 6 Uhr zum ersten Mal seit 12. August wieder im Großen Klub!“ Die schwere Erkrankung seiner Schwester Emilie legte einen weiteren Druck auf ihn. Sie feierte noch einmal Weihnachten in des Bruders Hause. Aber es war ein trübes Fest, zumal die Rendsburger durch die berufliche Inanspruchnahme des Oberstabsarztes ferngehalten wurden.

„Die beiden Engel, die bei uns eintraten, hatten sich ihr Fußwerk von Wagners zwei angenehmen Riesen für die fromme Gelegenheit geliehen“, schrieb Raabe an Jensens. Und am 14. Februar begann er seinen Geburtstagsbrief an den alten Freund:

„Schon am 24. Januar hätte ich mit Dir durch einen schwarzgeränderten Briefbogen wieder mal in Korrespondenz treten können. Da ist nämlich meine Schwester Emilie gestorben im 77ten Jahre, die erste von den drei alten Raaben. Sie hatte ein schweres Krankenlager, aber einen sanften Tod: ins Leben zurückrufen würde ich sie nicht, wenn ich es auch könnte! —“

Diese Stimmung blieb die beherrschende. Am 24. März 1910 schrieb er an Max Adler:

„Mit meiner Gesundheit hapert es noch immer. Es ist eben die Nähe des Achtzigsten, welche ein volles Wohlbehagen nicht mehr zulassen will, und was das Schlimmste ist: ich fange an, mich auf Erden zu langweilen.

Was ich jetzt allen meinen Freunden rate, rate ich jetzt Ihnen auch, Freund Adler: Werden Sie nicht zu alt! — — —“

Von demselben Tage vermerkt das Tagebuch: „Schlechte Nacht! Blasenkatarrh.“

Damit war eine neue Verschärfung eingetreten, die letzte Hoffnungskeime knickte. Denn ein leiser Aufschwung war doch merkbar geworden. Raabe war gelegentlich wieder in Herbsts Weinstube erschienen und hatte sich dort auch trotz allem als der alte gezeigt. Vom 24. März an war er an das Zimmer gefesselt. Nur in dringenden Fällen verließ er die Wohnung. Und jetzt spann er sich bewusst in die Stimmung ein, die er in den „Akten des Vogelsangs“ bei seinem Welten Andres vorweggenommen hatte. Wie dieser las er nur noch vor langen Jahren Gelesenes wieder: die Abenteuerromane des älteren Dumas, Zimmermanns „Münchhausen“, Schillers Werke usw. Sein Geist blieb bis zum letzten Augenblick hell und aufgeschlossen. Seine Besucher fanden bei ihm den alten herzlichen Anteil, den er an dem nahm, was sie bewegte. Aber allem, was ihn selbst betraf, wehrte eine unbezwingliche Müdigkeit, die viel mehr seelischer Natur als körperlicher war. Am 12. Oktober erlebte er seine letzte hohe Ehrung. Die Landeszeitung meldete ihm, daß er anlässlich des 100jährigen Jubiläums der Universität Berlin zum Ehrendoktor der Medizin ernannt worden war. Hatte er auch das ahnend vorweggenommen, als er in „Altershausen“ zur Selbstspiegelung sich einen Mediziner erlesen hatte? — Wenige Tage darauf deutet die Schrift des Tagebuches eine Verschlimmerung seines Zustandes an. Am 2. November bricht es ab mit der Eintragung des Honorars für die vierte Auflage des „Dräumlings“. In den letzten Tagen lag er, wie es schien, im Dämmerzustande. Aber es war nicht so. Den Seinen wurde es klar, daß er ungetrübten Geistes sich selbst beobachtete: er wartete auf seinen Tod. In der letzten Nacht hörte seine Tochter Elisabeth ihn laut und vernehmlich sagen: „Ist er denn noch nicht tot?“ Am Abend des folgenden Tages schlief er ein.

„Bertha allein . . . Mein lieber Brandes . . .“ und endlich „Ihr alle miteinander — alles gut — alles schön —“ das waren seine letzten vernehmlichen Worte. — Es war am 15. November, seinem Federansetzungstage.

Was die Besten des deutschen Volkes bewegte bei der Nachricht von Wilhelm Raabes Tod, das sprach der Freund, mit dessen Namen auf den Lippen er hinübergewandert war, an seinem Grabe aus:

„Lebend und immer lebendiger, Sternenlicht in unseren Gassen spendend, Güte werbend bei den Starken, den Schwachen und Zer schlagenen aufhelfend und die Müden zur Ruhe tröstend, so wird dein Lebenswerk, du deutsches Gemüt, du Deutschlands Gewissen, auch ferner durch unser zwanzigstes Jahrhundert gehen als eine jener unerschöpflichen Kräfte, die Gott seinen Völkern schickt zu einem Segen für Zeit und Ewigkeit.“



25 Juni 1876.

Kaabes Lebenswirkung. Seine Stellung im deutschen Geistesleben

Das Abscheiden Kaabes ließ unmittelbar die Tiefe seiner Lebenswirkung in Erscheinung treten. Schon bei seinen Lebzeiten hatten seine Freunde Pläne für die Gründung einer Gesellschaft erwogen, die des Dichters Namen tragen und im Dienst der Lebenswerte seines Werkes stehen sollte. Sie hatten ihm selbst davon gesprochen, und er hatte seine Abneigung gegen eine gelehrte Gesellschaft mit literarischen Aufgaben unter seinem Namen nicht verhehlt. Aber zu einem späteren Zusammenschluß seiner Freunde in der Heimat und in aller Welt gab er gern seine Zustimmung. Der Widerwille gegen eine ehrfurchtslose Philologie blieb ihm bis an sein Ende getreu. Er wußte wohl, daß sich die Forschung einst auch seines Werkes bemächtigen werde. Er hatte ja die Anfänge davon schon erlebt und sich mit einer Art Galgenhumor dareingefügt. Aber wohl war ihm bei dem Gedanken deshalb nicht, weil er in der philologischen Zergliederung eines Kunstwerks das Ende seiner unmittelbaren lebendigen Wirkung sah. Je später das Unvermeidliche eintreten würde, um so lieber war es ihm. Als ihm ein jüngerer Literat in seinem letzten Lebensjahr das Manuskript eines Buches zur Begutachtung vorlegte, das sich mit seiner Jugend und seinen dichterischen Anfängen beschäftigte, verbat er sich sehr erregt die Veröffentlichung zu seinen Lebzeiten und beklagte sich bitter dabei über eine Zeit, die nichts reifen lassen konnte.

Als unmittelbar nach seinem Tode die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Kaabes ins Leben trat, waren sich ihre Gründer und Leiter wohl bewußt, daß die Vereinigung nur dann ihre Aufgabe im Sinne des Dichters erfüllen werde, wenn sie sich als ein wirklicher Lebensbund auswirkte. Sie ist dieser Aufgabe bis auf den heutigen Tag in vollem Maße gerecht geblieben, dem raschen Wandel der Zeit zum Trotz. Und nur weil sie es blieb, teilte sie nicht das Schicksal so mancher anderen Gesellschaft, die dem Wandel zum Opfer fiel. Es zeigte sich nicht nur in ihr, aber doch vor allem in ihr jene einzigartige Lebenswirkung Kaabes, die mit

keiner literarischen Kritik, mit keiner ästhetischen Forschung zu ergründen ist. Das Bekenntnis zu Raabes Werk räumte und räumt noch immer zwischen wildfremden Menschen der verschiedensten Lebensschichten und Bildungskreise wie mit einem Schlage die Schranken der gesellschaftlichen Bindungen aus dem Wege und gibt den Weg frei vom Menschen zum Menschen. Was Raabe so oft in seinen Werken von den Vögeln aus demselben Nest oder von demselben Gefieder sagt, die sich auf ihren Wegen über alle Verkleidung der Zeitlichkeit hinweg erkennen und zueinander finden, das wiederholt sich noch heute tausendfach bei denen, die im Banne seiner Lebenswerte stehen. Dieses von zahllosen Verehrern immer wieder bezugte beglückende Erlebnis hat mit Literatur recht wenig zu tun. Es geht zurück auf den unvergänglichen Zauber einer Persönlichkeit, der das literarische Kunstwerk nicht Endziel, sondern Mittel ihres Ausdrucks und ihres seelischen Wirkens war. Und hier liegt der Schlüssel für das Rätsel der zwiespältigen Wirkung des Dichters. Sein Werk scheidet die Menschen und will sie scheiden. Er stellt unerbittlich den Leser vor eine Wahl, bei der es um nicht weniger geht, als um die Bewertung der Dinge dieser Welt.

Aus diesem überliterarischen Wesen des Werkes erklärt sich letzten Endes die Unsicherheit, die noch lange nach Raabes Tode die Literaturgeschichte und die Ästhetik ihm gegenüber an den Tag legte. Es konnte nicht ausbleiben, daß den Wünschen ihres Meisters zuwider auch die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes den Weg der Raabephilologie beschritt. Ihre „Mitteilungen“ füllten sich sehr bald mit Arbeiten, die der Entstehung der einzelnen Werke, ihren Entwürfen und Quellen gewidmet waren. Es zeigte sich dabei bald, daß des Dichters Befürchtungen unbegründet gewesen waren. Das Werk war zu reich, als daß ihm eine wissenschaftliche Zergliederung etwas anhaben konnte. Im Gegenteil, es zeigte immer neue Tiefen dabei. Der zünftigen Wissenschaft freilich blieb diese eindringliche Forschung lange verdächtig. Sie verhehlte ja so gut wie nie, daß es ihr ausschließlich um die Vertiefung des Verständnisses, nicht um Literaturgeschichte und Ästhetik ging. So warf man ihr Mangel an Objektivität und unwissenschaftliche „Herzensabhängigkeit“ vor. Das war um so spaßhafter, als jene Forschung, die sich davon frei wußte, sich oft genug die Blöße erheiternder Ratlosigkeit oder verblüffender Verständnislosigkeit gab. Selbst anerkannte Literaturgeschichten, auf deren Titelblatt bedeutende Namen standen, machten da keine Ausnahmen.

Der Zwiespalt ist verständlich. Er legte zunächst einmal Zeugnis davon ab, daß hier ein Kunstwerk vorlag, das sich den geltenden Regeln entzog oder seinen wertvollsten Gehalt verlor, wenn man es in sie hineinpressen wollte, nicht anders wie das Leben arm und dürr wird, wenn man versucht, es mit dem Maschenwerk der Begriffe einzufangen. Vor allem war es der Humor und seine eigenwillige Ausdrucksform, mit der man nichts Rechtes anzufangen wußte. Raabes Humor, wenn einer, gleicht dem ewig sich wandelnden Proteus. Er entschlüpft, wenn man ihn am sichersten zu halten glaubt. Läßt man ihn aber außer acht, weil er sich keiner Regel fügt, dann kann man in jedem Werke Raabes Verstöße gegen die epischen Kunstgesetze nachweisen, wie sie sich ein gewiegter Kenner der ästhetischen Wirkung nie zuschulden kommen läßt. Daß es dem Humor mit stillschweigender Berufung auf das Leben oft genug beliebt, mit den geltenden Kunstgesetzen ein ironisches Spiel zu treiben, wird meist übersehen oder als ein unzulässiger Mißgriff empfunden.

Raabes Form ist der getreue Ausdruck seines Gehalts, ebensowenig zeitgebunden wie dieser. Ihre Weisheit verhüllt sich gern hinter einer scheinbar krausen Willkür, und sie gewährt deshalb keinen leichten Zugang. Auch kluge und verständnisvolle Freunde des Dichters haben dies in ihren Briefen an ihn oft genug bedauert, weil sie die Erfahrung gemacht hatten, daß der Breitenwirkung seines Werkes damit Schranken gezogen waren. Diesem war dies natürlich nichts Neues. Er wußte ja, daß er den grimmigen Troß, mit dem er sich jedes Streben nach Massenwirkung versagt hatte, mit seiner oft beklemmenden Daseinsenge bezahlt hatte. Er hat das nie bereut. Der kritische Blick, mit dem er in die literarische Welt seiner Zeit sah, gab ihm recht. Er zeigte ihm, was bei der entgegengesetzten Haltung herauskam:

„Den meisten modernen Kunstwerken jeder Art sieht man das atemlose Bestreben an, sich der Bekanntschaft des Publikums aufzudrängen. Deshalb fehlt ihnen denn auch die wirkliche Vornehmheit und damit das erste und letzte, was nötig ist zur Dauer.“

Es war die Heiligkeit seiner künstlerischen Berufung, die ihn warnte, der Vergänglichkeit die Hand zu bieten. Ihr entnahm er aber auch das Recht, Forderungen an seinen Leser zu stellen. Dieser sollte sich bewußt sein, daß jede wahre Kunst Gabe und Aufgabe zugleich ist. Sie will den, der sich ihr hingibt, aus Daseinswirrnis in die ruhvolle Sphäre des Lebens emporheben. Wer seine Zeit- und Raumgebundenheit nicht hinter

sich lassen kann, dem versagt sie sich. Für kein Wort Schillers hat wohl Raabe gerade als Humorist so geringes Verständnis gehabt wie für den Satz:

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Der Gegensatz allein schon mußte ihm sinnlos sein. Denn ihm war Kunst nicht nur verklärtes, sondern gesteigertes Leben, erbarmungslos und mitleidsvoll zu gleicher Zeit.

„Es ist am Ende doch nur der Ernst in den Büchern, welcher sie erhält“, schrieb er einmal nieder.

Bestimmt dieser Ernst nicht von vornherein die Haltung des Lesers, dann wird ihm das Buch zum ironisch-mitleidigen Richter.

Deshalb war Raabe der „Fenilletongeruch“ der modernen Literatur so zuwider. Er entströmte einer Scheinkunst, die auf leichtfertige Täuschung des Lesers eingestellt war, die nichts von ihm verlangte und ihn darum um so gründlicher betrog, weil sie ihm Scheinbilder für Leben verkaufte. Sie machte nicht den leisesten Versuch, ihn auf eine höhere Stufe des Seins emporzuheben und gab ihm damit die heimtückische Befriedigung darüber, daß die Stufe, auf der er stand, schon die richtige sei.

Stunden des Kunstgenusses sollen Stunden der Lebensfeier sein. Raabe empfand es schmerzlich, daß seine Zeit in wachsendem Maße das Verständnis dafür verlor. Er sah Mangel an Ehrfurcht darin, daß man ihre Gebilde in einen Rahmen zwängte, der ihrer nicht würdig war:

„Es ist jetzt der ästhetische Glaubenssatz einer Richtung geworden, daß die Poesie die tägliche Zeitung von Nummer zu Nummer zu begleiten habe, um die hohe Befriedigung zu finden und zu geben. Wenn nur nicht das Wort ‚Befriedigung‘ an und für sich ein so hoher Begriff wäre, daß ihn der Tag und die ‚Zeit‘ nie hinzustellen vermag. Wann hat jemals die Stunde Befriedigung gegeben? — Die Loslösung von der Stunde ist es allein, die das vermag. Der natürliche Untergrund wird von jedem wahren Dichter immer schon instinktiv festgehalten.“

Bei einer so ernsten Auffassung vom Wesen der Kunst und von den Voraussetzungen ihrer Wirkung ist es klar, daß Raabe denen nichts zu sagen hat, die leichtfertig durch das Dasein tändeln und besten Falles in der Kunst einen heiteren Reiz ihres Tages sehen. Ihnen erwies er nur Gerechtigkeit, wenn er sie, oft genug schon auf der ersten Seite, abschreckte.

„Nicht die behaglich Hinlebenden, sondern die Verstümmelten, die Unglücklichen, bilden das rechte Kriterium für Dichterwerke.“

Aus der beglückenden Erfahrung seiner tiefsten Lebenswirkung, wie sie ihm auch die wohlmeinendste und verständnisvollste Kritik nicht vermitteln konnte, ist dem Dichter dieses Urteil erwachsen. Der Einblick in die an ihn aus aller Welt gerichteten Zuschriften gibt uns ein ergreifendes Bild. Es ist fast immer die Dankbarkeit schmerzverehrter Seelen für die wundersame Heilkraft seines Werkes, die sich darin, oft in einer umfassenden Lebensbeichte, ausdrückt. Und in der Tat kann niemand der Eigenart seiner Kunst gerecht werden, der an dieser Wirkung vorübergeht. Und diese Wirkung ist noch immer lebendig und wird es noch auf unabsehbare Zeit hinaus bleiben, denn sie ist unabhängig von allem Wandel. Vor kurzer Zeit bekannte mir ein auslandsdeutscher Freund, dessen Wesen und Schaffen sich weit über seinen engeren Lebenskreis hinaus zu reichem Segen ausgewirkt hat, daß er im wörtlichsten Sinne Wilhelm Raabe alles verdanke. In der entscheidenden Stunde seines Schicksals, als er, von dunkler Hoffnungslosigkeit und unüberwindlichem Ekel durchschüttert, entschlossen gewesen war, sein Dasein fortzuwerfen, war ihm Raabes „Schüdderump“ in die Hand geraten. Und dieses dunkelste Buch des Dichters hatte ihn zurückgerissen. Es hatte ihn gezwungen, sein Leid an dem Antonie Häußlers und des Ritters von Glaubigern zu messen, und hatte ihn damit in die Beschämung geworfen. Von diesem Augenblick hatte sich sein Dasein zum Lichten gewandelt, denn er hatte die Kraft gewonnen, es zu meistern.

Was bedeutet alles kluge Gerede über Literatur und Ästhetik gegenüber solcher unmittelbaren Lebenskraft eines Kunstwerks!

Kein Wunder denn, daß Raabes Werk gerade in der hängen Leidenszeit des Weltkrieges, da schweigender Schmerz durch alle Häuser ging, den Ernst seiner Berufung beglaubigte. Draußen in den Schützengräben und in den Lazaretten, drinnen in so manchem sorgenvollen Heim kämpfte es mit um den Sieg der deutschen Seele, die in dem Fegefeuer grimmigster Not Stück für Stück die angeflogenen falschen Flitter von sich abstreifte. Zur rechten Zeit war es auch äußerlich für diese Aufgabe von hemmenden Fesseln befreit worden. Was Raabe sein ganzes Leben hindurch als ein Sehnsuchtsziel vorgeschwebt hatte, die Zusammenfassung seiner Lebensarbeit, trat unmittelbar nach seinem Tode in Erscheinung. Der Verlag Otto Janke, in dem der Dichter zwei Jahrzehnte lang den künftigen

Erfüller seines Traumes gesehen hatte, verkaufte seine Rechte an den Berliner Verleger Hermann Klemm, und dieser brachte mit Hilfe der Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes, die unter Wilhelm Brandes' Führung die Durchsicht des Textes übernahm, in achtzehn starken Bänden die erste Gesamtausgabe heraus. Nun erst war es möglich, den erstaunlichen Reichtum eines Lebens zu überblicken, das keine leere Stunde gehabt zu haben schien.

Freilich die starke Anmaßung dieses Werkes wurde damit zugleich sichtbar. Jetzt stellte es seine Forderungen als ein Ganzes, von dem kein Glied zu entbehren war. Als Ganzes verlangte es Stellung und Rang in der Geschichte des deutschen Geistes, nein, in einer künftigen Geschichte der deutschen Seele. Denn dieses Werk ist verwegener genug, auf die üblichen Literaturgeschichten des 19. und 20. Jahrhunderts den Schein der Fragwürdigkeit zu werfen. Jedenfalls ist keine von ihnen ihm auch nur annähernd gerecht geworden. Selbst sehr erfolgreiche haben ihm gegenüber eine groteske Ahnungslosigkeit ihrer Verfasser an das Licht gestellt. Bald mit ärgerlichem Kopfschütteln, bald mit behaglichem Humor hat der Dichter selbst dies zur Kenntnis genommen. Er, dem der wandlungsfähige alte Proteus zum Lieblingsymbol seiner künstlerischen Eigenart geworden war, hatte wenigstens an der Mannigfaltigkeit jener Spiegelungen seinen Spaß.

„Ich gehöre jetzt allmählich zu den buntesten alten Hunden in der deutschen Literatur“, schrieb er einmal in sein Notizbuch.

Daneben aber findet sich auch die grimmigste Ironie:

„Du mußt dir immer vor die Seele halten, daß derselbe Keel, der dich heute als Herr Schmidt tadelt, dich über 50 Jahre als Herr Schulz loben wird, und danach des Tages Meinung schätzen.“

„Es ist fraglich, ob mehr von ihm übrigbleiben wird als das Faktum, daß er ein dummes Urteil über . . . abgegeben habe.“

„Heute behältst du recht, heute über hundert Jahre habe ich es.“

Es ist die Tragik einer jeden Zeit, daß ihr der Maßstab fehlt für die wahre Größe ihrer Menschen. Denn diese ist immer in dem begründet, was über der Zeit und dem Raume liegt. Der Zeit fehlt der Abstand für die richtige Einschätzung der Größenverhältnisse. Und sie sieht wohl die Früchte am Baum des Lebens, aber nicht die Saatwirkung, die in ihnen verborgen liegt. Sie vermag vielleicht über die Steigerung einer

Kunstübung Urteile zu finden, aber nicht über die geheimnisvolle Wirkung des Lebens, das immer neues Leben schafft.

Die Literaturgeschichte hat Raabe entweder zu den Realisten oder zu den Humoristen vor der Mitte des 19. Jahrhunderts gestellt. Er ist im Laufe der Jahre immer sicherer über beide Kreise hinausgewachsen. Die meisten Namen, die in seiner Zeit den seinen laut übertönten, sind verhallt. Es ist sehr einsam um ihn herum geworden. Dafür ist jetzt aber auch der Blick frei geworden für die wirklichen Zusammenhänge in der geistigen Entwicklung des 19. Jahrhunderts und für die Rolle, die Raabe in ihr spielt.

Man hat in Raabe eine durchaus unzeitgemäße Erscheinung des 19. Jahrhunderts sehen wollen, man hat ihn im Staunen über seine geschichtliche Einfühlungskraft als „einen anamnetischen Typus des 16. Jahrhunderts“ bezeichnet. So irreführend eine solche geistreich scheinende Spielerei ist, so liegt doch ein Körnchen Wahrheit darin. Es ist in der Tat kein Zufall, daß seine Gestaltung in der Zeit seines Werdens und Reisens immer wieder zum 16. Jahrhundert zurückkehrte. Aber wer den starken, nie befriedigten Drang nach Selbsterkenntnis nicht übersieht, von dem seine erste Schaffensperiode erfüllt ist, der bedarf zur Erklärung nicht der Zuflucht zu der Annahme einer mystischen Zeitgebundenheit. Die im schöpferischen Handeln sich auswirkende Selbsterkenntnis Raabes beschränkte sich nicht auf sein vom Urgrunde losgelöstes Ich, sie umfaßte in ganzer Tiefe den seelischen Keimboden, auf dem er verwurzelt war. Für jeden Menschen ist die Erkenntnis des Volkstums, in dem er verhaftet ist, die unerläßliche Voraussetzung jeder wirklichen Selbsterkenntnis, vor allem aber für einen Dichter, dem Wesen und Leben seines Volkes das selbstverständliche Thema ist. Der letzte entscheidende Wesensdurchbruch des deutschen Volkes aber gehört dem 16. Jahrhundert an. Galt es, nach den Grundlagen des modernen deutschen Menschen zu fahnden, dann konnten sie nur hier gesucht werden. Das unbeirrbare Feingefühl Raabes für die in seiner Volkheit sich auswirkenden Schicksalsmächte hätte ihn zweifellos auch dann zu dieser in Wahrheit deutschen Zeit hingeführt, wenn der Heldenkampf von Unseres Herrgotts Kanzlei ihm in seinen Magdeburger Jahren nicht seine ersten dichterischen Motive aufgedrängt hätte. Denn das im tiefsten Sinne ursprünglich deutsche Lebensgefühl, das damals erwacht war, hatte ja seinen unzerstörbaren Ausdruck in der Sprache Luthers gefunden, und an ihr schulte der junge

Kaabe genau so bewußt wie der junge Goethe die seine. Aber noch darüber hinaus zeigt sich in der Stellung beider Dichter zum 16. Jahrhundert eine auffällige Parallele. Goethe verlegte unmittelbar nach seinem Durchbruch zur Wesenhaftigkeit den Kampf, in dem er sich mit seiner Zeit fand, in das Jahrhundert Luthers, und er deutete es, um sich von Eigenem entlasten zu können, aus einer Zeit neuen Aufstiegs in eine Zeit des Untergangs um. Kaabe fand in dem Bürgertroß des Magdeburg von 1551 das Gegenstück zu dem revolutionären Widerstand gegen die Reaktion, wie er ihn seit dem Jahre 1848 miterlebt hatte. Beide suchten also im 16. Jahrhundert das gleiche: die Bestätigung ihres Rechtes in der Kampfstellung zum Geiste ihrer Zeit. Und sie taten es, weil gerade jenes Jahrhundert ihnen bei ihrem Ringen nach Klarheit über die eigene Wesensart und damit über das eigene Schicksal besonders vertraut schien.

Aber nachdem Kaabe seine Sicherheit über Weg und Ziel gewonnen hat, verschwindet das 16. Jahrhundert aus seinem Werk. Und auch dem Braunschweiger Freunde Hänselmann, der sogar in der Sprache dieses Jahrhunderts zu dichten verstand, gelingt es nicht, den Dichter auf den verlassenen Weg zurückzulenken. Damit widerlegt sich die merkwürdige Ansicht vom „anamnetischen Typus des 16. Jahrhunderts“ von selbst.

Von „Abu Sefan“ an geht es Kaabe um die Auseinandersetzung mit seiner Gegenwart, und wenn dann seine Stellung im Leben seines Volkes unzeitgemäß erscheint, dann liegt es nicht an ihm, sondern an seiner Zeit, die in steigendem Maße das reiche Erbe der Goethezeit aus den Augen verlor oder es doch dem Volksbewußtsein entfremdete.

Kaabes Jugend stand unter dem Einfluß der leidenschaftlichen politischen Kämpfe, in denen sich die Enttäuschung über die Entrechtung des Volkes und die Zerstörung der Einheits Hoffnungen nach den Befreiungskriegen auswirkte. Die unnachgiebige Haltung der Fürsten, die alle Einheitsbestrebungen als Hochverrat verfolgten, ebnete erst den westlichen Revolutionsideen den Weg zum Eindringen in die deutsche Kultur. 1830 war das entscheidende Jahr dafür. Die Nachwirkungen der französischen Julirevolution durchbrachen die letzten geistigen Dämme. In Kaabes Heimatland segte der Sturm des Aufruhrs den verhassten Herzog Karl vom Thron, und das Braunschweiger Herzogschloß ging in Flammen auf. Wenn damals auch die Großstaaten Osterreich und Preußen der Bewegung mit leichter Mühe Herr wurden, so bedeutete das wenig.

Kein anderes Jahr des Jahrhunderts brachte einen so gründlichen Bruch mit der Vergangenheit wie das Jahr 1830. Die im tiefsten Sinne undeutschen Ideen des Westens, die verführerischen Ideen eines abstrakten Rationalismus, hatten endgültig über den Geist der Goethezeit den Sieg davongetragen. Auf dem Gebiete der Politik zeigte sich das alsbald in der Verdrängung des organischen Volksbegriffs Goethes, den die Romantik mit reichem Inhalt erfüllt hatte, durch den theoretischen Volksbegriff der französischen Aufklärung, der die Grundlage für alle demokratischen Forderungen bildete. Der noch kaum erkannte Reichtum der Goethezeit wurde mit einem Schläge entwertet, ja sein wertvollster, für die völkische Entwicklung unentbehrlicher Teil wurde aus dem Volksbewußtsein getilgt. Goethe, der in seinen letzten Lebensjahren in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ durch seine Gemeinschaftsträume die drohenden Gespenster des Kommenden für sich zu bannen suchte, wurde als Fürstenknecht verächtlich genug beiseite geschoben. Für die unererschöpfliche Saatkraft seiner Hinterlassenschaft war kein Boden frei. Seine Ausschaltung aber besiegelte das Schicksal des 19. Jahrhunderts.

Letzten Endes war das Auslodern der politischen Leidenschaft gar nicht das Entscheidende bei dieser Zeitenwende. Diese war nur Symptom einer viel tieferen und umfassenderen Erscheinung. Es handelte sich damals in Wahrheit um die Reduzierung des erhabenen Lebensbegriffes des klassisch-romantischen Humanismus zu einem bloßen Daseinsbegriff und im Zusammenhang damit um die Reduzierung des dichterischen Gehertums zu einem bloßen Schriftstellerberuf.

Der Lebensbegriff, der in der Goethezeit ein durchaus kosmischer, unendlicher, von keinem Zweck gebundener gewesen war, wurde jetzt irdisch, endlich und durchaus zweckhaft zugespitzt. Es begann jene verhängnisvolle Verengerung und Entwürdigung des Begriffes Leben, die ihren Höhepunkt mit dem Siege des Materialismus erreichte, dem Leben nicht mehr war als die Kraftäußerung des Stoffes. Das Leben verlor seine irrationale Bindung an das Ewige, die unerläßliche Voraussetzung wirklicher Kultur. Die Zeit sank in immer rascherem Abfall zu den Niederungen eines wissenschaftlich umkleideten Rationalismus herab, den der Sturm und Drang überwunden zu haben vermeinte.

Die großen Geister der Goethezeit empfanden das Leben als einen unentrinnbaren Drang, dem sie wehrlos ausgeliefert waren, dem sie aber mit Ehrfurcht gegenüberstanden, weil er ihnen mit tausend Wurzeln

verhaftet war in dem unbegreiflichen Leben des Ganzen. Und die Früchte dieses Lebens waren ihnen Geschenke räthselhafter Herkunft, die ihren Adel gerade in ihrer Freiheit von Zweck und Ziel beglaubigten. Nur die Ehrfurcht vor dem großen Geheimnis des Schaffens und seiner unlösbaren Verknüpfung mit dem Ewigen vermag uns die von allen Geistern der Goethezeit bezeugte hohe Einschätzung des Künftertums zu erklären, die sonst nur lächerlicher Hochmut wäre. Der Künstler stand ihnen allen auf der Menschheit Höhen, er war ihnen Liebling der Götter und Liebling der Natur, Erlöser und Befreier von irdischer Gebundenheit, er war ihnen das Herz der Welt.

So verkündete das Trauergelänt, das Goethe zu Grabe geleitete, auch den Untergang einer ebenso weiten wie tiefen Welt innerer Freiheit und sich selbst genügender Schönheit, das Versinken eines Lebens, das sich von innen heraus zu entfalten gewohnt war, dem der Zusammenhang mit dem Ewigen selbstverständlich war und das deshalb nicht dem Zwang der Dinge und Verhältnisse zu unterliegen brauchte.

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da!

So klingt es überall durch diese Welt und durch dieses Leben.

Das wurde nun anders. Härter, kantiger, feindseliger zeigten die Dinge jetzt ihre Umrisse, herrischer wurde die Anmaßung aller Verhältnisse. Der aus der Unendlichkeit in die enge Welt des Realen zurückgerufene Mensch wurde sich erschreckt all der Schranken bewußt, die ihn umfassen hielten. Und der Kampf um die Ellbogenfreiheit begann, um nach zwei Jahrzehnten in müde Resignation zu versinken. Es war im Grunde nichts Neues. Auch der Sturm und Drang hatte ja den erbitterten Kampf um die Schranken geführt, und auch er hatte in der Resignation geendet. Und doch war es ganz etwas anderes. Der Menschheit große Gegenstände hatten wohl ihren Namen behalten, aber ihren Inhalt hatten sie gewechselt. Was damals Freiheit war, war jetzt Emanzipation, was damals Persönlichkeitsdrang war, war jetzt Geltungsdrang, was damals Bildungsschicht war, war jetzt Honoratiorentum, was damals erhabene Selbstüberwindung gewesen war, das war jetzt schwächerer Pessimismus.

Gegen diese Entwicklung kämpfte Raabe von dem Augenblick an, da seine weit zurückgreifende, in alle Tiefen dringende Selbsterkenntnis abgeschlossen war. Und insofern ist sein Leben nicht weniger „unzeitgemäß“ als das Friedrich Nietzsches. Und wenn dieser in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ erklärte, Goethe sei der letzte Deutsche, vor dem er Ehrfurcht habe, so hätte Raabe dies mit demselben Rechte von sich sagen können. „Abu Telfan“, das Protokoll seiner künstlerischen Selbstwerdung, enthält nicht nur den Dank an Goethe für die Hilfe, die er ihm dabei geleistet hat, sondern auch das Bekenntnis zu dem tragenden Weltgefühl Goethes und zu seiner organischen Lebenseinheit. Scheinbar hat das mit dem politischen Gehalt dieses Buches, mit dem Angriff auf die innerlich hohle Kultur des deutschen Partikularismus nichts zu tun. Wir haben aber gesehen, daß der Kampf hier unter dem Schlagtruf „Krieg den Philistern!“ viel weniger gegen den hochmütigen Klüngel der Residenzen als gegen die stüchtige Welt des Bürgertums geführt wird, das mit seiner kläglichen Selbstsucht und seinem albernen Kastengeist allem Großen und Zukunftsträchtigen den Widerstand der stumpfen Welt entgegensetzt. Und es ist der Kampf Goethes und der Romantik, der hier seine Fortsetzung findet.

Während die Zeit erfüllt war von dem Ringen um politische Ideen und politische Macht, hielt Raabe an dem großen Erbe der Goethezeit fest, als dessen tiefsten Sinn er das Ringen um die deutsche Seele erkannte. Dieses Erbe gab ihm seine Aufgabe. Daß es sich für ihn nicht darum handeln konnte, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen, war selbstverständlich. Wenn er eine Bescheidenheit nicht in sich trug, dann war es die des wehmütig entsagenden Epigonen, der im Schatten der Titanen die eigene Saat verkümmern sieht. Sein scharfes Auge sah die Gefahr. Nicht als Dichter unsterblicher Werke, als Befreier seines Volkes von Philisternegern hatte Goethe seinen Anspruch auf ein Denkmal geltend gemacht. Was dieser Große als den letzten Sinn seines unerschöpflich reichen Lebens angesehen hatte, es war vergessen worden, noch bevor es in das Bewußtsein seines Volkes gedrungen war. Er hatte gezeigt, was es bedeutet, sein Leben von innen heraus zu leben. Sein Volk aber schien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu unfähiger als je. Es erwartete nach wie vor sein Schicksal von außen und ließ es sich von daher aufdrängen. Selbst seine Sehnsüchte schielten nach außen, weil es das Selbstverständlichste noch nicht gelernt hatte, sich selbst zu wollen.

Dieser Widerspruch ließ Fragen aufsteigen, die Antwort forderten.
Goethes Weltbild und Menschheitsideal trug einen ästhetischen
Charakter:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme verschworen,
Gefällt mir die Welt.

Das ist Bild und Stellung, in dem wir ihn sehen. Er steht auf freier Bergeshöhe. Tief zu seinen Füßen breitet sich ihm grenzenlos die schimmernde Landschaft; denn die ferne Linie des Horizonts schließt sie nicht ab, sondern leitet sie in das Unendliche hinüber. Ob die Sonne ihren Glanz darüber gießt, ob Wolkenschatten über sie dahingleiten, immer verschwindet ihm von selbst das Kleine im Großen, niemals reißt ihm die Verbindung, die das Endliche an das Unendliche knüpft, und sieht er unten die Gräber, so schaut er droben zugleich die Sterne. Dieses kampflöse Einssehen der Gegensätze in dem urewigen Rahmen des ganzen Kosmos ist die Grundlage eines Lebensgefühls, das ein jubelndes Ja-sagen zur erschauernden Größe des Alls bedeutet:

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

Halten wir Raabes Weltbild daneben, so wird uns auf den ersten Blick der scharfe Gegensatz bewußt, so sehr, daß wir an einer Verfühnbarkeit zweifeln.

Entscheidend dafür ist der Standpunkt Raabes. Er steht nicht auf Bergeshöhe, er steht unten im Thal mitten in dem harten Geschiebe der Dinge. Schwerer sind hier die Schatten, grausamer die Gegensätze. Unerbittlich klopft hier an seine ungeschützte Seele all das Elend, das durch die Gassen schleicht. Der Türmer auf seiner Höhe hatte gut reden, wenn er dem sturmunmwehten Wanderer zurief:

Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Mit dem Rechten schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.

Wandrer! — Gegen solche Not
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Rot,
Laß sie drehn und stäuben!

Wer aber unten im engen Gewirr der Gassen einmal an der Bahre jungen, adligen Menschentums stand, dem die gierige Hand des Niederträchtigen ins Leben gegriffen hatte, der war für solche „Gemütsruhe“ nicht so leicht zu gewinnen, dem war es bittere Not, mit dem „Schrecknis, schlimmer als der Tod“ fertigzuwerden, daß immer und überall auf allen Straßen der Welt „die Kanaille Herr ist und Herr bleibt“. Und aus dieser seelischen Not ist die Umbildung des klassisch-romantischen Humanitätsideals durch Raabe herausgeboren.

Der Weg dieses Humanismus war ein erhabener Höhenweg, sei a Traum von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts eine göttliche Vision, die nur allzusehr die enge Gebundenheit der Niederungen vergaß. Was half dem Blinden oder dem von Jammer und Glend Geblendeten der Hochgefang vom Schauen des Schönen, was dem Gelähmten oder in harten Fesseln Liegenden die Empfehlung der befreienden Tat?

Raabe unternahm das kühne Wagnis, dieses Humanitätsideal seines ästhetischen Charakters zu entkleiden, es aus den Höhen der Menschheit herabzuführen in die Niederungen, um es nicht als vornehme Sonntagsfreundin, sondern als eine derb zugreifende, in keiner Mühsal ermüdete Magd gerade in die Hütten der Armut und des Glends einzuführen. Und er versöhnte dadurch dieses hohe Ideal mit den äußeren und inneren Bedürfnissen und Forderungen seiner Zeit.

Aristokratisch war das Menschheitsideal der Klassik und Romantik. Aristokratisch ist auch Raabes Menschheitsideal; aber das Adelszeichen, das es trägt, ist nicht das der ästhetischen Bildung, nicht das der künstlerischen Berufung, es hat nichts zu tun mit gesellschaftlicher Geltung irgendwelcher Art, es stammt von der höchsten Autorität, die Raabe gelten läßt: von Mütterchen Natur. Die große Forderung, die Goethe zuerst an sich und dann an alle anderen stellte, das Leben von innen heraus zu

leben und von innen heraus zu wirken, das ist diesem raabischen Menschentum etwas Selbsterständliches. Es kann gar nicht anders, es ist sich aber auch nicht bewußt, daß es die große Ausnahme in einer vom Zweck beherrschten Welt darstellt. Raabe stellt seine Vertreter nicht als Idealfiguren hin. Er zeichnet sie durchaus, den Gesetzen des Realismus entsprechend, mit all ihren Ecken und Kanten. Weit entfernt, sie zu verschönen, betont er oft genug ihre widerhaarige Außenseite, unterstreicht er deutlich die Schwierigkeiten, die eine durch Gesetz und Sitte geregelte Welt mit ihnen hat.

Raabe weiß eben genau, was es bedeutet, das Leben von innen heraus zu leben, er weiß, daß die Welt um uns herum uns dies in den meisten Fällen als unerlaubte Anmaßung und Rücksichtslosigkeit, wenn nicht als etwas Schlimmeres antreibt. Und nicht jeder vermag sich dagegen wie Wolfgang Goethe je nach Laune mit einem mitleidigen Lächeln oder mit dem spitzen Pfeil einer „zahmen“ Kenie zu wehren.

Diesen „wirklichen“ Menschen, wie er sie nennt, reicht Raabe den höchsten Kranz, und von ihnen allen gilt, was er in den „Unruhigen Gästen“ von Phöbe Hahnemeyer sagt: „Sie ist die einzige Gewappnete unter alle den Rüstungslosen, die einzige Ruhige unter alle den Aufgeregten, die einzige Gesunde unter alle den Kranken.“

Denn die Menschen, die das Leben von innen heraus leben, tragen ihr Schicksal in ihrem Sein, und alles, was drohend und quälend an sie herantritt, darf sich doch niemals anmaßen, ihnen Schicksal zu sein.

So hat sich bei Raabe Goethes Ideal vom schauenden Menschen, der die Dual aller irdischen Gegensätze durch den Ausblick zum harmonie-durchfluteten All überwindet, unmerklich fast gewandelt zum Ideal des Menschen, der in seinem ahnungslosen Einssein mit der Natur in ihrer Mütterlichkeit die letzte und tiefste Geborgenheit findet. Wohl sind auch für diese Menschen die Schatten des Daseins dunkel und seine Dornen scharf; aber sie wissen sich heimatberechtigt in einem Reich, in dem das Leben gerade aus Leid und Schmerz die herrlichsten Blüten treibt. Und schauen sie auch nicht von lichtumwogten Höhen auf die Niederungen hinab, um die Grenzen zu vergessen, die die bunte Landschaft vom All scheiden, so dringt doch auch aus ihrer Schattenenge der Blick zu den ewigen Sternen hinauf, und aus ihrer Verdunkelung reißt sie der befreiende Ruf empor: Ich lebe, denn das Ganze lebt über mir und um mich!

So gewinnt Raabe auf seinem dornenreichen Salweg doch schließlich den gleichen Standpunkt zum All wie Goethe. Er verdankt aber diesem Wege ein tieferes Wissen von Menschenleid und Erdennot, als Goethe es haben konnte. Und so ist denn Raabes Werk von Anfang bis zu Ende erfüllt von einem unpathetischen, phrasenlosen, aber um so tieferen sozialen Gefühl.

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“ — das Motto des „Hungerpastors“ steht über Raabes gesamtem Werk.

Diese Versöhnung des klassisch-romantischen Humanitätsideals mit den politischen und sozialen Strebungen seiner Zeit ist zweifellos die Leistung, die Raabe seinen Platz in der deutschen Geistesgeschichte anweist. Sie würde seine Einreihung unter die Realisten des 19. Jahrhunderts auch dann als eine rein äußerliche erscheinen lassen, wenn sein Realismus sich wirklich mit dem deckte, was die Zeit in ihrem Stolz auf den technischen Fortschritt der Erzählerkunst darunter verstand. Aber leider trägt nichts so viel Schuld an der Verständnislosigkeit, auf die Raabe stieß, wie die Tatsache, daß man sein Werk an dem Ideal der realistischen Darstellungsform maß. Der erfolgreichste Roman des 19. Jahrhunderts war Freytags „Goll und Haben“. Am Schluß seiner Widmung hatte hier der Verfasser die Aufgabe des realistischen Romans umrissen. Er sah sie gelöst, wenn er den Eindruck macht, „daß er wahr nach den Gesetzen des Lebens und der Dichtkunst erfunden und doch niemals zufälligen Ereignissen der Wirklichkeit nachgeschrieben ist“. Zufällig hat Raabe gerade diesen Roman herausgegriffen, um die Kluft zwischen wahrer und angemasteter Kunst aufzuweisen:

„Es ist mit den Menschen wie mit den Büchern, die man liest; das eine ist einem ans Herz gewachsen und dort geschrieben, wie ‚Dichtung und Wahrheit‘, das andere liest man nach Tisch auf dem Sofa liegend, wie ‚Goll und Haben‘.“

Mochte Raabe schon das, was Gustav Freytag die Geseze der Dichtkunst nannte, fragwürdig sein, so mußte die naive Berufung auf die Geseze des Lebens sein Lächeln erwecken. Denn wer es nötig hatte, seine Dichtung daraufhin zu prüfen, ob sie den Gesezen des Lebens entsprach, der war gewiß nicht gesendet zum Dienste der Kunst. Der ahnte ja gar nicht, daß wahre Kunst nichts anderes als Leben sein kann.

Natürlich wollte Freytag mit jenem Wort die realistische Darstellungsform gegen die romantische abgrenzen. Die Romantik verwischte

in ihrem Bestreben, die Welt zu romantisieren, um ihren ursprünglichen Sinn wiederzufinden (Novalis), die scharfen Umrisse des Wirklichen. Ihr war die Wirklichkeit niemals *Motiv*, sondern immer nur Rahmen ihres Gehalts. Sie machte den selbstverständlichen Unterschied zwischen der Zufallsform des Daseins und der ewigen Form des Lebens. Die erste blieb ihr gleichgültig, weil die zweite schrankenlos ihr Sinnen und Sehnen erfüllte. Der große Irrtum des Realismus bestand darin, daß er mit seiner Überschätzung der Daseinsform den Blick für die Entwertung des Lebensbegriffes verlor, die mit dem Ausklang der Goethezeit eingetreten war. Die Spiegelung des zeitgebundenen Daseins mit seinen Spannungen, seinen verschiedenartigen Gesellschaftskreisen, seinem politischen, wirtschaftlichen, aber auch ganz individuellen Ringen galt als ausreichender Inhalt des Kunstwerks, wenn nur ein einigermaßen überzeugendes Bild des Umkreises damit gegeben war. Ein Großes aber war es, wenn es dem Roman gelang, in „lebensechten“ Bildern das Wesen der Zeit selbst einzufangen. Deshalb war der große „Zeitroman“ das höchste Ziel des Realismus, und seine Meister durften des Erfolges sicher sein. Daß schon das Ideal selbst an innerer Fragwürdigkeit litt, da für jedes wahre Kunstwerk der Abstand vom *Motiv* Voraussetzung ist, über sah man.

Natürlich konnte dem wirklichen Künstler solche Überschätzung der Daseinsform nicht gefährlich werden, da er sie immer mit Leben erfüllen mußte. Wohl aber wurden dadurch nicht nur für die große Masse, sondern auch für die weit überwiegende Mehrzahl der zünftigen Kritiker die Grenzen zwischen Künstlertum und Dilettantismus, die Goethe so scharf gezogen und psychologisch begründet hatte, bedenklich verwischt. Auf keinem Gebiete der Kunst mußte sich der „Schaden, den Dilettanten der Kunst tun, indem sie den Künstler zu sich herabziehen“, so stark zeigen, wie auf dem des Romans, vor allem des Zeitromans, weil hier das sachliche Interesse des Lesers nur zu leicht dazu mißbraucht werden konnte, ihn über die Lebensleere hinwegzutäuschen.

„Die Kunst gibt sich selbst Gesetze und gebietet der Zeit: der Dilettantismus folgt der Neigung der Zeit.“

Durchmustern wir von diesem Satz Goethes aus die Kunstleistung des Realismus, dann ergibt sich ein klägliches Bild, das von dem Urteil der Nachwelt beglaubigt wurde. Von der unübersehbaren Sintflut epischer Erzeugnisse des 19. Jahrhunderts hat sehr wenig vor diesem Richterstuhl bestanden.

Raabe hat einmal das gefeierte Ideal des Zeitromans nüchtern am Wesen der Kunst gemessen und seine Blöße aufgewiesen:

„Wahre Dichtungen halten der Zeit den Spiegel nur insofern nützlich vor, daß sie die Zeit in der Ewigkeit sich spiegeln lassen.“

Dieser Satz zeigt schon, daß Raabe nicht geneigt war, die Erbschaft der Romantik um einer bloß realistischen Weltspiegelung willen preiszugeben. Heimweh nach der entschwundenen Harmonie des Lebens, nach der verlorenen Einheit mit dem Weltganzen, mit dem Ewigen, Unendlichen war der tiefste Wesenszug der Romantik. Und dieses Heimweh, das er die Quelle aller Poesie nannte, hat er sich durch alle Wandlungen hindurch bis an sein Ende bewahrt. Wohl hat er sich in der Zeit seines Reisens immer bewußter von romantischen Motiven und romantischer Technik entfernt, aber er ist dennoch auch in seiner realistischen Darstellungsform immer Romantiker geblieben; auch wo er erbarmungslos uns das Vergängliche in seinen harten, kantigen Umrissen zeigt, bleibt er niemals dabei stehen. Immer gibt er uns die Gewißheit, daß es nur ein Gleichnis ist. So wenig er gewillt ist, mit den Mitteln seiner Kunst der Wirklichkeit Gewalt anzutun, so unerläßlich ist es ihm doch, hinter dem harten Geschiebe der Dinge im begrenzten Raum den grenzenlosen Horizont des Ewigen aufzuweisen, der ihnen erst ihren Sinn gibt.

„Alle Poesie ist symbolisch. Schilderung der Wirklichkeit höchstens nur ein interessantes Lesewerk. Hole ich das Bleibende aus der Tiefe, so hebe ich es über die tagtägliche Realität; ich gebe ihm das auf dem Blatt, und es hat durch sich selbst Gültigkeit über den Tag hinaus.“

Raabe versteht das nicht nur in dem selbstverständlichen Sinne, daß jedes Kunstwerk, wenn es diesen Namen verdienen soll, als Ganzes symbolischen Gehalt besitzen muß. Auch im einzelnen sind seine Werke dicht von Symbolik durchflochten.

Unübertrefflich hatte Eichendorff der romantischen Weltdeutung in seinen Versen Ausdruck gegeben:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort.
Und die Welt hebt an zu klingen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Auch Raabe verstand sich auf diesen Zauber. Den unscheinbarsten, gleichgültigsten, ja auch den abschreckendsten Dingen wußte er ihr Lied zu

entlocken, in dessen Melodie immer ein Klang mitschwingt, der sich über das Vergängliche hinauserschwingt. Weil seine Seele erfüllt war von einer Welt, die jenseits der Dinge lag, einer Welt, in der die laute Verworrenheit des Daseins zur Ruhe und Klarheit des Lebens wurde, legte sich ihm allerorten ein Abglanz davon auf die Dinge der Wirklichkeit, und sie wurden ihm zu Sinnbildern. Raabe raubt dabei den Dingen nicht das Geringste von ihrer Realität, sondern er gibt ihnen etwas, was darüber hinausweist. Die Bilder, die er zeichnet, entsprechen genau so den Forderungen des Realismus wie die Gustav Freytags, Friedrich Spielhagens, Gottfried Kellers usw. Ja, der Kenner weiß, daß er sich oft genug auf die sichersten Grundlagen der Wirklichkeit gerade dann berufen darf, wenn er seinen Lesern romantisch oder gar romanhaft erscheint. Aber niemals ist es damit bei ihm getan, weil es ihm eben immer auf mehr ankommt als auf ein interessantes Lesewerk.

Es ist kein Zweifel, daß diese eigenartige Synthese von romantischer Unendlichkeitssehnsucht und realistischem Wirklichkeitsfönn, die in Raabes symbolgesättigter Form in Erscheinung trat, die Zwiesspältigkeit seiner Lebenswirkung noch verschärft hat. Der durch den folgerichtigen Realismus der wahren Poesie entfremdete Leser hat keine Augen für die Welt, die bei Raabe immerdar hinter den Dingen steht, und findet sich um so mehr enttäuscht, als der Dichter mit Vorliebe gerade im Alltäglichen die Wunder des Lebens sucht und weil er es für eine Sünde am Geiste der Dichtung hält, mit den billigen Mittelchen äußerlicher Spannung Wirkungen zu erzielen, die mit Kunst nichts zu tun haben. Und auf der anderen Seite gewinnt der „eine“ Leser, für den Raabe allein schreiben wollte, unmittelbar aus seinem Werke, wo er es auch aufschlägt, die Entrückung aus der Brandung des Daseins, er fühlt die Wirkung der „fühlen Hand, die sich aus dem Grabe der großen Leute dem fieberhaften Augenblick auf die heiße Stirn legt“.

Es ist freilich auch klar, daß diese Wirkung unabhängig von jeder Formgebung ist, ob sie nun realistische oder romantische Färbung besitzt. Sie hat ihre Wurzeln in dem Weltgeföhl des Dichters, in dem ihm erst Erbe und Eigenes zu einer Einheit zusammenschmolz. Dieses Weltgeföhl nennen wir Humor.

Hinter dem vielumstrittenen, vielgedeuteten Wort Humor verbirgt sich etwas sehr Einfaches, das aber jedem nicht nur verworren, sondern auch unverständlich erscheinen muß, der nicht selbst wenigstens einen kleinen

Anteil daran hat. Es ist das Gefühl, das die Welt als Ganzes mit ihren Höhen und ihren Tiefen, mit ihrem Licht und ihren Dunkelheiten, mit all ihren scheinbaren Widersprüchen in einem Gemüt hervorzuzaubern vermag, in dem ein ahnungsvolles Verwandtschaftsgefühl mit der Ursprünglichkeit der Natur lebendig geblieben ist. Jedes Lachen bezeichnet die befreiende Lösung von der Spannung irgendeines Widerspruchs. Das Lächeln des Humors aber bedeutet den Sieg über die tiefsten und quälendsten Widersprüche, die einem menschlichen Auge sichtbar werden können, und es zeugt darum von der Unüberwindlichkeit eines Gemütes, das von den Angriffen des Lebens wohl erschüttert und verwundet, aber nicht gebrochen werden kann. Und dieser Sieg wird nicht durch die Flucht aus dem Daseinsdruck zu den Traumwiesen eines Jenseits gewonnen. Er beruft sich nicht auf die glaubensstarke Hoffnung eines künftigen Ausgleichs aller irdischen Gegensätze, sondern er hat seine Wurzeln in der rückhaltlosen Bejahung der Welt, wie sie ist, und in dem demütigen Einsgefühl mit dem gottbeseelten Ganzen. Der Humorist weiß sich als ein unlösliches Glied dieses Ganzen, und dieses Wissen bewahrt ihn vor der Sinnlosigkeit, seinen Standpunkt außerhalb davon zu suchen. So bejaht er entschlossen mit ihm auch die Dunkelheit seiner Existenz, und gerade dadurch werden ihm die Augen hell für den geheimen Sinn des Lebens, der sich niemals dem begrifflichen Denken, sondern immer nur dem schauenden Blick enträtselt, weil er sich, dem Wesen der Welt entsprechend, *b i l d h a f t* offenbart. In dem Einsgefühl mit dem Ganzen gewinnt der Humorist das tiefe Gefühl seiner inneren Geborgenheit, denn ihm kann nichts geschehen, was nicht dem Ganzen eigentümlich und darum notwendig und sinnvoll ist. Er gewinnt darin aber auch den unveränderlichen Maßstab für seine Bewertung der Dinge dieser Welt, die frei ist von jeder Ichgebundenheit und darum sicher vor jeder Fälschung. Denn das erste, das er an dem Ganzen messen muß, ist ja das eigene Ich. Und da wird ihm das Bewußtsein der eigenen Winzigkeit zur Grundlage einer tiefen Demut, und Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen wird ihm das tragende Gefühl seiner Lebenshaltung.

Mit dem Maßstab aber, den ihm der Ausblick zum Ganzen, zum Ewigen gibt, mißt nun der Humorist die Dinge der Menschenwelt, und da verliert gar vieles für ihn seine Anmaßung. Die Gegensätze schrumpfen zusammen, das Große wird klein, und dem Kleinen wird sein Recht; denn es ist ebenso unentbehrlich im Plane des Ganzen wie das

Große. Vor allem aber entschleiert sich ihm dabei die Ichgebundenheit des menschlichen Denkens, das an die Stelle des Ewigen, Uneränderlichen wunscherzeugte Gedankengespinnste setzt, die das Gewand der Zeit tragen und mit ihr zugrunde gehen. Der Humorist ahnt, daß der Gegensatz, in dem dieses Denken das eigene Ich zur übrigen Welt sieht, die Quelle tausendfältiger Irrnis ist, darunter die Menschheit leidet.

Der scharfe Einblick in dieses haßdurchtobte Wesen erregt dem Humoristen vielleicht den herbsten Schmerz, den er zu überwinden hat. Denn er sieht die höchste Aufgabe, um deren Erfüllung er ringt, dadurch in Frage gestellt, den Einklang. Und sein Lächeln kann zum grimmigen Lachen der Satire werden, wenn er seine Geißel gegen Hochmut und Selbstsucht schwingt. Aber seine Liebe, die das All umfängt, überwindet auch diesen Schmerz. Diese Liebe ist nicht Blindheit, sondern Verständnis und Weisheit zugleich. Durchschaut er mitleidsvoll die Selbsttäuschung in dem, was die meisten Menschen ihr Glück nennen, so kennt er auf der anderen Seite den tiefen Segen und die unerschöpfliche Fruchtbarkeit, die in jedem echten Schmerze liegt. Mag der Plan des Ganzen dem menschlichen Auge auch immerdar geheimnisvoll bleiben — daß auf Erden schon die Liebe ihre Macht über alle Widersprüche hinweg zu entfalten vermag, läßt doch den ahnungsvollen Glauben aufsteigen, der in der ewigen Liebe den Grund der Schöpfung und die Überwindung aller Widersprüche erkennt. So wird dem Humoristen seine Hingabe an das All zu einer Religion, die über die Forderung des Ausgleichs in einer besseren Welt lächelnd hinwegsehen kann.

Das ist das Weltgefühl Raabes, und seine unablässige Klärung und Sicherung ist der Inhalt seines Lebens und seines Werkes. Denn der Humor ist ganz etwas anderes als ruhendes Behagen; es spiegelt sich das Wesen der Welt auch darin in ihm wider, daß er unablässige Bewegtheit, Kampf und Ringen ist. Der Frieden, den der Humorist sich mit seiner Überwindung der Gegensätze schafft, wird immer von neuem angefochten. Und je mehr sich ihm das Leben in seiner Erbarmungslosigkeit entschleiert, um so schwerer werden die Angriffe, die es abzuwehren gilt. Und es hilft ihm da nichts, wenn Leid und Sorge das eigene Dasein verschont. Wer sich einsüßelt mit dem All, der kann an keiner Stelle seines Weges der großen Mahnung gegenüber taub bleiben: Du bist ich! Deine Sache wird hier verhandelt! Fremdes Leid klopft ebenso nachdrücklich an seine Pforte wie das eigene und fragt ihn, ob er unter seinem

Einfluß das Ganze noch bejahen könne. In immer neuer, immer grimmigerer Gestalt drängt sich der Proteus Leben heran, und der Humor muß sich selbst mit der Gestalt des Gegners wandeln und unablässig seine Waffen wechseln, um seiner Herr zu werden, bis seine Seele „gegerbt“ ist und die Schatten nur selten noch das sonnige Lächeln des Sieges, das unter Tränen funkelt, auflösen können.

Dieses kämpferische Gefühl, das an der Überwindung der Gegensätze erstarkt, bringt nun seinen Träger dahin, daß er das Gegensätzliche liebt. Seine Kraft entfaltet sich ja daran, und er weiß, es kann ihm nichts anhaben. Und so spielt er denn mit ihm. In diesem Spiel wurzelt die humoristische Ausdrucksform, die das Unerwartete zu verbinden vermag, die das Pathetische mit dem Gewöhnlichsten durchschlingt oder im Unscheinbarsten den Glanz höchsten Adels aufweist und deren Gefühlskala vom Eiseshauch schneidenden Hohnes zur Herzenswärme neckender Liebe aufsteigt.

Daß dieses Weltgefühl Raabes, das sein ganzes Werk durchdringt und mit seiner symbolischen Weltdeutung zu einer unlöslichen Einheit verschmilzt, in einer Zeit kein Verständnis finden konnte, in der der Materialismus in immer folgerichtigerer Entfaltung sein Werk mit der Entseelung der Welt vollendete, liegt auf der Hand. Und der in materialistischen Methoden befangenen Kritik mußte es gleichfalls ein unbequemes Rätsel bleiben. Der Humor ist immer ein Schmerzenskind der Ästhetik gewesen, oft gerade auch für die Ästhetiker, die ihn liebten. Der Grund liegt einfach darin, daß man in ihm eine rein ästhetische Erscheinung sah. Heute sehen wir klarer. Wir empfinden heute, zunächst vielleicht nur ahnungsvoll, seine nahe Verwandtschaft mit dem Weltgefühl des nordischen Menschen. Und es ist kein Zufall, wenn uns Rasse und Humor zu einem Problem geworden ist, das die Lösung fordert. Neue Zusammenhänge werden damit sichtbar. Und auch Raabes Werk wird bei ihrer Begründung einmal in eine neue Beleuchtung rücken.

Aber auch sonst zweifeln wir nicht, daß die Literaturgeschichte der Zukunft Raabe eine ganz andere Stellung wird einräumen müssen als diejenige, die sie ihm bisher angewiesen hat. Die Entfaltung des deutschen Schicksals, die dieser große Seher seines Volkes ahnend vorweggenommen und in deren Dienst er bewußt sein Werk gestellt hat, wird sie dazu zwingen. Die Zeitenwende, in der wir stehen, hat eine so gründliche

Durchmusterung der deutschen Kulturwerte zur Notwendigkeit gemacht, wie sie selten ist in der Geschichte unseres geistigen Lebens. Denn es geht darin um weit mehr als um eine rücksichtslose Aussonderung des Überlebten. Neue Maßstäbe, von denen das 19. Jahrhundert nichts wußte oder nichts wissen wollte, sind in Geltung getreten. Goethes Anschauung von einer organisch gebundenen, rassistisch beseelten Volkheit hat den Sieg gewonnen über die blutleeren Wahngelbte eines wurzellosten Rationalismus. Dies allein schon stellt die wissenschaftliche Forschung vor die Aufgabe einer grundsätzlichen Umwertung der Werte auf dem Gebiete der deutschen Kunst. Sie wird dabei sich zu einer ernsthaften Nachprüfung ihrer Methoden gezwungen sehen, die bis in die letzten Jahre hinein ihre Herkunft aus der Geisteswelt des Materialismus wohl schamhaft, aber wenig überzeugend verhehlten. Wir zweifeln nicht daran, daß diese neugeborene Wissenschaft dem Werke Raabes das geben wird, was die frühere ihm schuldig geblieben ist.

Daß dieses Werk, das mit seiner Verschmelzung von nationalem Gehertum und warmem sozialen Verständnis dem 19. Jahrhundert so unzeitgemäß erschien, in dem Augenblick, da das deutsche Volk gelernt hatte, „sich selbst zu wollen“, in seinem Wert für den Aufbau eines neuen deutschen Lebens erkannt wurde, wundert uns nicht. Es war ja der Glaube an diese Berufung, die seinen Schöpfer über die Pein aller Niederlagen hinweghob. Heute krönt sein Name den deutschen Volkspreis für Literatur der Raabe-Stiftung, und damit ist sein Lebensopfer zum mahnenden Vorbild einer ringenden Jugend geworden, die auf seinen Wegen in die deutsche Zukunft schreitet. Gegen jeden Einfluß, der darüber hinausgeht, würde er sich selbst wehren. Der Rat, den er als Künstler weiterzugeben hat, ist derselbe, den er seinem Volke einzuhämmern suchte: Werde du selbst! In welcher Tiefe und in welchem grimmigen Ernst er das verstanden haben will, das haben wir an seinem eigenen Ringen gezeigt. Die Ratschläge unserer großen Leute haben eine Gefahr: das Moralische versteht sich bei ihnen immer von selbst. So war Raabe bei dem seinen die Möglichkeit einer Lösung des schaffenden Ich von dem Boden, auf dem es verwurzelt war, ein undenkbarer Gedanke. Und so steht sein Vermächtnis im selbstverständlichen Einklang mit der Forderung, die er an das Werk stellte:

„Nur diejenigen Kunstwerke haben Anspruch auf Dauer, in denen die Nation sich wiederfindet.“

Aber Raabe selbst hat seine künstlerische Sendung niemals für seine bedeutendste gehalten. Unheimlich früh entsagte er dem Ehrgeiz einer rein literarischen Geltung. Ein schlichter, herzwarmer Helfer und Tröster im Lebenskampf zu sein, erschien ihm ein schönerer Beruf. Weil er die Erbarmungslosigkeit dieses Kampfes so schwer wie keiner seiner Mitstrehenden empfunden hatte, stand ihm von allen Kräften echter Kunst ihre Heilkraft am höchsten.

„Über der Wiege des ewigen Kindes ‚Menschheit‘ schweben die guten Genien, die großen Weltdichter, schütten aus ihren Füllhörnern die goldenen Weihnachtsfrüchte herab und sind mit ihren Wiegenliedern stets da, wenn häßliche schwarze Kobolde erschreckend dazwischen gelugt haben.“

So sah er auch seine eigene Sendung erst dann vollendet, wenn er sich das Herz seines ganzen Volkes erobert hatte, wenn er nicht mehr wegzudenken war aus dem deutschen Leben, wenn er bei dem Kämpfen und Ringen, bei dem Glück und Jubel, vor allem aber bei den Nöten und Sorgen seiner Deutschen als ein unentbehrlicher Mitstreiter willkommen war.

Wir aber harren zuversichtlich der Stunde, die diesem letzten Sinn seines Lebens und seiner Sendung die Erfüllung schenkt.



U n m e r k u n g e n

Die hier gegebenen Nachweise über Arbeiten der Raabeforschung erheben in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit. Der Verfasser beruft sich dafür auf das Buch von Hans Martin Schulz „Raabe-Schriften. Eine systematische Zusammenstellung“, Wolfenbüttel 1931, das den Forscher weit gründlicher in die vorhandene Literatur einzuführen vermag, als das hier möglich ist. In der Regel werden hier einzelne Arbeiten nur dann zitiert, wenn sich der Verfasser seiner Abhängigkeit von ihnen besonders bewußt ist oder wenn der Hinweis auf eine eingehendere Behandlung eines berührten Themas ihm erwünscht erscheint. Bücher und Aufsätze, die ohne Namensangabe zitiert werden, stammen vom Verfasser.

A b k ü r z u n g e n :

- Mitt. = Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. Jahrgänge 1911—1937 = Band I bis XXVII.
R. K. = Raabe-Kalender, her. v. Otto Elster und Hanns Martin Elster, Berlin 1912—1914.
R. G. = Raabe-Gedenbuch. Im Auftrage der Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes her. v. Constantin Bauer und Hans Martin Schulz, Berlin-Grünwald 1921.
L. R. = Wilhelm Raabe und sein Lebenskreis. Festschrift zum 100. Geburtstag des Dichters, her. v. Heinrich Spiero, Berlin-Grünwald 1931.

Die Anführungen aus Raabes Werken sind nach den beiden Gesamtausgaben zitiert; die 18 Bände der ersten sind in römischen, die 15 Bände der zweiten in arabischen Ziffern angegeben.

Die in den Anmerkungen für die Titel der Werke Raabes gebrauchten Abkürzungen stehen in dem alphabetischen Verzeichnis in Klammern hinter den Titeln. Es sind dieselben, die in „Wilhelm Raabes Zitatenchatz“ von Fritz Jensch, Wolfenbüttel 1925, einem der wichtigsten Hilfsmittel der Raabeforschung, zur Anwendung gekommen sind.

13. „Meine Bücher gewonnen . . .“ G. u. E. XVIII, 595; 15, 438.
14. „Jedes Menschenleben . . .“ Frühf. II, 169; 1, 268.
15. „Es hat noch niemals . . .“ G. u. E. XVIII, 570; 15, 418.
19. Aber Raabes Ahnen: Fr. Ruthmann „Von W. Raabes Vorfahren“, Mitt. XV, S. 51 ff. — Sophie Reidemeister, „Ahnentafel des Dichters und Schriftstellers Wilhelm Raabe“. (Ahnentafeln berühmter Deutscher, her. von der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, 2. Bd., 1929.)
20. Aber August Raabe s. Franz Sähne, Mitt. XXVI, S. 35 ff., 71 ff. u. 103 ff. — Aber Kassel s. S. 308.
23. Das Scherzgedicht vom Luftballon: Gänse VI, 347; 6, 144.
24. Nur zu gern möchten wir annehmen, daß es der Degen dieses Mannes, seines Urgroßvaters, war, vor dem der Dichter in seiner Knabenzeit im Posthause zu Holzminden oft in seltsame Träume versank und der ihm dann viel später in seinem Roman „Im alten Eisen“ Lebenssinnsbild wurde. Denn dieser Degen wird noch heute von den Nachkommen des tapferen Kapitäns heilig gehalten. Aber da der Kompanie Maximilian Schottelius' ein Leutnant Raabe angehörte, kann es sich dabei auch um den Degen dieses

Mannes, dem wir im Stammbaum der Familie noch keine Stelle anweisen können, gehandelt haben. — Zu dem Degen s. auch S. 37: das Posthaus zu Holzminden.

- 25 ff. Über Raabes Eltern: Paul Wasserfall „Vom Hause Raabe“, N. G. S. 3 ff.
28. „Unsere tägliche Selbsttäuschung...“ Prot. X, 566; 9, 417.
30. Der frühe Tod meines Vaters... s. N. G. S. 6. — „Ehlsant, zart, scheumutig...“ Nester XII, 16; 10, 141.
31. „Da warst du, Mütterchen!...“ Altershjn. XVIII, 248; 15, 180.
32. Der „eine“ Leser: For. VII, 419; 8, 332.
33. „ein geologischer Findling...“ Prot. X, 530; 9, 390.
34. „Es steden eine Menge...“: Aus einer Selbstdarstellung Raabes in biographischen Briefen an Thabäus Lau 1861; s. dazu S. 37 u. 170 f. — „Raabe vom Rassenstandpunkt betrachtet“ von Franz Hahne, Mitt. XXIV, S. 114 ff.
37. Das Wesentliche aus dem Aufsatz Laus in „Über Land und Meer“, 9. Bd. S. 391 ff. ist wiedergegeben in d. Mitt. I, S. 41—43: F. M. Schulz „Aus der ersten Biographie Raabes“. — Ein Brief Raabes an Lau ist abgedruckt im N. R. 1913, S. 112. — Zum Posthaus in Holzminden s. auch S. 102 u. 109.
38. „Meine Mutter ist es gewesen...“: Aus einer kurzen Selbstbiographie Raabes für den „Haidjer“-Kalender geschrieben im August 1906. Abgedruckt in beiden Ausgaben der Gesammelten Werke Raabes, I, VII (in Fassimile) u. 15, 441. — Über Lau s. Anm. zu S. 34 u. 37.
39. Die Hornburg, die Erbfälle, die weißen Felsen, die klugen Zwerge usw.: Junter IV, 412 f.; 2, 221. — Die „hohle Burg“, der Bugeberg, Buge-
mann, Obinsfeld, der „heilige Hain“, die Heerstraße: Obf. XVI, 166 f., 170 f.; 13, 124 f., 127 f. — Der „Rote Stein“: Obf. XVI, 149; 13, 112. — Germanische Geschichte, der Campus Idistavicus des Tacitus, Cheruskerland usw.: Chron. I, 150; 1, 120 f. Obf. XVI, 25 f., 164 f., 169 ff.; 13, 23, 122 f., 126 ff. — Der „aiische“ Karl: Fastb. XVIII, 214; 15, 158. — Über Lau s. Anm. zu S. 34 u. 37.
40. Bodenwerder, Münchhausen: Nester XII, 40, 298; 10, 158, 344. Obf. XVI, 182 f.; 13, 136 f. — „Das Heimweh, die Quelle...“ Nester XII, 19; 10, 142. — Der Wellborn von Stadtholendorf: Junter IV, 413; 2, 221. — Der „Matenborn“: Altershjn. XVIII, 298 f.; 15, 216 f.
41. „seit frühesten Jugend mit der Analyse...“: s. S. 171 u. Anm. zu S. 34 über Briefe an Lau. — Über Raabes zeichnerische Begabung s. Margarete Raabe „Wilhelm Raabe als Zeichner“, L. R. S. 11. — Über eine Handzeichnung aus der Magdeburger Zeit s. S. 46 u. über Zeichnungen im Notizbuch S. 183 u. 281.
42. Über „Ein Aufgabebest des jungen Raabe“ s. Wilhelm Brandes in d. Mitt. III, S. 69 ff., N. R. 1914, S. 33 f. u. N. G. S. 33 ff.
- 45 ff. Über die Bedeutung Magdeburgs für Raabe s. „Wilhelm Raabes Erwachen zum Dichter“, Magdeburg 1921. — Das „Goldene Weinsäß“: Rdr. Fint. VIII, 27 f.; 2, 25. Ferrg. Rjl. IV, 62; 3, 164.
48. „Ich habe einige Male...“ G. u. E. XVIII, 594; 15, 437.
49. Über Raabes erste geschichtliche Novelle „Der Student von Wittenberg“ s. „Raabe-Studien“, Magdeburg 1912, S. 49 ff. und „Wilhelm Raabes Erwachen zum Dichter“ S. 36 ff. (s. dazu S. 95 ff.). — „Über den Markt-

- platz . . .“ *Kdr. Zint. VIII*, 136; 2, 104 und *Gedichte XVIII*, 366; 15, 266. — „Die scharfen Schatten . . .“ *Chron. I*, 156 f.; 1, 126.
50. „Es sind nun gerade . . .“: *Vorwort zur 2. Aufl. von „Unseres Herrgotts Kanzlei“ IV, IX*; 3, 115. — Über die Stimmung der *Strflichkeit* als erregendes Motiv s. „In Raabes Werkstatt“, *R. G. S.* 70 ff.
52. Das „Goldene Weinsäß“: *Herrg. Kgl. IV*, 62; 3, 164.
53. Zu „Unseres Herrgotts Kanzlei“ s. *S.* 167 u. *Anm. zu S.* 174.
54. „Glaube mir, es ist . . .“ *Studt. Wbg. II*, 311; 1, 371. — „Wie mich danach Unseres Herrgotts Kanzlei . . .“: Aus der kurzen *Lebensfizzi* für den „Haidjer“-Kalender (s. dazu *Anm. zu S.* 38).
55. „Gief dort ein . . .“: s. dazu *Anm. zu S.* 34 über *Briefe an Lau*.
57. „Was in dem deutschen Honoratiorentum . . .“ *G. u. E. XVIII*, 574; 15, 421.
- 59f. „Ich war ein Student . . .“: *Ihella IX*, 376; 7, 426.
60. „Licht aus Schatten zu greifen“: s. *S.* 49. — Die beiden ersten *Erzählungen*: „Die *Chronik der Sperlingsgasse*“ und „Ein *Frühling*“.
61. Der erste *Schnee*: *Chron. I*, 4 f.; 1, 8 f. — „Der erste *Schnee*“ als Ausgangspunkt der *Konzeption* für die *Chron. u. Fab. Seb.* s. „In Raabes Werkstatt“, *R. G. S.* 86 ff. (s. auch *S.* 465). — Zu dem „*Federanfeztungstag*“ *u. Fab. Seb.* s. auch *S.* 457, 465 u. 468. — „Wir aber, wir haben schon . . .“ *Fab. Seb. XI*, 561; 11, 147. — Der *Schnee* als *Symbol*: *Fab. Seb. XI*, 565, 567 f.; 11, 151, 153.
62. Die *Dichterdachstube*: *Chron. I*, 9; 1, 12. — Die *Heimkehr* des verlorenen *Sohnes* als *Erlebnismotiv* im *Wert Raabes* s. *S.* 175 f. u. *S.* 285. — Das zweite *Wert*: „Ein *Frühling*“.
63. „Ich schreibe keinen *Roman* . . .“ *Chron. I*, 8; 1, 10 f. — „*Traum- und Bilderbuch*“: *Chron. I*, 11; 1, 13. — „Die *Zeit, wo die Erinnerung* . . .“ *Chron. I*, 6; 1, 9.
64. „Es ist eine böse *Zeit* . . .“ *Chron. I*, 3; 1, 7.
65. Zu der „*Chronik der Sperlingsgasse*“ s. den *Aufsatz* „Des jungen Raabe *Weg zu Freiheit und Frieden*“ in der *Magdeburger Wissenschaftlichen Rundschau Nr. 3*, 1925. — „eine *pathologische Merkwürdigkeit*“: im *Brief an Lau* (s. *Anm. zu S.* 34).
66. „Sie sind wirklich ein . . .“ *Chron. I*, 29; 1, 26 f.
67. „Sie müssen ein *eigentümliches* . . .“ *Chron. I*, 29, 30; 1, 27.
68. „*Wunderliches Menschenvolk* . . .“ *Chron. I*, 24 f.; 1, 23.
- 69f. „*Sein Lied war deutsch* . . .“ *Chron. I*, 25; 1, 24.
69. „Die *große schaffende Gewalt* . . .“ *Chron. I*, 174; 1, 140.
70. „Es ist eigentlich eine böse *Zeit*“: *Chron. I*, 3; 1, 7. — Die *Erzählung* der *Großmutter Karsten*: *Chron. I*, 94 ff.; 1, 77 ff. — Der *Krimkrieg*: *Chron. I*, 1, 3, 84, 93; 1, 5, 7, 69, 76.
- 70f. *Strobel am Weserufer*: *Chron. I*, 150 f.; 1, 120 f.
72. „Da höre ich eben . . .“ *Chron. I*, 146; 1, 118. — „*Kinderschriften* is ot een . . .“ *Chron. I*, 148; 1, 119. — „Das *Volkstümliche* fasse ich . . .“: s. *S.* 171 u. *Anm. zu S.* 34 über *Briefe an Lau*.
73. „O ihr *Dichter* und . . .“ *Chron. I*, 169; 1, 136.
74. *Elises Träume*: *Chron. I*, 86 u. 158; 1, 71 u. 127. — Die *Ausweisung Wimmers*: *Chron. I*, 65 f.; 1, 54 f. — Die *Verbannung Roders*: *Chron. I*, 86; 1, 70. — *Strobel und die Auswanderer*: *Chron. I*, 168 ff.; 1, 135 ff. — *Strobel* in „Ein *Frühling*“: s. *Anm. zu S.* 93.

75. „Nehmen Sie es mir nicht . . .“ Chron. I, 142; 1, 115. — Die Kritik Ludwig Kellstabs und die Briefantwort Raabes darauf ist abgedruckt im R. K. 1913, S. 111.
77. Über Raabes Prolog s. „Ein frühes Gelegenheitsgedicht Wilhelm Raabes“, eingeleitet von Margarete Raabe. R. G. S. 29 ff. — Über den „Kaffee“ s. P. Fuchtel „Raabe und Wolfenbüttel“, Mitt. XXV, S. 34 ff. — Über Karl Schrader vgl. A. Breymann „Karl Schrader“, L. K. S. 79.
78. Über Albert Baumgarten vgl. Rudolf Fuch „Mein Weg“, Zeulenroda 1937, S. 301 ff.
79. „Lache oder stirb“: Weg z. L. II, 283; 1, 350.
81. „Ich sehe noch immer . . .“ Chron. I, 15; 1, 16. — „Hatte sie nicht für jeden . . .“ Chron. I, 20; 1, 20. — Klärchen Ubed die Caritas der Gassen: Frühbl. II, 16; 1, 154. — Das Idyll eines Kinderkleeblatts: Chron. I, 34 f.; 1, 30 f.; Frühbl. II, 74 f.; 1, 198 f. — Walpurgisnacht: Frühbl. II, 42 f.; 1, 173 f. — Über Raabes Motive s. „Selbstzitate und Motivwandlungen bei Raabe“, Mitt. IX, S. 33 ff. und „In Raabes Werkstatt“, R. G. S. 70 ff. (s. auch dazu S. 231 f.).
85. „Er hatte bisher die . . .“ Frühbl. II, 195; 1, 288. — „Ich töte dich nicht, Weib . . .“ Frühbl. II, 208 f.; 1, 298.
- 86f. Das Märchen von der Fee Labe: Frühbl. II, 127 ff.; 1, 237 ff. — „Ich kenne dich jetzt . . .“ Frühbl. II, 134; 1, 242. — „Du hast dich hinausgesehnt . . .“ Frühbl. II, 133; 1, 242.
87. „ein Wesen aus einer anderen Welt“: Frühbl. II, 139; 1, 246.
88. Raabes erste Novelle: „Der Student von Wittenberg“. — Über den Zauber des Fremdartigen als Motiv in Raabes Werk s. auch S. 477. — Butter und Wagener am Gänsemarkt: Chron. I, 56; 1, 48. — Über „Wilhelm Raabe und E. T. A. Hoffmann“ s. Mitt. IX, S. 57 ff. — Die Tragödie im Hause Hagenheim: Frühbl. II, 191 ff.; 1, 284 ff.
89. „Woher kommt mir . . .“ Frühbl. II, 103; 1, 219. — „Mein Kind, das Leben . . .“ Frühbl. II, 230; 1, 314.
90. „Im Märchen liegt . . .“ Frühbl. II, 90 f.; 1, 210.
91. „Wer sagt, daß die . . .“ Frühbl. II, 102; 1, 218.
92. „Das ist die Schönheit der . . .“ Frühbl. II, 14; 1, 153. — „Wahrlich, wie die . . .“ Frühbl. II, 15; 1, 154.
93. „Georg Leiding, suche nicht . . .“ Frühbl. II, 272; 1, 344 f. — An Ulrich Strobels Grab: Frühbl. II, 251 ff.; 1, 329 f. — „Securus adversus . . . Ich habe diesen Mann . . .“ Frühbl. II, 255; 1, 332.
- 95 ff. Zum „Studenten von Wittenberg“ s. d. Anm. zu S. 49.
97. Zu Aaron Burdharths Leichenrede s. auch S. 49 u. Anm. dazu und S. 192 f.
100. Über Adolf Glaser s. Friedrich Düfel „Adolf Glaser“, L. K. S. 88.
102. Zum Holzwindener Posthaus s. S. 37 u. 109. — Der 3. Roman: „Die Kinder von Finkenrode.“ — Die Menageriebesitzer: Spst. I, 545, 557; 5, 281, 291. — Der Grüne Baum: Spst. I, 393 ff., 559 ff.; 5, 168 ff., 292 ff.
103. Edgar Allan Poes Skizze „Der Mann der Menge“ hat die Einleitung von Raabes Erzählung „Einer aus der Menge“ entscheidend beeinflusst.
105. Zu E. T. A. Hoffmann s. Anm. zu S. 88.
106. Über die ersten Gedichte s. S. 118 ff. u. Anm. zu S. 119 u. 120.

109. „Alles Genießliche... Ich würde diese...“ Rdr. Zinf. VIII, 237; 2, 177 f. — Böfenberg in den „Alten Nestern“ f. Anm. zu S. 114. — Aber das Holzmindener Posthaus f. S. 37 u. 102.
110. Das „Maulwurfsdasein“ des Zeitungschreibers: Rdr. Zinf. VIII, 58; 2, 47. — „Die verwünschte Prinzessin“: die Wallingertragödie: Rdr. Zinf. VIII, 138 ff.; 2, 105 ff. — „Ja, Günther Wallinger, es ist...“ Rdr. Zinf. VIII, 142; 2, 108.
111. Silber vom Zauber der Ehe und des Familienlebens: Rdr. Zinf. VIII, 224 ff., 164 ff., 74 ff., 159; 2, 169 ff., 124 ff., 59 ff., 120.
112. Die Geschichte vom Vater Weitenwebers: Rdr. Zinf. VIII, 193 ff.; 2, 146 ff. — „Es ist, wie es war!...“ Rdr. Zinf. VIII, 216 f.; 2, 163 f.
113. Die Natur im Märchen in der „Chron.“ I, 86; 1, 71.
114. Der Frühlingswind: Frühbl. II, 177 f., 198; 1, 274 f., 290. — Der Wald im Sommergewitter: Rdr. Zinf. VIII, 123 ff.; 2, 94 ff. — Der Wald im Winterkleid: Rdr. Zinf. VIII, 218 ff., 231 ff.; 2, 164 ff., 174 ff. — Böfenberg als Stadtrat von Ginternrode: Nestler XII, 170 ff., 174; 10, 250 ff., 253 (f. dazu S. 443 u. 449).
115. „Ich habe nur ein Vaterland...“: Motto zu Hastenbed.
117. Zu Algermann f. Mitt. XV, S. 113 f.: „Eine Quelle zu Lorenz Scheibenhart“, mitgeteilt von Karl Maßberg.
118. „Wahrlich, das ist die...“ Vor. Scheib. II, 382; 1, 427.
119. „Abschied von Stuttgart“: Gedichte XVIII, 418; 15, 308. — Zum Tod der Tochter 1892: „Die Tür war zu...“ Ged. XVIII, 421; 15, 311. — „Belagerte Stadt“: E. a. d. M. II, 395; 1, 437 und Ged. XVIII, 356; 15, 258. — „Verlorene Stadt“: Ged. XVIII, 359; 15, 261; später in „Else von der Tanne“ VI, 226; 6, 48.
120. „Das sonnige, heitere...“ E. a. d. M. II, 402; 1, 443. — „Osterhas“: Ged. XVIII, 354; 15, 257 u. E. a. d. M. II, 401; 1, 442 f. — „Türmers Töchterlein“: Ged. XVIII, 355; 15, 257; später in N. d. gr. Kr. III, 444; 3, 62. — „Beruhigung“: Ged. XVIII, 392; 15, 287; später im Spft. I, 650; 5, 359. Das Lied von der Kinderhand: „Legt in die Hand...“: Ged. XVIII, 391; 15, 286; später in Holbl. V, 598; 4, 112 (f. dazu S. 183 f. u. S. 206). — „Der Regenbogen“: Titel der vierten Novellensammlung (1869). — „Auf dunklem Grunde“: Skizze, geschrieben 1859/60 (f. S. 162). — „Es kommt in der Welt...“ E. a. d. M. II, 408; 1, 448.
121. „Wenn euch nun...“ E. a. d. M. II, 394; 1, 436. — Der Beruf des Rehrichthdurchsuchers: „Wir haben dann und wann eine Vorliebe für das, was...“ Obf. XVI, 12; 13, 13 (f. dazu S. 258 u. 368).
122. Die Quelle zum „Heiligen Born“ f. S. 151 u. Anm. dazu. — Aber die Hauptquelle zu „Unseres Herrgotts Kanzlei“ f. S. 174 u. Anm. dazu. — Aber die Quelle zu den Novellen „Der Junker von Denow“, „Die schwarze Galeere“ und „Sankt Thomas“ f. „Eine Raabequelle“, Mitt. IV, S. 95 f. (f. dazu auch S. 156 f. u. S. 254).
123. Der Titel der in Helmstedt 1822 erschienenen Festschrift von Fr. K. v. Strombeck lautet: „Feier des Gedächtnisses der vormaligen Hochschule Julia Carolina zu Helmstedt, veranstaltet im Monat Mai des Jahres 1822.“
- 124 ff. Aber „Raabes Novelle „Der Junker von Denow““ f. N. A. 1913, S. 169 ff.
136. „Dies liederliche Wien!...“ Kelt. An. VI, 256; 6, 72. — „Man nahm alles so leicht...“ Schübb. XIII, 311; 7, 234.

137. „... diese glühenden Gassen...“ Altershjn. XVIII, 287; 15, 208. — Die Finger Regenpoesie: Kelt. An. VI, 262 ff.; 6, 77 ff.; Ged. XVIII, 409 ff.; 15, 301 (s. dazu S. 233 u. 234).
138. „Die Gegend ist so schön...“: s. die Worte später in N. d. gr. Kr. III, 385; 3, 17.
140. „Es gehört immerhin ein fein organisiertes Geschlecht der Nerven...“ Schüb. XIII, 367; 7, 275 (s. S. 339).
141. „O Lieb, o Lieb...“ hl. Born III, 339; 2, 593. Ged. XVIII, 373; 15, 272.
142. Zu den Gedichten s. S. 146 ff u. Anm. dazu.
144. „Zerbrochen lag des Musfikanten...“ W. f. e. w. IV, 524; 2, 309. — „Es dämmerte der...“ Dräumf. IX, 99; 7, 510.
146. „Die Zeit ist schwer!...“ Ged. XVIII, 374 f.; 15, 273 f.
- 147 f. „Der Kreuzgang“: Ged. XVIII, 380 ff.; 15, 277 ff.
148. „Königseid“: Ged. XVIII, 376 ff.; 15, 275 ff.
149. „Ans Wert, ans Wert...“ Ged. XVIII, 383; 15, 280. Ausklang von N. d. gr. Kr. (s. S. 160).
151. Aber die Quelle zum „Heiligen Born“ s. „Büntings Braunschweigische und Lüneburgische Chronika als Raabequelle“, Mitt. V, S. 10 ff.
153. „Die Gänsefeder der Romantik und die Schwanenfeder der Historie“: hl. Born III, 199; 2, 487.
154. „O du tapfere...“ hl. Born III, 200; 2, 488. — „O du schöne Zeit, da man...“ Vorrede zur 2. Aufl. des hl. Born: III, XI; 2, 333.
155. Aber die unwahrscheinliche Stelle aus „Michel Haas“ s. S. 336. — „Wenn man bedenkt, was...“ „der öffentlichen Mißachtung als...“ Geh. IV, 526; 2, 310.
156. „Ei wie wunderbar...“ Geh. IV, 534; 2, 316.
157. Aber die Quelle zur „Schwarzen Galeere“ (Curths) s. Anm. zu S. 122.
158. „Einer acht's...“ N. d. gr. Kr. III, 429; 3, 50. — Zu den Geistergeschichten in der Pfarrlaube zu Hüttenrode (Der Schimmel von Ramschladen) und dem verlassenen Bergwerk s. Der Seigergrund und die Geschichte der Wachsensteinerin: N. d. gr. Kr. III, 460 ff.; 3, 74 ff. und die Fufseisengeschichte: N. d. gr. Kr. III, 447 ff.; 3, 64 ff. (s. dazu auch S. 164).
160. Die Spiegelung der Koburger Tage später in „Gutmanns Reisen“ s. S. 538—544.
162. „Vorüber war der große Sturm...“ Einleitungsgebidt zu N. d. gr. Kr. und Ged. XVIII, 388; 15, 284.
164. „Aber diese Deuttschen!...“ N. d. gr. Kr. III, 402; 3, 30.
165. „Ich glaube an mein Volk...“ N. d. gr. Kr. III, 384; 3, 17. — „Die Schlacht auf dem Walsersfelde, wo...“ N. d. gr. Kr. III, 403; 3, 31. — „Ja, Sever, in der Menschen...“ N. d. gr. Kr. III, 426; 3, 48.
166. „In der vergangenen Nacht...“ N. d. gr. Kr. III, 497; 3, 103.
169. Aber Raabes Braut und Gattin s. Paul Wasserfall „Frau Bertha Raabe“, N. G. S. 9.
- 170 f. Aber Raabes Briefe an Th. Lau s. S. 37 und Anm. dazu.
172. „Nun drücket den...“: aus dem Gebidit „Gute Stunde“: Ged. XVIII, 390; 15, 286. — „Wie ist mein Himmel...“: aus dem Gebidit „Das Schiff aus Portugal“ (Der Seefahrer) II: Ged. XVIII, 398; 15, 292 (s. dazu S. 185). — „Die Glocke von Sanct Marien...“: letzte Strophe des Ge-

- dichtes „Glodenklang“ an seine Braut, veröffentlicht im Aufsatz von Paul Wasserfall „Vom Hause Raabe“, *L. R. S.* 13 f.
174. Die Chronik des Elias Pomarius als Quelle zu Herrg. *Kzl.* f. *S.* 52. — Aber „Unseres Herrgotts Kanzlei“ und die Quellen dazu f. „Raabe-Studien“, Magdeburg 1912, *S.* 1—43. — Zur Entstehungsgeschichte von Herrg. *Kzl.* u. über die drei Entwürfe dazu f. Annie Fuschke, *Mitt.* VII, *S.* 95 ff.
- 175 f. Zur „Heimkehr des verlorenen Sohnes“ f. *S.* 62 u. 285.
181. Aber Raabes Lyrik f. die Einleitung von Wilhelm Brandes zu der Ausgabe der gesammelten Gedichte, Berlin 1912. — Ferner: Franz Hähne „Ästhetisches zu Raabes Lyrik“, *L. R.* 1914, *S.* 64 ff.
182. „Denk Schatten im Sonnenschein“: Schluß des Gedichtes „Sonnenschein“: *Ged.* XVIII, 401; 15, 295. Die letzte Strophe davon in „Eise von der Tanne“ VI, 231; 6, 52 (f. auch *S.* 187).
- 183 f. „Des Menschenhand ist eine Kinderhand...“ aus dem Gedicht: „Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück...“ *Ged.* XVIII, 391; 15, 286 (f. dazu *S.* 120 u. 206). — Das Motiv von der Kinderhand in „Ein Frühling“: II, 97; 1, 214.
184. „Beruhigung“: *Ged.* XVIII, 392; 15, 287 (f. *S.* 120 u. Anm. dazu).
185. „Viel besser zu sinken...“ aus dem Gedicht „Das Schiff aus Portugal“ (Der Seefahrer) III.: *Ged.* XVIII, 399; 15, 293; später in *Leute* V, 98 ff.; 4, 210 ff. (f. auch *S.* 172 u. Anm.). — „Stella maris“: *Ged.* XVIII, 395; 15, 290.
186. „In der Brandung...“ *Ged.* XVIII, 403; 15, 296. — Mondlied: „Wenn über stiller Heide...“ „Das Ewige ist stille...“ *Ged.* XVIII, 404; 15, 297 (f. dazu *S.* 190). — „Die Regennacht“: *Ged.* XVIII, 399; 15, 293 (f. auch *S.* 202).
187. „Maxima de...“: Motto zu den „Kindern von Finkenrode“ (f. *S.* 113).
188. Raabe über Goethe an Th. Lau: f. *S.* 171. — „Im engsten Ringe...“: f. *S.* 184.
189. Zu Dickens f. „Raabe und Dickens. Ein Beitrag zur Erkenntnis der geistigen Gestalt Wilhelm Raabes“. Magdeburg 1921.
190. Das „Mondlied“: „Schweigend geht...“ *L. R.* V, 570; 4, 90 (f. auch Anm. zu *S.* 186).
191. „Die Glocke von Sankt Marien...“ f. *S.* 172 u. Anm.
192. Aber die Leichenrede des Aaron Burdhart als geschichtliche Quelle für Raabe f. *S.* 49 u. Anm. dazu u. *S.* 96 ff.
194. 200. „Gib acht auf die Gassen!“ „Sieh nach den Sternen!“: *Leute* V, 158, 163; 4, 254, 258.
198. „Es wird eine Zeit geben...“ *Leute* V, 388; 4, 425.
199. „Von der nächsten Ede...“ *Leute* V, 308; 4, 366. — „trotz aller Lehrer...“ *Leute* V, 402 f.; 4, 436.
201. „Arbeiten und schaffen...“ *Leute* V, 412; 4, 443.
202. (f. auch *S.* 159 f.) Aber „Dasein und Leben“ f. *Mitt.* XXVII, *S.* 1 ff.
203. Aber das Stuttgarter „Bergwerk“ f. Otto Ostertag „Aus Wilhelm Raabes Schwäbischen Jahren“, *Mitt.* XVI, *S.* 160 ff., XVII, *S.* 70 ff.
204. „Des Königs Ritt“: *Ged.* XVIII, 405; 15, 298.
205. Aber J. G. Fischer f. Ernst Lissauer „Johann Georg Fischer“, *L. R.* *S.* 146 — über Dulk: Heinrich Spiero „Friedrich Albert Dulk“, *L. R.* *S.* 159 — über Rotter: Otto Güntter „Friedrich Rotter“, *L. R.* *S.* 140 — über

- Schönhardt: Otto Ostertag „Karl Schönhardt und Wilhelm Raabe“, L. R. S. 151 — über Höfer: Johannes Ull „Edmund Höfer“, L. R. S. 163.
206. „O Prag, du tolle . . .“ Holbl. V, 601; 4, 114. — Über Holbl. f. Marie Speyer „Raabes Holunderblüte“. Regensburg 1908 (In „Deutsche Quellen und Studien“, her. v. Wilhelm Kofch). — „Legt in die Hand . . .“ Holbl. V, 598; 4, 112 (f. S. 120 u. 183).
207. „Das Erotische ist die Formel . . .“ G. u. E. XVIII, 585; 15, 430. — Über „Die Hämelschen Kinder“ f. Fritz Jensch in der Magdeburger Wissenschaftlichen Rundschau Nr. 3, 1925.
215. „verachtet von denen . . .“ Spst. I, 673; 5, 377.
216. Der erste „Entwurf zum Hungerpastor“ wurde von Wilhelm Brandes in der Beilage zu Nr. 3 der Mitt. von 1912 veröffentlicht.
220. Moses' „Objektivität“ gegenüber seinem „Deutschen Vaterlande“: „Ich habe das Recht . . .“ Spst. I, 311; 5, 106.
222. Die „funkelnde Spitze“ der Pyramide: Abu T. VII, 195; 6, 421 u. Dräuml. IX, 99; 7, 510. — Über Raabes Technik vgl. Hermann Junge „Wilhelm Raabe, Studien über Form und Inhalt seiner Werke“, Dortmund 1910.
223. „Aus der Tiefe steigen . . .“ Spst. I, 641; 5, 353. — Über „Dramatische Pläne Wilhelm Raabes“ f. Wilhelm Brandes, Mitt. XII, S. 85 ff.
226. „Für ein großes dramatisches . . .“, „Das Drama ist die Kunstform . . .“: G. u. E. XVIII, 590; 15, 434. — Der neue Roman „Hinterberg“ = „Drei Federn“. — Über „Die Königin von Saba“ f. Wilhelm Brandes, Mitt. XI, S. 1 ff.
227. „O Sonne, hohe Göttin . . .“ Dräuml. IX, 14; 7, 449. — Andere Federproben Raabes: Dräuml. IX, 4, 5, 14, 15, 17; 7, 442, 443, 449, 450, 451, 452.
228. Die Königin von Saba als Aushängeschild: 3 Fed. VI, 7, 14; 5, 386 f., 392. — „Des hohen Dichters Halbbruder“: Prot. X, 566; 9, 417 (f. dazu auch S. 375).
231. „Licht aus Schatten zu greifen“ f. S. 49.
234. Über Raabe und Jean Paul f. Wilh. Sanne, Mitt. XVIII, S. 109 ff. u. „Wilhelm Raabes Sendung“, Berlin-Grunewald 1929, S. 137 ff. — Zur „Linger Regenpoesie“ f. S. 137 u. Anm. dazu. — „Dies liebliche Wien! . . .“: f. dazu S. 136 u. Anm.
235. Der Dampfer Groden: 3 Fed. VI, 109; 5, 465 (f. S. 242).
- 235 f. Zu Kneitlingen und Ampleben f. Autor IX, 397, 408 f.; 8, 206, 214 f. J. a. Eisen XV, 53; 12, 316. — Zu Mölln f. Abel XI, 359; 10, 128. J. a. Eisen XV, 64 f.; 12, 323 f. (f. dazu S. 392 u. S. 499 u. Anm.).
238. „Du liebster Gott . . .“ 3 Fed. VI, 27; 5, 401 f.
239. „Armer Vater! Dein . . .“ 3 Fed. VI, 41; 5, 413.
240. „Durch die Theater . . .“ 3 Fed. VI, 63 f.; 5, 430.
244. „Mit dem Schritt über . . .“ 3 Fed. VI, 167; 5, 510.
246. „Wer erfahren hat . . .“ 3 Fed. VI, 123; 5, 475.
248. „An Otto Müller“: Geb. XVIII, 418; 15, 308.
250. Über die „Gänse von Bügow“ f. Wilhelm Brandes „Allerlei zu den Gänsen von Bügow“, Mitt. VII, 106 ff., VIII, 22 ff.
253. „Der alte Musäus“: XVIII, 534 ff.; 15, 393 ff.
254. Zu Raabes Zitatens f. Fritz Jensch „Wilhelm Raabes Zitatenschatz“, Wolfenbüttel 1925. Nachträge dazu: Mitt. XVI, 204 ff., XVIII, 39 ff.

- XIX, 87 ff. u. XXI, 71 ff. — Aber die Quelle (Curtzs) zu den drei geschichtlichen Erzählungen s. den Literaturnachweis in der Anm. zu S. 122.
256. Den Entwurf zu „Sankt Thomas“ veröffentlichte Wilhelm Brandes in d. Mitt. XI, S. 74 ff.
258. Zu dem Beruf des „Lumpensammlers“ s. S. 121 u. Anm. dazu u. S. 368. — Zu „Gedelöde“ s. den Aufsatz Mitt. IV, S. 74 ff.
262. „Ein Schriftsteller resp. Dichter...“ G. u. E. XVIII, 585; 15, 430.
265. Die Satire über die deutschen Residenzen: Abu T. VII, 135 ff.; 6, 376 (s. auch S. 272 u. 288). — Seine Äußerung über die Niederschrift am Tage von Königgrätz s. bei Fritz Hartmann „Wilhelm Raabe. Wie er war und wie er dachte“, Hannover 1910, S. 54.
266. Aber die Quellen und geschichtlichen Grundlagen der Erzählung „Im Siegestranze“ s. den Aufsatz von Wihl. Brandes, Mitt. III, S. 91.
268. „Seine mannigfaltigsten...“ Abu T. VII, 6; 6, 282.
269. Die „süße Heimat“: Abu T. VII, 42; 6, 308.
272. „sich tot stellen in...“ Abu T. VII, 117; 6, 364. — „Der Plunder bleibt eben...“ Abu T. VII, 135; 6, 377. — „Die Vögel, die zueinander gehören...“ Abu T. VII, 57; 6, 320: s. zu diesem Symbol die Anm. zu S. 430. — Aber „Läubrich-Pascha“ s. den Aufsatz Mitt. V, S. 83 ff.
273. „aus forumpierten Sklaven...“ Abu T. VII, 112; 6, 360. — „Ohne den trefflichen schwarzen Kaffee...“ Abu T. VII, 165; 6, 399.
274. „Das Immergrün der Gefühle“, „rationell geordnete Gewöhnlichkeit“: Abu T. VII, 201; 6, 426.
278. „nicht wie ein Wilber...“ Abu T. VII, 376; 6, 556.
279. „edelsten aller Kriege“: J. a. Eisen XV, 86; 12, 339. — „Wer weiß von der Welt...“ Abu T. VII, 408 f.; 6, 580.
- 279 f. „Wenn ihr wüßtet...“ „Kennen Sie das arabische Wort...“: Abu T. VII, 409; 6, 581.
280. „Das ist die Ragenmühle...“ Abu T. VII, 410; 6, 582.
281. Aber den ersten Plan zu „Abu Telfan“ s. Wilhelm Brandes „Aus Wilhelm Raabes Werkstatt. Wie Abu Telfan entstand“. Mitt. V, S. 76 ff.
284. „Es ist doch eine schöne Zeit...“ G. u. E. XVIII, 591; 15, 434. — „Wir breiten unsere Mäntel...“ Abu T. VII, 364; 6, 547. — „Je mehr ihm das Leben...“ G. u. E. XVIII, 595; 15, 438.
285. Zur „Heimkehr des verlorenen Sohnes“ s. S. 62 u. 175 f.
286. „Reich der Freiheit, Ruhe und...“ Abu T. VII, 357; 6, 542.
288. „Derjenige politische...“ Abu T. VII, 160; 6, 395. — „Die Karten liegen...“ Abu T. VII, 351; 6, 538.
290. „Sie glauben an ihr Spielzeug“: s. S. 279. — „Proteus Leben“: s. S. 280. — „In unserem Reiche...“ Abu T. VII, 357; 6, 542. — „Wir sind wenige gegen...“ Abu T. VII, 266; 6, 475 (s. auch S. 298).
291. „Es ist etwas Gewaltiges um...“ Abu T. VII, 202 f.; 6, 427.
292. „Wer verliert nicht mehr...“ Abu T. VII, 91 f.; 6, 345.
293. „Ist das nicht ein...“ Abu T. VII, 384 f.; 6, 562.
- 293 ff. „Aber Goethes Bedeutung für Raabe s. „Wilhelm Raabes Sendung“, Berlin-Grünemald, S. 42 ff., ferner „Goethe, Raabe und die deutsche Zukunft“, Mitt. XII, S. 11 ff. und „Goethe und Raabe“, Mitt. XXII, S. 100 ff. — Hermann Zimmer „Wilhelm Raabes Verhältnis zu Goethe“, Görlitz 1921.

294. „Die Erinnerung ist das Gewinde . . .“ Chron. I, 152; 1, 123. — „Goethe noch von hinten gesehen“: Abu T. VII, 166; 6, 400. — „Nun sage mir, ob diese Gegend . . .“ Abu T. VII, 61; 6, 322 f.
295. „Die Anspielung auf die bekannte Aukerung Goethes . . .“ f. Edermann, Gespräche mit Goethe, 27. Januar 1824. — „Es kommt für den wirklichen Menschen . . .“ G. u. E. XVIII, 588; 15, 433.
- 295 f. „Denk an die Menschen nicht . . .“ „Anschau, wenn es dir gelingt“: Abu T. VII, 166; 6, 400.
296. „Vom Genie“, Schopenhauer „Die Welt als Wille und Vorstellung“, II. Band, Kap. 31. — „Galt erzählt . . .“: f. Joh. Galt „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt“, VI, 1.
297. Nikolas Rat von der Drehorgel und der Weinwandtafel: Abu T. VII, 53; 6, 317. — „aus jeder Not und . . .“ f. S. 291.
298. „Ein deutscher Schriftsteller . . .“ f. Edermann, Gespräche mit Goethe, 14. März 1830.
300. Aber Wilhelm Jensen f. Gustav Adolf Erdmann „Wilhelm Jensen. Sein Leben und Dichten“, Leipzig 1907. — Ludwig Fulda „Wilhelm Jensen zum Gedächtnis“, L. N. S. 170.
304. „ein ästhetisches Gespräch kann mich in . . .“: im Brief an Lau, f. S. 171.
309. „Ach, und in demselben Flusse . . .“: f. S. 448 dazu.
310. Besuch bei Storm. — Weitere Beziehungen Raabes zu Storm sind nicht nachweisbar. Der Briefwechsel mit Jensens enthält ein herbes Urteil. Im Jahre 1903 wurde in der „Deutschen Rundschau“ der Briefwechsel zwischen Storm und Keller veröffentlicht. Jensens empfanden dies wegen der damit gegebenen Bloßstellung Paul Heysses als taktlos. Raabe erwiderte am 13. Februar 1904: „Jawohl, Marie, habe ich den Briefwechsel zwischen Keller und Storm gelesen; aber da ich vor Jahren schon den zwischen Storm und Emil Kuh auch gelesen hatte, sagte er mir durchaus nichts Neues über den großen Hufumer. Der letzte Pole Poppenpäler in die eine Wagschale und die übrige Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die andere, und letztere schnellte bis an die Decke — die Decke seiner Stube in Hademarschen meine ich.“ — Spyt: Aber die Erzählung „Deutscher Mondschein“ f. S. 386.
312. Aber Raabes Verhältnis zu Schopenhauer f. Ernst Stimmel „Einfluß der Schopenhauerschen Philosophie auf Wilhelm Raabe“, München 1919. — „Wilhelm Raabes Ringen mit Schopenhauer“ in Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 1926, S. 548 ff. (f. dazu auch S. 415 f.).
314. „Das Mal der Dichtung ist . . .“ G. u. E. XVIII, 580; 15, 426. — „Meine Bücher gewonnen . . .“ G. u. E. XVIII, 595; 15, 438.
316. „In mancherlei Glanz . . .“ Schüdd. XIII, 4; 7, 8.
320. „Mein Kind, mein . . .“ Schüdd. XIII, 77; 7, 61.
322. „Ergötztet ihr . . . Vielleicht . . . O wie schön . . .“ Schüdd. XIII, 120; 7, 92.
325. „Ja, Graue, ich bin . . .“ Schüdd. XIII, 177; 7, 134. — „Sie wächst in allen Dingen . . .“ Schüdd. XIII, 187; 7, 141.
328. „Wir haben wohl den Schüdderump . . .“ Schüdd. XIII, 247; 7, 185 f.
329. „Das ist das Schrednis . . .“ Schüdd. XIII, 266; 7, 199 (f. auch S. 341). — „Du bist doch ein Narr . . .“ Schüdd. XIII, 268; 7, 201 (f. auch S. 342).
330. „Wenn du durch Wien . . .“ Schüdd. XIII, 279; 7, 210.
331. „Vielleicht kannst du . . .“ Schüdd. XIII, 298; 7, 224.

333. „D sie sieht furchtbar klar...“ Schüdd. XIII, 389; 7, 292.
334. „Wenn die Bitterung...“ Schüdd. XIII, 408; 7, 306. — Aber „Görges' Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten als Raabe-Quelle“ f. Mitt. XIX, S. 158.
335. „Ein in der Ferne...“ Chron. I, 16; 1, 17. — „Er bleibt stehen und...“ Frühf. II, 116; 1, 229.
336. „Lauenstein ist ein Fleden...“ Haas IV, 472; 2, 268 (f. dazu S. 155). — „Eine Familiengeschichte...“: f. dazu später S. 429 (Wunnigel).
337. Aber die Quelle zu der Geschichte von der „Bratwurst des Junkers Hilmar von Lauen“ f. Mitt. IV, S. 18 ff. — „So oder ungefähr so...“ Schüdd. XIII, 209 f.; 7, 157.
338. „Ich sah in den Gassen...“ Ged. XVIII, 413 f.; 15, 305. — Der Brief an Glaser f. S. 261.
339. „Es gehört immerhin...“ Schüdd. XIII, 367; 7, 275. — „Das ist unwahr und deshalb...“ G. u. E. XVIII, 584; 15, 429.
340. dem „tief und weit ausgebildeten System“: f. S. 316. — „Denk Schatten im Sonnenschein“: f. S. 182 u. Anm. u. S. 187. — Der Höhenrauch: Schüdd. XIII, 197; 7, 148 f.
341. „Das ist das Erfreuliche am Leben...“ Schüdd. XIII, 36; 7, 30. — „wie tapfer Hün und...“ Schüdd. XIII, 191; 7, 144.
342. „Es werden auf dieser Erde...“ G. u. E. XVIII, 553; 15, 405. — „Der ungeheure Lobgesang...“ Abu T. VII, 203; 6, 427 (f. S. 291).
343. „Wir sind am Schlusse...“ Schüdd. XIII, 408; 7, 306. — Zur „Trilogie“ vgl. Max Abler „Wilhelm Raabes Trilogie“, Programm des Gymnasiums zu Salzwedel 1909. — Raabe hat dieser Darstellung seine Zustimmung gegeben.
349. Josef Nadler „Wilhelm Raabe und die deutschen Landschaften“, R. R. 1912, S. 97.
- 357 ff. 361. Aber „Des Reiches Krone“ und die Quelle der Erzählung f. R. R. 1914, S. 97 ff.
360. Die Mater Leprosorum, „noch ein gar schönes Leben...“ Krone IX, 371; 7, 423.
361. „hat sich auch mein Leben...“ Krone IX, 315; 7, 380.
363. „Einmal sah er noch vom Wagen...“ Ged. XVIII, 418; 15, 308.
367. Hofschauspieler Schultes — vgl. „Aber mein Zusammenleben mit Wilhelm Raabe“. Von Carl Schultes. Einleitung zu „Frau Salome“, Leipzig, Max Hesses Verlag. — Darüber schrieb Raabe am 3. August 1909 an den Verlag: „Gegen den Abdruck des drolligen Aufsatzes des braven alten Phantasten, den Professor Koch wieder ausgegraben hat, habe ich nichts einzuwenden, obgleich es eine ganz fabelhafte Mischung von Wahrheit und Dichtung, Sinn und Unsinn ist. Ich habe natürlich an diesem Mythos nichts geändert; nur wenn der alte Komödiant mich die Schlacht bei Quatrebras und den Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm auf den 15. Juli statt auf den 16. Juni 1815 verlegen läßt, brauche ich mir das nicht gefallen zu lassen und bitte Sie, das vor allem verbessern zu wollen.“
368. „katophonische Kunststücke“: Hor. VII, 439; 8, 346. — Aber die Kleiberjeller f. auch später S. 472 ff. — Der Beruf des Tröblers: f. dazu S. 121 mit Anm. u. S. 258.

371. Der „Dräumling“ im Spiegel des Tagebuches f. S. 145. — „alle die hohen Männer...“, „der doch von allen...“ f. S. 293 u. Anm. — „... aber dafür übersprang er...“ Abu T. VII, 385; 6, 563. — „Laß es nur gut sein...“ Abu T. VII, 386; 6, 564. — Der Brief an Gläfer: f. S. 261 u. S. 338.
372. „Wenn ich ein Billett nach...“ Dräuml. IX, 65; 7, 485. — Die Neugründung Paddenaus: Dräuml. IX, 2; 7, 441. — in der „süßen Heimat“: Abu T. VII, 42; 6, 308.
373. „Wen Götter sich...“ Dräuml. IX, 130; 7, 532. — Fißcharths Traum: Goethe und Schiller: Dräuml. IX, 158 ff.; 7, 552 ff.
374. „Siehe, wie du dich verkleidest...“ Dräuml. IX, 153; 7, 549. — Vitam impendere vero: f. S. 338. — Der Weg nach Korinth: Dräuml. IX, 36; 7, 466.
375. Die Schreibstischpoesie Fißcharths: Dräuml. IX, 4—17; 7, 442—452 (f. auch S. 227 dazu). — Zu „Halbbruder des Dichters“ f. S. 228 u. Anm. dazu. — „Er machte nichts als...“ Dräuml. IX, 92 f.; 7, 505 f.
376. „Siehe, hoher Ansterblüher...“ Dräuml. IX, 201; 7, 583. — „Diejenigen, welche mit...“ Dräuml. IX, 202; 7, 584.
377. „Ein ganzes Volk stürzt sich...“ Dräuml. IX, 143; 7, 541. — „Achtzehnhundertstiebig hat schlagen hören...“ For. VII, 453; 8, 356.
378. Aber das Erlebnismotiv des „Dräumlings“ f. „Wilhelm Raabes Heimkehr im Jahre 1870“ in „Unsere Heimat Niedersachsen“, Festschrift der Braunschweiger Hochschulwoche 1924.
379. „Ich für meine Person...“ Dräuml. IX, 118 f.; 7, 524.
383. „der grünäugigen...“ Pechl. VIII, 508; 8, 191.
385. „Die Wunden der Helben...“. Vorwort zur 2. Auflage des „Christoph Pechlin“: VIII, 247; 8, 5.
387. Franz Hahne „Raabes Meister Autor“, R. A. 1913, S. 136 ff. — Helmut Freytag „Meister Autor“, Diss. Jena 1931.
389. Goethe der „wirkliche Meister Autor“: Autor IX, 567; 8, 325.
390. Aber die allegorische Deutung des „Meister Autor“ vgl. Josef Baß, „Wie ich zu Wilhelm Raabe kam“, R. A. 1913, S. 129 ff.
391. „Ich verstehe die Welt wohl noch...“ Autor IX, 395; 8, 205. — Das Schnitzmesser. Der Märchenknahe. „Von diesem Jungen...“: Autor IX, 395, 396; 8, 205, 206. — Zu dem „Deutschen Märchenknahen“ f. „Im Spiegel des alten Proteus“, Berlin 1931, Kap. „Deutsche Kunst“, S. 172 ff., 177 f. und Fritz Jensch „Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“, Mitt. XII, S. 49 ff.
392. „Der aus dem tiefsten Ernst...“ f. Grabbes Werke, her. von Grisebach, Berlin 1902, 4. Bd., S. 500. — Zu Eulenspiegel: Autor IX, 397, 408 f.; 8, 206, 214 f.; ferner f. auch die Angaben in b. Anm. zu S. 235 f. — Der getreue Eckart: Autor IX, 472; 8, 258.
393. „Wem nicht jeder Saß...“ G. u. E. XVIII, 579; 15, 426.
398. weil „der Leser am Schlusse...“: Wilhelm Jansen „Wilhelm Raabe“, Westermanns Monatshefte, Oktober 1879 (f. auch S. 454 f.).
403. Goethe: Culpf. X, 250 f., 264, 265 f.; 9, 184 f., 195, 196. — „Es ist doch der höchste Genuß...“ Culpf. X, 264; 9, 195. — Schopenhauer: Culpf. X, 251; 9, 185.
406. Aber „Frau Salome“ vgl. „Raabes Erzählung ‚Frau Salome‘. Ihre Entstehung und ihre Deutungen“, Mitt. XIV, S. 41 ff.

407. „der im Gewühl Einsamen“: Fr. Sal. X, 330; 9, 244.
408. Über „Die Innerste“ vgl. Franz Hahne „Die Entstehung von Raabes Innerste“, Mitt. XV, S. 1 ff.
411. Von der Mutter: „daß er alles, was er getan...“ J. S. 31, Brief an Jensen.
414. „Die gute Seele... der Welt Fröhlichkeit“: Prot. X, 580; 9, 426 f.
415. „Jofef Baf „Vom alten Proteus“, Mitt. V, S. 37 ff. — Wilhelm Brandes „Vom alten Proteus, ein Deutungsversuch“, Mitt. V, S. 48 ff. — Vgl. ferner Anm. zu S. 312. — „seinen Lebenstahn...“ Prot. X, 534; 9, 393. — „daß die ‚Welt als Wille und Vorstellung‘ ein...“ G. u. E. XVIII, 589; 15, 433. — „Wenn du die philosophischen...“ G. u. E. XVIII, 590; 15, 434. — Die „Studierstube des Philosophen“ und die „Kinderstube des Dichters“: Prot. X, 523; 9, 385.
- 415 f. Zu Gwinners „Leben Schopenhauers“ f. z. B. die Anspielung in Eulenspingsten: X, 251; 9, 185 („Give the world...“), und zu Schopenhauers Table d'hôte im Englischen Hof: Stopfstücken XVII, 118; 13, 404; hierzu auch eine versteckte Anspielung in Prot. X, 566; 9, 417: „Ja, das ist einmal wieder ein Essen...“
416. „Du bist immer ein Gelehrter...“ Prot. X, 623; 9, 458. — „Unsere tägliche Selbsttäuschung...“ Prot. X, 566; 9, 417.
417. einem seiner Verehrer gegenüber: Professor Edmund Sträter. Persönliche Mitteilung. — Krähenfelder Geschichten: Aus dem Briefwechsel Raabes mit dem Verleger G. Grote, Berlin, geht hervor, daß der Titel der Sammlung ursprünglich „Der alte Proteus“ sein sollte. — „C'est le triomphe...“ Prot. X, 597; 9, 439.
418. „Der gute Tag oder...“: Am 3. Oktober 1873 schrieb Raabe an Jensen: „Am 1. Oktober 1874 geht unser Mietkontrakt zu Ende; — was tut man dann? Was tut man dann? Ist das begründet, daß in Verona so viele Wohnungen leer stehen? Liebe Freunde, wir grüßen Euch! Wenn Ihr im nächsten Sommer wieder nach Italien geht, so erkundigt Euch doch, ob in Verona die Mietsherren Kinder nehmen? Die Braunschweiger wollen nicht!“
420. „des närrischsten Teils des...“: Brief an Hans von Wolzogen vom 5. August 1901. — Aber „Raabe und Immermann“ f. Mitt. X, S. 9 ff., ferner in „Wilhelm Raabes Sendung“, Berlin-Grunewald, S. 93 ff. — „Eine der vielen gewaltigen...“ Hor. VII, 559; 8, 433.
421. „für den einen Leser“: Hor. VII, 419; 8, 332. — „Deshalb fehlen wir, weil...“ Hor. VII, 553, 554; 8, 429.
424. Der alte Schulmeister und der neue: Hor. VII, 533 f.; 8, 414 f.
429. Die „Idee“, die Geschichte einer Familie...: f. dazu S. 336. — Aber die Bedeutung des „Münchhausen“ für „Wunnigel“ f. im obengenannten Aufsatz „Raabe und Immermann“ (Anm. 420).
430. Zu dem Symbol „Die Vögel aus einem Neste, die Vögel von demselben Gefieder“ f. Wunn. XI, 99; 9, 531. Ferner: Abu T. VII, 57; 6, 320. — Fr. Sal. X, 392; 9, 288. — Abel XI, 236; 10, 40. — Bill. Schön. XIV, 158; 11, 425. — Pfiff. XIV, 340; 12, 97. — Anr. Gäste XIV, 569; 12, 258. — J. a. Eisen XV, 53; 12, 315. — Obf. XVI, 192; 13, 143. — Alten XVII, 290; 14, 393. — „Die alte Magie, der Zauber der...“ Abel XI, 312; 10, 94.
432. „Den Besten wird es...“ Abel XI, 319 f.; 10, 99 f.

433. „Woju dieses alles? . . . Frei durchgehen! . . .“ Abel XI, 244 f.; 10, 46.
434. Das „Genie der Lebenswürdigkeit . . .“ Abel XI, 267; 10, 61. — Das „passive Genie“ Abel XI, 260; 10, 57.
435. „Es ist deutscher Abel, den Tod . . .“ Abel XI, 356; 10, 126. — Aber Raabes adliges Menschentum f. „Vom Sinn des Lebens“, Mitt. XVIII, S. 2 ff., 56 ff. u. 101 ff. Ferner „Wilhelm Raabes Sendung“ S. 51—66 und „Im Spiegel des alten Proteus“ im Kap. „Natur und Zivilisation“ (f. auch S. 490 ff.).
438. „Es zechen die Götter . . .“ Leute V, 310; 4, 367. — Geb. XVIII, 390; 15, 286.
440. „So schönes Wetter und . . .“ Altersbjn. XVIII, 224; 15, 164. — Aber „Alte Nester“ vgl. Paul Gerber „Alte Nester“, Leipzig 1905. — Frig Langreuters Mutter: f. S. 30.
441. „ein ihnen und noch vielen . . .“ Nester XII, 54; 10, 167.
442. „Wenn nichts in der Welt . . .“ Nester XII, 111; 10, 209.
443. den „fett und Stadtrat gewordenen Dr. Bösenberg“ Nester XII, 174; 10, 253 (f. dazu S. 114).
444. 449. „Alles fließt“: Nester XII, 85; 10, 190.
446. „Eine Blume, die sich erschließt . . .“ Nester XII, 3; 10, 131.
447. Den Bericht von Käte Tappe f. Mitt. IV, S. 17.
448. „Ach, und in demselben Glasse . . .“ Nester XII, 77; 10, 184 (f. dazu S. 309).
449. „Ich aber steckte nun . . .“ Nester XII, 181 f.; 10, 259. — „Der Spuf, der den Stadtrat Bösenberg . . .“ Nester XII, 231; 10, 294.
450. „Es war eine Bauernstube . . .“ Nester XII, 54 f.; 10, 167 f.
453. „Das deutsche Volk preßt . . .“ G. u. E. XVIII, 580; 15, 426. — „Ich bin mein ganzes Leben durch nur auf . . .“ G. u. E. XVIII, 594 f.; 15, 437.
454. „Das Geld liegt . . .“ G. u. E. XVIII, 586; 15, 430. — „Es gibt mehr Leute, als man sich vorstellt, welche . . .“ G. u. E. XVIII, 563; 15, 413. — Zu Jensens Würdigung Raabes f. auch S. 398.
457. Zu dem 25jährigen Jubiläum des „Föderansetzungstages“ f. S. 61, 465 u. 468. — der „hell es achtzehnhundertfiebzig . . .“ Horn VII, 453; 8, 356.
462. „Ehe einer alles, was . . .“ Horn XIII, 510; 10, 415.
463. „Sieh, Grüner, das ist . . .“ Horn XIII, 427; 10, 356.
464. Aber die neue Rechtschreibung: Horn XIII, 530, 531; 10, 430.
465. Aber das Motiv des ersten Schnees in der „Chronik der Sperlingsgasse“ und in „Fabian und Sebastian“ f. S. 61 u. Anm. dazu. — Aber die Entstehung von „Fabian und Sebastian“ f. R. G. S. 86 ff.
468. Die große weiße Decke „unter der auch alle Gräber . . .“ Fab. Seb. XI, 568; 11, 153. — „Die große schaffende Gewalt . . .“ Chron. I, 174; 1, 140. — „O du armer lieber . . .“ Fab. Seb. XI, 419; 11, 43.
469. Alles „was unter der Erscheinung liegt“: Fab. Seb. XI, 540; 11, 132. — Ich bin mein ganzes Leben durch die heiße Hand . . .“ G. u. E. XVIII, 594; 15, 437.
472. Aber die Kleiderfeller vgl. Wilhelm Brandes „Wilhelm Raabe und die Kleiderfeller“, Raabe-Gedächtnisschrift, her. v. Prof. Dr. Heinrich Goebel, Leipzig 1912, S. 35 ff., 2. Ausgabe Silbesheim 1931, S. 15 ff. — Raabes „Kleiderfellerrede“: XVIII, 545; 15, 401. — Aber die Kleiderfeller f. auch S. 368.
473. „Siegeseubelparfüm“: Bill. Schön. XIV, 49; 11, 347.

475. „Die ewige Illusion, daß . . .“ G. u. E. XVIII, 555; 15, 407.
476. Über den Entwurf „Zu spät im Jahre“ f. Wilhelm Brandes, Mitt. XIII, S. 49 ff. u. 81 ff.
477. Walthar Scharrer „Wilhelm Raabes literarische Symbolik dargestellt an Prinzessin Fisk“. München 1927.
478. Berlin, die „klare, prosaische Stadt“: Bill. Schön. XIV, 77; 11, 367.
479. „Deutschlands klarstes Frauenzimmer“: Bill. Schön. XIV, 72; 11, 363.
481. Abwässerbiologie: vgl. August Thienemann „Wilhelm Raabe und die Abwässerbiologie“, Mitt. XV, 124 ff.
483. ein „wirkliches druck- und kritischgerechtes . . .“ Pflst. XIV, 392; 12, 134. — „Was beiläufig mich angeht . . .“ Pflst. XIV, 320; 12, 82 f.
484. „wie sehr ich eben res mea agitur sagen kann . . .“ Pflst. XIV, 316; 12, 79. — „alte schöne Lieber von ferne“: Pflst. XIV, 377; 12, 123. — Schneeglers Romanze von der verlassenen Mühle: Pflst. XIV, 213, 216, 237 u. a.; 12, 7, 8, 22 u. a. — „Wenn dieses Sündflutgewässer . . .“ G. u. E. XVIII, 588; 15, 432. — „ein sauer süßes Lächeln . . .“ Pflst. XIV, 368; 12, 116. —
485. „Der Vorschlag, in Kompanie mit . . .“ Pflst. XIV, 321; 12, 83.
487. 489. Der „Schritt vom Wege“: Anr. Gäste XIV, 440, 586; 12, 167, 270.
488. „Ruhegenossen außerhalb des Werteltags“: Anr. Gäste XIV, 500; 12, 208 f. — „Der süße Kern in der harten Ruß . . .“ Anr. Gäste XIV, 576; 12, 263.
490. „Über dem Raum und der Zeit“ f. S. 484. — „Euch aus eurer Kinderwelt . . .“ Anr. Gäste XIV, 543; 12, 239.
491. „Die mit der Stunde gehen . . .“ Anr. Gäste XIV, 576; 12, 262.
492. „Vom Sinn des Lebens“: f. dazu die Anm. zu S. 435.
496. „Lebensnot und Dichterträume“: f. dazu S. 363 Gedicht „Abschied von Stuttgart“, 5. Str. (f. auch S. 247).
497. „Heute behältst du recht . . .“ G. u. E. XVIII, 596; 15, 438.
499. Über den „Schmied von Jüterbog“ f. Fritz Jensch, Mitt. XIV, S. 12 ff. — Der Schmied von Jüterbog: J. a. Eisen XV, 34, 38 f., 40, 48, 60 f., 86; 12, 301, 304, 305, 312, 320 f., 339 f. — Eulenpiegel: J. a. Eisen XV, 53; 12, 316; u. „Nimm Rat an . . .“ XV, 64; 12, 323 f. (f. auch S. 235 f.). — Der Knabe, der das Gruseln nicht lernen konnte: J. a. Eisen XV, 145; 12, 382. — Jung Siegfried: J. a. Eisen XV, 83; 12, 337. — Die drei Rolandsknappen: J. a. Eisen XV, 48 f.; 12, 312. — Die Synoptiker: J. a. Eisen XV, 104 f.; 12, 353.
500. Von der Bühne des Lebens; eine Rolle spielen; hinter und vor den Kulissen: J. a. Eisen XV, 50, 51, 67, 69, 101, 166, 187; 12, 313, 314, 325, 327, 351, 398, 412. — „Die höchste Regie, der . . .“ J. a. Eisen XV, 72; 12, 329. — Das Schlachtfeld des Daseins, der Degen des Leutnants Hegewisch: J. a. Eisen XV, 75, 76, 142 u. a.; 12, 331, 332, 380 u. a. — Der Brief an H. v. Wolzogen: f. S. 471. — Der Feuerwerker Ihusen: J. a. Eisen XV, 104, 65; 12, 353, 324. — „Sie könnten mir eine Million . . .“ J. a. Eisen XV, 144; 12, 381. — „Jugendbineta“: J. a. Eisen XV, 65; 12, 324.
501. Marie Jensens Zeichnung von Raabe f. R. R. 1913, S. 167.
503. „Bill man die Geschichte . . .“ Obf. XVI, 1; 13, 5. — Über „Das Obfeld“ vgl. Franz Hahne „Das Obfeld und Hastenbed“, Mitt. II, S. 77 ff. — Richard Hink „Studien zu Wilhelm Raabes historischer Erzählung „Das Obfeld“, Dissert. Prag 1926.
504. Der „Gutsherr von Bechelde“: Obf. XVI, 186 f.; 13, 138 f. — Der Herzog Ferdinand und Magister Buchius: Obf. XVI, 192 ff.; 13, 143 ff.

505. „Wir haben dann und wann...“ Dbf. XVI, 12; 13, 13. — „Die mit dem Trödel...“ f. Raabes Kleidersellerrebe (Anm. 472). — Raabes Zeichnung für die Kleiderseller und Brandes' Deutung dazu ist veröffentlicht in d. Mitt. XI, S. 81 ff.
506. Aber Raabes Beziehungen zum „Feuchten Pinsel“ vgl. Hans Martin Schulz „Wilhelm Raabe und der Feuchte Pinsel“, Mitt. XVII, S. 178 ff.
510. „Meine liebe Tochter...“ Lar XV, 321; 13, 264.
512. „Menschenkind, bist du...“ Lar XV, 265; 13, 222.
515. „Zu Ostern zieht man...“: Brief an Edmund Sträter, 25. Mai 1889. — „Affenwelt“: Lar XV, 361; 13, 295.
519. „Olmsblutundverwesungsquart“: Stopff. XVII, 156; 13, 433.
520. Aber „Stopftuchen“ f. Mitt. XVII, S. 105 ff. — Hans Uhrbeck, „Wilhelm Raabes Stopftuchen“, Dissert. Leipzig 1926.
- 521 f. „Unter der Feder liegen lassen“: Stopff. XVII, 81, 84, 117, 133, 204, 211, 212 u. a.; 13, 376, 378, 403 f., 415, 470, 475, 476 u. a.
522. „Ein halber Idiot“: Stopff. XVII, 166; 13, 441.
523. „Ich habe Kienbaum...“ Stopff. XVII, 79; 13, 374. — „triviale Abenteuerhistorien“: Stopff. XVII, 110; 13, 398 (f. S. 526). — „Also die Kugel an...“ Stopff. XVII, 68; 13, 366.
524. Aber den Briefwechsel mit Paul Heyse f. S. 411 ff. — „Ich war feist und faul...“ Stopff. XVII, 118; 13, 404. — „Schwach von Begriffen“: Stopff. XVII, 60; 13, 360.
525. Aber den Humor f. „Wilhelm Raabes Sendung“, S. 117 ff.
526. „Wenn Einer damals nicht...“ „Frau Valentine hatte natürlich...“ Stopff. XVII, 110; 13, 398.
527. „auf den Spieß laufen lassen“: Stopff. XVII, 137; 13, 418. — „Old German text-writing“: Kester XII, 111; 10, 209. — „Meine Bücher gewonnen...“ G. u. E. XVIII, 595; 15, 438.
528. „Er erzählt das, wie...“ Stopff. XVII, 143; 13, 423.
529. „Wir halten es weder...“ Abu T. VII, 377; 6, 557. — „Eduard, du ahnst es...“ Stopff. XVII, 161; 13, 437.
530. „Der Iemurenhafte Spuß“: Stopff. XVII, 175; 13, 447. — Anspielung auf Immermanns „Münchhausen“: Stopff. XVII, 142; 13, 422. — Anspielung auf Cervantes' Don Quijote: Stopff. XVII, 145; 13, 424.
531. „Gehe heraus aus dem Kasten“: Stopff. XVII, 73, 138; 13, 370, 419. — „Mir ist gleichgültig...“ G. u. E. XVIII, 593; 15, 436. — Frau Valentine: „Daß er das Leben...“ Stopff. XVII, 158; 13, 434. — Stopftuchens Hinweis auf Friedrich den Großen: Stopff. XVII, 62; 13, 361.
532. daß wir in „Stopftuchen“ jenen zweiten Teil von „Abu Telfan“...: vgl. dazu Friedrich Delze „Gibt es eine Fortsetzung des Abu Telfan?“, Mitt. XXVI, S. 115 ff.
533. (f. auch S. 516) das Schiff „Leonhard Hagebucher“: Stopff. XVII, 2, 57, 120; 13, 316, 357 f., 405. — Zur Einfielerklaufe f. S. 282.
535. „Am liebsten gehe ich...“ Culpf. X, 286; 9, 211. — „Der Horizont des Geschlechts...“ G. u. E. XVIII, 573; 15, 421. — „So eine deutsche alma mater...“ Stopff. XVII, 132; 13, 415.
537. Das Motto von Hölderlin im Notizbuch: f. S. 281.
538. „Sich selbst will das deutsche Volk nie“: G. u. E. XVIII, 585; 15, 430.

543. „Auf der einen Seite wollt ihr . . .“ Gutm. XVI, 247; 14, 16. — „Wie die Verhältnisse . . .“ Gutm. XVI, 359; 14, 96.
546. „Schwere Stunde sanfter zu machen“: J. Chron. I, 1; 1, 5.
547. „Wenn ein Franzose so das . . .“ G. u. E. XVIII, 595; 15, 438. — Der letzte Ausflug ins Jugendland s. „Altershaufen“.
549. „Die Tür war zu . . .“ Ged. XVIII, 421; 15, 311.
554. „in Merkators Projektion“: Kl. Zug. XV, 426, 431, 493 u. a.; 14, 199, 202, 246 u. a. — „Keplers Höhe“: Kl. Zug. XV, 446 f., 497 u. a.; 14, 213, 248 f. u. a.
555. „Die ganze weite Welt . . .“ Kl. Zug. XV, 399; 14, 179 f.
558. Über Hanns Fehner s. „Hanns Fehner und Wilhelm Raabe“ in „Hanns Fehners Lebensabend“, her. v. Hannah Fehner, Berlin 1932, S. 73 ff.
559. „vor der Versuchung . . .“ Brief an Edmund Sträter v. 13. 1. 1896.
560. Obergerichtssekretär Krumhardt: Die Amtsbezeichnung wechselt zwischen Oberregierungssekretär und Obergerichtssekretär. Offenbar hat Raabe die Änderung während seiner Arbeit vorgenommen, weil er Vater und Sohn nicht derselben Behörde zuweisen wollte. Bei der Durchsicht ist ihm dann die Anstimmigkeit entgangen.
561. „Die Tonne des Diogenes, den . . .“ Akten XVII, 270; 14, 378.
562. „Es steht geschrieben, daß . . .“ Akten XVII, 286; 14, 390.
563. Helenes „Verkletterung“ Akten XVII, 313 f.; 14, 411 f.
564. Veltens Brief aus New York an seine Mutter: Akten XVII, 338 ff.; 14, 430 ff. — „mit einem Herzen so . . .“ Akten XVII, 381; 14, 463. — „Schauerhaft müde“: Akten XVII, 365; 14, 451. — „Sei gefühllos . . .“ Akten XVII, 368; 14, 453.
566. „Was ich geworden bin . . .“ Akten XVII, 421; 14, 493. — Shakespeares Antonius und Kleopatra und Goethes Epilog zu „Effer“: Akten XVII, 422; 14, 494. — Über „Die literarischen Symbole in den Akten des Vogelsangs“ s. Mitt. XI, S. 8 ff. u. S. 33 ff.
567. Hans Hoffmann „Wilhelm Raabe“ („Die Dichtung“ Bd. 44) 1906, S. 16. — „Es war wahrlich . . .“: Fritz Hartmann „Wilhelm Raabe. Wie er war und wie er dachte“. Hannover 1910, S. 67. — Margarete Bönneken „Wilhelm Raabes Roman „Die Akten des Vogelsangs“, Marburg 1918. — „Er aber, mein Freund . . .“ Akten XVII, 360; 14, 446 f.
568. Goethes Epilog zu „Effer“: „Hier ist der Abschluß . . .“ Akten XVII, 341; 14, 432. — Helene darüber: Akten XVII, 422; 14, 494.
569. „Schreibe ich übrigens . . .“ Akten XVII, 331; 14, 425. — „ein Reich, das leider . . .“ Akten XVII, 271; 14, 379. — „Ich habe alles erreicht, was . . .“ Akten XVII, 306; 14, 406.
570. „Ich nehme wieder . . .“ Akten XVII, 374; 14, 457.
571. „zwei Jahre und zwei Monate konfus geschrieben . . .“: Brief an Edmund Sträter vom 10. 9. 1895.
572. „Alt, abgebraucht . . .“ G. u. E. XVIII, 596; 15, 439. — „Wem nicht jeder Satz . . .“ G. u. E. XVIII, 579; 15, 426.
574. Kampf gegen Druckfehler. — Am 17. Januar 1896 schrieb er an Marie Jensen: „Nö. auf S. 125 der Akten des Vogelsangs muß es heißen: „ein ganz b u m m e s Kind“, nicht „j u n g e s“. Letzteres bringt die Chronologie in Unordnung.“ — Dieser Fehler hat sich durch sämtliche Ausgaben bis in die zweite Gesamtausgabe hinein gerettet: Akten XVII, 300; 14, 401.

584. „Nach der herzoglich braunschw. *Ilias*...“: Brief an Robert Lange, R. R. 1912, S. 70. — Franz Hahne „Das Obfeld und Hastenbeck“, Mitt. II, S. 77 ff.
585. Geschichtliche Quellen zu „Obfeld“ und „Hastenbeck“ f. Westphalen, „Geschichte der Feldzüge Herzog Ferdinands von Braunschweig“, 6 Bde., 1859—73.
586. Aber Heinrich Stegmann vgl. L. R. S. 116.
587. „wie tapfer Hüon und wie schön Rezia ist...“ f. S. 341 u. Anm. — „daß die Lösung eines Lebensrätsels...“ f. Abel XI, 312; 10, 94 u. Autor IX, 469; 8, 256. — „Nicht den blutbesprigten...“: „Statuen deutscher Kultur“ Bb. XII, Gefhners *Idyllen*. Ausgewählt von Will Wesper 1907, S. 3; f. auch Hastenbeck XVIII, 116; 15, 88.
588. „Es ist wohl nicht zu verwundern...“ *Hastb.* XVIII, 26; 15, 23.
590. „Plein-air-Schriftsteller...“ G. u. E. XVIII, 586; 15, 431.
591. „Und wenn sie noch so...“ G. u. E. XVIII, 587; 15, 431. — „Sie meinen, ihre Kunst...“ G. u. E. XVIII, 587; 15, 432. — „Naturalismus: die...“ G. u. E. XVIII, 587; 15, 432.
592. „das große deutsche Buch...“ *Culpf.* X, 264; 9, 195. — „Unsere tägliche Selbsttäuschung...“ f. S. 28 Anm.
593. Aber Raabes Lebensgewohnheiten in seinen letzten Lebensjahren vgl. F. M. Schults „Der alte Herr“, R. G. S. 141 ff.
602. *capitis diminutio*: Entwürdigung. — Ordensverleihung: Raabe besaß damals schon den Bayerischen Maximiliansorden, der nur an hundert bedeutende Persönlichkeiten aus Kunst und Wissenschaft verliehen wurde. Raabe hatte an dieser Verleihung deshalb ehrliche Freude, weil er in ihr den Beweis sah, daß seine Lebensarbeit auch im Süden des Vaterlandes Anerkennung gefunden hatte.
603. Ich weiß im Wald ein kleines Haus...“ *Ged.* XVIII, 365; 15, 266.
604. „Hab ich die mir...“ *Altershjn.* XVIII, 223; 15, 163.
605. „Das schöne Wetter und...“ *Altershjn.* XVIII, 224; 15, 164. — Das Feuerwerk: *Altershjn.* XVIII, 226 f.; 15, 165 f. — „Gemischte Gefühle“, „Arzt hilf dir selber“: *Altershjn.* XVIII, 228; 15, 167. — „Bleib in den Stiefeln...“ *Altershjn.* XVIII, 239; 15, 174.
606. „Herr Rektor, Feyerabend...“ *Altershjn.* XVIII, 242; 15, 177. — „Da warst du, Mütterchen!...“ *Altershjn.* XVIII, 248; 15, 180. — „Wonneburgen der Walden...“ *Altershjn.* XVIII, 251; 15, 182. — *Odysseus*: *Altershjn.* XVIII, 257 f.; 15, 187.
608. „Heimweh nach dem, was...“ *Altershjn.* XVIII, 315; 15, 227.
609. „Das Heimweh nach der Jugend...“ *Altershjn.* XVIII, 323; 15, 233. — „Er hält sich ja gar nicht...“ *Altershjn.* XVIII, 328; 15, 237.
610. „Es wird weiter gefnadt!“ *Altershjn.* XVIII, 332; 15, 241. — „Die dumme Verkleidung...“ *Altershjn.* XVIII, 262; 15, 190. — „was ihm kein Traum...“ *Altershjn.* XVIII, 334 f.; 15, 242.
611. „Ja, und ich habe...“ *Altershjn.* XVIII, 311; 15, 225.
613. Aber „Altershäufen“ f. Wilhelm Brandes, *Mitt.* VI, 77 ff., 102 ff., VII, 6 ff.
614. Ferdinand Avenarius im „Kunstwart“, Oktober 1906.
615. In einem Briefe an Max Adler-Salzwedel vom 9. 4. 1909 äußerte Raabe sich sehr scharf gegen die geplante Verlängerung der Schlußfrist.

616. Aber das Erwachen Japans in den „Leuten aus dem Walde“ vgl. S. 198.
— Die Vision der dritten Sintflut: f. dazu S. 90 f.
623. Zu „Vögel aus demselben Nest, von demselben Gefieder“ f. Anm. zu S. 430.
624. „Den meisten modernen Kunstwerken . . .“ G. u. E. XVIII, 585; 15, 430.
625. „Es ist am Ende doch nur . . .“ G. u. E. XVIII, 591; 15, 435. — „Diese moderne Literatur mit ihrem Feuilletongeruch!“ G. u. E. XVIII, 586; 15, 431. — „Es ist jetzt der ästhetische . . .“ G. u. E. XVIII, 586; 15, 431.
626. „Nicht die behaglich Hinleibenden . . .“ G. u. E. XVIII, 583; 15, 429. — Bekenntnis des Subbetendeutschen — vgl. dazu das Bekenntnis Ernst Wiecherts zu Raabe: „Es gab schon einmal eine Zeit für mich, da er mich am Leben erhielt: 1918—1919“ vgl. „Ernst Wiechert. Der Weg eines Dichters“ von Hans Ebeling, Berlin 1937, S. 54.
627. „Ich gehöre jetzt allmählich . . .“ G. u. E. XVIII, 596; 15, 438. — „Du mußt dir immer vor die Seele . . .“ G. u. E. XVIII, 595; 15, 438. — „Es ist fraglich, ob . . .“ G. u. E. XVIII, 595; 15, 438. — „Heute behältst du recht . . .“ G. u. E. XVIII, 596; 15, 438.
628. Zu „anamnetischer Typus des 16. Jahrhunderts“ f. Wilhelm Heez, „Raabe. Seine Zeit und seine Berufung“, Berlin-Grünwald, S. 24.
629. Über Goethes Kampf mit seiner Zeit im „Göz von Berlichingen“ f. „Goethe im Lichte des neuen Weltens“, Braunschweig 1935, S. 20 ff.
- 632 ff. Über Raabe und das klassisch-romantische Humanitätsideal f. „Wilhelm Raabes Sendung“, Berlin-Grünwald 1929.
634. „Das ist das Schrecknis . . . daß die Kanaille . . .“ Schüdd. XIII, 266; 7, 199.
635. „Sie ist die einzige Gewappnete . . .“ Anr. Gäste XIV, 592; 12, 274. — „Ich lebe, denn das Ganze . . .“ Abu T. VII, 203; 6, 428.
636. „Es ist mit den Menschen . . .“ G. u. E. XVIII, 582; 15, 428.
637. Goethes Aufsatzentwurf „Über den Dilettantismus“ hat Raabe, wie aus seinem Handexemplar der Ausgabe letzter Hand hervorgeht, immer wieder gefesselt.
638. „Wahre Dichtungen halten . . .“ G. u. E. XVIII, 584; 15, 429. — Über Raabes Symbolik und Stellung zu Romantik und Realismus f. „Wilhelm Raabes Sendung“, S. 83 ff. — „Heimweh, die Quelle aller Poesie“: Nester XII, 19; 10, 142. — „Alle Poesie ist symbolisch . . .“ G. u. E. XVIII, 584; 15, 429.
639. Der „eine“ Leser: f. dazu S. 421 u. Anm. — „Eine kühle Hand, die sich . . .“ G. u. E. XVIII, 585; 15, 430.
- 639 ff. W. E. Badhaus „Das Wesen des Humors“, Leipzig (Wilhelm Friedrich) v. J. — Harald Höfßding „Humor als Lebensgefühl“, Leipzig 1918. — Heinrich Goebel „Vom Weltgefühl des Humors“, Hannover 1923. — Dazu das Kapitel „Humor“ in „Wilhelm Raabes Sendung“.
642. Siegfried Kadner „Kaffe und Humor“, München 1936.
643. „Nur diejenigen Kunstwerke . . .“ G. u. E. XVIII, 588; 15, 432.
644. „Über der Wiege des . . .“ Chron. I, 153; 1, 123.

Register

Naabes Werke

- Abu Telfan (Abu T.)** 31, 216, 222 Anm., 225, 248, 250, 256 f., 261, 262, 265, 267—299, 299, 302, 307, 311, 314, 315, 316, 344, 345, 355, 356, 371, 378, 380, 384, 412, 430 Anm., 438, 439, 455, 492, 524, 529, 532 f., 629, 632, 635 Anm.
Alte Nester (Nester) 30, 40 Anm., 40, 109, 114, 309, 393, 436, 437, 439, 440—452, 453, 455, 465, 496, 527, 638 Anm.
Altershausen (Altershjn.) 31, 40, 137, 440, 547 Anm., 592, 594—599, 603, 604, 604—613, 614, 620.
Auf dem Altenteil (A. d. Alt.) 439—440.
Auf dunklem Grunde (A. d. Gr.) 120 Anm., 159, 162.
Aus dem Lebensbuch des Schulmeistersleins Michel Haas (Haas) 141, 142—143, 155, 336.
Christoph Pechlin (Pechl.) 357, 383—385, 386, 387.
Das Horn von Wanja (Horn) 457—465, 496.
Das letzte Recht (L. R.) 190 f., 236, 411.
Das Obfeld (Obf.) 21 f., 38, 39 Anm., 40 Anm., 40, 121, 430 Anm., 502—505, 506, 511, 547 f., 572, 576, 584 f.
Der alte Musäus (Mus.) 253.
Der Dräumling (Dräuml.) 94, 144, 145, 222 Anm., 227, 356, 357, 367, 369—379, 383, 417, 542, 620.
Der gute Tag oder die Geschichte eines ersten April (gut. Tag) 417—418.
Der heilige Born (hl. Born) 122, 136 f., 141, 142, 150—155, 156, 158, 172, 173, 207, 261, 477.
Der Hungerpaster (Spst.) 102, 120, 183, 201, 202, 203, 208—223, 225, 226, 227, 228, 229, 236, 237, 244 f., 248, 249, 282, 284, 293, 297, 313, 337, 339, 340, 343, 344, 356, 367, 384, 412, 436, 438, 439, 455, 478, 547, 548, 573, 591, 602, 636.
Der Junker von Denow (Junker) 39 Anm., 40 Anm., 44, 120, 122, 124—129, 130, 156, 254, 261.
Der Lar (Lar) 507—512, 515, 516, 521.
Der Marsch nach Hause (Marsch) 350, 351—355, 357, 386, 524.
Der Regenbogen 120 Anm., 315.
Der Schüdderump (Schüdd.) 33, 136, 140 Anm., 216 f., 225, 290, 311, 313, 314, 315, 315—345, 349 f., 355, 356, 360, 361, 370, 378, 380, 384, 412, 439, 455, 492, 558 f., 587, 626, 634 Anm.
Der Student von Wittenberg (Studf. Wbg.) 44, 49, 53 f., 88, 95—100, 193, 231 f., 477.
Der Weg zum Lachen (Weg z. L.) 79—80, 101.
Des Reiches Krone (Krone) 161, 357—362, 364, 386, 492.
Deutscher Adel (Adel) 235 f. Anm., 430 Anm., 430—436, 437, 480, 587 Anm.
Deutscher Mondschein (Mondsch.) 310, 386—387.
Deutscher Mondschein (Sammlung) 386, 438.
Die Affen des Vogelsangs (Affen) 31, 430, 430 Anm., 557, 559—571, 572, 573, 574, 574 Anm., 575, 578, 620.
Die alte Universität (Univ.) 123—124.
Die Chronik der Sperlingsgasse (Chron.) 39 Anm., 45, 49 f., 60—76, 78, 79, 80, 81, 82, 84, 85, 88, 92, 94, 99, 101, 102, 103, 105, 106, 107, 109, 113, 117, 130, 132, 133, 135, 143, 147, 161, 162, 174, 177, 209, 216, 223, 229, 249, 294, 308, 314, 335, 367, 425, 436, 465, 468, 469, 470, 471, 478, 483, 546,

- 548, 572, 573, 594, 598, 614, 644 Anm.
- Die Gänse von Bügow (Gänse) 23, 248, 250—254, 315.
- Die Hämelschen Kinder (Häm. Kdr.) 201, 207—208, 315.
- Die Innerste (Inn.) 406, 408—410, 426.
- Die Kinder von Finkenrode (Kdr. Fink.) 37, 46, 49 Anm., 99 f., 102, 104, 105, 106—114, 115, 118, 120, 121, 122, 132, 162, 187, 369, 443, 449.
- Die Leute aus dem Walde (Leute) 183, 185, 190, 191, 192, 193—201, 206, 208, 209, 221 f., 244 f., 297, 356, 438, 478, 616.
- Die schwarze Galeere (schw. Gal.) 122, 156—158, 158, 159, 236, 254.
- Drei Federn (3 Fed.) 226, 228, 235, 236—246, 247, 248, 314.
- Ein Besuch (Besuch) 494—495.
- Eine Grabrede aus dem Jahre 1609 (Grabr.) 192—193, 236.
- Ein Frühling (Frühl.) 14 Anm., 60, 62 f., 74 Anm., 78, 79, 80—94, 95, 99, 101, 102, 105, 106, 109, 114, 153, 155, 183, 189, 200, 207, 249, 335, 367, 438, 477, 478, 616.
- Ein Geheimnis (Geh.) 155—156, 158.
- Einer aus der Menge (E. a. d. M.) 103 Anm., 118—121, 139.
- Esse von der Tanne (Tanne) 119 Anm., 182 Anm., 183, 229—232, 234, 315.
- Eulenspingsfen (Eulspf.) 401—404, 406, 415 f. Anm., 420, 438, 446, 534 f., 592 Anm.
- Gabian und Sebastian (Gab. Seb.) 61, 465—469, 470, 477, 478, 496.
- Gerne Stimmen 236.
- Frau Salome (Fr. Sal.) 367 Anm., 404—407, 410, 430 Anm., 559.
- Gedanken und Einfälle (G. u. E.) 13, 15, 48, 57, 207, 226, 262, 284, 295, 314, 339, 342, 393, 415, 453, 454, 469, 475, 484, 497, 527, 531, 535, 538, 547, 572, 590, 591, 624, 625, 626, 627, 636, 638, 639, 643.
- Gebelöcke (Geb.) 250, 257, 258—261, 315.
- Gebichte (Geb.) 49, 77, 106, 109, 118—120, 137, 141, 142, 144—150, 160, 162, 172, 182 Anm., 182, 183—187, 204, 234, 248, 338, 363, 438, 549.
- Gutmanns Reisen (Gutm.) 23, 106, 160 Anm., 538—544, 545, 548, 557.
- Halb Mär, halb mehr 130.
- Haftenbeck (Haftb.) 39 Anm., 115 Anm., 573, 574, 576, 578, 579—589, 590, 594, 597, 612, 614.
- Holunderblüte (Holbl.) 120, 134, 201, 206—207, 236, 337, 411, 439, 477.
- Horader (Hor.) 32 Anm., 38, 368, 377 Anm., 420—426, 436, 457 Anm., 465, 470, 548, 639 Anm.
- Hörter und Corvey (H. u. C.) 399—401.
- Im alten Eisen (I. a. Eisen) 24 Anm., 121, 235 f. Anm., 279 Anm., 430 Anm., 495, 496, 497—501, 502, 505, 548.
- Im Siegestranze (Siegetr.) 266—267, 315.
- Keltische Knochen (Kelt. Kn.) 136, 138, 229, 232—234, 315, 557.
- Kloster Lugau (Kl. Lug.) 550—557, 568.
- Krähenfelder Geschichten 393 ff., 417, 437, 455, 471.
- Lorenz Scheibenhart (Lor. Scheib.) 106, 115—118, 261.
- Meister Autor (Autor) 235 f. Anm., 387—392, 393, 465, 587 Anm.
- Nach dem großen Kriege (N. d. gr. Kr.) 120 Anm., 138 Anm., 142, 149 Anm., 158, 159, 160, 161, 162—167, 168, 176, 177, 198, 232.
- Pfisters Mühle (Pfist.) 430 Anm., 481—485, 486, 490.
- Prinzessin Fisch (Fisch) 476—478, 483, 496.
- Sankt Thomas (Thom.) 122, 168, 248, 250, 254—256, 315.
- Stopfuchen (Stopff.) 415 f. Anm., 516—533, 535, 545, 567.
- Theklas Erbschaft (Thekla) 59 f., 248, 250, 257—258, 386.

- Unruhige Gäste (Unr. Gäste) 159, 399, 430 Anm., 486—494, 495, 496, 548, 635.
- Unseres Herrgotts Kanzlei (Herrg. Kzl.) 44, 46, 50, 52, 53, 119, 120, 122, 167 f., 168, 172—178, 181, 183, 187, 225, 285, 438, 628.
- Vermorrenes Leben (Verw. L.) 187.
- Villa Schönow (Vill. Schön.) 430 Anm., 473, 478—480, 496.
- Vom alten Proteus (Prot.) 28 Anm., 33 Anm., 228 Anm., 411, 413—417, 419, 592 Anm.
- Weihnachtsgeister (Weihn.) 103—105, 109, 139.
- Wer kann es wenden? (W. f. e. w.) 129 f., 131, 133, 137, 141, 142, 143—144, 152, 162.
- Wunnigel (Wunn.) 426—430, 431, 436, 455.
- Zum wilden Mann (Z. w. M.) 393—399, 455, 488, 489, 493, 548.
- Tagebuch
 14, 102 f., 104, 105, 106, 111, 122, 129, 131 ff., 133, 135, 136, 136 f., 137, 138, 140 f., 141, 142, 145, 158, 159, 160, 169, 186, 187, 201, 203, 223 f., 224, 226, 246, 247, 248, 249, 251, 258, 262, 266, 268, 289, 294, 301, 308, 311, 312, 313, 315, 337, 350, 351, 355, 356, 357, 361, 364, 365, 371, 381, 390, 393, 400, 407, 420, 437, 438, 439, 449, 451, 453, 457, 470, 477, 485, 495, 516, 548, 558, 573, 575, 579, 585, 594, 595, 598, 599, 614, 619, 620.
- Notizbücher
 182 ff., 185, 186, 191, 201, 216, 218, 224, 226, 234, 248, 256, 257, 262, 263, 281, 284, 285, 287, 335, 336, 351, 361, 386, 406, 407, 410, 429, 454, 475, 476, 537, 572.
- Briefwechsel
 14, 28, 31, 32, 34 Anm., 37, 37 Anm., 55, 65 Anm., 75 Anm., 76, 94, 99, 101 f., 102, 103, 104, 106, 129, 131, 132, 133, 135, 137, 141, 142, 155, 170 f., 174, 187, 188, 203, 205, 228 f., 247, 247 f., 249, 261, 263 f., 268, 290, 299, 304—307, 307 f., 308, 310, 310 Anm., 311 f., 313 f., 315 f., 336, 338, 345, 350, 356, 366, 367 Anm., 369, 371 f., 381, 382, 382 f., 384 f., 390, 407, 407 f., 411—413, 417 Anm., 418 Anm., 420 Anm., 420, 425 f., 439, 452, 456 f., 464, 471, 489, 492, 493, 493 f., 496, 497, 500, 501 f., 507, 515 Anm., 532, 534, 535 f., 545, 559 Anm., 572 f., 574, 574 Anm., 575, 578, 590, 591 f., 594, 601 f., 603, 612, 614, 615 Anm., 617, 618, 619, 620, 624, 626.

N a m e n

- Abeken, Bernhard 472, 473, 506.
- Abler, Max, Gymnasialdirektor 343 Anm., 615 Anm., 620.
- Ahrbeck, Hans 520 Anm.
- Albrecht, Prinz von Preußen, Regent von Braunschweig 602, 615.
- Alexis, Willibald 62.
- Amelung, Bankdirektor 543.
- Anderßen, Hans Christian 74, 105.
- Annete, Familie 139.
- Aristophanes 253.
- Arndt, Ernst Moritz 44.
- Avenarius, Ferdinand 614.
- Badhaus, W. E. 639 ff. Anm.
- Babenroth, Förster 547.
- Balzac, Honoré de 47, 103.
- Baß, Josef 390 Anm., 415 Anm.
- Baumgarten, Albert 78, 160, 544.
- Bedurfs, Heinrich 481.
- Beethoven 612.
- Behrens, Gustav, Studienrat 601.
- Bennigsen, Rudolf von 149, 542.
- Berlin 50, 58, 59—62, 66, 76, 81, 88, 99, 100, 101, 102, 103 ff., 107, 109, 110, 111, 130, 142, 144, 148, 174, 258, 285, 299, 430, 443, 451.

465, 478 ff., 483, 485, 498, 499, 533, 560, 562 ff., 620, 627.
 Billerbed, Rektor 38, 424.
 Birch-Pfeiffer, Charlotte 470.
 Bismarck, Fürst Otto von 262, 265, 309 f., 534 f., 536 ff., 543, 573, 579, 585 f., 618.
 Blüthgen, Viktor 480.
 Bodenstein, Friedrich 480.
 Bodenstein, Professor 547.
 Böhlke, Opersänger 139.
 Böhme, Jakob 103, 105, 219.
 Bönneken, Margarete 567 Anm.
 Börne, Ludwig 221.
 Boffen 420, 447, 580 ff., 586.
 Bohnsch, Gustav 507, 511, 548, 596.
 Boffe, Familie von 192, 266.
 Brandes, Wilhelm 42 Anm., 181 Anm., 182, 216 Anm., 223 Anm., 226 Anm., 250 Anm., 256 Anm., 266 Anm., 281 Anm., 415 Anm., 472 Anm., 473, 474, 476 Anm., 505, 506, 534, 547, 550, 569, 597, 599, 600 f., 602, 603, 613, 621, 627.
 Brauns, Kleiderfeller 547.
 Braunschweig 21, 24, 25, 94, 95, 100 f., 117 f., 140, 147, 162, 168, 235, 248, 249, 251, 310, 320, 350, 356, 364 ff., 367 ff., 372, 379 ff., 389 f., 392, 416, 417, 437, 447, 470 ff., 480 f., 503, 504, 505 ff., 544, 579, 585, 593, 599 f., 601, 602 f., 615, 629.
 Bregenz 350 ff., 393.
 Breymann, A. 77 Anm.
 Buchheister, Maler 138.
 Bürger, Gottfried August 337, 420.
 Buern im Kreienfelde, Klub der 367 f., 390, 470, 472.
 Büßing, Kleiderfeller 547.
 Bulwer, Edward Lytton 103.
 Buttler, General von 192.
 Byron 226, 227, 293.
 Cervantes 530.
 Claudius, Matthias 605.
 Cober, Gottlieb 580, 587.
 Creuzsche Buchhandlung, Das Goldene Weinsäß (s. auch Kretschmann) 45 ff., 48, 49, 50, 52, 53, 62, 102, 178, 617.

Dahn, Felix 503.
 Dante 205, 293, 300, 351, 446.
 Dellfs, Sophie 439.
 Dessauer, Julius Heinrich 218, 227.
 Devrient, Emil 88, 133.
 Didens, Charles 74, 188, 189 f., 217, 222, 245.
 Dill, Amtsrichter 204.
 Dingelstedt, Franz 219.
 Dreierklub, der 474 f.
 Dresden 131, 132—134, 135, 337.
 Drosste-Hülshoff, Annette von 116, 476.
 Dürer, Albrecht 355.
 Düfel, Friedrich 100 Anm.
 Dult, Friedrich Albert 205, 224.
 Dumas, Alexander d. Alt. 47, 620.
 Ebeling, Hans 626 Anm.
 Ebers, Georg 503.
 Ebner, Emil 248 f.
 Edermann, Peter 294, 295, 298 Anm.
 Eggeling, Pastor 472.
 Eichendorff, Joseph von 638.
 Elisabeth, Großherzogin von Oldenburg 615.
 Engelbrecht, Louis, Rechtsanwalt 474, 506, 599, 602.
 Erdmann, Gustav Adolf 300 Anm.
 Eschershausen 25, 27, 36, 39, 456, 471, 548, 602.
 Falk, Johannes 294, 296, 404.
 Fehner, Hanns, Professor 558.
 — Hannah 558 Anm.
 Fehn, Kammersekretär 547, 548.
 Ferdinand, Herzog von Braunschweig 504, 576, 583, 584, 585.
 Feuchter Pinsel 506 f., 511, 548.
 Fischer, Johann Georg 205, 224.
 — Ostar 368.
 Flemming, Verlag 187.
 Flensburg 315, 365—367, 470.
 Floto, Staatsanwalt, Schwager Raabes, 235, 308.
 Fontane, Theodor 496.
 Frankfurt a. Main 139, 149, 308, 401 ff.
 Freiburg i. B. 456, 470, 558.

- Freiligrath, Ferdinand 43, 205, 555 f.,
 598.
 Frenssen, Gustav 452.
 Freitag, Gustav 132, 224, 546, 636,
 639.
 — Hans 618.
 — Helmut 387 Anm.
 Fried, „Herbergsvater“ des „Grünen
 Jägers“ 472.
 Friedrich der Große 260, 504, 531,
 576, 579, 583, 585.
 Fuchtel, Paul 77 Anm.
 Fulda, Ludwig 300 Anm., 480.
 Gerber, Paul 440 Anm., 576 ff.
 Gerstäder, Friedrich 132.
 Gerbinus, Georg Gottfried 462 ff.
 Gekner, Salomon 580, 582, 584,
 587 ff.
 Giese, Robert 133.
 Glaser, Adolf 15, 78, 100 f., 106, 114,
 129, 140, 143, 155, 168, 169, 192,
 224 f., 261, 336, 338, 345, 361, 371,
 404, 480, 485, 495.
 Goebel, Heinrich 472 Anm., 639 ff.
 Anm.
 Goethe 12, 15, 36, 42, 85, 98, 110,
 120, 145, 147, 151, 167, 168, 171,
 183, 188 f., 190, 207, 242, 245, 250,
 253, 270, 273 f., 293, 293—297,
 298, 303, 309, 371, 373, 376, 389,
 403, 404, 406 f., 448 f., 451, 463,
 477 f., 478, 486, 515, 521, 524,
 527, 529, 564, 566, 568, 577, 590,
 592, 597, 598, 612, 629, 630 f.,
 632—636, 637, 643.
 Götting, Bildhauer 548.
 Göttingen, Philos. Fakultät der Uni-
 versität 602.
 Gottschall, Deutsche Nationalliteratur
 169.
 Grabbe, Christian Dietrich 392, 598.
 Griespenferl, Robert 480, 481.
 Grillparzer, Franz 373.
 Grimm, Hans 70.
 Grote, G., Verleger 417 Anm., 425,
 508.
 Guntber, Ernst Julius, Verleger, 384.
 Guntter, Otto 205 Anm.
 Guxkow, Karl 133.
 Hadländer, Friedrich Wilhelm 139,
 203, 299, 356.
 Hänfelmann, Ludwig, Stadtarchivar
 367, 368, 471, 472, 473, 474, 503,
 505, 506, 550, 586, 616, 629.
 Häußler, Kleiderfeller 547.
 Habne, Franz 20 Anm., 34 Anm.,
 181 Anm., 387 Anm., 408 Anm.,
 503 Anm., 584 Anm.
 Hallberger, Verleger 290, 344, 355,
 356, 386.
 Hallstatt 138, 232—234, 557.
 Hamel, Oberst von 192, 224.
 Hart, Brüder 484.
 Hartmann, Fritz 265 Anm., 567 Anm.
 — Moritz 205.
 Harz, der 19 f., 27, 33, 158 f., 163,
 164, 229 ff., 232, 317, 319 f., 323,
 336, 349, 393, 395 f., 404 f., 406,
 408 ff., 437, 438, 470, 534, 583.
 Hauff, Hermann 139.
 Hebbel, Friedrich 75, 135.
 Hees, Wilhelm 628 Anm.
 Hegel, Wilhelm Friedrich 60, 479.
 Heine, Heinrich 221, 494.
 Heraklit 448.
 Herbstsche Weinstube 593.
 Hermann, August 548.
 Herze, Hans, Professor 548.
 Hesse, Max, Verlag 367 Anm.
 Heple, Paul 310 Anm., 411—413,
 420, 425 f., 452, 524, 530, 534, 546.
 Hillern, Wilhelmine von 470.
 Hinke, Richard 503 Anm.
 Höfer, Edmund 103, 114, 139, 191,
 192, 202, 205, 306, 596.
 Höfding, Harald 639 ff. Anm.
 Hölberlin, Friedrich 281, 537.
 Hölty, Ludwig Heinrich Christoph 107.
 Hoffmann, E. T. A. 75, 88 f., 105.
 — Hans 567, 603.
 — von Fallersleben 309, 447.
 Holbein, Hans d. J. 470.
 Holzminden 20 ff., 24, 25, 27, 29,
 36—38, 39, 102, 109 f., 152, 153,
 308 f., 310, 421, 424, 447, 504.
 Homer 253.
 Horaz 80, 253.

- Buch, Rudolf 78 Anm.
 Hüttenrode 159, 164, 235, 310, 319, 406.
 Huschte, Annie 174 Anm.
 Iß, Johannes 205 Anm.
 Immermann, Karl Leberecht 306, 412, 420, 424, 429, 450, 530, 620.
 Janke, Otto, Verleger 187, 208, 223, 236, 249, 282, 378, 386, 626.
 Jean Paul 75, 171, 234, 293, 412, 434, 452, 455.
 Jeep, Johann Friedrich 27.
 — Christian 40, 41, 55, 76, 102, 158, 159.
 — Justus 27, 40, 41, 55, 76, 102, 169.
 — Wilhelm 139.
 Jenß, Fritz 207 Anm., 254 Anm., 391 Anm., 499 Anm.
 Jensen, Marie 31, 32, 94, 104, 174, 301, 302, 304 ff., 310 Anm., 311, 313 f., 315, 350, 356, 365 ff., 456, 470, 501 f., 558, 572 f., 574 Anm., 575, 578, 601 f., 612, 617, 618, 619.
 — Wilhelm 31, 104, 121, 174, 205, 300—307, 310 Anm., 311, 313 f., 315, 343, 350, 356, 365 ff., 398, 399, 411 Anm., 418 Anm., 446, 448, 454 ff., 470, 475, 501 f., 558, 575, 578, 594, 603, 617, 618, 619.
 Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Regent von Braunschweig 615.
 Jordan, Wilhelm 595.
 Junge, Hermann 222 Anm.
 Juvenal 337, 338.
 Kadner, Siegfried 642 Anm.
 Kant, Immanuel 596.
 Karl I., Herzog von Braunschweig 579, 581, 583, 584.
 Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig 20 f., 579.
 Karpeles, Gustav 595.
 Kassel 20, 71, 308, 364, 539.
 Keil, Ernst 131, 132, 143.
 Keller, Gottfried 42, 310 Anm., 639.
 Kerper, Theobald 205.
 Kirchenpauer, Gustav Heinrich 473, 505, 506, 547.
 Kleiberjeller, die 368, 471—474, 481, 505 f., 534, 547 f., 550, 558, 603, 617.
 Klemm, Hermann, Verleger 627.
 Klippel, Theatermaler 548.
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 253, 310.
 Kober, Verleger 129, 134, 137, 141, 142.
 Koburg 159, 160 f., 539—544.
 Koch, Paul de 103.
 Köpp, Procurator 160.
 Körner, Theodor 26, 161, 162, 366.
 Kobl, Albert 532.
 Kopp, Cäcilie 438.
 Kretschmann, Karl Gottfried 46.
 — Reinhold 46, 53, 62.
 — Oberlehrer 46.
 Kröner, A., Verleger 344, 494, 496.
 Kub, Emil 310 Anm.
 Lafontaine, Jean de 375.
 Lange, Robert 584 Anm.
 Lau, Thaddäus 34 Anm., 37, 38, 39, 55, 65 Anm., 72 Anm., 170 f., 188.
 Lazarus, Moritz 480.
 Leipzig 131 f., 135, 173, 268, 337, 485, 489.
 Leiste, Bertha (s. unter Raabe).
 — Caroline, geb. Seyden 159, 191, 203, 247, 251, 266, 310, 356, 364, 365.
 — Christoph Ludwig 169.
 — Karl, Rechtsanwalt 141, 247, 251, 345, 544, 549.
 Leizen, Johannes, Professor 506, 548.
 Lenau, Nikolaus 305.
 Lepsius, Karl Richard 60.
 Lessing, Gotthold Ephraim 100, 169, 260, 550, 570, 601.
 Leuthold, Heinrich 205.
 Lindau (Bodensee) 351, 354.
 Lingg, Hermann 138, 205.
 Linz 135, 137, 232—234.
 Lissauer, Ernst 205 Anm.
 Löwe, Gebor 205.
 Lohmeyer, Julius 603.
 Longfellow 103.

Lortzing, Albert 69.
 Lübeck 235, 386, 498.
 Luther, Martin 33, 98, 152, 167, 173,
 177, 293, 628.
 Macaulay 103.
 Magdeburg 45—54, 55 f., 60, 95—99,
 102, 116, 119, 148, 151, 167, 168,
 171, 173—178, 193, 230, 231, 285,
 308, 557, 617, 628, 629.
 Malkrobers 103.
 Manteuffel, Otto von 148.
 Marggraf, Hermann 131 f.
 Maßberg, Karl 117 Anm.
 Menzel, Wolfgang 139.
 Michelet, Karl Ludwig 60.
 Minden 161, 576, 578 f., 598, 599.
 Miquel, Johann 149.
 Moltke, Helmuth, Graf 46, 309.
 Morfier, Edoard de 546.
 Müller, Ernst 615, 618.
 — Otto 205, 248, 300, 306.
 München 138, 533, 557, 558.
 Musäus, Johann Karl August 253.
 Rabler, Josef 349.
 Nationalverein, Deutscher 149, 159,
 160 f., 191, 262, 264, 539—544.
 Nicolai, Friedrich 251, 252 f.
 Nießche, Friedrich 536, 632.
 Nooth, Pastor 161, 539, 541.
 Notter, Friedrich 205, 224, 300, 306,
 351.
 Novalis (Friedrich, Freiherr von Har-
 denberg) 637.
 Nürnberg 161, 357—362, 364, 557,
 558.
 Delze, Friedrich 532 Anm.
 Opitz, Martin 473.
 Osten, von der, Assessor 547.
 Ostertag, Otto 203 Anm., 205 Anm.
 Pauli, Hofschauspieler 351.
 Plagge, Vetter Raabes 310.
 Platen, August, Graf von 530 f.
 Poe, Edgar Allan 103.
 Polto, Elise 161, 285, 382.
 Prag 129, 131, 134 f., 141, 154, 206 f.,
 337.

Raabe, Johann Justus 19 f.
 — Johann Christoph 20, 24.
 — Georg Christian Ludwig 20.
 — Martin Johann Christian 20.
 — Rudolf Christian Heinrich 20.
 — August Heinrich 20—25, 28, 32,
 34, 37, 39, 102, 115, 253.
 — Charlotte Eleonore, geb. Schotte-
 lius 21, 24.
 — Karl Emil Heinrich 25, 102.
 — Gustav Karl Maximilian 20, 21,
 25—30, 32, 34, 37, 38, 40, 96, 101,
 102, 115, 162, 308.
 — Auguste Joh. Friedr. geb. Jeep 26,
 27, 30—32, 34, 36, 37, 38, 40, 54,
 55, 62, 100, 131, 132, 133, 134,
 135, 150, 186, 189, 199, 228 f., 247,
 247 f., 249, 263, 268, 286, 299, 307,
 308, 310, 312, 313, 315 f., 345, 364,
 407 f., 410, 411, 434, 440, 598, 612.
 — Emilie 38, 141, 203, 247, 364, 407,
 601, 619.
 — Heinrich 38, 94, 106, 141, 150,
 228, 247, 307, 310, 420, 437.
 — Luise, geb. Bratebusch 307, 310.
 — Bertha, geb. Leiste 77, 140 f.,
 169—170, 171 f., 182, 184, 187,
 191 f., 202, 203, 205, 235, 236, 247,
 249, 263, 302, 306, 308, 309, 310,
 312, 315, 336, 356, 365, 366, 367,
 380 f., 393, 406, 436, 438, 454, 501,
 549, 557, 558, 575, 576, 578, 593 f.,
 601, 603, 617, 618, 619, 621.
 — Margarete 41 Anm., 77 Anm.,
 202, 203, 208, 235, 236, 264, 308,
 309, 310, 311, 312, 313, 364, 438,
 475, 501, 533, 557, 575, 601, 616,
 617, 619.
 — Elisabeth, verh. Wasserfall 312,
 365, 438, 533, 557, 558, 559, 574,
 575 f., 576, 578, 598, 620.
 — Klara, verh. Behrens 393, 438,
 533, 557, 601.
 — Gertrud 436, 438, 440, 533, 549 f.,
 557, 567, 568, 612.
 Raabe, Wilhelm
 Vorfahren 19—32; Bluterbe und
 raffische Bebingtheit 32—36; Ge-

burt 1831, Eschershausen 36; Kindheit in der Weserheimat: bis 1842 Holzminden 36—38, bis 1845 Stadtoldendorf 38—40. Bis 1849 Schuljahre in Wolfenbüttel 40—45; zeichnerische Begabung 41—42; das Aufsatzheft des Tertianers 42—45; das Jahr 1848: 45.

Magdeburger Buchhändlerlehrezeit 1849—1853: 45—54. Die erste Heimkehr und Zwischenjahr in Wolfenbüttel 55—58. **Berliner Studienjahre** 1854—1856 und zweite Heimkehr 59—63. Die Chronik der Sperlingsgasse 60—76.

Erste Wolfenbütteler Schaffensperiode 1856—1859:

Gesellschaftliches Leben in Wolfenbüttel 76—78. Ein Frühling, Der Weg zum Lachen 78—94. Der Student von Wittenberg 95—100. Adolf Glafer und Westermann 100 f. Reise ins Weserland und nach Berlin (1857) 101 ff.; Beginn des Tagebuchs (1. 10. 57) 102 f. Weihnachtsgeister 103—105. Die ersten Verse (Dez. 1857) 106. Die Kinder von Finkenrode 106—114. Lorenz Scheibenhart 106, 115—118. Erste Lyrik, Einer aus der Menge 118—121. Geschichtsstudien 122. Die alte Universität 123. Der Junfer von Denow 124—129. Die Bildungsreise 1859, politische Lehrzeit 130—140.

Zweite Wolfenbütteler Schaffensperiode 1859—1862:

Bertha Leiste 140 f. Michel Haas, Wer kann es wenden? 141—144. Schillerfeier 1859, politische Lyrik 144—150. Der heilige Born 141 f., 150—155. Ein Geheimnis, Die schwarze Galeere 155—158. Harzreise (1860), Reise ins Frankenland, Deutscher Nationalverein, Koburger Tagung (1860) 158—161. Nach dem großen Kriege, Auf dunklem Grunde 158—167. Verlobung mit Bertha Leiste (14. 3. 1861), Liebes-

glück 169—172. Unseres Herrgotts Kanzlei 167 f., 172—178. Neue Lyrik 172, 181—187. Der Erziehungsroman, Goethe, Dickens 188—190. Das letzte Recht 190.

Stuttgarter Jahre 1862—1870:

Heirat (24. 7. 1862) und Übersiedelung nach Stuttgart 191 f. Eine Grabrede a. d. J. 1609: 192 f. Die Leute aus dem Walde 190, 191, 193—201. Geburt der ersten Tochter Margarete (17. 7. 1863) 203; Leben in Stuttgart, das „Bergwerk“, das „Sonntagskränzchen“ 202—206. Solunderblüte 206 f. Die Hämelschen Kinder 207 f. Der Hungerpastor 208—223. Dramatische Pläne (Violante, Michal u. a.) 223—226. Vers-epos (Plan zur Königin von Saba) 226—228. Else von der Tanne 229—232. Keltische Knochen 232—234. Reise nach Norddeutschland (1864) 229, 234—236. Drei Federn 236—246. Das Stuttg. Jahr 1865: 247—250. Die Gänse von Bülow 250—254. Sankt Thomas 254—256. Theklas Erbschaft 257 f. Gedelöde 258—261. Neue politische Lehrzeit, das Kriegsjahr 1866: 262—266. Im Siegesfranze 266 f. Abu Telfan 248, 256 f., 262, 264 f., 267—299. Goethe 293—297. Wilhelm Jensen 205 f., 300—307. Reise nach Norddeutschland (1867) 307—311. Schüdderump-Stimmung 311 ff. Geburt der zweiten Tochter Elisabeth (17. 6. 1868) 312. Schopenhauer 312 ff. Jensens verlassen Stuttgart (Dez. 1868) 315. Der Schüdderump 311, 313, 315—345. Heimkehrgedanken 349 ff. Besuch Jensens in Stuttgart (14. 7. 1869) und gemeinsame Reise: Schweiz, Bregenz, Lindau 350 ff. Der Marsch nach Hause 350—355. Des Reiches Krone 357—362. Ausgang der Stuttg. Zeit 356 f., 362 ff. Übersiedelung nach Braunschweig (17.—21. 7. 1870), Kriegsbeginn 364 f.

In Braunschweig 1870—1910:

Der Krieg 1870, Reise nach Flensburg (9.—27. 9. 1870) zu Jensens 364—367. Im Krähenfeld, Klub der „Buern im Kreienfelde“, die „Kleiderfeller“, der große Klub 367 ff. Der Dräumling 356, 357, 367, 369—379. Im neuen Reich 379 ff. Christoph Pechlin 383—385. Deutscher Mondschein 386 f. Meister Autor 387—392. Geburt der dritten Tochter Klara (14. 8. 1872) 393. Sommeraufenthalt mit Familie in Harzburg (1873) 393. Schopenhauer 394 f., 415 f. Zum wilden Mann 393—399. Hörter und Corbey 399—401. Eulenspingsten 401—404. Sommeraufenthalt mit Familie in Harzburg (1874) 404. Frau Salome 404—407. Tod der Mutter (1. 11. 1874) 407 f. Die Innerste 408—410. Stellung in der literar. Welt 411—413. Vom alten Proteus 413—417. Krähenfelder Geschichten 394, 417. Der gute Tag 417 f. Neuer Aufstieg, Rückkehr zum Roman 419 f. Reise ins Weserland (Juli 1875) 420. Horader 420—426. Wunnigel 426—430. Deutscher Adel 430—436. Geburt der vierten Tochter Gertrud (19. 2. 1876) 436. Harzreise (Mai 1878) 437. Harzaufenthalt mit Familie in Altenau (Juli 1878) 438. Literar. Erfolge im Ausland, Übersetzungen von Werken 438 f. Auf dem Allenteil 439 f. Alte Nester 437, 439, 440—452. Wilhelm Jensens Würdigung Raabes (1879) 454 ff. Das Horn von Wanza 457—465. Das 25jährige Jubiläum des „Federansetzungstages“ (15. 11. 1879) 457, 465, 468. Fabian und Sebastian 465—469. Juli 1880 mit Familie in Altenau, Sept. 1880 in Freiburg bei Jensens 470. Feier des 50. Geburtstages (8. 9. 1881) 470 ff. Die „Kleiderfeller“ 471—474. Der „Dreierklub“ 474 f. Prinzessin Fisch 476—478. Villa Schönnow

478—480. Der Deutsche Schriftstellerbund in Braunschweig (Sept. 1882) 480. Pfisters Mühle 481—485. Bruch mit Westermann 485. Unrubige Gäste 486—494. Ein Besuch 494 f. Im alten Eisen 495—501. Das Obfeld 502—505. Die Zeichnung für die Kleiderfeller 505 f. Der „Feuchte Pinsel“ 506 f. Eine ungedruckte und verschollene Weihnachtsfestsage 508. Der Lar 507—512. Schopenhauer 515 f., 524. Stopfuchen 516—533. Ehrenfeld von der Schillerstiftung (1886) 534. Stellung zur Reichspolitik und zu Bismard 534 ff. Gutmanns Reisen 538—544. Lebenswirkung im In- und Ausland 545 f. Würdigung durch Morfier-Paris (1890) 546 f. Letzter Ausflug ins Jugendland (21. 9. 1890) 547 f. Der 60. Geburtstag (8. 9. 1891), Fuldigung durch den „Feuchten Pinsel“ 548. Tod der Tochter Gertrud (24. 6. 1892), das letzte Gedicht 549 f. Kloster Lugau 550—557. Letzte Reise nach Süddeutschland mit Familie, Juli 1893, Besuch bei Jensens, Sechners Raabebild in der Ausstellung in München 557 f. Verlobung der Tochter Elisabeth mit Dr. Wasserfall (Weihn. 1893) und Verheiratung (15. 1. 1895) 558 f. Feier des 40jähr. Schriftstellerjubiläums (15. 11. 1894) durch die Kleiderfeller 558. Lebenslängl. Pension von der Schiller-Stiftung (10. 11. 1894) 558. Gesamtausgabe der Gesam. Erzählungen (1895) 559. Die Akten des Vogelfangs 559—571. Reise nach Wilhelmshaven zu Wasserfalls (Sept. 1895) 574 f. Geburt des ersten Entels Kurt Wasserfall (30. 3. 1896) 575 f. Besuch bei Wasserfalls in Minden (Okt. 1897) 576. Paul Gerbers Buch über Raabe (1897) 576 ff. Reise nach Minden (Juli 1898) 578 f. Hastenbed 573, 578—589. Raabe als Schriftsteller a. D. 590 ff. Die Herbstliche Wein-

- stube 593. Im Zeichen des 70. Geburtstages 595 ff. Juli 1899 in Minden 598. August/Sept. 1902 in Borkum und Minden 599. Der letzte Wohnungswechsel nach Leonhardstraße 29 a, Hochzeit der Tochter Klara (24. 7. 1901) 601. Die Feier des 70. Geburtstages 599—604. Brandes' Buch über Raabe 600 f. Altershausen 594—599, 604—613. Letzte Lebensjahre 614 ff. Ehrung durch den Regenten Johann Albrecht 615. Der 75. Geburtstag (8. 9. 1906) 617. Sommerreise nach Niendorf bei Travemünde (1907) 618. Das erste Raabe-Denkmal 618. Reise nach Rendsburg und Krankheit 619 f. Tod der Schwester Emilie 619. Letzte Krankheit 620. Ehren doktor der Medizin 620. Tod (15. 11. 1910) 620 f.
- Reisen**
102, 103, 106, 109, 130—140, 158 f., 159, 160 f., 191, 229, 234—236, 307—311, 336, 350—352, 364, 365 f., 393, 404, 406, 420, 437, 438, 470, 501, 534, 547 f., 557 f., 574 f., 576, 578, 598, 599, 617, 618, 619.
- Raabe-Gesellschaft** 622 f.
Raabe-Stiftung 643.
Raspe 420.
Reclam, Philipp, Verlag 398, 412, 489.
Reidemeister, Sophie 19 Anm.
Reißstab, Ludwig 75, 103.
Rembrandt 133.
Rendsburg 619.
Reuper, J. 225.
Reuter, Fritz 252, 289, 454.
Richter, Ludwig 618.
Rindke, Architekt 472, 506.
Ritter, Carl 60.
Rodenberg, Julius 485.
Roethe, Gustav, Univ.-Prof. 602.
Rollenhagen, Georg 53 f., 95—99, 151, 193, 230, 231.
Rossmann, Landrichter 472.
Rüdert, Friedrich 541.
Rustige, Heinrich 205, 224.
Ruthmann, Friedrich 19 Anm.
- Sanne, Wilhelm** 234 Anm.
Sarnow, Emil 603.
Scharrer, Walthar 477 Anm.
Scheffel, Viktor 473.
Scherenberg, Christian Friedrich 480.
Scherer, Georg, Professor 205, 558.
Schiller, Dr., Apotheker 548.
Schiller, Friedrich 70, 145, 146, 149, 160, 171, 201, 220, 228, 242, 252, 263, 293, 294, 340, 370, 371, 373, 376, 590, 620, 625.
Schiller-Fest 142, 144 ff., 149, 160, 369—378, 542.
Schiller-Stiftung 236, 534, 558.
Schmidt-Pfeilsiedel, Karl von 77.
Schönhardt, Karl, Jurist, zuletzt Generalsstaatsanwalt 205, 382, 536.
Scholl, Gymnasialprofessor 205.
Schopenhauer, Arthur 69, 296, 312 ff., 337, 338, 394 f., 403, 415—417, 446, 515 f., 524 f., 526, 532.
Schotte, Ernst, Verleger 101, 102, 103, 104, 114, 130, 142, 167, 177, 229, 248, 249.
Schottelius, Charlotte Eleonore (f. Raabe).
— Maximilian Christoph Ludwig 21, 24, 25, 143.
— Justus Georgius 24.
— Hüttenmeister 143.
— Rudolf 436.
Schrader, Karl 77.
Schultes, Carl, Schauspieler 367.
Schulz, Hans Martin 37 Anm., 506 Anm., 593 Anm.
Sed, Kleiderfeller 547.
Seebaß, Bürgermeister 28, 101 f.
Seume, Johann Gottfried 164.
Shakespeare 207, 224, 293, 551, 554, 555 f., 566, 590, 612.
Speyer, Marie 206 Anm.
Spielhagen, Friedrich 413, 546, 595, 639.
Spiro, Heinrich 205 Anm.
Spieß, Gustav 77.
— Wilhelm 77.
Stadtdöbendorf 25, 28, 37, 38—40, 41, 101, 102, 109, 308, 309, 503, 506, 547.

- Stäger, Franz, Verleger 62, 99, 101.
 Stegmann, Heinrich, Kleiderjeller 472, 474, 547, 586.
 Stein, Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom 585, 589.
 Steinweg, Theodor 145, 506.
 Stern, Adolph 602.
 Sterne, Lorenz 253, 493 f.
 Stimmel, Ernst 312 Anm.
 Stolle, Ferdinand 133.
 Storm, Theodor 303, 310.
 Sträter, Edmund 417 Anm., 515 Anm., 559 Anm., 571 Anm.
 Stülpnagel, Buchhändler 62, 103.
 Stuttgart 37, 77, 94, 103, 104, 109, 114, 131, 138 f., 148, 174, 182, 191 ff., 202—206, 224, 232, 234, 247, 258, 262 ff., 282 f., 287, 299 f., 301 ff., 306 f., 307, 309, 349 f., 355, 356, 357, 362 ff., 368, 370, 371, 373, 377, 380, 381, 383, 386, 390, 393, 420, 438, 446, 474, 501 f., 536, 537, 549, 558, 559.
 Stuttgarter „Bergwerk“ 203 f., 299, 338, 356.
 Stuttgarter „Sonntagskränzchen“ 204 f., 224, 300, 381, 474.
 Suhl 281, 310, 386.
 Tacitus 21, 28, 39, 93.
 Tappe, Louis, Pfarrer und Familie (Hüttenrode und Boffzen) 159, 310, 420, 447, 586.
 Tappe-Vernon, Räte 447.
 Tellmann, Otto 593.
 Thaderay 47.
 Thienemann, August 481 Anm.
 Träger, Albert 480.
 Travemünde 235, 281, 386, 498, 499, 618.
 Trieps, Staatsminister 602.
 Tübingen 356 f., 602.
 Uhde, Constantin 506.
 Uhlend, Ludwig 205.
 Vieweg, Friedrich, Verlag 94, 101, 114, 129, 249.
 Vinde, Gisbert, Freiherr von 470.
 Vischer, Friedrich Theodor 205, 233.
 Vogel, Eduard 285.
 Voltaire 253, 417, 424.
 Wasserfall, Paul, zuletzt Generalarzt 25 Anm., 169 Anm., 172 Anm., 558, 559, 574, 575, 576, 578, 598, 619.
 Wasserfall, Kurt 575, 578, 601.
 Weferland 20, 21 f., 26, 36—40, 70 f., 101 f., 109 f., 152 f., 308 ff., 399 f., 420, 420 ff., 440 ff., 446 ff., 503 f., 547 f., 580 ff., 586.
 Westermann, George, Verlag 100, 101, 106, 114, 118, 143, 177, 187, 192, 261, 345, 355, 378 f., 404, 417, 437, 446, 451, 454, 456, 464, 480, 485, 495, 534.
 Wichert, Ernst 480.
 Wichert, Ernst 626 Anm.
 Wieland, Christoph Martin 253.
 Wien 131, 135—137, 141, 152, 160, 234, 262, 301, 329, 330, 331 ff., 337, 350, 498, 499, 540, 542.
 Wilhelm I., als Prinzregent v. Preußen 144, 147, 148; als König v. Pr. 309; als Deutscher Kaiser 400, 438, 536.
 Wilhelm II., Deutscher Kaiser 573, 586.
 Wilhelmshaven 559, 575, 576.
 Wolfenbüttel 24, 27, 28, 37, 40—45, 50, 55—58, 62, 76, 76 ff., 100 f., 111, 116 ff., 124, 125, 129, 140 f., 145 f., 156, 160, 162, 168, 169, 174, 176, 182, 191, 203, 225, 232, 235, 247, 266, 282 f., 285 f., 307, 310, 349, 364, 370 f., 407, 480, 507, 523, 542, 544, 550, 598, 601.
 Wolfenbütteler „Kaffee“, der 77 f.
 Wolfenbütteler „Namenloser Club“ 76 f., 145.
 Wolff, Julius 480.
 Wolzogen, Hans Paul Freiherr von 420 Anm., 471, 500, 543.
 Wuttke, Schneider 59.
 Zimmer, Hermann, 293 Anm.

Inhalt

Einleitung	II
I. Werden und Reifen	17
Jugendentwicklung: Ahnenerbe 19. Kindheit und Schule 36. Buchhändlerlehrzeit in Magdeburg 45. Die erste Heimkehr 55. — Idyll und Romantik: Berliner Studienjahre. Die Chronik der Sperlingsgasse 59. Ein Frühling 76. Der Student von Wittenberg. Die Kinder von Finkenrode 95. — Im Banne der Geschichte: Geschichtliche Novellen 115. Die Bildungsreise 130. Die Schillerfeier. Politische Lyrik 140. Der heilige Born. Ein Geheimnis. Die schwarze Galeere 150. Nach dem großen Kriege 158. Verlobung. Unseres Herrgotts Kanzlei 167.	
II. Aufstieg zur Meisterschaft	179
Der Erziehungsroman: Neue Lyrik 181. Der Erziehungsroman. Heirat und Übersiedelung nach Stuttgart 188. Die Leute aus dem Walde 193. Stuttgarter Leben 201. Der Hungerpastor 208. Der Hungerpastor. Entstehung und Bedeutung 216. Dramatische und epische Pläne. Ferienfahrt in die Heimat und an die Ostsee 223. Drei Federn 236. — Die Entschleierung des Lebens: Lebensnot und Dichtertäume. Novellen als Zwischenpiel 247. Das Jahr 1866: 262. Abu Telfan 267. Abu Telfan. Entstehung und Bedeutung 281. Goethe als Lebensführer 293. Freundschaftsbund mit Wilhelm Jensen 299. Fahrt in die Heimat und an die Nordsee. Schütterump-Stimmung 307. Der Schütterump 315. Der Schütterump. Entstehung und Bedeutung 334.	

III. Wider den Strom 347

Im Wandel der Zeit. Die Heimkehr: Der Marsch nach Hause 349. Des Reiches Krone 357. Übersiedelung nach Braunschweig 362. Der Dräumling 369. Die große Enttäuschung: Gründerjahre. Christoph Pechlin 379. Meister Autor 386. — Das Ringen um „wirkliches“ Menschentum. Die Drohungen des naiven Egoismus: Zum wilden Mann. Hörter und Corvey 393. Eulenpfingsten. Frau Salome 401. Tod der Mutter. Die Innerste 407. Vom alten Proteus 411. Adelsmensch und Phantast: Horacker 418. Wunzigel. Deutscher Adel 426. Alte Nester 436. Alte Nester. Entstehung und Bedeutung 446. — Kampf mit dem Zeitgeist. Zeitkritik und schöpferische Selbstkritik: Das Horn von Wanza. Fabian und Sebastian 453. Die Kleiderseller. Prinzessin Fisch 470. Villa Schönow. Pfisters Mühle 478. Unruhige Gäste 485. Entfugung: Im alten Eisen 495. Das Döfeld. Der Lar 502.

IV. Auf einsamer Höhe 513

Lebenssieg: Stopfluchen 515. Stopfluchen. Entstehung und Bedeutung 520. Raabes Stellung zu Bismarck. Gutmanns Reisen 533. — Einbruch der Tragik: Wachsender Widerhall. Tod der Tochter Gertrud 545. Kloster Lugau 550. Die Akten des Vogelsangs 557. — Ausklang: Hastenbeck 572. Schriftsteller a. D. Der 70. Geburtstag 590. Altershausen 604. Im Abendsonnenschein. Letzte Krankheit und Tod 614.

Raabes Lebenswirkung. Seine Stellung im deutschen Geistesleben 622

